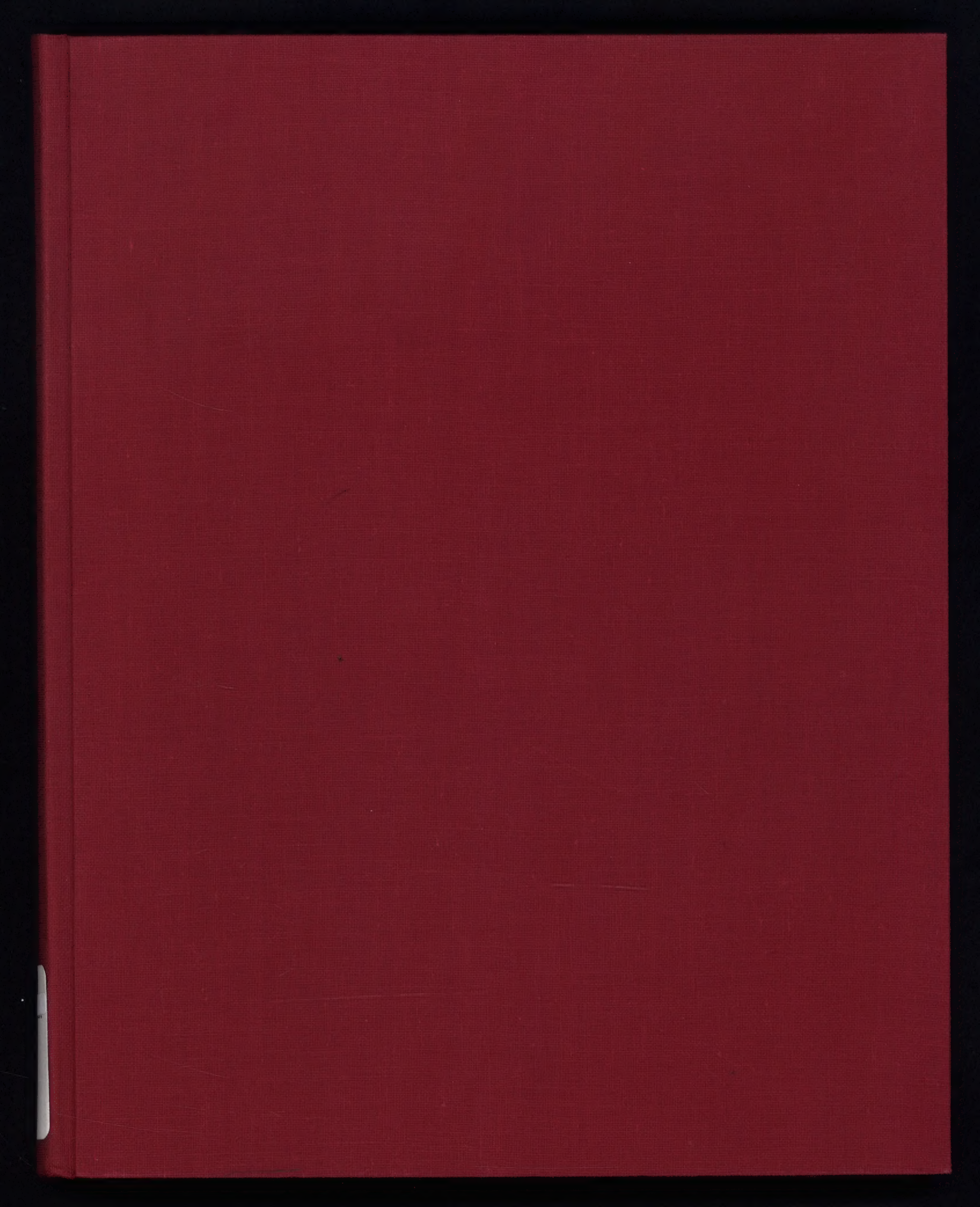
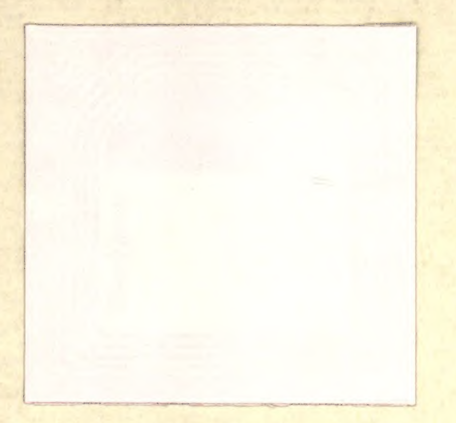
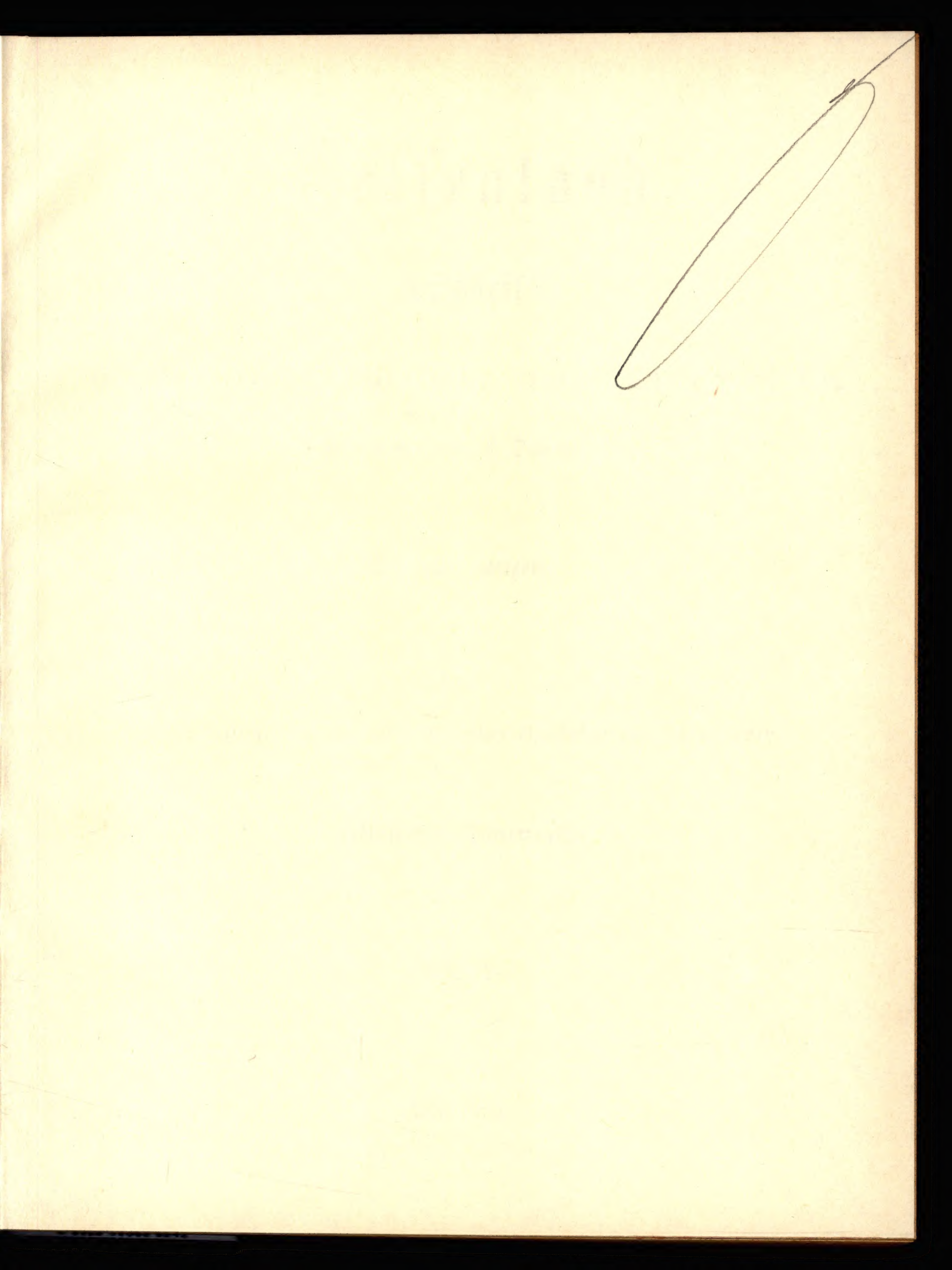
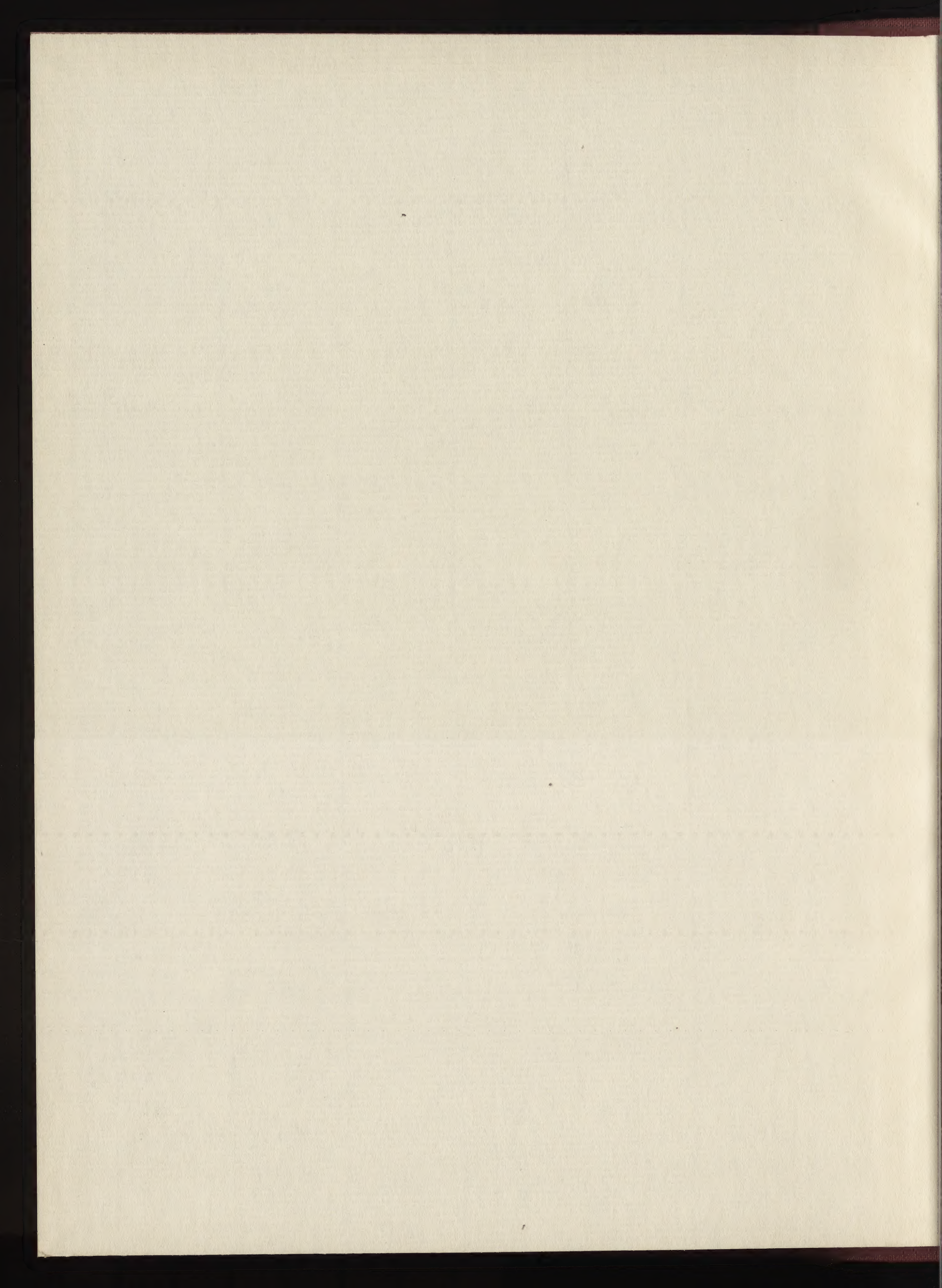








Hessenland

Zeitschrift

für

hessische Geschichte und Literatur.

Begründet von F. Zwenger.

Neunzehnter Jahrgang.

Redigiert

unter Mitwirkung namhafter hessischer Gelehrten und Schriftsteller

von

Wilhelm Bennecke.



Kassel 1905.

Druck und Verlag von Friedr. Scheel.

Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 1905.

Geschichtliche Aufsätze.

Kulturhistorisches, Biographisches, Kunst- und Literaturhistorisches usw.

Erzählungen, Novelletten, Skizzen.

Gedichte.

Aus alter und neuer Zeit.

Aus Heimat und Fremde.

Hessische Bücherschau.

Personalien.

Briefkasten.



№ 1. XIX. Jahrgang. Kassel, 2. Januar 1905.

Das neue Jahr.

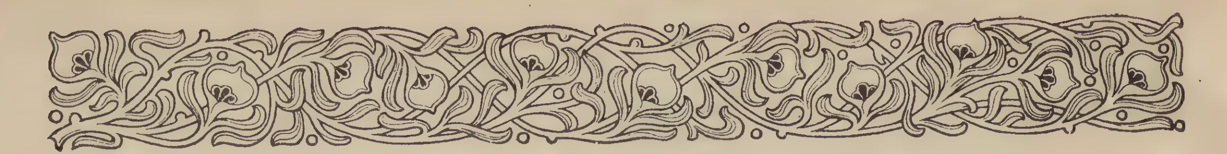
Das neue Jahr! Rings auf der weiten Erde
In Stadt und Dorf und in versteckter Hütte
Wird ihm ein festlicher Empfang bereitet.
Dort wird der Flügelschlag der letzten Stunde
Des alten Jahrs in frohgestimmtem Kreise
Durch lauten Scherz und helles Gläserklingen
Und ungezählte Reden übertönt;
Hier schaut ein junges Paar mit feuchtem Auge
Noch einmal in des Christbaums hellen Schein,
Gewiß, daß ihm des neuen Jahres Knospe
Zu schönster Blüte sich entfalten wird;
Dort wieder sitzt in seiner stillen Kammer
Ein Greis im Lehnstuhl sinnenvoll und blättert
Im stark vergilbten Buche seines Lebens:
Ob wohl der Stift der schwachen Hand entgleitet,
Eh' er die letzten Seiten noch gefüllt? —
Schon mehren auf den Gassen sich die Rufe,
Die allzufrüh das neue Jahr begrüßen
Und hier und da ein rauhes Echo finden.
Glück heißt das eine Wort, das heut ein jeder
Für seinen Nächsten und sich selbst ersehnt,
Und dieses Glück, es legt's wohl fast ein jeder
Sich je nach Wunsch und Einsicht anders aus.
Der wünscht sich dies, und Dieser wünscht sich jenes,
Nur wen'ge hat ein wechselvolles Leben
Gelehrt die hohe Weisheit, daß das Glück
Meist im Geschmack, nicht in der Sache liegt.
Doch still! Es schlägt die Uhr, der Kirchenglocken
Metall'ner Gruß durchzittert weihevoll
Die Winternacht; und wie zu unsren Häupten,
So klingt es jetzt im weiten Vaterland
Von Turm zu Turm an abertausend Herzen.
Die Hand zum Glas! Laßt neben eig'nem Glück,
Das wir erstrebt, des großen Vaterlandes,
Der Menschheit Glück nicht minder heiß erflehen!

Kassel. **Paul Heidelbach.**

Aufgeschaut.

Hinauf geschaut, nur freudig aufgeschaut!
Nicht zu den Großen dieser Erde,
Doch zu den Größen, wo sie immer stehen,
Im Volke oder auf des Thrones Höhen! — —
Kann etwas Dich aus trüber Enge hoch
Zu innerer Befreiung heben,
So ist's das Licht, das Menschengeist errungen,
Der, von des Urquells heil'ger Macht durchdrungen,
Die Ewigkeit des Geistes offenbart. — —
Ja, offenbart in allen großen Werken
Der reinen Kunst, des Wissens reichem Schatz
Und krafterfülltem, hehrem Glaubenssatz. —
Kannst Du auch selbst nicht, schaffend, aufwärts dringen,
Sind sie zu schwach, der eig'nen Seele Schwingen,
Laß von der Wahrheit Dich begeistern:
In einem bist Du doch verwandt den Meistern!
Der Funken in Dir, jener lichte Flammen
Aus gleicher, ewiger Quelle stammen;
Und hemmen hier Dich irdische Gewalten —
In Gottes Klarheit wirst Du Dich entfalten.

Wolfsanger. **Jeannette Bramer.**



Ein Brief Benedikts XIV. an Franz I. zu Gunsten des Erbprinzen Friedrich von Hessen.

Landgraf Wilhelm VIII. von Hessen-Kassel hatte den 1754 bekannt gewordenen Übertritt seines Sohnes, des Erbprinzen Friedrich, zum katholischen Glauben durch die sog. Assekurationsakte, auf die in Nummer 20 unserer Zeitschrift vom vorigen Jahre hingewiesen ist, zu einer rein persönlichen Angelegenheit des Prinzen gemacht und die möglichste Sicherheit geschaffen, daß dieser Religionswechsel keinen besonderen Einfluß auf die Regierung des Landes haben konnte. In katholischen Kreisen trat nun sofort eine lebhafte Agitation gegen die Assekurationsakte ein, indem deren Rechtsverbindlichkeit in Frage gestellt wurde. Viele Streitschriften entstanden, in denen die Gegner der Akte um so bestimmter auftraten, als Papst Benedikt XIV. selbst nach seinem Breve vom 20. Februar 1755 an die Erzbischöfe und Prälaten, die am Reichstage Sitz und Stimme hatten, als Führer in diesem Kampfe gelten konnte. Näheres über diese Agitation findet sich in der Schrift Dr. Theodor Hartwigs „Der Übertritt des Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel zum Katholizismus". Die Beeinflussungen des Erbprinzen von katholischer Seite führten endlich dahin, daß er zu Anfang des Jahres 1756 aus Hersfeld, wo er sich damals aufhielt, nach Wien zu entfliehen beschloß; durch einen seiner Vertrauten wurde aber der Plan dem Landgrafen verraten und die Flucht vereitelt. Wie tragisch man die Sachlage selbst im Vatikan auffaßte, davon geben zwei bisher noch nicht veröffentlichte Briefkonzepte in italienischer Sprache Kenntnis, die vor einiger Zeit von der Murhardschen Bibliothek in Kassel aus der in Rom zur Versteigerung gelangten Sammlung des Kardinals Parocchi erworben worden sind.*) Beide Konzepte sind anscheinend von der Hand Benedikts XIV., das eine von ihnen ist ein Briefentwurf für einen der Sekretäre an den Nuntius in Wien, das andere ein Schreiben des Papstes an den deutschen Kaiser Franz I., und in veränderter Fassung, was die Anreden betrifft, auch für die Kaiserin Maria Theresia bestimmt. Da der Inhalt des Briefes an den Nuntius in der Hauptsache mit dem Schreiben an den Kaiser gleichlautet, so sei aus ihm nur erwähnt, daß Se. Exzellenz der Nuntius angewiesen wird, die zwei beiliegenden Briefe Ihren kaiserlichen Majestäten zu überreichen, „indem Sie sich der Gründe und Argumente bedienen, die der Gegenstand reichlich bietet und sich bemühen, den Eifer Ihrer Majestäten anzuregen, daß sie unverzüglich an die Befreiung des gefangenen Prinzen denken". Der Schluß hat die folgende Fassung: „Ich bin sicher, daß einem solchen wichtigen Auftrag der Eifer und die Beredsamkeit Ew. Exzellenz, der ich die Hand küsse, entsprechen wird."

*) Der Vorsteher der Murhardschen Bibliothek Herr Stadtbibliothekar Dr. Steinhausen hat die Freundlichkeit gehabt, uns auf diese interessanten Briefe aufmerksam zu machen.

Der Brief des Papstes an den Kaiser, bzw. die Kaiserin lautet:

„6. März 1756.

Mehrfach sind Wir durch den Platz, den Wir auf Erden als Stellvertreter Jesu Christi und als Vater aller Gläubigen einnehmen, verpflichtet gewesen, den Schutz Ew. Majestät anzusuchen, aber kein Fall ist so dringlich gewesen, wie der gegenwärtige. Es handelt sich um die Freiheit, wenn nicht um das Leben eines Prinzen, der in Gefahr ist, es aus keinem andern Grunde zu verlieren, als weil er Katholik geworden ist und dies öffentlich erklärt hat. Es ist dies der Erbprinz Friedrich von Hessen-Kassel, der früher Ew. Majestät empfohlen, sich in förmlicher Haft in Kassel befindet, was, wie Wir glauben, Ew. Majestät schon bekannt sein wird.*) Aber Wir können in dieser äußersten Notlage Unsere Zuflucht nächst Gott nur zum Oberhaupt des Reiches und Sachwalter der Kirche nehmen. Deshalb bitten Wir mit der größten

*) Nach Hartwig, S. 169, war der Kaiserin Amalia, der Witwe Karls VII., in einem aus Hersfeld datierten Schreiben die Lage des Prinzen in den schwärzesten Farben geschildert worden, ebenso den Höfen zu Köln, in der Pfalz, in Augsburg und Würzburg. Die Absicht war, eine vermittelnde Intervention einzuleiten, damit dem Prinzen die „Freiheit" und die Wahl seines Wohnortes gelassen werde. Hartwig vermutet, daß von dieser Seite aus auch ein Interventionsgesuch nach Wien adressiert worden sei. Die in der Folge noch erwähnte Sendung des Generals v. Pretlack nach Kassel, für die sich das kaiserliche Schreiben auf das „öffentliche Gerücht von den Zwistigkeiten zwischen Sr. Liebden und dem Erbprinzen" bezog, würde, meint Hartwig, falls seine Vermutung begründet sei, eine vortreffliche Erklärung finden.

Wärme unseres Gemüts — ja, es ist die Religion selbst, die Ew. Majestät bittet — sofort auf die Befreiung des eingekerkerten Prinzen Bedacht nehmen zu wollen, bevor ihm ein verhängnisvolles Unglück zustößt, da unglücklicherweise ein offenbares Anzeichen der bösen Absicht des Landgrafen, seines Vaters, in der zu Uns gelangten Nachricht liegt, daß er im Geheimen einem Rat der Regierung in Kassel, früheren Sekretär des Sohnes, nur aus dem Grund den Kopf hat abschlagen lassen, weil er, obwohl er von dessen Übertritt gewußt, ihn nicht aufgedeckt und angezeigt hat. An diesem Werk, das Gott wohlgefällig sein und für das er Ew. Majestät belohnen wird, indem er Sie mit Ruhm bedeckt, werden Sie, so hoffen Wir, Ihre erhabene kaiserliche Gemahlin teilnehmen lassen. In der Erwartung, daß Wir zur Erleichterung Unseres betrübten Gemüts vernehmen werden, daß Unsere Bitten von der überaus frommen Denkungsart Ew. Majestät mit Wohlwollen aufgenommen sind, erteilen Wir Ihnen und der gesamten kaiserlichen Familie mit all' Unserer väterlichen Zärtlichkeit den apostolischen Segen."

Zu diesem Schreiben ist zu bemerken, daß eine Einkerkerung des Prinzen nicht stattgefunden hat, auch keiner der landgräflichen Räte enthauptet worden ist.*) Der in die Agitation verwickelte Oberkammerrat Stirn, der am 16. November 1755 verhaftet worden war, wurde am 7. Juli 1756 wegen Hochverrats zu einer dreijährigen Gefängnisstrafe verurteilt, von der er fünfzehn Monate auf dem hannoverschen Schlosse Scharzfels am Harz verbüßte, die übrige Haft wurde ihm auf Fürbitte seiner Frau von dem gutherzigen Landgrafen geschenkt.

Ob die obigen Schreiben des Papstes an ihre Adressen abgegangen sind, geht aus den Konzepten nicht hervor. Es ist aber anzunehmen, denn am 25. März traf General von Pretlack als außerordentlicher kaiserlicher Gesandter mit einem Schreiben des Kaisers Franz in Kassel ein. In diesem Schreiben, das allerdings schon vom 20. Februar datiert war, verwendet der Kaiser in warmen Worten sich für den Prinzen. Dieser hatte aber inzwischen eine Wandlung seines Wesens durchgemacht, er lehnte seine Ernennung zum kaiserlichen Feldzeugmeister aus eigenster Willensmeinung ab und hatte in Berlin die bedeutungsvolle Unterredung mit Friedrich dem Großen, von welchem Zeitpunkt an er mit Preußen für immer auf das innigste verbunden blieb. B.

*) Im Vatikan mag man bei den mißlichen Verhältnissen des Prinzen an die vor längerer Zeit (1692) in Hannover erfolgte Hinrichtung des Oberjägermeisters Grafen Moltke gedacht haben, der sich an einer Verschwörung des Prinzen Maximilian von Hannover beteiligt hatte. Dieser wollte die Bestimmung seines Vaters, daß das Herzogtum ungeteilt dem Erstgeborenen, im gegebenen Falle seinem älteren Bruder Georg zufallen solle, umstoßen und hatte zu diesem Zwecke sich mit mehreren Höfen in Verbindung gesetzt und auch dem Papste mitgeteilt, er beabsichtige katholisch zu werden, wenn er Hannover erhalte, während sein Bruder den englischen Thron besteige. Die Verschwörung wurde jedoch entdeckt und Graf Moltke mußte seine Anteilnahme mit dem Leben büßen.

Über die Kolonisation des Ostens und das Städtewesen.

Von H. Keßler.*)

I.

Durch die Rodungen waren immer mehr Flächen des Grund und Bodens angebaut und hierdurch der Bevölkerung neue Erwerbsquellen geschaffen worden. Bald erwiesen sich auch diese unzureichend, um die Bedürfnisse des Volkes zu befriedigen. Es mußten weitere Mittel und Wege gefunden werden, um die immer mehr steigende Bevölkerung zu ernähren. Diese Mittel bestanden hauptsächlich in der Eroberung und Kolonisation der Länder jenseits der Elbe und Gründung von Städten, in denen Handel und Gewerbe Aufnahme fanden. Betrachten wir zunächst die Kolonisation des Ostens.

In den ersten Jahrhunderten nach Christus ziehen die Germanen von Osten nach Westen. Schon um 300 ist das Land bis an die untere Oder und die Sudeten geräumt, um 400 sind die Germanen fast überall bis hinter die Elbe zurückgezogen und haben auch Mähren aufgegeben, um 500 ist Böhmen verlassen. Überall sind die Slaven geräuschlos in die menschenleeren Gegenden eingedrungen, um 600 reichen ihre Wohnsitze bis an die Saale und den Main; um 814 haben sie ihre dortigen Siedelungen beinahe bis Regensburg und Bamberg ausgedehnt, und von dem gesamten ostelbischen Boden ist nur noch der größte Teil Holsteins deutsch geblieben. Die am weitesten vorgeschobenen Posten des Slaventums waren die Wagrier zwischen Kiel und Lübeck, die Sorben an der thüringischen Saale und die Main- und

*) Dieser Aufsatz schließt sich an die von dem Herrn Verfasser im vorigen Jahrg. des „Hessenland" (Nr. 3—5 und 10 und 11) veröffentlichten an.

Rednitzwenden des oberen Maingebiets. Daß die letzteren im Beginn des 12. Jahrhunderts noch nicht vollständig germanisiert waren, erkennt man aus den Beziehungen der Bamberger Kirche zu den wendischen Missionsgebieten.

Die Hessen sind der einzige deutsche Volksstamm, der in geschichtlichen Zeiten so ziemlich vollkommen seine Heimat bewahrt hat. Bis an die Grenzen Hessens waren die Slaven vorgedrungen und mußten die Chatten im 5. und 6. Jahrhundert mit den aus Thüringen vorgedrungenen Slaven noch heftige Kämpfe bestehen. Damals wurde auch um 500 die Feste Reichenbach bei Lichtenau erbaut.

Zur Zeit der römischen Weltherrschaft waren die Chatten Jahrhunderte hindurch ein germanisches Grenzvolk gegen Rom, im 5. und 6. Jahrhundert ein deutsches Grenzvolk gegen die Slaven, und hatten sowohl mit den Römern wie später mit den Slaven langdauernde heftige Kämpfe zu bestehen. Zur Zeit der Karolinger, der fränkischen, sächsischen und schwäbischen Kaiser hatten sie fränkisches Grenzgebiet gegen Sachsen inne und nahmen an den Kämpfen jener Zeit und den Kreuzzügen regen Anteil. In den ersten Jahrhunderten der Regierung der Landgrafen aus dem Hause Brabant hatte Hessen viele Kämpfe namentlich mit Kurmainz und seinen Verbündeten, sowie den Adelsbünden der Sterner, Hörner, Falkener 2c. zu bestehen. Durch die häufigen Kriege mußte der kriegerische Sinn der Hessen gewaltig gehoben und sie hierdurch befähigt werden, in der Reformationszeit und den darauf folgenden Jahrhunderten eine Wehrkraft zu entwickeln, die größere Heere ins Feld stellen konnte, als deutsche Staaten mit bei weitem größerer Bevölkerungszahl vermochten.

In den weitgedehnten slavischen Ländern war zu erobern, zu kolonisieren, Land und Volk zu gewinnen für das Christentum, für die Kultur, für Deutschland.

Was im slavischen Osten von höherer Kultur festgewurzelt ist, das war hauptsächlich die langsam reifende Frucht deutschen Geistes und deutscher Arbeit. So oft auch im Mittelalter unter den Slaven im raschen Anschwellen große Reiche entstanden, welche den nationalen Rachekrieg begannen, immer zergingen sie wieder bei dem innern Mangel an geistiger Schöpferkraft und Ausdauer. Fragt uns jemand, wo sind eure Kolonien? so können wir antworten: Seht, fast das halbe Deutschland ist es, es ist erobert und deutsch geworden. Schon Karl der Große hatte an der Elbe die deutschen Schwerter blitzen lassen und Wilzen, Sorben und Czechen gelehrt, sich zu beugen. In der Unglückszeit unter den Spätkarolingern machten sie mit den magyarischen Plünderern gemeinschaftliche Sache. König Heinrich I. nahm das Werk des großen Karl wieder auf, unterwarf Obotriten, Haveller, Redarier und Daleminzier und drang siegreich in Böhmen ein. Vergebens erhoben die Slaven einen allgemeinen Aufstand. Otto der Große nahm sie noch schärfer aufs Korn. Er gründete die Bistumsitze Oldenburg in Holstein, Havelberg, Brandenburg, Merseburg, Meißen, Zeitz, Posen und stellte die alten Marken wieder her.

Als die nachfolgenden Kaiser ihre Tätigkeit hauptsächlich dem Süden und Südosten zuwandten, gewannen die Slaven im Nordosten wieder Raum und Stärke, die deutschen Bistümer verfielen, und anderthalb Jahrhunderte hatten die Feinde der Deutschen wieder die Oberhand. Dann aber kam die große Zeit der Hohenstaufen. Schon unter Lothar erhoben die Sachsen wieder ihre siegreichen Waffen, und unaufhaltsam ging jetzt das Erobern, Besiedeln nnd Deutschmachen vor sich. Wesentliche Hülfe leisteten dabei die Prämonstratenser Mönche; zahlreich verbreiteten sie ihre Klöster als ebensoviele Pflanzgärten des Deutschtums. (Die Prämonstratenser waren ein sehr strenger Orden, der aus den Benediktinern hervorging. Bei Spießkappel in Hessen hatten sie zwei Klöster, ein Mönchs- und ein Nonnenkloster.) Auch Johanniter und Tempelherrn blieben nicht aus, wo es wider Heiden zu streiten und zugleich Land zu erwerben gab. Namentlich im Brandenburgischen erbauten ihrer mehrere stattliche Burgen.

Vorzüglich waren es die Fürsten Graf Adolf II. in Holstein, Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär, die fort und fort die Slaven angriffen, zerstreuten und verdrängten. Graf Adolf II. gründete Lübeck, das ihm aber der rücksichtslose Heinrich der Löwe entriß. Dieser eroberte Mecklenburg und ließ nicht nach, bis 1147 ein großer Kriegszug gegen die Pommern zustande kam, der auch deren Lande in deutschen Besitz und Anbau brachte. Nur den Herzog Heinrich den Löwen, erzählt Helmold*), fürchten sie, der mehr als alle Herzöge vor ihm, mehr selbst als es der vielgefeierte Otto getan, die Kraft der Slaven gebrochen und an ihrem Gebisse den Zaum angelegt hat und sie lenkt, wohin er will. Städtereich wurde jetzt die Ostseeküste: Wismar, Ratzeburg, Rostock, Stralsund, Greifswald, Wolgast, Stettin entstanden. Nicht minder schaffte unterdessen Albrecht der Bär, welcher 1142 die sächsische

*) Lat. Chronist des deutschen Mittelalters, gebürtig aus Holstein, lebte im 12. Jahrh. Seine Chronica Slavorum reicht bis 1170.

Nordmark als selbständiges Fürstentum erhielt und die alte viel umstrittene Slavenfeste Brandenburg zu seinem Hauptsitze nahm, freien Raum, in welchem deutsche Bürgerschaften zu Stendal, Salzwedel, Havelberg, Brandenburg, Spandau, Berlin und andere gedeihen konnten. Wichtiger noch als der Städte- und Burgenbau war die Besiedelung des platten Landes weit und breit mit deutschen Bauern. Helmold erzählt: „Weil das Land menschenleer war, so sandte der Nordalbinger Graf Adolf, dem Wagrien zuteil wurde, Boten aus in alle Lande, nach Flandern und Holland, nach Utrecht und Westfalen und ließ alle die, welche um Land verlegen wären, auffordern, mit ihren Familien hinzukommen: sie würden sehr gutes geräumiges, fruchtbares, Fisch und Fleisch im Überfluß darbietendes Land und vorteilhafte Weiden erhalten. Diesem Aufrufe folgend, erhob sich eine unzählige Menge aus verschiedenen Völkern, und sie kamen mit ihren Familien und ihrer Habe ins Land der Wagrier zum Grafen Adolf, um das Land, das er ihnen versprochen hatte, in Besitz zu nehmen." Auch von Albrecht dem Bären heißt es bei Helmold: Er wurde durch Gottes Gnade in der Ausdehnung seines Besitztums auf das umfassendste gefördert. Unzählige starke Männer kamen von den Grenzen des Ozeans und haben das Gebiet der Slaven, das ganze Gebiet der Brizonen und Stoderanen und vieler Völker, welche an der Havel und Elbe wohnten, unterjocht und bezogen, sowie Städte und Dörfer gebaut und haben zugenommen an Reichtum über alle Berechnung hinaus.

Die Verteilung des Landes zum Anbau geschah nun an Mönche, die ein Kloster, an Adlige, die eine Burg, oder an kundige Städter, die ein Dorf gründen wollten. Die eigentlichen Träger der Kolonisation und Germanisation waren die Herrn, die Großgrundbesitzer, die Geistlichkeit und namentlich die Städte. (Neuere Forschungen sollen ergeben, daß die Einwanderung von Bauern nicht so bedeutend gewesen sei, wie früher angenommen und vorstehend erwähnt ist.) Es stellten sich auch Unternehmer ein, welche die Sache geschäftsmäßig betrieben. Gewöhnlich wurden 30 bis 40 Hufen, jede zu 30 Morgen, ausgemessen und dem Unternehmer übergeben, damit er eine jede Hufe mit einer Bauernfamilie besetze. Er selbst behielt sich und seinen Erben ein paar Freihufen vor und das Schulzenrecht, d. h. die niedere Gerichtsbarkeit, vermöge deren er die Aufsicht hatte, die Steuern beitrieb und von den Gerichtsgefällen einen Teil für sich behielt. Jedem Bauern wurden ein paar Freijahre ausbedungen, nach deren Ablauf er den Zehnten an die Geistlichkeit, den Erbzins an den Fürsten oder dessen Vasallen zu zahlen hatte. Das Wesentliche war, daß in diesen Neulanden ein hart arbeitendes, kerniges, aber freies und selbständiges Bauernvolk erwuchs, und daß auch die Städte sich selbst verwalteten, nach Magdeburger oder Lübecker Recht, das auf freies uralt sächsisches Gemeinderecht zurückwies. Viele deutsche Stämme zogen nach dem Osten. Wahrscheinlich zogen mit den Bayern viele Schwaben und Alemannen, mit den Sachsen viele Thüringer und Franken. Unter den letzteren werden auch wohl Hessen gewesen sein. Lamprecht erwähnt in seiner deutschen Geschichte, daß auch Hessen sich an der Eroberung und Kolonisation des Ostens beteiligt haben. Es muß jedoch nicht unerwähnt gelassen werden, daß im 12. Jahrhundert noch in Hessen sehr starke Rodungen vorgenommen wurden, während in den bei weiten meisten anderen deutschen Ländern das rodbare Land bereits angebaut war. Eine einheitliche Leitung der Kolonisation war insofern meist vorhanden, als die Bayern, Alemannen und Schwaben gemeinschaftlich vorgingen, und im Norden gemeinschaftlich die Westfalen, Thüringer, Hessen, Flanderer und Friesen. In Böhmen und Mähren trafen die Wanderzüge aus Nord und Süd zusammen, so daß hier die Kolonisation auch weniger einheitliche Züge zeigt. Hier sind die Slaven am wenigsten germanisiert, was die erbitterten Kämpfe zwischen Deutschen und Czechen in unserer Zeit zu beweisen scheinen.

Lamprecht sagt in seiner Geschichte zur jüngsten deutschen Vergangenheit Seite 208: Als das deutsche Reich zerfiel, schufen die deutschen Bauern in unbewußt einheitlichem Tätigkeitsdrang ein neues Deutschland kolonialer Art, knüpften Bürger, von Stadt zu Stadt, engere Beziehungen, die den gelockerten Reichsverband in mancher Hinsicht zu ersetzen geeignet waren. Da wo sich der Kolonisationsdrang und deutsch bürgerliches Wesen in reichster und geschichtlich voraussetzungslosester Entfaltung innig begegneten, da erschienen die letzten großen Schöpfungen eines zusammenfassenden gemeindeutschen Geistes, Hansa und deutscher Orden.

Ein großer Teil der Bevölkerung, die auf dem platten Lande nicht mehr den nötigen Unterhalt finden konnte, zog in die Städte. Ein Städtewesen hat Deutschland zuerst durch die Römer erhalten. In den den Römern unterworfenen Gebieten Deutschlands entstanden Städte mit römischer Kultur. Aber diese wurden in den Stürmen der Völkerwanderung zerstört, und blieb wenigstens von dem eigentümlichen römischen Stadtrecht nichts in ihnen erhalten. Bis ein Bürgertum vorhanden war, dazu hat es einer sehr

allmählichen Entwickelung bedurft. Ein lebhafteres Verkehrswesen lassen uns zuerst die Marktprivilegien der Ottonen und die im 10. Jahrhundert notwendig werdende Befestigung größerer Ortschaften erkennen. Auf diesem Gebiete hat Heinrich I., dem freilich im allgemeinen das Prädikat des Städtegründers nicht zukommt, ein wirkliches Verdienst um das deutsche Städtewesen sich erworben. Im 11. und 12. Jahrhundert bildet sich dann eine besondere städtische Verfassung, ein Stadtrecht und demgemäß ein Bürgerstand in bestimmter Weise aus. Im Jahre 1066 findet sich urkundlich zum ersten Male der Ausdruck burgenses (im Privileg für die belgische Stadt Huy). Aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammen die ältesten erhaltenen Zunftbriefe. Jetzt begann die Wanderung vom Land in die Stadt. Wenn meistens behauptet worden ist, daß die Bürger, speziell die Handwerker, aus den Hörigen der Stadtherrn hervorgegangen sind, so ist darauf zu entgegnen, daß sich die Bevölkerung der Städte regelmäßig überwiegend aus Einwanderern zusammensetzt. Es ist also wohl anzunehmen, daß diese Entwickelung der Dinge hierin ihren Grund hat, daß die überschüssige Bevölkerung auf dem Lande gezwungen war, sich neue Erwerbsquellen zu schaffen, diese in den Städten zu finden hoffte und deshalb dahin zog. Diese Leute waren teils Freie, teils Hörige. Die letzteren blieben teilweise zu gewissen Leistungen an ihre alten Herrn verpflichtet, doch wurde der Übergang zur vollen Freiheit durch Privilegien, die die Städte erhielten, und auf anderem Wege allmählich bewirkt. Überdies bildete sich früh der Rechtsgrundsatz aus, daß der Herr den Rechtsanspruch, den er an eine in die Stadt wandernde Person zu haben glaubte, innerhalb Jahr und Tag geltend machen mußte.

Älter als das deutsche Bürgertum ist das des benachbarten Frankreichs und namentlich das italienische. Das englische ist mit dem deutschen etwa gleichaltrig. Dagegen hat Deutschland den Vorzug vor den skandinavischen Reichen, welche wesentlich später ein Städtewesen erhalten.

Jede Stadt hat einen Markt, sie ist ferner befestigt. Die Wichtigkeit des Marktes für die Entstehung der Stadt illustriert das Wort Marktrecht, welches in der ältesten Zeit oft gleichbedeutend mit „Stadtrecht" gebraucht wird, die Wichtigkeit der Befestigung das Wort „Burgrecht", welches ebenfalls oft Stadtrecht bedeutet, sowie das Wort Bürger. Bei der Mangelhaftigkeit der Kommunikationsverhältnisse knüpfte sich der Verkehr eng an die festgesetzten Markttage; bei der öffentlichen Unsicherheit konnten Orte, welche dem Handel und Gewerbe eine Stütze geben wollten, nicht des Schutzes der Ummauerung entbehren.

Die Gemeindeverfassung ist von Haus aus in der Stadt dieselbe wie auf dem platten Lande. Indessen während die meisten Gemeinden von einem Grundherrn abhängig sind, wissen die Stadtgemeinden sich von der Herrschaft des Gemeindeherrn mehr oder weniger frei zu machen, seinen Anteil an den Gemeindenutzen zu beseitigen, die Ordnung und Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten selbst in die Hand zu bekommen.

Der Handel im Mittelalter wurde zunächst von einer den Grundherrn gegenüberstehenden Klasse der umherziehenden mercatores in die Hand genommen. Aus Ansiedelungen solcher Kaufleute, die ein Fürst oder Grundherr herbeirief, um ihnen auf seinem eigenen Grund und Boden die Bildung einer freien Marktgemeinde zu gestatten, gehen die mittelalterlichen Städte in ihrer Mehrzahl hervor. Die Juden bilden nach einigen Urkunden den mächtigsten Bestandteil der Kaufmannschaft. Als 1084 der Bischof von Speier eine Neustadt gründen wollte, glaubte er durch nichts besseres zu ihrem Gedeihen beitragen zu können, als wenn er durch Privilegien die Juden zur Besiedelung dieser Neustadt anlockte. In Worms, Mainz und anderen Orten wurde den Friesen, die ihr Tuch rheinaufwärts brachten, eine Gasse oder Quartier eingeräumt. Die deutschen Kaufleute gewannen für Whisby und Stockholm eine ähnliche Bedeutung.

Der infolge des Erwerbs größerer Selbständigkeit und der Erweiterung der Aufgaben wachsende Geschäftskreis der Gemeinde macht die Einsetzung neuer Kommunalorgane nötig, von denen die wichtigsten Bürgermeister und Rat sind. Der in der Landgemeindekompetenz liegende Keim der Ordnung der wirtschaftlichen Verhältnisse entwickelte unter gleichzeitigem Erwerb öffentlich rechtlicher Befugnisse kräftig weiter bildend eine bedeutsame wirtschafts- und sozialpolitische Gesetzgebung. In ihr hat die öffentliche Gewalt zuerst die Lösung der großen Aufgaben in Angriff genommen, die das Wesen der modernen Staatsverwaltung bilden. Die Geschichte des deutschen Verwaltungsrechts hat fast in allen Teilen anzuknüpfen an die Rechtsinstitute und Satzungen der Städte des 14. und 15. Jahrhunderts. Die Handwerker schließen sich zu Zünften zusammen, wie die Kaufleute, obwohl seltener, zu Kaufmannsgilden. Nach außen hin zeigte sich die mittelalterliche Stadt als ein festes Gemeinwesen. Die Abschließung ist auf das umfassendste durchgeführt. Gelegentlich hat eine Stadt ihren Einwohnern verboten, außerhalb der Mauern Gevatter zu werden. Die haupt-

sächlichsten Mittel, die die wirtschaftliche Abschließung der Städte aufrecht halten, waren das Stapel-, das Bannmeilen- und das Gästerecht. Das Stapelrecht zwang die Kaufleute, welche in den damit ausgestatteten Ort kamen, ihre Waren daselbst eine Zeitlang oder gar überhaupt feil zu bieten. Das Bannmeilenrecht war eine Waffe gegen eine etwaige Konkurrenz des umliegenden platten Landes, es verbot den Betrieb gewisser Gewerbe, besonders häufig des Brauens in einem bestimmten Umkreis um die Stadt. Das Gästerecht unterwarf die in die Stadt kommenden Kaufleute (die sogenannten Gäste) starken Beschränkungen, untersagte ihnen etwa den Kleinverkauf oder den Verkauf gewisser Waren oder gestattete ihnen den Handel nur zu gewissen Zeiten. Namentlich verbot es auch den Bürgern Kompagniegeschäfte mit Fremden. Die Zeiten, zu denen dem Fremden der Verkehr in den Städten am ehesten eröffnet wurde, waren die Markttage, die teils Wochen-, teils Jahrmärkte waren.

(Fortsetzung folgt.)

Hessische Totenschau von 1904.

Privatdozent Dr. Georg Freiherr v. Liebig, 76 Jahre alt, München, 2. Januar. — Rentner Heydenreich, Mitglied des Kommunallandtags und des Kreistags, 64 Jahre alt, Spangenberg, 3. Januar. — Seminardirektor Dr. Karl Lang, 51 Jahre alt, Mettmann, 3. Januar. — Amtsgerichtsrat a. D. Friedrich Hahn, 81 Jahre alt, Hanau, 12. Januar. — Justizrat Karl Uckermann, 79 Jahre alt, Marburg, 14. Januar. — Geh. Baurat a. D. August Schuchardt, 75 Jahre alt, Kassel, 20. Januar. — Oberrealschullehrer Professor Otto Böhmel, 49 Jahre alt, Marburg, 24. Januar. — Obersekretär a. D. Johann Wissenbach, 76 Jahre alt, Kassel, 25. Januar. — Geh. Justizrat Professor Dr. Lehmann, 51 Jahre alt, Marburg, 27. Januar. — Direktor der städtischen Gas- und Wasserwerke Emil Merz, 47 Jahre alt, Kassel, 3. Februar. — Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Schell, 77 Jahre alt, Karlsruhe, 13. Februar. — Baronin Marie von Falkner, geb. Lindner, 85 Jahre alt, Vacha, 22. Februar. — Landforstmeister a. D. Ludwig von Baumbach, 80 Jahre alt, Freiburg i. B., 25. Februar. — Professor Alexander Büchner, 76 Jahre alt, Hannover, März. — Landgerichtsrat a. D. Adolf Heldmann, 67 Jahre alt, Marburg, 11. März. — Prinz Maximilian von Ysenburg und Büdingen, 36 Jahre alt, Wächtersbach, 18. März. — Pfarrer Adalbert Schneider, 78 Jahre alt, Haimbach, 1. April. — Kgl. Gymnasialoberlehrer Friedrich Heckmann, 42 Jahre alt, Rinteln, 7. April. — Geheimer Sanitätsrat Dr. Justus Schneider, Direktor des Landkrankenhauses, 62 Jahre alt, Fulda, 8. April. — Oberpostkommissar a. D. Rechnungsrat Eduard von Sturmfeder, 85 Jahre alt, Kassel, 10. April. — Gymnasialdirektor a. D. Dr. Wilhelm Fürstenau, 86 Jahre alt, Kassel, 10. April. — Kgl. Landgerichtspräsident z. D. Geheimer Oberjustizrat Bernhard Collmann, 76 Jahre alt, Berlin, 11. April. — Kgl. Forstmeister Friedrich Sprengel, 58 Jahre alt, Melsungen, 19. April. — Oberlehrer a. D. Professor Pfarrer Dr. Julius Scheer, 68 Jahre alt, Hanau, 20. April. — Gymnasialdirektor a. D. Geheimer Regierungsrat Dr. Gideon Vogt, 73 Jahre alt, Kassel, 30. April. — Prof. Dr. Höhlbaum, Gießen, 2. Mai. — Kgl. Forstmeister a. D. Wilhelm Lentz, Sooden a. W., 7. Mai. — Pfarrer und Vorsteher des Gertrudenstifts Ludwig Friedrich Thamer, 66 Jahre alt, Großenritte, 10. Mai. — Pfarrer Karl Lamm, 64 Jahre alt, Hanau, 11. Mai. — Kunstmalerin Fräulein Emilie von der Embde, 87 Jahre alt, Kassel, 14. Mai. — Zigarrenfabrikant Wilhelm Joseph, 79 Jahre alt, Witzenhausen, 20. Mai. — Kommerzienrat Gustav Jung, 79 Jahre alt, Amalienhütte, 20. Mai. — Generalarzt a. D. Dr. Friedrich Otto Eilert, 70 Jahre alt, Kassel, 21. Mai. — Journalist Rudolf Ramspeck, 59 Jahre alt, Darmstadt, 23. Mai. — Amtsgerichtssekretär a. D., vorhinniger kurhessischer Garnisonauditeur Georg Flohr, 81 Jahre alt, Kassel, 29. Mai. — Städtischer Schulinspektor Pfarrer a. D. Emil Spangenberg, 66 Jahre alt, Kassel-Wehlheiden, 5. Juni. — Dekan Elard Brigleb, 82 Jahre alt, Worms, 15. Juni. — Pfarrer Philipp Rommel, 64 Jahre alt, Wernswig, 16. Juni. — Großherzoglicher Regierungs- und Baurat August Dittmar, 64 Jahre alt, Darmstadt, 21. Juni. — Kommerzienrat Biermann, 67 Jahre alt, Frankfurt a. M., 23. Juni. — Pfarrer Dr. Karl Sallmann, Kirchhain, 25. Juni. — Direktor der Hofbibliothek Dr. Gustav Nick, 54 Jahre alt, Darmstadt, 25. Juni. — Hauptmann a. D. und Fürstlich Schaumburg-Lippischer Kammerherr Kurt von Specht, 40 Jahre alt, Langenschwalbach, 26. Juni. — Gymnasialdirektor a. D. Geh. Regierungsrat Dr. Eduard Goebel, Mitglied des Abgeordnetenhauses, 73 Jahre alt, Fulda, 30. Juni.

— Major a. D. Felix Karl Friedrich von Löwenstein, 61 Jahre alt, Trier, 2. Juli. — Landgerichtsrat a. D. Friedrich Ludwig Witz, 82 Jahre alt, Kassel, 22 Juli. — Generalsuperintendent a. D. Johannes Ludwig Credé, 76 Jahre alt, Detmold, 22. Juli. — Oberlehrer Dr. Mertz, 85 Jahre alt, Biedenkopf, 22. Juli. — Professor Geheimrat Dr. Julius Bergmann, 64 Jahre alt, Marburg, 24. August. — Kurhessischer Major und Flügeladjutant a. D. Freiherr Louis von Eschwege auf Jestädt, 85 Jahre alt, Jestädt, 24. August. — Oberstleutnant a. D. Kurt von Frankenberg und Ludwigsdorf, 56 Jahre alt, Kassel, 28. August. — Kgl. Forstmeister Robert Hohensee, 63 Jahre alt, Fulda, 1. September. — Kgl. Forstmeister Julius Krause, 63 Jahre alt, Waldau, 10. September. — Professor Karl von Schmidt, Marburg, 11. September. — Rentner Wilhelm Heräus, 79 Jahre alt, Hanau, 14. September. — Rentner Wilhelm Schöffer, 73 Jahre alt, Gelnhausen, 17. September. — Pfarrer Theodor Fett, 68 Jahre alt, Kirchhain, 18. September. — Fideikommißbesitzer Oswald von Buttlar a. d. H. Elberberg, 62 Jahre alt, Schloß Riede, 28. September. — Fabrikant Christian Reul, 83 Jahre alt, Kassel, 28. September. — Dr. med. Theodor Bartholmai, 74 Jahre alt, Steinau, 6. Oktober. — Gymnasialoberlehrer Friedrich Burhenne, 56 Jahre alt, Hersfeld, 3. November. — Superintendent Sopp, Hanau, 10. November. — Metropolitan a. D. Conrad, Rothenditmold, 16. November. — Sanitätsrat Dr. Hohmann, 74 Jahre alt, Neukirchen, 17. November. — Generalmajor Philipp Schneider, 56 Jahre alt, Frankfurt a. M., 24. November. — Kreisarzt Medizinalrat Dr. Edmund Zülch, 59 Jahre alt, Kassel, 26. November. — Generalleutnant z. D. Georg von Roques, 71 Jahre alt, Kassel, 1. Dezember. — Ehemal. Vorsitzender der Handwerkskammer Schlossermeister Heinrich Römer, 52 Jahre alt, Kassel, 2. Dezember. — Fischhofspächter Georg Seelig, 68 Jahre alt, Fischhof bei Bettenhausen, 2. Dezember. — Geheimer Postrat a. D. Kaspar Schreiner, 69 Jahre alt, Kassel, 5. Dezember. — Professor Dr. Balthasar Wagner, 85 Jahre alt, Fulda, 10. Dezember. — Gymnasiallehrer Professor Dr. Eduard Hartmann, Göttingen, 23. Dezember. — Zahnarzt Karl Foerster, 35 Jahre alt, Kassel, 31. Dezember.

Das Lämpchen der Mutter.

Skizze von M. Ille-Beeg.

„Gehst Du heut Abend wieder aus, Emma?"

„Natürlich. Warum hätte ich sonst die gute Bluse angezogen."

„Du siehst sehr hübsch darin aus und der neue Rock paßt fein dazu. Niemand wird erraten, daß wir ihn selbst gemacht haben."

Das blasse, etwas verblühte Gesicht der Tochter verzog sich, während sie in den Spiegel blickte, zu einem spöttisch mitleidigen Lächeln.

„Mutter, das verstehst Du nicht. Wenn Du die andern feinen Damen sehen könntest, würdest Du schon erkennen, wie armselig ich dagegen bin."

Betrübt schwieg die alte Frau einen Augenblick, dann begann sie wieder schüchtern:

„Aber um so größer ist dann doch die Ehre, daß Du immer zu ihren Gesellschaften geladen wirst."

Emma lachte auf — ein bittres Lachen!

„Ja, die arme Musiklehrerin ist schließlich nicht zu umgehen. In Pausen der Langeweile kann sie etwas zum Besten geben, dann fließt die Unterhaltung sofort wieder flott. Aber was will man machen? Ich muß schließlich doch froh sein über diese sogenannten Auszeichnungen, dadurch erhalte ich manche neue Schülerin, und was auch nicht zu verachten ist, eine vortreffliche Bewirtung."

„Ja, zu Hause kann ich Dir freilich nichts so Gutes vorsetzen, armes Kind!" seufzte die alte Frau und erhob sich, um mit ihren zitternden, ungeschickten Händen ihrer Tochter in die Jacke zu helfen. Als dies nicht gleich gelang, entschuldigte sie sich:

„Verzeih, mir ist heut etwas sonderbar, so schwindlig. Aber hab keine Sorge, ich lege mich bald zu Bett."

„Ja, liebe Mutter, versprich mir's. Aber nicht wahr, vorher stellst Du mir noch das Lämpchen auf die Treppenstufe. Es ist keine Kleinigkeit, bei der Finsternis so hoch empor zu klimmen. Neulich hast du's vergessen."

„Natürlich darf das nicht wieder vorkommen. Ich schlief nur zuvor ein. Aber geh jetzt ruhig, mein Kind, daß Du Dich nicht verspätest. Und sei recht vergnügt, vergiß die häuslichen Sorgen — Gott segne Dich, meine Tochter."

Die Arme der alten Frau schlangen sich so innig um den Hals des Mädchens, daß dieses sich in einer Regung dankbarer Rührung niederbeugte und einen warmen Kuß auf die eingefallenen Wangen der Mutter drückte. Dann verließ Emma die Stube, und die Frau war allein. Sie wollte nun beginnen, Ordnung zu machen und die umherliegenden Kleider

wegzuräumen, aber wieder überfiel sie ein Gefühl von Schwäche, so daß sie in den Lehnstuhl sank. Und während sie das müde Haupt hier anlehnte, begann eine Traumwelt vor ihr aufzusteigen. Ihr ganzes vergangenes Leben, die sonnigen Tage der Kindheit, die kurze, unsagbar glückliche Zeit der Liebe und Ehe und dann die langen, grauen, eintönigen Jahre einsamer Witwenschaft, in der nur ein einziger Stern ihr leuchtete, ihr Kind, ihre Emma. Was hatte sie für diese vom Himmel für Glück erhofft und erfleht, wie hatte sie gesorgt und gedarbt, um ihrer Tochter eine bessere Zukunft zu ermöglichen, — die Jahre kamen und gingen, das Glück kehrte nicht ein, und jetzt hatte die Mutter beinahe das Hoffen verlernt. Jede einigermaßeu sorglose Stunde aber erschien ihr wie ein Sonnenstrahl und darum dachte sie auch heute: „Wie gönne ich dem Kind den schönen Abend. Gewiß wird sie doch vergnügt sein und spät heimkommen. Wenn ich nur nicht vergesse, das Lämpchen hinunterzustellen.“

* * *

Mitternacht war schon nahe, da hielt eine dunkle Gestalt unten vor dem Hause still. Der Schlüssel wurde ins Schloß gesteckt. Er drehte sich nur schwer bei der harten Kälte. Als die Türe geöffnet war, gähnte tiefe Dunkelheit auf der steilen Treppe, nur unsicher fiel ein schwaches Dämmern durch ein schmales Fenster herein.

„Also hat die Mutter richtig wieder die Lampe herunterzutragen vergessen. Das finde ich sehr unaufmerksam, ich erinnerte sie doch so dringend. Nach all der öden Langeweile nun noch der ungastliche Empfang.“

Unter Seufzen stieg das Mädchen, langsam sich vorwärts tastend die knarrenden Stufen empor, bis sie endlich im vierten Stockwerk angelangt war. Ein schwacher Lichtschein drang durch die niedere Türe.

„Die Mutter noch nicht zu Bett?“ dachte Emma verwundert

Nein, die Mutter war noch nicht zu Bett. Dort saß sie im Lehnstuhl, aufrecht, aber mit geschlossenen Augen. Ein seliges, überirdisches Lächeln verklärte ihre Züge, als ob sie im letzten Augenblick ihres Daseins noch ein lichtes Bild vor ihrer Seele gesehen hätte.

Und vor ihr stand eine verglimmende Lampe, das Lämpchen, welches sie ihrer heimkehrenden Tochter auf die Stiege tragen wollte.

Aus alter und neuer Zeit.

Zwei Staatsverbrecher. Im Mai 1849 trat ich mit Bewilligung des hessischen Justizministers den vorgeschriebenen Akzeß am Landgericht Zwingenberg i. d. B. an. Landrichter war ein jovialer Herr, **Pistor** mit Namen, der mich mit den Worten des Mephisto empfing: „Ich muß Sie nun vor allen Dingen in eine muntere Gesellschaft bringen, damit Sie sehen, wie gut sich's in der Bergstraße leben läßt.“ Das ganze Landgerichtspersonal war nämlich schon im Begriff, nach Bensheim abzudampfen, um dort bei Guntrum in der „Sonne“ mit den Bensheimern eine Weinsitzung abzuhalten. Unter den Zwingenbergern fand ich einen Bekannten von der Hochschule her, der einige Jahre älter war als ich und schon eine Remuneration von 400 Gulden bezog, **Wilh. Mittler**, mit dem Spitznamen „Klapphorn“. Er ist vor einigen Jahren als Oberamtsrichter in Groß-Umstadt gestorben. In Bensheim erhielt ich die Weintaufe so gründlich, daß ich am folgenden Tag mich ruhigen Betrachtungen über Faust, Mephisto, den Auerbachschen Keller, Pistor und die Bensheimer Weinstube hingab und dann sehr gute Vorsätze für die Zukunft faßte. Übrigens hatte Guntrum das ganze Landgerichtspersonal in einem großen Wagen nach Zwingenberg fahren lassen. Näheres ist nicht mehr zu ermitteln. — Mit dem „Klapphorn“ wurde ich bald sehr befreundet. Wir arbeiteten in demselben Zimmer am Gericht, speisten im „Zeitgeist“, d. h. dem Gasthaus zum Löwen, machten unsere Gänge in die schöne und für mich hochinteressante Umgegend meist zusammen. Mittler war eine ruhige und doch humoristische Persönlichkeit. Er trug wie ich einen weißen Filzhut, damals Parlamentshut genannt, weil er bei vielen Abgeordneten zum Frankfurter Parlament gesehen wurde. Dieser Parlamentshut sollte für uns beide verhängnisvoll werden. Am Tage der Schlacht bei Hemsbach, in welcher das badische Revolutionsheer von dem hessischen Militär von der Grenze zurückgetrieben wurde, gingen wir an den Zwingenberger Bahnhof, um etwaige Neuigkeiten über den Kampf einzuheimsen, sahen aber nur einen Tornister, der von einer Kugel durchbohrt war. Ein preußischer Unteroffizier wurde durch den Anblick sehr erregt und sprach Drohungen gegen die Badenser aus. — Auf dem Rückweg in die Stadt sprachen uns zwei hessische Soldaten an und fragten, woher wir wären, worauf wir kurz antworteten. An jenem Tage war der General **Peucker**, kurz vorher noch Reichskriegsminister, mit seinem Stab unter Begleitung des hessischen Generals **von Bechtold**

in Zwingenberg eingetroffen und saß schon mit den Offizieren am Mittagsmahl, als die preußische Heeresabteilung, die er gegen die badischen Insurgenten führen sollte, von Darmstadt her einrückte. Ich wollte mit Mittler diesen Einzug von meiner Wohnung aus ansehen, wir wurden aber an der Haustüre von der preußischen Wache umringt und genötigt, sofort, von 16 Mann mit aufgepflanztem Seitengewehr geleitet, in den Hof des „Zeitgeist" zu marschieren. Dort sahen wir eine Anzahl junger Offiziere, die sehr entrüstet schienen und durcheinander schrieen: „An den Gerlen muß ein Exempel statuiert wärren, die Gerle müssen dodt jeschossen wärren." — Ein älterer Offizier wurde von der Mittagstafel gerufen, er war sehr unwirsch und sagte, nachdem ihm die oben genannten hessischen Soldaten irgend etwas gesagt hatten, in befehlendem Tone: „Fort mit ihnen auf die Hauptwache!" Die Gewehre wurden von den 16 Mann aufgenommen, und unter deren Schutz wurden wir Akzessisten zum Entsetzen der Bürgerschaft durch die Hauptstraße Zwingenbergs in das Rathaus am Marktplatz geleitet. Dort lagen nun auf einer Streu mehrere gefangene Freischärler, teilweise verwundet, die von Hemsbach her bereits eingebracht waren. Ein Unteroffizier bedeutete uns, daß wir uns zu diesen Bassermannschen Gestalten zu legen hätten. Trotz meiner Wut über die uns widerfahrene unerklärliche barsche Behandlung konnte ich dem Unteroffizier doch lächelnd erklären, daß wir zu den Leuten dort nicht gehörten, und als er höflich nach unseren Namen gefragt und erfahren hatte, daß wir Akzessisten am Landgericht seien, sagte er: „Ach, Sie sind doch gewiß keine Freischärler" und ließ uns in seiner Nähe Platz nehmen. So harrten wir denn mehrere Stunden auf das Kommende. Endlich erschien ein Offizier, den ich in Frankfurt als Parlamentsmitglied im Parlamentshut gesehen hatte, und erklärte, daß ein hessischer Auditeur vom Rhein kommen und uns verhören würde. Ich fragte, was man denn von uns wollte, — wir müßten an unsere Arbeiten am Landgericht, aber wir erhielten keinen Aufschluß. Wieder nach einiger Zeit erschien derselbe Offizier und teilte uns mit: Se. Exzellenz der Herr General Peucker habe befohlen, daß wir aus der Haft zu entlassen seien, sofern wir uns durch Ehrenwort verpflichteten, die Stadt Zwingenberg so lange nicht zu verlassen, als das preußische Hauptquartier dort bleibe. Diese Bedingung konnten wir eingehen, und so verließen wir das uns so liebenswürdig angewiesene Notquartier. Im Garten zum „Zeitgeist" sammelte sich in kürzester Zeit eine große Anzahl Zwingenberger Bürger, die entrüstet waren über die Schmach, die man ihren Akzessisten durch die Verhaftung und den Transport zwischen 16 Soldaten angetan hatte. Jetzt aber wurde die Befreiung gefeiert und um so freudiger, als der preußische Offizier nochmals zu uns trat und uns erklärte, es sei die ganze Sache einem bedauerlichen Irrtum zuzuschreiben, Se. Exzellenz gebe uns das uns bindende Ehrenwort zurück und bäte uns, keinen Haß auf das preußische Militär zu werfen. Ich wollte noch Satisfaktion haben wegen der „Gerls, die dodt geschossen werden müßten", — allein diese wurde unter Hinweisung auf den Kriegszustand abgelehnt. — Zugleich wurden wir bedeutet, daß unsere weißen Hüte für Heckerhüte gehalten worden seien, und daran wurde der Rat geknüpft, daß wir sie in der Kriegszeit nicht mehr öffentlich tragen möchten. — Sie also waren die Verbrecher. Unsere immerhin ziemlich rasche Befreiung hatten wir dem zeitigen Dirigenten des Landgerichts Herrn Assessor W i e n e r und dem Herrn General von Bechtold zu verdanken. Dieser verkehrte vordem in Darmstadt mit meinem Vater, dem „alten Herrn Landrat", und an ihn wandte sich Herr Wiener, nachdem er sich in seine Staatsuniform gesteckt und den Dreimaster aufgesetzt hatte. Wiener verbürgte sich dafür, daß wir nichts Unrechtes begangen haben könnten, ich müßte denn irgend eine unvorsichtige Äußerung getan haben, das sei aber bei Mittler auch ausgeschlossen. Als Herr von Bechtold erfuhr, daß ich der Sohn des alten Landrat sei, erklärte er mit Lachen: „Der ist gewiß kein Freischärler", und der Mann hatte Recht. —

Mittler hat die tragische Geschichte in acht Bildern auf eine lange Tafel gemalt, dazu mit anderen Freunden ein Lied gedichtet, dieses in Melodie nach „Niemand hat so großes Pech, als der Bürgermeister Tschech" gesetzt, und so wurde die Mordgeschichte in Begleitung einer alten Drehorgel im Kasino aufgeführt. Eine Abbildung des Mittlerschen Kunstwerks ist in meinem Besitz. —

Erwähnt sei noch, daß am Tage nach unserer Befreiung unsere Mitgefangenen auf einem Wagen nach Darmstadt gebracht wurden. Die Zwingenberger Sicherheitswache, mit alten Gewehren bewaffnet, saß auch auf dem Wagen. Im Wald bei Bickenbach wurde diese Gesellschaft von Mecklenburger Reitern, die auch die Sicherheitsmänner für Freischärler hielten, überfallen und mit Säbelhieben traktiert. — Das hätte uns auch passieren können, wenn wir mit von der Partie gewesen wären. — Es war besser so. — Ein alter Oberhesse.

F r a n z ö s i s c h e G e f a n g e n e a u f S p a n g e n b e r g (1 8 7 1.*) Als in dem siegreichen Kriege von 1870/71

*) Nach dem Berichte eines Augenzeugen. (J. V.) „Hessische Morgenztg." Nr. 4071 u. 4525 (1871).

Hunderttausende französischer Soldaten in deutsche Gefangenschaft fielen, da war guter Rat teuer, wo man sie alle unterbringen sollte. Schließlich kam man darauf, einige auch in verschiedene Orte Niederhessens zu legen. So erhielten Breitenau 750, Fritzlar 700, Rotenburg 300. Auch die Burg Spangenberg wurde bedacht. — Die Zahl der Gefangenen ließ sich ja nicht mit den großen Lagern in Köln, Mainz und anderen Orten vergleichen, aber ihr Aufenthalt war gewiß gesunder und schöner. Im Januar 1871 erging plötzlich an die Stadtbehörde zu Spangenberg der Befehl, die Räume der Feste zur Aufnahme von Kriegsgefangenen herrichten zu lassen. Nun wurde gehämmert und geklopft, Wände abgebrochen und so Zellen zu Sälen gemacht, große Speisekessel eingefügt usw. Am 22. Januar, einem Sonntage, begann das neue, fremdartige Leben in den alten verlassenen Räumen. Alt und jung war auf den Beinen, um den merkwürdigen Anblick der Einziehenden zu genießen; denn bei der damaligen Weltabgeschiedenheit Spangenbergs hatte noch niemand einen leibhaftigen Franzosen gesehen. 350 Gefangene trafen ein, bewacht von 50 Mann des 32. Infanterie-Regiments. Der Befehlshaber gestattete bereitwilligst den Besuch der Feste. Am Eingange stand eine Wache. Man glaubte in eine Kaserne zu treten. Ähnlich ging es im Hofe zu, ähnlich war auch das Innere des Schlosses eingerichtet. In einem der Säle hatte man 80 Mann untergebracht. Wohlgeordnet zeigten sich die langen Reihen der Lagerstätten, um diese herum standen und saßen und lagen die Gefangenen, unter ihnen schöne Gestalten. Alle Waffengattungen Frankreichs waren vertreten, auch Zuaven und Turkos fehlten nicht, eine bunte Gesellschaft. Ebenso bunt war die Art ihrer Beschäftigung: einige nähten und flickten, andere spielten Karten und Schach, ein Schwarzer tanzte zum Ergötzen seiner Kameraden und der Besucher in komischen Sprüngen herum. Alle waren zufrieden und vergnügt, manche sogar ausgelassen. Die Sorge für die Ordnung hatte man in den einzelnen Räumen den gefangenen Unteroffizieren übertragen, die ihr Amt gewissenhaft versahen. Die Küchenbeamten und Speisemeister gehörten gleichfalls zu den Gefangenen. Ihre weiße Küchenkleidung gab ihnen ein sauberes und freundliches Aussehen. Zu verschiedenen Tageszeiten wurden Abteilungen in die Stadt geführt, um Wasser heraufzuholen. Dabei leisteten sie sich zur Freude der Stadtjugend allerhand lustige Streiche, die die Wachmannschaft ruhig geschehen ließ.

Sie äußerten sich anerkennend über ihre Verpflegung. Ob die deutschen Gefangenen in Pau und anderen Orten Südfrankreichs wohl ebenso gut aufgehoben waren und ebenso heiter lebten?*) —

Als gegen Abend des 29. Januar die Einnahme von Paris amtlich bekannt gemacht wurde, ließ der Befehlshaber der Feste das frohe Ereignis durch Kanonenschüsse verkünden. Unter den Franzosen entstand Aufregung: einige ließen bedenklich die Köpfe hängen, andere freuten sich, in der Hoffnung auf baldige Heimkehr, wieder andere waren ungläubig und riefen wiederholt: „Paris, nichts kaputt!"

Nach dem Friedensschlusse wurden die Franzosen in ihre Heimat entlassen. Die Spangenberger sahen die Fremdlinge ungern scheiden. Sie verloren nicht nur eine Quelle ungewöhnlicher Unterhaltung, sondern auch erheblicher Einnahmen. Noch im Herbste 1871 machten sie Anstrengungen, damit das Schloß in ein Invalidenhaus verwandelt würde. Aber ohne Erfolg.

A.

*) Vgl. dagegen die Schilderung des Freiherrn von und zu Gilsa „Das Lazarett in Sèvres während der Belagerung von Paris 1870/71", Jahrg. 1903, Seite 204.

Aus Heimat und Fremde.

80. Geburtstag. Am 20. Dezember beging Herr Geheimer Baurat Friedrich Hoffmann in Fulda in voller Rüstigkeit seinen 80. Geburtstag, bei welcher Gelegenheit ihm zahlreiche Beglückwünschungen und Ehrungen zuteil wurden, die den besten Beweis dafür lieferten, einer wie großen Beliebtheit er sich in allen Kreisen erfreut. Herr Geheimer Baurat Hoffmann, dessen Tätigkeit durch sein hohes Alter keine Einbuße erlitten hat, zählt zu den besten Kennern der Kirchenbauten und hat auch in unserer Zeitschrift Aufsätze über „Die ältesten Kirchen im Hochstifte Fulda" (Jahrg. 1890) und über „Den früheren und jetzigen Dom zu Fulda" (Jahrg. 1900) veröffentlicht; möge er noch lange in der seitherigen Frische und Gesundheit weiter wirken.

Hochschulnachrichten. Der vertretungsweise mit der Direktion des pharmakologischen Instituts beauftragte Privatdozent in der medizinischen Fakultät der Universität Marburg Dr. O. Loewi ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden. — Der außerordentliche Professor Dr. Neumann in Breslau ist an Stelle des verstorbenen Professors der Mathematik Dr. Heß vom 1. April 1905 ab an die Universität Marburg versetzt worden. — Dem Geheimrat Dr. Duden, Gymnasialdirektor

in Hersfeld, ist anläßlich der 50. Wiederkehr seines Promotionstages das Diplom von der Universität Marburg erneuert worden.

Todesfälle. Am 23. Dezember verschied in Göttingen Professor Dr. Eduard Hartmann. Er war 1848 als Sohn des Gymnasiallehrers Dr. Julius Hartmann geboren, hatte das Gymnasium in Rinteln besucht und sich ebenfalls dem Lehrfach gewidmet. Nachdem er einige Jahre in Kassel unterrichtet, trat er in das Lehrerkollegium des Gymnasiums zu Rinteln ein, dem er fast dreißig Jahre angehörte, bis er durch ein längeres Leiden genötigt wurde, leider vergeblich, Heilung in Göttingen zu suchen. Er war ein trefflicher Schulmann und genoß allenthalben die größte Hochachtung. Von besonderer Liebe zu seiner engeren Heimat beseelt, beschäftigte er sich auch mit geschichtlichen Forschungen. Auf seine am Geburtstage des Kaisers 1903 gehaltene Festrede „Zur Geschichte der Schaumburg und der Burg Hohenrode", veröffentlicht im Schulprogramm des Gymnasiums zu Rinteln, ist im „Hessenland", 1903, Seite 111, hingewiesen worden.

Am 31. Dezember starb zu Kassel der Zahnarzt Karl Foerster im 36. Lebensjahre. Wegen seines geraden, zuverlässigen Charakters, seines gesunden Urteils und seines in sich gefestigten Wesens erfreute sich der Verstorbene im privaten und öffentlichen Leben hoher Achtung und wegen seiner Liebenswürdigkeit und seiner gesellschaftlichen Gaben in einem großen Freundes- und Bekanntenkreis allseitiger Wertschätzung. Foerster war einer der gesuchtesten Zahnärzte Kassels. Mit reichem Interesse und vielem Verständnis für Literatur begabt und mit Vorliebe den Darbietungen der dramatischen Kunst zugetan, lieferte er seit einer Reihe von Jahren recht bemerkenswerte, treffende Beurteilungen von Schauspiel-Aufführungen in der „Hessischen Morgenzeitung" und dem „Kasseler Stadtanzeiger". Auch wir verlieren in ihm einen sehr geschätzten Mitarbeiter, da er seit 1901 die Berichte über das Kasseler Hoftheater in unserer Zeitschrift verfaßt hat. Der Verstorbene war Vorsitzender des Kasseler Vereins für Feuerbestattung. Die Leiche ist nach dem Krematorium in Eisenach überführt worden.

Zu Witzenhausen starb am 7. Dezember in ihrem 76. Lebensjahre Karoline Henkel, die älteste Tochter des Justizrats Heinrich Henkel (ehemaligen kurhessischen Obergerichtsanwaltes). Über die Dahingeschiedene geht uns von ihr nahegestandener Seite das Nachfolgende zu: Von Vater und Mutter her einer alten hessischen Familie entstammend, die Mutter war eine geborene Bezzenberger aus Marburg, besaß die Verstorbene ein ausgeprägt hessisches Denken und Empfinden. Die hochgehenden Wogen der politischen Kämpfe in Hessen, die Zeiten der „Strafbayern", die „Festungszeit" des über alles geliebten Vaters fielen in die Jugendzeit der ältesten Tochter, die tatkräftig mit der Mutter die Lasten des großen Haushaltes trug. Als treue, fürsorgende Schwester überall in ihrem großen Geschwisterkreis aushelfend, stand sie auch Jahre lang dem Haushalt eines verwitweten Bruders vor, der in Berlin wohnte. Als aber das Alter nahte, zog es die Verstorbene mächtig zurück in die hessische Heimat. In der lieblichen Werrastadt, im herzlichen Verkehr mit einem dort wohnenden Bruder, der der Heimgegangenen besonders nahe stand, verlebte sie friedlich-schöne Jahre nach vielbewegtem Leben.

Meßhaus. In Kassel ist mit dem Abbruch des in der Königsstraße liegenden Meßhauses, das dem neuen Rathausgebäude Platz machen muß, begonnen worden. Die erste Herstellung der „Kaufgalerie" von Simon Ludwig du Ry geschah 1762 bis 1763, als unter der Regierung des Landgrafen Friedrich II. die Messen in Kassel eingeführt wurden. Das „Meßhaus" bildete ein Viereck, das einen geräumigen Hof einschloß. Im ersten Stockwerk zogen sich die Kaufgalerien hin, in denen sich zur Blütezeit der Messen stets ein sehr lebhaftes Treiben entwickelte. Im 2. Stock befand sich früher die Schuhgalerie und in den untersten Gewölben hielten die fremden Lederfabrikanten feil. (Nach der mit dem Adreßbuch von 1828 verbundenen Beschreibung Kassels ist das 300 Fuß lange Vorder- oder Hauptgebäude in der westfälischen Zeit in einem Sommer „aber sehr leicht, nach französischer Art" erbaut worden.)

Hessische Bücherschau.

Hafner, Prof. Philipp. Geschichte des Gymnasiums zu Hersfeld von 1817—1876. Hersfeld (Kommissionsverlag der Hoehlschen Buchhandlung, A. Webert) 1904.

Auf 68 starken Seiten bietet uns der Verfasser als Beilage zum Jahresbericht von 1904 eine interessante Geschichte des Hersfelder Gymnasiums von 1817—1876. Die fleißige Arbeit zerfällt in vier Teile, von denen Teil I die Zeit von 1817—1832, Teil II von 1832—1848, Teil III von 1848—1867 und Teil IV von 1867—1876 behandeln. Beigegeben ist ein drei Nummern umfassender Anhang: Anhang I bringt biographische Nachrichten über die Lehrer des Hersfelder Gymnasiums, Anhang II eine Frequenztabelle und Anhang III ein Verzeichnis der Abiturienten seit Herbst 1820. Aus der reichen Fülle von Einzelheiten sei im

folgenden einiges hervorgehoben, soweit es auch in weiteren Kreisen Beachtung verdient.

Nach der Wiederherstellung des hessischen Kurstaates im Jahre 1813 wollte die Hersfelder Gelehrtenschule anfangs nicht recht gedeihen, und erst 1815 zählte man wieder 52 Schüler. 1817 folgte eine Neuordnung der Anstalt, an der nunmehr vier Lehrer unterrichteten. Ein allgemeiner Lehrplan umfaßte Griechisch, Lateinisch, Französisch, Hebräisch und Mathematik als die wichtigsten Fächer, insbesondere wurden Lateinisch und Griechisch wieder stramm getrieben, der Charakter der Gelehrtenschule trat wieder mehr in den Vordergrund. Man wollte die „Geister wecken", gegen Obskurantismus, Mystizismus und gegen die Lockungen der römischen Kirche die Schüler wappnen, 1820 wurde die Reifeprüfung eingeführt, in der es hauptsächlich auf die alten Sprachen, den deutschen Stil, Mathematik und Geschichte ankam. Die Anstalt stand unter dem Oberschulrat in Kassel, die Gehälter der Lehrer wurden verbessert. Das Verhalten der Schüler gab viel zu Tadel Veranlassung, jedoch verliefen zwei Feste ohne Mißklang: die dritte Jahrhundertfeier der Überreichung der Augsburger Konfession 1830 und die Feier der neuen kurhessischen Verfassung 1831.

In der Zeit von 1832—1848 erfuhr die Anstalt zunächst im Winter 1832/33 eine Umgestaltung. Das Lehrerkollegium bestand nunmehr aus sechs Lehrern, die nach dem damaligen Brauch Theologie und Philologie studiert hatten, an der Spitze der treffliche Direktor Dr. Wilhelm Münscher, dessen Charakter und dessen wissenschaftliche Tüchtigkeit der Verfasser glänzend würdigt. Im Lehrplan standen die alten Sprachen immer noch im Vordergrund, die Leitung der Anstalt unterstand seit 1836 unmittelbar dem kurfürstlichen Ministerium des Innern. Zweimal im Monat fanden Lehrerkonferenzen statt, und es wurde nach preußischem Muster das Institut der Klassenordinariate eingeführt. In der Reifeprüfung trat insofern eine Änderung ein, als seit 1838 in sämtlichen Sprachen und Wissenschaften, die gelehrt wurden, eine Prüfung stattfand, d. h. die Prüfungsgegenstände wurden vermehrt, und Mathematik und die sog. Realien erfreuten sich von nun an einer höheren Wertschätzung. In der Ausbildung der Lehrer war auch alsbald ein Fortschritt zu verzeichnen, 1833 wurde eine Prüfung für Bewerber um ein höheres Lehramt geschaffen, später noch eine zweite, sog. praktische Prüfung eingelegt. Wer diese bestanden hatte, konnte mit Versehung einer Lehrerstelle beauftragt werden, dann wurde er Hilfslehrer, später ordentlicher Gymnasiallehrer. Die Hilfslehrer bezogen 300 und 400, die ordentlichen Lehrer 500, 600, 700 und 800 Taler Gehalt, je nach den Altersstufen. Alle Lehrer hatten Dienstwohnungen. Eine „Dienstanweisung für sämtliche Gymnasiallehrer des Kurstaats" regelte alle amtlichen Verhältnisse der Direktoren und Lehrer. Daß die Zeit- und Streitfragen auch an den Hersfelder Pädagogen nicht spurlos vorübergingen, sei hier nur nebenher erwähnt. Für die auswärtigen Schüler wurde die Errichtung eines Konviktoriums geplant, es kam aber nichts derartiges zustande.

Aus dem Zeitraum von 1848—1867 interessiert natürlich vor allem die Stellung der Lehrer und Schüler zu der großen nationalen Bewegung der Zeit. Gymnasiallehrer Pfarrer Jacobi wurde zum Vertreter des Hersfelder Wahlkreises in die Nationalversammlung gewählt, wo er sich der erbkaiserlichen Partei anschloß, und Gymnasiallehrer Wiskemann verfaßte eine Preisschrift, in der er die Demokratie als die theoretisch-beste Staatsform nachwies. Doch auch die Schüler waren von den freiheitlichen Ideen der Zeit ergriffen. In einem „Aufruf an die Hersfelder Gymnasiasten", den der Primaner Keller verfaßt hatte, gaben 58 Schüler zu erkennen, daß sie sich jetzt alle „Du" nennen, fleißig die Tabagie besuchen und eine Turnerschaft mit demokratischer Verfassung bilden wollten. Ausschreitungen kamen jedoch nicht vor, und die Erregung legte sich bald auch in der Hersfelder Jugend. Das Jahr 1849 brachte dann wieder eine Neuordnung des Schulwesens, die alten Sprachen behielten auch jetzt noch ihre Vormachtstellung, doch wurde das Deutsche als Lehrziel gehoben, und es wurden die Leibesübungen obligatorisch gemacht. Die Hassenpflugschen Erlasse, die sich auf die Stellung der Lehrer zum Christentum bezogen, machten natürlich auch in Hersfeld böses Blut, wichtiger aber waren die organisatorischen Veränderungen, die im Lehrplan vorgenommen wurden. Man klagte über die Buntscheckigkeit des Lehrplans, über das Überwiegen der Grammatik und über die Vernachlässigung der Lektüre. Soweit diese Klagen berechtigt waren, wurden sie durch Verfügungen vom Jahre 1859 abgestellt, doch unter allen Umständen der Charakter der Anstalt als eines gelehrten Instituts gewahrt. Dies zeigte sich auch im Lehrerkollegium, wo wissenschaftliche Regsamkeit herrschte, auch wurden die Gehälter aufgebessert. Direktor Münscher feierte 1857 sein 25jähriges Direktorjubiläum und 1867 das 50jährige Dienstjubiläum; bald darauf ging er in Pension und starb 1872 in Kassel.

Mit der Einverleibung Kurhessens in den preußischen Staat wurde alsbald auch der preußische Lehrplan an den kurhessischen Gymnasien eingeführt, manche Übelstände wurden abgestellt, doch von den berechtigten „Eigentümlichkeiten" nicht viel gerettet. Auch im Lehrerkollegium kamen zahlreiche Veränderungen vor, der Normaletat von 1872, der die Gehälter erheblich vermehrte, wurde eingeführt, die Schüler erhielten mehr Freiheiten, mehrtägige Turnfahrten wurden üblich und das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern vertrauensvoller und inniger. Dies zeigte sich besonders bei der 300jährigen Jubelfeier des Gymnasiums, die am 2. Juli 1870 begangen wurde, und wo es hoch herging. Einige Tage später brach der deutsch-französische Krieg aus, an dem 26 Primaner teilnahmen. Mit dem Schlusse des Sommersemesters 1876 trat Direktor Dr. Eyssel, der mehr Literarhistoriker als Pädagoge war, in den Ruhestand, und Direktor Dr. Duden, der Verfasser der bekannten orthographischen Wörterbücher, übernahm die Leitung des Gymnasiums, die er heute noch mit starker Hand führt.

Dies ist in flüchtigen Strichen gezeichnet der Inhalt der lesenswerten Abhandlung, die namentlich für die Geschichte des hessischen Gelehrtenschulwesens von hoher Bedeutung ist. Hoffen wir, daß uns der verehrte Herr Verfasser, der allen Freunden hessischer Geschichte durch seine Arbeiten über die Reichsabtei Hersfeld im Mittelalter und über Oberstleutnant Lingg wohlbekannt ist, auch nach seiner Übersiedlung in seinen neuen Wirkungskreis in Höchst den letzten Abschnitt der Geschichte des Hersfelder Gymnasiums, die Darstellung der Zeit von 1876 bis zur Gegenwart, beschert.

E. B.

Schelenz, Hermann. Geschichte der Pharmazie. XI und 934 Seiten Lexikonformat. Berlin (Verlag von Julius Springer) 1904. Preis 20 Mk., in Halbleder geb. 22,50 Mk.

Das vorliegende umfassende Werk ist in Kassel entstanden und das Ergebnis zehnjähriger angestrengter Arbeit, denn es wird die Entwickelung der Pharmazie bei allen Völkerschaften von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, welcher letzteren das umfangreiche Kapitel „Die selbständig gewordene Pharmazie" gewidmet ist, in der gewissenhaftesten Weise dargelegt. Die oft gebrauchte Redewendung von einem „bienenhaften Fleiß" kann man auf dieses Werk

mit voller Berechtigung anwenden, da das Sachregister ungefähr 26000 Hinweise enthält. Auch für den, der sich nicht gerade lebhaft für die Arzneikunde interessieren sollte, bietet das Werk vielseitige Anregung, besonders in dem Abschnitt, der von den „Geheimwissenschaften und -Künsten" handelt. Welch eine Fülle von Material vorlag, geht schon aus dem Umstand hervor, daß aus einem Teil der Vorstudien ein ganzes Buch geworden ist, das unter dem Titel „Frauen im Reiche Äskulaps" bei Ernst Günther in Leipzig 1900 herauskam. Hessen erscheint in dem großen Werke Schelenz' in einem sehr vorteilhaften Licht, da Wilhelm IV. sowie seine Gemahlin Sabine und Moritz der Gelehrte die Heilwissenschaften ganz besonders förderten. Unter den zahlreichen Quellen ist auch mehrfach der im „Hessenland" 1890 erschienene Aufsatz „Die ältesten Apotheken der Stadt Kassel und ihre Besitzer" von dem dahingeschiedenen W. Rogge-Ludwig angeführt. B.

Brilmayer, Karl Johann, Schulrat zu Mainz. Rheinhessen in Vergangenheit und Gegenwart. Geschichte der bestehenden und ausgegangenen Städte, Flecken, Dörfer, Weiler und Höfe, Klöster und Burgen der Provinz Rheinhessen nebst einer Einleitung. 8⁰. VII u. 513 S. Mit Bildnis des Großherzogs, 5 Voll-, 185 Textbildern und Karte. Gießen (Emil Roth) 1905. Preis 8 Mk., eleg. geb. 10 Mk., Prachtausgabe 15 Mk.

In acht Lieferungen à 1 Mark hat der namentlich in Hassiacis sehr rührige Verleger wieder soeben ein Werk zu Ende gebracht, auf das die Einwohner des Großherzogtums Hessen stolz sein können; das aber für uns Kurhessen ein Gebiet der althessischen Lande erschließt, welches in der Nordhälfte von Hessen am wenigsten bekannt sein dürfte. Rheinhessen oder „Hessen bei Rhein" ist das 1814 aufgelöste, nördliche, vorher zumeist kurpfälzische Drittel des kaiserlich französischen Departements „Tonnerre" samt dem „goldenen" Mainz nebst gegenüberliegendem Castel, auch „Cassel" genannt. Erst nach zweijähriger Zwischenverwaltung erhielt Großherzog Ludwig I. für das an Preußen abgetretene, ehemals kurkölnische Herzogtum Westfalen, mit der Hauptstadt Arnsberg im Sauerlande, das heute Rheinhessen genannte Gebiet und nannte sich seitdem „Grosherzog von Hessen und bei Rhein". Und doch ist es, wenn auch am spätesten den Römern entrissen und sicher am allerdünnsten chattisch besiedelt, auch einst Chattenland im fränkischen Reiche gewesen.

Dies hätte unter anderm, wie überhaupt die auf nur zehn Seiten zusammengedrängte „Einleitung" über Land und Leute sowie die Provinz in staatlicher und kirchlicher Verwaltung allzuknapp erscheint, vom Verfasser ausführlicher dargelegt werden müssen. Denn Chatten haben hier gewohnt zweifelsohne, so daß also der Satz des Verfassers dadurch sehr einzuschränken ist, „wiewohl Hessen niemals hier wohnten". Für eine jedenfalls zu erwartende Neuauflage empfehlen wir zu der trefflichen Karte im Maßstab 1:80000 im Texte des erweiterten, allgemeinen Teils die Beigabe folgender 4 Kartenskizzen: einer geologischen, hypsometrischen, sprachlichen und — last not least — einer historischen (etwa aus dem Jahre 1786).

Um so ausführlicher ist dagegen der zweite, spezielle oder Hauptteil gestaltet worden, der ein vollständiges Ortsverzeichnis nebst allen Wüstungen in einem durchgehenden Alphabete von Abenheim bis Zotzheim auf den Seiten 11 bis 503 enthält, an das sich Ergänzungen und ein Register bis S. 513 anschließen. Neben allen statistischen Daten für die Jetztzeit sind über 200 Abbildungen beigebracht, die für die fünf Kreisstädte, Mainz, Worms, Bingen, Alzey und Oppenheim, Extratafeln darbieten. Was uns aber am meisten interessieren muß, ist die Beigabe der Ortswappen und Siegel sowie vieler historischer Daten, die sich geradezu zur vollen Ortsgeschichte erweitern. Wer da weiß, mit welchen Schwierigkeiten die Herbeischaffung solcher Wappen und Daten oft verbunden ist, wird dem Verfasser und Verleger dafür großen Dank wissen und wünschen, daß unseres unvergessenen Landau 1842 erschienenes „Kurfürstentum Hessen" unter Beigabe von Illustrationen in dieser Art neu herausgegeben würde. Daran könnte sich ja ein ähnliches Werk über den Regierungsbezirk Wiesbaden und über die beiden großherzoglich hessischen Provinzen Starkenburg (mit Darmstadt) und Oberhessen (mit Gießen) anschließen. Vorerst aber können wir Brilmayers „Rheinhessen", das der Verleger so schön ausstattete, jedermann angelegentlichst empfehlen.

Bronnzell bei Fulda, 24. Dezember 1904.

Dr. phil. F. Seeling.

Jonas, Heinrich. Fimf Geschichderchen vun Kasselänern, di de in d'r Wulle gefärwed sinn. 2. Auflage. Kassel (Verlag von Karl Vietor, Hofbuchhandlung) 1904. Gebunden 1,50 M.

Es hieße Wasser in die Fulda tragen, wollte man zum Lobe dieses von sonnenwarmem Humor durchtränkten Buches noch viele Worte machen, ist es doch längst jedem, der den unverfälschten Kasseler Dialekt schätzt, ein lieber, oft und gern hervorgeholter Besitz geworden. Hier soll nur das Erscheinen einer neuen Auflage verzeichnet und jeder bemitleidet werden, dem diese famosen „Geschichderchen" noch nie das Zwerchfell erschütterten, während sie ihm gleichzeitig Tränen der Wehmut in die Augen trieben. Heinrich Jonas ist „der" Lokaldichter Kassels, und was mehr besagen will, ein echter Dichter. Heidelbach.

Erinnerungsblätter aus der Dienstzeit des Gustav Frh. Rabe von Pappenheim bei dem 2. Großh. Mecklenb. Drag.-Rgt. Nr. 18 vom 10. Oktober 1868 bis 6. Novbr. 1873. 44 S. 8⁰. Karlshafen (Druck von A. Meinhardt).

Urkundliche Nachrichten über die Ursprünge des Namens und Wappens des als Erbtruchsesse (Dapiferi) und Burggrafen des reichsunmittelbaren Stifts Corvey vorkommenden ur- und freiadlichen Geschlechts der Raben und Herrn v. Pappenheim sowie deren Nachkommen. (Hrsg. von Gustav Rabe Frh. von Pappenheim.) 41 S. 8⁰. Ebenda.

Den Hauptteil der ersten von den beiden vorliegenden Schriften bildet die Erzählung kleiner Episoden aus dem deutsch-französischen Kriege, den der Schreiber als Premier-Leutnant bei den Mecklenburgischen Dragonern mitgemacht hat. Er schildert uns darin ausführlicher mehrere von ihm geführte Patrouillenritte zur Beobachtung der Loire-armee, ferner das Gefecht bei Dreux am 17. November 1870, in dem sein Regiment zum erstenmal richtig ins Feuer kam, sowie den Überfall bei Hauville am 8. Dezember 1870.

Die zweite Schrift ist ein sehr fleißig, aber wenig klar und übersichtlich gearbeiteter Beitrag zur älteren Familiengeschichte der Pappenheims. Der Verfasser handelt darin

über die Entstehung des Geschlechtsnamens Rabe, der seit dem 12. Jahrhundert bei den männlichen Mitgliedern der Familie v. Pappenheim bzw. v. Othbergen traditionell ist. Zwischen dem bekannten Geschlecht der Reichsmarschälle von Pappenheim und den uradeligen westfälischen Raben von Pappenheim besteht keine Stammesverwandtschaft, wie auch aus den ganz verschiedenen Wappen beider Geschlechter hervorgeht. Ein besonderes Kapitel widmet der Verfasser den Beziehungen der Pappenheims zu dem alten Geschlecht der Herrn von Amelunxen und gibt am Schluße einen ausführlichen Stammbaum seiner Familie, der mit Rabanus de P. um 1100 beginnt und bis ins 15. Jahrhundert hineinreicht. L.

Francke, Rudolf. Die christliche Liebestätigkeit in Kurhessen. 8°. 488 S. Kassel (Lometzsch) [1904].

Das „Handbuch der christlichen Liebestätigkeit" soll nach der Absicht des Verfassers für die evangelischen Gemeinden und Anstalten ein Hülfs= und Nachschlagebuch sein, es soll diese sowohl als Geistliche und Beamte, welche öfters einen Hülfsbedürftigen unterzubringen haben, näher über die in Kurhessen vorhandenen Anstalten und Einrichtungen christlicher Barmherzigkeit näher unterrichten. Was versteht nun der Herr Verfasser alles unter dem Begriff „christliche Liebestätigkeit"? Suchen wir diese Frage durch eine kurze Analyse des umfangreichen Buches zu beantworten.

Der überaus reiche Stoff ist in vier Teile gruppiert. Der erste bringt eine Geschichte der christlichen Liebestätigkeit von der ältesten Zeit an, bespricht hier die Klöster als Träger solcher Liebestätigkeit, die städtischen Hospitäler, Siechenhäuser und Bruderschaften der vorreformatorischen Zeit, die Umwandlung der Klöster (Haina, Merxhausen) unter Philipp, die Verwendung des eingezogenen Kirchengutes und die landesherrlichen Maßnahmen bis in die neueste Zeit.

In dem zweiten Teile, dem Kerne des ganzen Buches, behandelt sodann der Herr Verfasser als berufenster Kenner dieses Gebietes die innere Mission und verwandte Bestrebungen. Wir lernen da zunächst die Arbeitskräfte der Mission kennen, welche den Arbeitsgebieten gegenübergestellt sind; diese Kräfte sind gegeben in den verschiedenen Vereinen (Landesverein und evangelisch=kirchlicher Hülfsverein), in den Berufsarbeitern, Geistlichen, Stadtmissionaren usw., und in den Einrichtungen (Instruktionskursen, Predigtreisen, Bücherei). Die Arbeitsgebiete dagegen umfassen zunächst die Fürsorge für Kinder, also Findelhäuser, Kleinkinderschulen, Waisenhäuser, Fürsorge= und Erziehungsvereine usw., ferner die Fürsorge für die heranwachsende Jugend und die Fürsorge für die wandernde Bevölkerung, Hospize, Herbergen zur Heimat u. dgl. Im Anschluß hieran wird die Hebung christlichen und kirchlichen Sinns in der Gemeinde besprochen, so z. B. die Kirchengesangvereine, Familienabende, Stadtmission, ferner die Kranken= und Armenpflege, die Landkrankenhäuser, Heilstätten, Ferienkolonien, Anstalten für Taubstumme, zur Versorgung Altersschwacher, die öffentliche Armenpflege, Vereine und Stiftungen, alles das wird an der Hand eines reichen und inhaltlich wohlgeordneten Materials sowie unter Beifügung der gesetzlichen Bestimmungen und Statuten in übersichtlichster Form zur Darstellung gebracht. Zu dem Begriff Arbeitsgebiet gehört außer dem genannten die Bekämpfung besonderer Notstände, Trunksucht, Unzucht, die Fürsorge für Gefangene, Arbeitslose, die Bekämpfung des Wuchers und der Wohnungsnot und schließlich die Frauenfrage. Eine kurze Darstellung des christlichen Schriftenwesens (Kurhess. Bibelgesellschaften, Erbauungs= und Volksschriften) bildet den Schluß des Abschnitts der Arbeitsgebiete.

Der dritte und vierte Teil des Werkes stellt gewissermaßen einen Anhang zu dem umfangreichen eigentlichen Kern in Teil II dar und behandelt die Fürsorge für die zerstreuten Kirchenglieder (Gustav=Adolf=Verein, Melsunger Missionshaus, Evangelischer Bund) und die äußere Missiou (Ev. Missionsverein in Kurhessen, die heutigen Missionsvereine und die Judenmission). Ein sehr detailliertes, alphabetisches Orts= und Sachregister erleichtert das Auffinden von Einzelheiten und erhöht den Wert des Buches bedeutend.

Ein besonderes Lob diesem ungemein reichhaltigen und dabei in seiner lichtvollen Darstellungsweise niemals ermüdenden Buche an dieser Stelle zu spenden, erscheint wirklich recht überflüssig; nicht blos die evangelischen, sondern auch weitere Kreise unseres Hessenlandes sind dem Herrn Verfasser zu größtem Dank verpflichtet, daß er sich einer solchen mühevollen Arbeit unterzogen hat. „Möge nun aber auch jedem", so sagt der Herr Verfasser etwa im Vorwort, „beim Durchblättern des Buches das Herz aufgehen über die Größe der aus dem Glauben geborenen Liebe, über die Mannigfaltigkeit ihrer Arbeitsgebiete, über die Summe von Not und Elend, und ein jeder an seinem Teile mithelfen, die Not seiner an Leib und Seele leidenden Mitmenschen zu lindern!" Dr. Lange.

Götz Krafft. Die Geschichte einer Jugend von Edward Stilgebauer. I. Mit tausend Masten. 21.—30. Tausend. II. Im Strom der Welt. 1.—30. Tausend. 416 und 446 S. Berlin (Verlag von Richard Bong). Preis des Bandes Mk. 4.—

Götz Krafft, der Frankfurter Pfarrerssohn, verläßt nach bestandenem Abiturium im Dreikaiserjahr die Enge des väterlichen Hauses, um sich nacheinander in Lausanne, Bonn, Marburg und Berlin je ein Semester Studierens halber aufzuhalten. Band I schildert den Abschluß in Frankfurt und das Lausanner Semester; der Aufenthalt in Bonn und Marburg — wo Götz Krafft bei dem dortigen Kantianer die drei großen Kritiken des Königsberger Philosophen in einem Semester erfaßt! — sind nur flüchtig berührt, so daß der zweite Band bereits mit dem Berliner Semester einsetzt. Götz Krafft hat inzwischen die Theologie an den Nagel gehängt und sich dem Studium der Literaturgeschichte zugewandt, schreibt ein Drama und faßt wiederholt den endgültigen Entschluß zu ernster Arbeit. Stilgebauer will uns das allmähliche Werden eines modernen Charakters im Strom der Welt vorführen, und mit Spannung folgt der Leser den mannigfachen Wirrungen, durch die dieses junge Menschenleben hindurch muß. Ein gewaltiger Apparat von Geschehnissen, der oft eine verzweifelte Ähnlichkeit mit den Mitteln des Hintertreppenromans zeigt, wird in Bewegung gesetzt, um sie auf den jungen Studenten einwirken zu lassen; gewaltsame Ereignisse jagen einander, und jedesmal reagiert der Held in seiner Weise, jedesmal schießen neue Wurzeln in das lockere Erdreich, um dem noch haltlos schwankenden Charakter eine immer größere Bodenständigkeit zu sichern. Und das muß man dem Dichter lassen: an Mitteln fehlt's ihm nicht. Duell, Kindsmord, Prozesse gegen Engelmacherinnen, Kuppler und Falschspieler, mehrere Selbstmorde, ein Raubmord, anarchistische Attentate, sie alle müssen sich mit bleibenden Lettern in des jungen Helden Seele eingraben. So ziemlich alle bekannten Lokale der Reichshauptstadt von Kempinski bis herab zu den Dirnenkaffees lernen wir kennen, zum Couleurstudententum, zur sogenannten Judenfrage usw. usw. wird Stellung genommen. Verlotterte und verbrecherische Existenzen werden in ganzen Rudeln an

uns vorübergetrieben, allein zwei Konabiturienten Götz Kraffts gehen während seiner Berliner Anwesenheit im Schlamm der Weltstadt unter; der eine wandert als Hochstapler ins Gefängnis, der andere beendet nach verübtem Raubmord (!) vor den Augen des zufällig daherkommenden Helden freiwillig sein Leben unter den Rädern der Ringbahn. Wie Reporterberichte lesen sich die recht weitschweifig geschilderten Gerichtsverhandlungen, und keiner der Anwälte versagt es sich, eingehende Proben seiner Beredsamkeit zu liefern. Binsenwahrheiten werden mit ermüdendem Pathos vorgetragen. Die Professoren besitzen die Liebenswürdigkeit, immer dann, wann Götz Krafft einmal im Kolleg erscheint, sich in Quintessenzen über ihrer Weisheit letzten Schluß auszulassen. Die Professoren des Romans sind übrigens fast durchweg Portraits, der in Kurhessen gebürtige „blonde Hüne mit den blitzenden blauen Augen und dem wallenden Barbarossabarte" freilich hat leider immer noch nicht den ihm schon längst zukommenden Lehrstuhl der Germanistik inne, auf den ihn der Dichter gesetzt hat. Auch sonst blickt uns manches bekannte Gesicht aus dem Roman entgegen. Aber das ganze Aufgebot von Personen, der rasche Wechsel der Geschehnisse vermögen uns im Grunde kein überzeugendes Bild von dem Werdegang des jungen Studenten zu geben, trotzdem sich der Dichter bemüht, die Kausalität zwischen äußeren und inneren Erlebnissen einleuchtend zu machen. Er hätte uns unstreitig seinen Helden näher gebracht, wenn er mehr auf diesen lärmvollen äußeren Apparat verzichtet, dafür aber tiefgründiger der gerade in diesen Jahren sich so gewaltig umgestaltenden Psyche eines jungen Mannes nachgespürt hätte. Als den „Roman unserer Zeit" hat man uns das Buch hinstellen wollen. Es ist wahr, es gibt kaum eine geistige Strömung, die unsere bewegte Gegenwart durchflutet, der nicht einige leitartikelnde Seiten des Buches gewidmet wären. Mit scharfer Satire legt Stilgebauer den Finger in die giftige Blatternwunde des Volkskörpers, polemisiert gegen Heuchelei und Vorurteile, gegen allerhand Mißstände in Politik, Moral, gesellschaftlichem Leben, Wissenschaft, Tageskritik, Theater usw.; aber man kann des Buches nicht froh werden, eben weil die Figur des Helden bei aller Teilnahme, die sie erwecken mag, der inneren Wahrhaftigkeit ermangelt, was im einzelnen nachzuweisen hier zu weit führt. Und auch in den äußeren Ereignissen häuft sich Unwahrscheinlichkeit über Unwahrscheinlichkeit. Hier und da gemahnt eine wohlgelungene Milieuschilderung an die große Kraft eines Zola, und grade in diesen Partieen hat Stilgebauer seine dichterischen Qualitäten zur Genüge nachgewiesen. Ergreifend und schlicht ist beispielsweise der blutige Abschluß der Löwenfeldepisode geschildert. Aber im großen ganzen behandelt der Dichter den Stil mit einer Nachlässigkeit, die allein schon einen ungetrübten ästhetischen Genuß ausschließt. Man sieht, wo er mit sorgfältiger Liebe verweilt, und wo er sich, ohne zu feilen, überstürzt hat.

„Götz Krafft" ist für mich ein Moderoman, wie sie zu allen Zeiten geschrieben wurden. Spannend, interessant — jawohl, „der" Roman unserer Zeit — nimmermehr! Der Massenabsatz des Buches erteilt dem deutschen Lesepublikum, das an den wenigen guten Erscheinungen unserer Romanliteratur fast achtlos vorübergeht, ein bedauerliches Armutszeugnis. Umsomehr ist es Pflicht des Rezensenten, mit aller Schärfe darauf hinzuweisen, daß hier trotz all den löblichen ethischen Tendenzen das gewiß gute Wollen des Dichters durch seine eigene Schuld erheblich hinter dem Können zurückblieb.

Da Götz Krafft nach dem Willen des Vaters Berlin verlassen und zunächst seiner militärischen Dienstpflicht genügen soll, so kann man sich der Befürchtung nicht erwehren, daß der folgende Band die Reihe der modernen Militärromane um einen weiteren vermehren wird, — mit welcher Befürchtung ich aber kein glücklicher Prophet zu sein hoffe.

Heidelbach.

Personalien.

Verliehen: dem Regierungs- und Baurat Dittrich in Kassel der Charakter als Geheimer Baurat; dem Garnisonbauinspektor Koppen in Kassel der Charakter als Baurat mit dem Rang der Räte 4. Kl.; dem Landesbauinspektor Xylander in Hersfeld der Charakter als Baurat; dem Rechtsanwalt Jouvenal in Kassel und dem Rechtsanwalt und Notar Aulig in Rotenburg der Titel Justizrat; den Kreissekretären Voß in Marburg und Wicher in Hofgeismar der Charakter als Rechnungsrat; dem Landrat a. D. Geheimen Regierungsrat Roth zu Ahlersbach der Kronenorden 3. Kl.; dem Direktor des Wilhelms-Gymnasiums Professor Dr. Vogt und dem Justizrat Gervinus, beide in Kassel, der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Domänenpächter Oberamtmann Schwarz in Kinzigheimerhof, dem Konservator des zoologischen Instituts Wagner in Marburg, dem Eisenbahnstationsverwalter a. D. Blendin in Oberkalbach und dem Königl. Hegemeister Schulze zu Forsthaus Cornberg bei seinem Übertritt in den Ruhestand der Kronenorden 4. Kl.

Erteilt: dem Eisenbahnstationsvorsteher I. Kl. Riebeling zu Ems die Erlaubnis zur Anlegung des ihm verliehenen Ritterkreuzes 2. Kl. des Kgl. Sächs. Albrechtsordens.

Ernannt: Regierungsassessor Graf Solms-Laubach zum Landrat des Kreises Schlüchtern, Regierungsassessor Dr. jur. Freiherr Schenck zu Schweinsberg zum Landrat des Kreises Leer; die Amtsrichter Thomaszik in Schmalkalden und Wagner in Fulda zu Amtsgerichtsräten; Pfarrer Fritsch in Berlin zum Superintendenten der Diözese Hanau; Metropolitan Soldan zu Röddenau zum 1. luth. Pfarrer in Kirchhain; Pfarrer Fliegenschmidt zu Rengershausen zum 2. luth. Pfarrer daselbst; Rektor Fett zu Apelern zum Pfarrer in Wittelsberg; Referendar Lappé zum Gerichtsassessor.

Versetzt: Kreistierarzt Dr. Fröhner in Fulda nach Halle.

Geboren: ein Sohn: Pfarrer Schmidtmann und Frau Therese, geb. Claus (Caldern, 14. Dezember); Pfarrer Uffelmann und Frau Luise, geb. Anacker (Hersfeld, 23. Dezember).

Gestorben: Fräulein Karoline Henkel, Tochter des ehem. Obergerichtsanwalts Justizrat Henkel zu Kassel, 75 Jahre alt (Witzenhausen, 7. Dezember); Hofphotograph Wilhelm Risse, 60 Jahre alt (Marburg, 15. Dezember); Frau Mathilde Franke, geb. Thamer, Witwe des kurfürstl. Rentmeisters, 73 Jahre alt (Kassel, 16. Dezember); Apothekenbesitzer Friedrich Ritter, 36 Jahre alt (Oberkaufungen, 17. Dezember); Frau Hauptrendant Therese Ritter, geb. Meitner, 78 Jahre alt (Volkmarsen, 20. Dezember); Landrichter Walther Frohwann (Glatz, 20. Dezember); Frau Anna Mende, geb. Reissig, 50 Jahre alt (Wilhelmshöhe, 21. Dezember); Bauunternehmer Nikolaus Stecher, 62 Jahre alt (Würzburg, 21. Dezember); verw. Frau Viktoria Stumme, 75 Jahre alt (Kassel, 22. Dezember); Geheimer Baurat Bruno Otto, 75 Jahre alt (Kassel, 22. Dezember); Postmeister Wilhelm Schmitt, 58 Jahre alt (Wabern, 22. Dezember); Stadtpfarrer und Dechant Ludwig Seipel (Fritzlar, 23. Dezember); Gymnasiallehrer Professor Dr. Hartmann aus Rinteln, 56 Jahre alt (Göttingen, 23. Dezbr.); Zimmermeister August Dietrich, 53 Jahre alt (Kassel, 28. Dezember); Zahnarzt Karl Foerster, 35 Jahre alt (Kassel, 31. Dezember).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 2. XIX. Jahrgang. Kassel, 16. Januar 1905.

Vermessener Traum.

„Begnadet möcht' ich sein" — so träumt ich jüngst —
„Daß meinen Liedern, meiner Stimme Laut
Die Macht gegeben, Wunder zu vollbringen:
Durch die Lande würde ich wallen,
Eine wachsame Harfnerin.
An schlafenden Seelen
Würde ich stürmend rütteln,
Fesselnde Ketten
Wollt' ich zersprengen,
Die glimmende Asche
Zu Liebesflammen entfachen ....
Vor Kerkertüren
Wollte ich schmelzend singen,
Aus Augen, die nie geweint,
Sollten brennende Tränen stürzen,
Lippen, die niemals gelächelt,
Sollten jubeln ......
In nächtige Herzensgründe
Wollt' ich den Glanz der Sterne schütten,
Irren wollt' ich in Weisheit,
Des Stolzen Wähnen
Wandeln in bebende Demut .....
Zerbroch'ne Altäre
Hieße ich neu erstehen.
Mein Sang sollte brausen
Wie das brandende Meer,
Oder ein Hauch sein,
Wehender Veilchenduft ....."

— — — — — — — — — — — — — — —

Verweg'ne Wünsche! Ach!
Inbrünstig will ich danken,
Wenn nur ein Wort aus meiner Lieder Fülle
Ein Auge feuchtet.
Wenn nur ein Klang aus meiner Harfe Saiten
An einer Seele tiefste Tiefen rührt,
Will glühend danken, daß der eig'ne Sang
Mein weltbedrängtes Herz befreien kann.

Ravolzhausen. **Sascha Elfa.**

Vom Tode.

Kennst Du des Todes Wappen? Lachend faßt
Er in die Locken einem jungen Weibe
Und sagt: Weil Du der Liebe Sinnbild bist,
Dienst Du mir wohl. Ich führe Dich im Schild.
Ich präge mir mein Siegel, wie ich will,
Und in des Lebens rote Königsfarbe
Tauch' ich mein lustig flatterndes Panier
Und also schreit' ich meinen Siegerweg.
Die Größten macht' ich all'zeit mir zum Freund,
Die Jungen, Schönen führten meinen Reigen,
Und zwang die Stolzen vor mir auf die Knie.
Mich liebte Dürer. Seine tiefe Seele
Sah mein Entsetzen und sah meine Macht.
Und Michel Angelo schuf mir zum Sinn
Des starken Moses dräuende Gestalt
Und jenes Weib der Mediceergruft,
Das ewiglich zum leisen Reden mahnt.
Orcagna malte meinen Beutezug,
Und Sankt Franziskus nannte mich: Mein Bruder.
Des Lebens tiefste Weisheit kam aus mir,
Die reichste Güte und die höchste Schönheit.
Es schuf mir einen ew'gen Lobgesang
Der große Watts, und Tennyson, der grub
Sein „In Memoriam" auf den Stein der Zeit
Um meinetwillen. Und ihr haßt mich noch!
O, seht ihr nicht, daß ich ein Schöpfer bin,
Wie je das Leben und die Liebe waren?

Regensburg. **M. Herbert.**



Über die Kolonisation des Ostens und das Städtewesen.

Von H. Keßler.

(Fortsetzung.)

II.

Im Innern wurden die Zünfte von folgenden Grundgedanken bestimmt: die Obrigkeit hat dafür zu sorgen, daß bei allem Tausch, Kauf und Verkauf Leistung und Gegenleistung sich die Wage halten, der Gewinn, den der Verkäufer hat, soll nicht ein billiges Maß überschreiten; dem Bürger ist nach Möglichkeit sein Nahrungsspielraum zu garantieren. Das war das ökonomische Glaubensbekenntnis jener Zeit. Man wollte Handel und Wandel vom christlich-ethischen Geiste durchdrungen wissen und schrieb der Obrigkeit die Pflicht zu, die Hüterin einer christlichen Wirtschaftsordnung zu sein. Die Zünfte waren keine Monopolisten, sie faßten die Zunft als ein Amt auf, das zum Besten des gemeinen Wesens im allgemeinen Interesse möglichst treu und pflichtgemäß zu verwalten sei. Nicht bloß die städtische Obrigkeit, sondern auch die Zunft selbst sorgte durch genossenschaftliche Kontrolle der Arbeit für das Interesse der Konsumenten. Das Publikum wurde gegen Verzögerung und Lieferung schlechter Waren durch Strafandrohung gegen pflichtvergessene Handwerker geschützt. Die Preistaxen kamen auch besonders den Konsumenten zustatten. Es wurde den Handwerkern eingeschärft, daß sie für Arme so gut wie für Reiche arbeiten müßten. Sie durften sich nicht durch ein höheres Lohngebot eines Reichen bestimmen lassen, die Arbeit bei dem Armen abzulehnen, Bestimmungen, die sich auch in den Landesordnungen Philipps des Großmütigen vorfinden. In der Verordnung aus dem Jahre 1534 werden die Metzger bei Strafe angehalten, beim Verkauf von Fleisch den Armen gerade so wie den Reichen zu behandeln. (Landesordnungen I, S. 64.) Andererseits faßte man die Zunft als eine Institution im Interesse der Zunftmitglieder auf. In dieser Beziehung hatte sie einen doppelten Zweck: einmal den Ausschluß der freien Konkurrenz und sodann die Durchführung von Gleichheit und Brüderlichkeit innerhalb der Zunftgenossen.

Später verfielen, als die Zeiten sich änderten, die Zünfte. Wenn irgend eine Tatsache den Tatsachen der Wirtschaftsgeschichte gerecht wird, so ist es diese: das Altertum und das frühere Mittelalter stellen die Periode der Herrschaft des Grundbesitzes dar, in der mittelalterlichen Gilde und Zunft vermögen die Arbeitenden sich Geltung zu verschaffen, während die Neuzeit durch das Vordringen des Kapitalismus charakterisiert wird. In den Zeiten des Kapitalismus ist die Zunft nicht mehr geeignet, der freien Bewegung des Kapitals entgegenzutreten, sie hat insofern ihre volkswirtschaftliche Bedeutung verloren und bot ein trauriges Bild des Verfalles dar, wie es uns Älteren noch im Gedächtnis aus der Zeit kurz vor der Aufhebung der Zünfte vorschwebt.

Gierke sagt: Man darf doch nicht vergessen, daß von diesem späteren Zerrbild in fast allem außer der Form und dem Namen sich die zur Zeit der mittelalterlichen Städtefreiheit blühenden Zünfte unterschieden, welche eine großartige Gesamtorganisation der gewerblichen Arbeit, wie die Welt sie weder vorher noch nachher gesehen, erzeugten, welche zum ersten Male in der Geschichte das Recht und die Ehre der Arbeit zur Anerkennung brachte.

Ungleich schön schildert Wilhelm Grimm das Wesen der mittelalterlichen Stadt wie folgt:

Was kann reizender sein als das Bild einer Stadt des Mittelalters? Künste, die nur Reichtum ernährt, zogen herbei, künstlerische Kirchen und öffentliche Gebäude stiegen auf in den sichernden Mauern, grüne bepflanzte Plätze erheiterten die zutraulichen Wohnungen, und darinnen ein arbeitsames reges Schaffen neben aller Lust in Spiel, Scherz, Tanz und Kriegsübungen. Eines gegründeten Reichtums sich bewußt, gingen die schön gekleideten Bürger daher, stolz auf ihre Freiheit, tapfer sie verteidigend gegen jede Anmaßung, großmütig in Geschenken, ehrbar und streng in ihrer Familie, fromm vor Gott.

In Deutschland ward bei den Zünften des 14. Jahrhunderts eine freie deutsche und eheliche Geburt erfordert. Das Konkubinat war am Ende des Mittelalters ein in allen bürgerlichen Kreisen vorkommendes Verhältnis.

Die Bewachung und Verteidigung der eigentlichen Stadt war Sache der Bürger und zwar, wie Maurer trefflich bemerkt, eine ihrer Hauptbestimmungen.

Es wäre verwunderlich, wenn das wirtschaftliche Leben, das im Mittelalter in so zahlreichen selbständigen Stadtwirtschaften zersplittert war, überall den gleichen Entwickelungsgang genommen hätte. Tatsächlich weist es eine so große Mannigfaltigkeit auf, daß der Versuch, es auf eine einheitliche Formel zu bringen, Gefahr läuft, entweder etwas höchst allgemeines zu sagen, oder bei einer schärferen Formulierung, wie sie Bücher und Sombart versucht haben, nur einem Teile der vielseitigen Erscheinungen gerecht zu werden. Die wirtschaftliche, soziale und politische Entwickelung der Städte war im Mittelalter in den germanischen und romanischen Gebieten keine wesentlich verschiedene, wir dürfen vielmehr mit Ranke von einer romanisch-germanischen Kulturgemeinschaft reden. Dagegen wirkte differenzierend die Lage des Orts. Je nachdem, ob für eine Stadt die Lage im Mittelpunkt einer reichen Landschaft, oder die Geneigtheit, dem durchgehenden Verkehr als Umschlagsplatz zu dienen, entscheidend war, mußte ihre Geschichte einen anderen Verlauf nehmen. Ferner kam es auf das Stärkeverhältnis der sozialen Klassen an, ob die Interessen der für den lokalen Verkehr arbeitenden Klassen, oder diejenigen der den Freihandel betreibenden Kaufleute überwogen. Von großer Bedeutung war das Verhältnis der Stadt zu den höheren Landesgewalten. Es gab Städte, in denen die Interessen der Grundherren derart dominierten, daß sie sich nicht wesentlich von Großburgen unterschieden, und solche, in denen den Zünften eine derartige Abschließung gelungen war, daß für sie der *lokale Markt allein* ausschlaggebend war. Diejenigen Städte, welche imstande waren, eine allgemein begehrte Ware, wie flandrisches und Florentiner Tuch oder Nürnberger bzw. Mailänder Eisen, herzustellen, behaupteten einen weit über die lokalen Kunden hinausreichenden Markt. Wo der Verkehr sich von einer gebundenen Verkehrswirtschaft mit einseitiger Betonung des lokalen Marktes freihielt, entwickelte sich die Herrschaft des Kapitals. Gerade diejenigen mittelalterlichen Städte, deren Wirtschaft sich am selbständigsten ausbilden konnte, weisen solchen kapitalistischen Charakter auf.

Wenn man von der wirtschaftlichen Stärke des deutschen Bürgertums, von seiner Zahl und seinen Vermögensverhältnissen in dieser Periode des Mittelalters klare Anschauungen gewinnen, sie messen will, so stößt man auf große Schwierigkeiten. Für die ersten Jahrhunderte ist es völlig ausgeschlossen, bestimmte Zahlenverhältnisse zu erlangen. Für das ausgehende Mittelalter lassen sich eher Handhaben finden. Früher nahm man sehr hohe Bevölkerungszahlen der Städte des 14. und 15. Jahrhunderts an. Davon ist man jetzt nach den Untersuchungen Schönbergs, Hegels, Büchers usw. mit Recht abgekommen. Im 15. Jahrhundert wird die Bevölkerung von Frankfurt a. M. auf ungefähr 8000, die von Nürnberg auf 20 000 Einwohner geschätzt. Was die Vermögensverhältnisse der Bürger betrifft, so formuliert Sohm das von Schönberg für Basel gewonnene Verhältnis in folgender Weise: „Ein Vermögen von 40 000 bis 200 000 Mark (nach heutigem Geldwert ausgedrückt) war damals in Basel schon ein großes Vermögen, und wer gar auf 300 000 Mark geschätzt wurde, war ein Phänomen."

Wie ist die Städteentwicklung in Hessen erfolgt?

Weitaus die meisten Städte verdanken dem 13. und 14. Jahrhundert ihre Entstehung. Nur wenige sind älteren Ursprungs und dann entweder aus den vorhandenen Klöstern, wie Fulda, Hersfeld und Wetter, oder aus landgräflichen Burgen, wie Kassel, Marburg und Rotenburg, hervorgegangen. Aber es waren vor dem 13. Jahrhundert doch eben nur große Klosterhöfe und Burgsitze mit zugehörigen Kaufleuten und Handwerkern, während der Erwerb städtischer Freiheiten und Privilegien erst in die folgende Zeit fällt. Seitdem aber wurden eine ganze Anzahl neuer Städte geradezu auf Spekulation gegründet und von den Landesherren mit Stadtrechten versehen. Dazu fand sich indes keine andere Bevölkerung als die der benachbarten Dörfer. Dieselbe ging mit den zugehörigen Feldmarken in der Regel vollständig auf die Städte über oder, wenn sie nicht sogleich dazugeschlagen wurde, so erfolgte der Umzug nach und nach und die Dörfer verschwanden allmählich. So liegen fast bei allen hessischen Städten eine Reihe ausgegangener Ortschaften in nächster Nähe, bei Gudensberg, Hofgeismar, Kassel und Wolfhagen. Die zu Kassel gelegenen Ortschaften sind Weingarten vor dem Frankfurter, Mühlhausen vor dem Müller- und Fuldahagen vor dem Leipziger Tore.

Von Wolfhagen wird es gleich bei der Gründung erzählt, daß sich eine Anzahl Dörfer zusammengetan hätten, eine Stadt zu bauen. Zu Zierenberg wurden die Ortschaften Rohrbach und Leuzewarden gezogen. Diese Ortschaften bildeten Bruderschaften, die noch jetzt bestehen und alljährlich im Februar den Tag feiern, an dem sie mit Zierenberg verbunden wurden.

Je rascher die Städte emporkamen, desto rascher wurden die benachbarten Dörfer verlassen. Die materielle Kultur Deutschlands ist seit dem

13. Jahrhundert zweiköpfig. Die aufstrebenden städtischen Elemente stehen neben den zurückbleibenden ländlichen, deren Lage sich nicht nur im Verhältnis zu den ersteren, sondern auch positiv durch die nur in Nachteilen wirksam werdende städtische Beeinflussung immer ungünstiger gestaltet. Dies zeigt sich namentlich an dem Geldwesen. Während im städtischen Handel schon die Goldwährung Eingang gefunden, besaß auf dem platten Lande Getreide noch Währungseigenschaft. In Hessen bestand, wie von Neukirchen 1483 festgestellt ist, die ausdrückliche Verpflichtung jedes Mannes, an Stelle der Münze gebrauchsfertige Gegenstände als Geld zu nehmen. Im 15. Jahrhundert besaß im bäuerlichen Verkehr in allen Teilen Deutschlands gereinigtes Brotgetreide Währungseigenschaft. Der Bote, welcher das Silber brachte, mußte im Einzelfalle gerichtlich autorisiert sein, ein Beweis, wie wenig das Volk an Silber als Zahlungsmittel, oder überhaupt an metallische Währung gewöhnt war, denn sonst hätte ein so umständliches Verfahren im Verkehr nicht stattfinden können.

Wie schnell unter günstigen Verhältnissen eine Stadt aufblühte, sehen wir an Kassel, das zu Anfang des 13. Jahrhunderts noch ein unbedeutender Ort war, hundert Jahre später, nachdem Landgraf Heinrich I. seine Residenz dahin verlegt hatte, aber bereits drei verschiedene Gemeinden umfaßte, die Altstadt, die Neustadt und die Freiheit.

Seit dem Aufblühen der Hansa im 14. Jahrhundert sind die städtischen Botenanstalten emporgekommen. Daß Kassel in den Kreis der berührten Städte, unter denen die bedeutendsten damaligen Handelsstädte Brügge, Hamburg, Stettin, Danzig, Riga, Köln, Braunschweig, Frankfurt, Breslau und Prag sich befanden, eingeschlossen war, zeigt, daß es schon damals zu den hervorragenderen Städten Deutschlands gehörte. Über Köln, Soest und Kassel nach Braunschweig zogen sich regelmäßige Botenkurse. Nürnberg stand mit Frankfurt in allwöchentlicher Verbindung.

(Schluß folgt.)

Der „Yankee doodle" ein Schwälmer Tanz?

Von Johann Lewalter.

Über die Entstehung des „Yankee Doodle", dieses eigenartigen volkstümlichen amerikanischen Liedes, ist bisher nur wenig veröffentlicht worden. Die Melodie desselben ist wohl allgemein bekannt, während die Worte — mit Ausnahme der ersten Strophe — nur wenigen geläufig sein werden. Ich lasse die Worte der Anfangsstrophen in verschiedenen Lesarten folgen.

I.

1. A Yankee Boy is trim and tall,
   And never over fat, Sir;
   At dance or frolic, hop or ball,
   As nimble as a rat, Sir!
   (Chorus:) Yankee Doodle, guard your coast!
   Yankee Doodle, dandy;
   Fear not then, nor threat nor boast,
   Yankee Doodle, dandy.

2. He's always out on training day,
   Commencement and Election;
   At truck and trade, he knows the way
   Of thriving, to perfection.
   (Chorus:) Yankee Doodle &c.

3. His door, is always open found,
   His cider's of the best, Sir;
   His board, with pumkin pie is crown'd,
   And welcome ev'ry guest, Sir!
   (Chorus:) Yankee Doodle.

Vgl. „National and Patriotic Songs" Nr. 49. Boston, Oliver Ditson Company.

II.

1. Father and I went to camp
   Along with Captain Goodwin,
   And there we saw the men and boys,
   As thick as hasty pudding.
   (Chorus:) Yankee Doodle, keep it up,
   Yankee Doodle, dandy.
   Mind, the music and the step,
   And with the girls be handy.

2. And the was Captain Washington,
   Upon a slapping stallion,
   And giving orders to his men,
   I guess there was a million.
   (Chorus:) Yankee Doodle.

3. And then the feathers on his hat,
   They looked so tarnal finey,
   I wanted peskily to get,
   To give to my Jemima:
   (Chorus.) Yankee Doodle.

Entnommen dem amerikanischen Werke „Historical Collections", herausgegeben von Farmer und Moore, 1820.

III.

1. Yankee Doodle is the tune
   Americans delight in,
   It will do whistle, sing or play,
   And just the thing for fighting.
   (Chorus:) Yankee Doodle, boys, huzza!
   Down outside, up the middle;
   Yankee Doodle, fa sol la!
   Trumpet, drum and fiddle.

2. America's a dandy place,
The people are all brothers;
And when one's got a pumpkin pie,
He shares it with the others.
(Chorus:) Yankee Doodle.

3. We work and sleep and pray in peace,
By industry we thrive, Sir,
And if a drone won't do his part
We'll scout him from the hive, Sir.
(Chorus.) Yankee Doodle.

Nach einer Mitteilung des verstorbenen Sprachlehrers Herrn Eisenträger aus Kassel, welcher lange Zeit in Amerika gelebt hat.

Die Worte, welche heutzutage jedes amerikanische Kind, das der Sprache eben mächtig geworden ist, und jeder echte „Yankee" bis ins höchste Alter hinein zu der Melodie des „Yankee-Doodle" singt, sind folgende:

I.

Father and I went down to camp
Along with Captain Gooding,
And there we see the men and boys
As thick as hasty pudding.
Yankee Doodle keep it up,
Yankee Doodle dandy,
Mind the music and the step,
You Yankee Doodle dandy.

(Aus dem Munde eines amerikanischen jungen Mannes.)

Oder:

II.

Yankee-doodle came to town
A riding on a pony,
He stuck a feather in his hat
And called it macaroni.

Yankee-doodle boys hurrah!
Yankee-doodle dandy!
Yankee-doodle boys hurrah!
And Yankee-doodle dandy!

Diese Niederschrift verdanke ich der Liebenswürdigkeit des augenblicklich in Kassel lebenden Amerikaners Herrn Livingston.

Oder:

III.

Yankee Doodle went to town
On a little pony,
He stuck a feather in his hat,
And called it macaroni.
Yankee Doodle, doodle dey
Yankee Doodle dandy —
Yankee Doodle, doodle dey
Bought a stick of candy.

Für letztere Aufzeichnung bin ich der amerikanischen Komponistin Miß Gertrude Normand-Smith zu Danke verpflichtet, ebenso für die folgenden Zeilen, die aus einer Sammlung amerikanischer Kriegslieder stammen und über die Entstehung des Liedes Auskunft geben.

„Ursprung des Yankee-Doodle.

Im Sommer des Jahres 1775 hatte die britische Armee unter Abercrombie an dem östlichen Ufer des Hudson ein Lager bezogen, ein wenig südlich von der Stadt Albany, wo sie von der Miliz der Oststaaten Verstärkungen erwartete, um auf Ticonderog zu marschieren. Im Monat Juni stürmte diese rauhe Schar ins Feld, Kompagnie auf Kompagnie, ein jeder Mann anders bewaffnet, gekleidet und ausgeputzt, und der ganze Haufe machte einen Lärm, der an das berühmte Regiment des lustigen John Falstaff erinnerte. Diese außergewöhnliche Truppe erregte bei den britischen Offizieren große Heiterkeit. Ein englischer Wundarzt, Dr. Shamburg, kam auf die Melodie des Yankee-Doodle und verfaßte die passenden Worte dazu, die den neuen Rekruten feierlich gewidmet wurden. Diese lustige Melodie ist bis auf unsere Tage gekommen."

In Deutschland geben meines Wissens — wenigstens habe ich trotz eifriger Bemühungen nichts sonstiges gedrucktes auftreiben können — nur die Konversationslexika einen gewissen Aufschluß über die Herkunft des „Yankee-Doodle", ohne jedoch leider der Quellen, aus denen geschöpft wurde, Erwähnung zu tun.

Nach diesen Berichten wären Weise und Worte des Yankee Doodle englischen Ursprungs, und es gibt tatsächlich ein schottisches Lied: „Will ye gang to Sherramuir" [zum erstenmal von James Hogg (geb. 1770) in seinen „Jacobite Relics of Scotland" (1819) veröffentlicht], das eine ganz geringe Ähnlichkeit mit dem Yankee Doodle hat (vgl. „Die Musik" 3. Jahrg. 1903/04, Heft 14, S. 110: „Die patriotischen Lieder Schottlands von Fritz Erckmann-Alzey"). Die Hauptähnlichkeit besteht aber neben unbedeutenden Anklängen in der Melodie vor allem darin, daß das Lied wie der Yankee Doodle ein echtes Dudelsackstücklein ist.

Das „Illustrierte Konversationslexikon für den täglichen Gebrauch, Hausschatz für das deutsche Volk und „Orbis pictus" für die studierende Jugend 8. Bd., Leipzig u. Berlin, Otto Spamer, 1880" läßt sich also aus: Yankee-Doodle, ehemaliges amerikanisches Nationallied, soll während des Feldzuges gegen die Franzosen in Kanada 1758 von einem englischen Arzte namens Schuckburgh komponiert sein, einer anderen Version zufolge die Melodie von einem Militärmarsch herrühren, der bei den im englischen Solde stehenden hessischen Truppen während des amerikanischen Revolutionskrieges üblich war.

In Langenscheidts „Land und Leute in Amerika" findet sich folgendes: Yankee-Doodle, Nationallied der Amerikaner. Yankee, der Spottname der Ameri-

kaner, bedeutete ursprünglich nichts weiter als „Engländer"; Doodle „Bummler"; doch ist im Liede nur der fröhliche, aber tüchtige Amerikaner echten Schlages damit gemeint. Was den Ursprung der Melodie des Volksliedes Yankee-Doodle betrifft, so leitet man denselben am wahrscheinlichsten von einem Militärmarsche her, den die hessischen Soldtruppen während des Freiheitskrieges zu spielen pflegten.

Miß Gertrude Normand-Smith, welche die überaus volkstümlich gewordene Melodie des Yankee-Doodle sogar in einer amerikanischen Kirche als Trauermarsch in Moll auf der Orgel gehört hat, schreibt, daß einige auch annähmen, das Lied stamme aus Holland.

Jedenfalls wurde, wie wir gesehen haben, verschiedentlich gerade auf die hessischen Truppen hingewiesen, welche diese muntere Weise als Marsch gespielt und nach Amerika hinübergebracht hätten.

Und das ist sehr leicht möglich. Die Musikkapelle der hessischen Truppen bestand seinerzeit aus Hornisten, Trommlern und Pfeifern. Eine Harmoniemusik im Sinne unserer Zeit gab es damals nicht. In Max von Eelkings Buche „Die deutschen Hülfstruppen im nordamerikanischen Befreiungskriege 1776—1783 I. Teil, Hannover 1863" ist die Stärke verschiedener Kriegsabteilungen auf S. 20 angegeben: „Infanterie-Regiment 21 Offiziere, 60 Unteroffiziere, 5 Feldscher, 22 Spielleute, 525 Gemeine. — Grenadier-Bataillon 16 Offiziere, 44 Unteroffiziere, 4 Feldscher, 20 Spielleute, 420 Gemeine." In demselben Buche heißt es auf S. 24: „Am 17. April morgens gegen 8 Uhr wurden endlich die Anker gelichtet und unter Musik und Trommelschlag glitten die Schiffe langsam stromab dem Meere zu." Auch im II. Teile seines Buches (Hannover 1863) spricht von Eelking auf S. 123 von Trommlern und Pfeifern, an anderer Stelle von Hornisten.

Zu der Zeit, als ich diente, und auch während verschiedener späterer Übungen habe ich die Beobachtung gemacht, daß die Spielleute (Trommler und Pfeifer) allemal diejenigen Gassenhauer, welche in den betreffenden Jahren gerade an der Tagesordnung waren, als Marsch pfiffen und trommelten. Da schmetterte „Ich bin der kleine Postillon" in die frische Morgenluft hinaus, da erklang „Das ist die Liebe, heimliche Liebe, von der kein andrer etwas wissen darf", da ertönte „Champagnerwein, du edler Wein" oder „Ich hatt' ne alte Tante, gar eine böse Frau" oder „Am grünen Strand der Spree" oder wer weiß, wie diese alle paar Jahre auftauchenden, aber ebenso schnell wieder von der Bildfläche verschwindenden Lieder heißen mögen! Die Spielleute des Heeres spielen auch jetzt noch neben klassischen Märschen und echten Volksweisen andere aus dem Volke hervorgegangene, musikalisch wertlose Melodien, sogenannte Gassenhauer.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die hessischen Truppen im amerikanischen Kriege ebenfalls Märsche und zur damaligen Zeit im hessischen Volke bekannte Lieder gespielt haben. Nun gab es aber Gassenhauer im Sinne unserer Zeit damals nicht. Das Wort „Gassenhauer" der Jetztzeit hat einen sehr unangenehmen Beigeschmack. Aus den Gassenhauern früherer Jahrhunderte sind sogar klassische Lieder hervorgegangen.

Die Melodie des Yankee-Doodle hat nun in keiner Weise etwas von einem modernen Gassenhauer. Hätte sie das, so würde sie einige Jahre nach ihrem Auftreten völlig vergessen worden sein. Da sie nun heute noch mit derselben Frische und Begeisterung gesungen wird, wie vor vielen, vielen Jahren, so ist ihr musikalischer Wert, gewissermaßen ihre Klassizität festgestellt.

Es hat sich nun, nachdem vor kurzem die in der Kornkammer Hessens, der Schwalm, noch jetzt üblichen „Schwälmer Tänze" (kurz „Schwälmer" genannt) aufgezeichnet und zum erstenmal veröffentlicht worden sind*), herausgestellt, daß der Yankee-Doodle nach Form, musikalischem Wesen und Rhythmus hin eine eigenartige Ähnlichkeit mit den echten „Schwälmern" aufweist. Auch die Schwälmer Tänze sind in ihrer Einfachheit und musikalischen Feinheit, ihrer übersprudelnden Frische, ihrem erquickenden Humor mit ruhigem Gewissen den klassischen Schöpfungen beizuzählen. Es kann daher wohl angenommen werden, daß dieses Lied, von den hessischen Truppen als Marsch gespielt, durch diese im 18. Jahrhundert in Amerika eingeführt worden ist.

In „Historische Zeitschrift, herausgegeben von Heinrich von Sybel, der ganzen Reihe 42. Band, Neue Folge, 6. Band. München 1879. Literaturbericht von Friedrich Kapp" wird auf S. 318 darauf hingewiesen, daß das Haupt-Werbe-Depot 1776 in Ziegenhain gewesen ist. Also in Ziegenhain wurden Schwälmer Rekruten ausgehoben.

Sollten darum diese Schwälmer Spielleute nicht irgend eine ihrer im Volke lebenden Weisen mit Trommeln und Pfeifen gespielt haben, eine Weise, die ihnen von altersher bekannt und in Fleisch und Blut übergegangen war? Die „Schwälmer" sind so packend in Melodie und Rhythmus, daß nicht wenige davon sogar mit Worten versehen sind. Ich erinnere nur an

„Inse Kermes zü Leßhäuse
Es geweß die ahner Woch"

*) Schwälmer Tänze. In Wort und Weise in der Schwalm (Oberhessen) gesammelt und zum erstenmal herausgegeben. Berlin, Ries & Erler.

oder

„Ze Äſcherod, ze Äſcherod
Do get es ſo, do get es ſo“

oder

„Ich hatt mich i die Kech verdengt,
Ich ſoll' die Brore wänge“

oder

„Seng der da die Hoſebengel
Länger äs die Strempe“.

Dieſer letzte Tanz beſonders (Nr. 4 der Sammlung) hat in ſeinem ganzen Weſen Ähnlichkeit mit dem Yankee=Doodle. Der erſte Teil des Tanzes weiſt denſelben Rhythmus auf; man vergleiche nur die vier sforzando, wobei mit den Füßen aufgeſtampft wird. Dem zweiten Teil des Yankee=Doodle gleicht in der ganzen Art der letzte Teil des in der Sammlung unter Nr. 1 abgedruckten „Schwälmers“. Der Dudelſack iſt ebenſo wie im Yankee=Doodle dort unverkennbar.

Als dieſe Melodie in Amerika zuerſt bekannt wurde, war es klar, daß irgend ein findiger, witziger Kopf die nötigen Worte dazu dichtete. Und zwar ſind die Worte heiteren Inhalts, genau wie die den Schwälmer Tänzen untergelegten Worte humoriſtiſch ſind.

Wie mir Miß Normand=Smith mitteilte, würde, wie ſie glaubte, der amerikaniſche Nationaltanz „Virginia reel“ zu der Weiſe des Yankee=Doodle getanzt. Auch das wäre ſehr lehrreich, denn dann hätten die Amerikaner inſtinktiv erkannt, daß die Weiſe eigentlich einem Tanze angehört.

Bemerkt ſei noch, daß bereits Jérôme bei der Feier des Geburtstages des Kaiſers Napoleon ein großer Freund der „Schwälmer“ geweſen iſt. Fr. Müller ſchreibt auf S. 27 ſeines Buches „Kaſſel ſeit 70 Jahren“ (Kaſſel 1876, Verlag von E. Hühn): „Den Glanzpunkt bildeten die Schwälmer, welche den Majeſtäten einen Brautzug nach ihrer Art unter dem Portale des (Wilhelmshöher) Schloſſes vorführten, worauf ſie alsdann mit ihren wunderlich ausgeputzten Mädchen ihren Nationaltanz zum Beſten gaben.“

Jedenfalls iſt die Annahme nicht ganz von der Hand zu weiſen, daß der Yankee=Doodle, das bekannteſte Lied im großen Amerika, welches von vielen Millionen Yankees tagtäglich gepfiffen und geſummt, geſungen und getanzt wird, heſſiſchen Bauern, den Schwälmern zu verdanken iſt.

Schließlich ſei noch der Tatſache Erwähnung getan, daß auf der Kirmes im Schwälmer Dorfe Waſenberg am 22. Oktober 1904 der Yankee=Doodle ohne Wiſſen der Schwälmer Burſchen und Mädchen als Schwälmer Tanz geſpielt worden iſt und daß die Schwälmer Tänzer und Tänzerinnen genau darnach getanzt haben, wie nach einem ihnen bekannten „Schwälmer“.

Die Waldbraut.

Novellette von Valentin Traudt.

Die Oberförſterei Ollingen lag weit ab von allem menſchlichen Verkehr, maleriſch gebettet in ſchier undurchdringliche Wälder. Der alte Forſtmeiſter Horſten, in ſeiner Jugend ein heißblütiger, friſcher Weidgeſelle, einer der gelehrteſten und gemütvollſten Menſchen in weiter Runde, bewohnte ſie ſchon einige Jahrzehnte. Alle ſeine Unterbeamten hatten ihn ins Herz geſchloſſen, und noch keiner der dort zur Ausbildung oder vorübergehenden Beſchäftigung weilenden Referendare oder Aſſeſſoren war aus dem Hauſe geſchieden, ohne ſich im Herzen gelobt zu haben, von der Gaſtfreundſchaft dieſer lieben Menſchen ſchon in Kürze einmal Gebrauch zu machen. Gewöhnlich blieb es aber nur bei dieſem Vorſatz.

Wenn man im Sommer nach langer Wanderung an die Lichtung des Waldes kam, bot ſich dem Auge ein liebliches Bild dar. Von dem Dunkel der grünen Waldgelände hoben ſich die weißen Häuſer mit den grünen Schaltern in wohltuender Harmonie ab. Kluge Hunde ſprangen umher und bellten neugierig herüber, den Fremden anzumelden. Dann ſah wohl auch der alte Weißkopf zwiſchen den wehenden Gardinen heraus oder gar Trude, ſeine jüngſte Tochter, welche wegen ihrer großen Liebe zu dem Walde in allen Forſthäuſern nur die Waldbraut hieß, ſchickte den erſten Gegengruß. Abends traten die roten Rehe heraus und des Nachts ſchlich der ſchlaue Fuchs in großem Bogen um die Wohnſtätte ſeines Erzfeindes, immer eine Gelegenheit erſpähend, ein Entlein oder einen der ſchönen Hähne zu erhaſchen. Doch die Hunde ſorgten für ſauere Trauben. — Und wie beredt war das Schweigen der Nächte hier, wie tauſendfältig das Lied der Stürme. —

Arnold Wegner verweilte nun ſchon über ein Vierteljahr als Referendar in dieſer Einſamkeit. Anfänglich war es ihm ſchwer gefallen, an den wenigen Leuten und ſich ſelbſt genug zu haben. Doch der liebe Alte, die freundliche Mutter und die fröhliche Trude hatten ihm die Sprache der Wälder erſchloſſen. Mit dem Töchterlein war er bis an die Schluchten der Berge gewandert und über die ſteinige Heide zum großen Waldſee. Da hatten ſie

oft gesessen und gelesen und geträumt, bis der Mond hinter den Tannen stand, und das Licht des Tages mit mattem Zucken schied.

Bald ging es ihm zu lustig und laut her, wenn sein Vorgänger von der drei Stunden entfernten Oberförsterei Wolfgarten gekommen war, und ein wehes Gefühl überschlich ihn, wenn Trude so heiter mit jenem verkehrte. Es war ja so oft von ihm die Rede, und Wegner dachte nie daran, wie sich die einsamen Leute doch eigentlich selbstverständlich des Mannes nicht ungern erinnern konnten, der über ein Jahr mit ihnen gelebt und wie ein Glied der Familie Freud und Leid geteilt hatte. Wenn der Name des Anderen genannt wurde, schnitt es ihm ins Herz.

In jähem Wechsel war der Winter dem Herbst gefolgt. Hinter dem fahlgelben kriechenden Strauchwerk erhoben sich die schwarzen Wände der Tannen und harrten ihres weißen Freundes, der sie mit der Reinheit des funkelnden Hermelins bekleiden sollte. Eines Morgens grüßten sie denn auch stolz herüber — lauter Könige . . . Aber nur schwer vermochte Wegner sich jetzt von seinen Büchern zu trennen und an der Geselligkeit der langen Abende teilzunehmen, obwohl er im Geiste fast stets bei den lieben Leuten unten weilte. Der Gedanke, in der Nähe des aussichtlos geliebten Mädchens noch längere Zeit bleiben zu müssen, machte ihn ganz einsilbig, scheu und blind. Aber sein Wille war nicht immer stark. Saß er dann doch wieder mit seiner qualmenden Pfeife bei der Familie und hörte das Lachen Trudes, dann kam es ihm nicht selten vor, als täusche er sich in seinen Vermutungen; denn dieses scheue Augenversteckspiel, dieses plötzliche Erröten, wenn er wie zufällig über die Lampe hin nach ihr sah, dieses aufmerksame Lauschen, sobald er sprach, konnte nicht erkünstelt sein. Nie und nimmer!

Eines Abends stand er in seiner Stube. Hoch am kristallenen Himmel zog der Mond seine stille Bahn und krönte die schweigenden Wipfel mit blitzenden Diademen. Zwischen den Vorhängen hindurch lugte er in die trauliche Klause, wo auf dem Schreibtisch aufgeschlagene Bücher, Lohnlisten und Forsttabellen lagen, und weckte in den Augen des ausgestopften Fuchses stechende Lichter.

„O, hätte ich Trude nie gesehen!"

Da öffnete sich ganz leise die Hinterpforte, und mit Waldmann, dem klugen Hühnerhund, trat Trude hinaus. Ein Stich ging dem jungen Mann durch das Herz, als er sie nun lautlos durch den Schnee dahineilen sah, dem Walde zu, der Hund immer vor ihr her.

„Am Ende trifft sie sich doch mit dem von Wolfgarten?" Das war sein erster Gedanke. Er mochte sich nun wehren wie er wollte, es ließ ihm keine Ruhe. „Trude, liebe Trude!" Unglücklicher hatte sich Wegner noch niemals gefühlt. Er zündete ein Licht an und setzte sich an den Arbeitstisch, um zu warten, bis Trude wiederkäme. Allein die Müdigkeit übermannte ihn, und erst spät in der Nacht fand er sich vor seiner niedergebrannten Lampe. Das Mädchen mußte längst wieder zuhause sein.

Bleich und übernächtig kam er am nächsten Morgen in die Wohnstube herab.

„Aber wie sehen Sie aus, Wegner?" fragte die Frau.

„Schlecht geschlafen?" schloß sich der Alte bedauernd an.

„Sie haben ja noch so spät gearbeitet?" meinte Trude.

„Ich fand keine Ruhe", antwortete er kurz.

Trude lächelte ihn huldvoll an. „Ich habe Sie doch nicht gestört?"

Er erschrak bei diesen Worten. Was sollte er ihr sagen, jetzt in Gegenwart ihrer Eltern? — Er verneinte ausweichend.

„O, ich habe ja auch ganz leise die Türe aufgemacht."

Zu seinem Erstaunen fuhr weder der Vater noch die Mutter in die Höhe. Sie billigten also diese Abendgänge. Der Alte fragte nur: „Ist's schon so weit?"

„Gewiß, Väterchen. Du solltest ihn einmal in seiner Schönheit sehen!"

Der Alte, welcher die einsilbige Bestürzung des jungen Mannes zu deuten verstand, lächelte in sich hinein. „Also schön? Gefällt Dir?" Trude nickte bestürzt.

Wortkarg nahm Wegner hinter dem Tisch seinen Platz ein, wie ein Verlassener, ein unbeachtet am Wege stehender Gast.

Der Forstmeister sah ihn mitleidig an. Wenn er nur wüßte, ob seine Alte auch schon tiefer geblickt hätte? Aber da sprachen schon deren helle Augen. „Wenn es so ist," schien er sagen zu wollen, „dann werden die Kinder schon einig werden. Ich hatte auch niemand dazu nötig."

„Und Du willst nun alle Abend hin?" fragte er Trude schalkhaft.

„Gewiß, Väterchen, wenn ich darf?"

„Warum nicht?"

Trudes Blicke äugten verstohlen und doch in neckischem Glanze nach dem schweigenden Referendar hinüber. Die Mutter fing den Blick auf, und ein Lächeln zuckte um ihre Lippen.

„Herr Kollege," fing auf einmal der Alte an, „meine Trude da hat eine heimliche, süße Liebe"—

Wegner wurde noch bleicher.

„Würden Sie an meiner Stelle nun erlauben, daß sie alle Abend — —"

Aber er konnte gar nicht ausreden; denn der junge Mann fiel ihm in die Rede: „Herr Forstmeister, ich habe mich in Ihre Familienangelegenheiten nicht zu mischen. — Und so heimlich dürfte das denn doch auch nicht mehr sein."

Der Weißkopf vernahm mit pfiffigem Lächeln die gereizt klingende Antwort. Trude wurde feuerrot und machte sich an dem Aktenschrank des Vaters zu schaffen.

„O doch!" entgegnete der.

„Jetzt, wo ich auch davon weiß?"

„Sie werden doch nichts verraten?"

Mütterlein winkte dem Alten verstohlen zu, und Wegner brummte ein einsilbiges „Nein" in den Bart. Nach einer Weile aber, als er doch nicht mehr an sich halten konnte, meinte er in gleichgültigem Tone: „Aber Sie könnten es doch einfacher haben?"

„Einfacher?" platzte nun Trude neckend heraus.

Das reizte ihn nur noch mehr, und alle Rücksicht vergessend, stieß er hervor: „Brauchen sich nicht in die kalte Nacht zu stellen."

Die Mutter, welche bestätigt fand, was sie schon ahnte, drohte ihm mit dem Finger. „Herr Wegner!"

Und der Vater sagte: „Aber er kann nicht kommen. Das geht nicht!"

„Meinetwegen? Nehmen Sie nur keine Rücksichten."

„Rücksichten? — Mein lieber Wegner, ich glaube, Sie — — — In unserer Natur sollten Sie diesen Krempel schon längst verlernt haben. Ja ja, Sie haben schlecht geschlafen!"

Trude litt es nun nicht mehr im Zimmer, und sie eilte hinaus, gefolgt von der sorgsamen Mutter. Das Mädchen wußte nun alles. Es hatte seine stummen Bitten gefühlt und ihr Herz jubelte vor froher Hoffnung.

„Wenn Sie so wie Trudes Liebster sind, dann werden Sie keine Eifersucht kennen! Doch, was schwatze ich da. Sie werden ihn ja noch kennen lernen, wenn Ihnen die Bücher langweilig werden. Trude wird ihn hoffentlich noch vorstellen und Sie werden sich höchlich amüsieren."

Hätte Wegner nur des Forstmeisters spürende Worte richtig deuten können, dann hätte er nicht so trostlos und düster sein „Ich danke!" hervorgestoßen und wäre nicht so verstört in sein Zimmer geeilt. Während des ganzen Tages ließ er sich nicht blicken, und als nach dem Abendessen Trude zu ihm sagte: „Sie müssen mich entschuldigen; aber so lange der Mond noch scheint —", entgegnete er ganz nachdenklich: „Bitte, bitte!"

Er spielte seine Partie Schach mit dem Alten.

„Sie hätten Trude begleiten sollen?" meinte der nach dem späten „Matt" seines Partners.

Aber er schien die Worte nicht zu hören und verabschiedete sich eilig. In seiner Stube wanderte er ruhelos auf und ab. Was das nur bedeuten sollte? Wollte man ihn gar zum Besten halten? Aber das war doch nicht möglich. Zerstreut kramte er in seinen Büchern und Sammlungen. Da flog ein Schneeball an sein Fenster . . . Er zuckte zusammen . . . Sollte Trude? — Aber er nahm sich zusammen und öffnete das Fenster.

„Gute Nacht!" rief sie ihm zu. „Und einen schönen Gruß von ihm, und wenn es Vater und Mutter erlaubten, dürften Sie morgen mitkommen."

„Trude!" Er erschrak förmlich über sein kühnes Wort. Aber schon knarrte die alte Tür unten und machte jedem Zwiegespräch ein Ende.

Am folgenden Tage ging er ihr erst recht aus dem Weg. Auch sie schien ihn zu meiden. Aber er hoffte dem Abend entgegen, der ja endlich das Rätsel lösen mußte. Doch sie rief ihn nicht und ging allein.

Was sollte das nur?

Über dem glitzernden Wald standen schon einige Sterne, als er pochenden Herzens durch den Schnee schritt, ihr zu folgen, möge es nun geben, was es wolle. Trude war schon zwischen den Bäumen verschwunden, und er strengte sein Auge an, um zu sehen, wenn sich der Nebenbuhler vom Pferde schwang, in ihre Arme zu sinken. Weit und breit regte sich nichts. Der Tann stand in stolzen Winterträumen, und nur dann und wann löste sich ein Schneeflöckchen von den belasteten Zweigen . . . Und nun sah er ein Blitzen durch den Wald . . . In königlicher Schöne lag der See vor ihm und brach das Licht des Vollmondes in sanftem Gefunkel. Wie schwarze Säulen reihten sich die Stämme der uralten Edeltannen aneinander und trugen den weißen Marmor der schweigenden Hallen. Und dort schwebte Trude in sicheren Bogen dahin, umflossen von dem Silberglanz der wonnigen Mondnacht. . . . Die Waldbraut . . . — Und was war das nun? Da kam ja des Alten Lieblingshund, Feldmann, hinter ihm her, legte ihm wedelnd ein sonderbares Bündel in den Schnee und sprang in langen Sätzen um den Teich.

Jubelnd, beseligt hielt er seine Schlittschuhe in Händen und konnte gar nicht schnell genug fertig werden, auch hinauszufliegen, ihr nach. Über die andere Seite des Teiches wollte er Trude entgegeneilen.

„Nicht! — Halt! — Das Eis bricht dort!" klang es plötzlich aus geängstigtem Herzen durch die Nacht. Doch er flog schon darüber hin, und schon — war er bei ihr.

„Und Ihr Geliebter?" stotterte er.

„Der See!"

Wie übermütig das klang!

„Ich verstehe nun! — Trude, liebste Trude, verzeihen Sie, ich, ich — ach, ich liebe Sie zu sehr!"

Und ihre Herzen fanden sich.

„Wenn er eifersüchtig geworden wäre und Dich verschlungen hätte? — O, es wäre ewig zwischen ihm und mir vorbei gewesen!"

Er küßte sie heiß und innig.

„Mutter wußte es gleich. Sie sah Deine Gedanken. Und ich, ich auch. Und der Vater? — Wir Kinder der Natur fühlen tiefer, rascher. Du zogst mich und ich Dich und ich wußte, daß Du kamst."

„Da war ich allein blind!"

„Vielleicht nur im Eifer?" Und sie lachte schelmisch.

„Und Vater und Mutter?"

„Das weißt Du nicht? — O, o, Du Böser! — Wer mag wohl Feldmann geschickt haben?"

Beseligt wiegten sich die schönen Menschenkinder in der lichtdurchlohten Einsamkeit. Manchmal krachte es fernher ... Der Frost stieg von den Bergen ...

— — Die beiden Hunde gingen vor ihnen her, und von den leise sich rüttelnden Bäumen fielen Diamanten herab in das Haar der beglückten Waldbraut.

Frau Holle.

Der Morgen naht, im West versinkt die Nacht,
Am Bergeshang die weißen Nebel brauen,
Das erste Vöglein ist im Wald erwacht
Und auf der Flur beginnt der Tag zu grauen.

Es färbt sich rosig jetzt des Himmels Blau,
In goldnem Grün steh'n nun die dunklen Wälder,
Da steigt aus weißen Nebeln eine Frau
Und schwebt hin über Hessens bunte Felder.

Vom Haupte wallt ihr seidenweich das Haar,
So licht und fein wie Flachs am Spinnradwocken,
Flachsblütenfarbig strahlt ihr Augenpaar
Und grüne Schleier weh'n um ihre Locken.

Mit sanfter Stimme, die doch voll und weich,
Klagt sie in herbem, ungebroch'nem Grolle:
„Der Christengott bannt mich aus meinem Reich,
Mich, Hessens hehre Göttin, mich, Frau Holle.

Zwar steht im Dickicht noch der Steinaltar,
Auf dem man mir einst gläubig Opfer brachte,
Doch naht nicht mehr der Priester weiße Schar,
Die andachtsvoll der Gottheit hier gedachte.

Wo blieb mein See mit seiner kühlen Flut,
— Versteckt in alter Bäume grünem Düstern —
In der ich wohlig einst den Leib geruht,
Umschattet vom Geäst der hohen Rüstern?

Der Christengott trieb mich aus meinem Reich
Und seine Priester mußten mich verfluchen,
Ich mußte, dem verfolgten Wilde gleich,
In Bergesschluchten mir ein Obdach suchen.

Doch ob mein Volk auch treulos mich verriet:
Ich bin ihm und dem Lande treu geblieben,
Und ob auch nirgends mehr ein Flachsfeld blüht,
Ich muß mein Volk und seine Fluren lieben!"

Und wie zum Segnen streckt sie ihre Hand,
Da neigen sich die Gräser, all' die Ähren,
Und aus den blauen Augen auf das Land
Tropft es in ungezählten heißen Zähren.

Und strahlend kommt das Taggestirn hervor,
Jetzt alle Welt mit Goldlicht überscheinend,
Und lautlos schwebt Frau Holle nun empor
Zu ihres Meißners Höhen, leise weinend.

Rinteln.

Helene Brehm.

Aus Heimat und Fremde.

Museums-Verein. Am 9. Januar hielt der im vorigen Jahre gegründete Museums-Verein für Hessen-Kassel im Evangelischen Vereinshause zu Kassel seine Generalversammlung ab, die infolge Verhinderung des ersten Vorsitzenden Herrn Geh. Regierungsrat Dr. Knorz von Herrn Museumsdirektor Dr. Boehlau geleitet wurde. Aus dem Jahresbericht ist hervorzuheben, daß der Verein 91 Mitglieder zählt, zu denen vier Vereine, der Bezirksverband und die Stadt Kassel gehören, von welchen die letzteren mit erheblichen Beiträgen beteiligt sind. Zur Erläuterung der Gipsabgüsse und der Antiken im Museum Fridericianum haben im vorigen Jahre zwei Führungen stattgefunden. Der erste Vortrag, der innerhalb des Vereins gehalten wurde, fand nach Erörterung der geschäftlichen Mitteilungen durch Herrn Professor Dr. Karl Neumann aus Kiel statt. Der Redner verbreitete sich in feinsinniger Weise über „Naturgefühle und Landschaftsmalerei" und unterstützte seine geistvollen Ausführungen durch eine Reihe von Lichtbildern.

Hessischer Geschichtsverein. In der Sitzung des hessischen Geschichtsvereins zu Marburg am 6. Januar hielt Herr W. Strippel einen Vortrag, welcher „Aus westfälischer Zeit" benannt, hauptsächlich die Reisen des Königs Hieronymus in seinem neu gegründeten Reiche behandelte, von denen der Besuch Allendorf-Soodens und des Meißners von ganz besonderem Interesse war. An diese Reiseschilderungen in den früheren kurhessischen, braunschweigischen und hannoverschen Staaten, knüpfte der Herr Redner Mitteilungen über die letzten Tage der westfälischen Herrschaft im Jahre 1813 und kam hierbei wieder auf Sooden zurück, da der dortige patriotisch gesinnte Salinendirektor und Bergrat Schaub fast noch zu jener Zeit ein Opfer der nach Tschernyschews kühnem Überfall in den

letzten Zügen liegenden Fremdherrschaft geworden wäre. Man sagt, daß Bergrat Schaub derjenige gewesen sei, der, als die Kosaken in Kassel erschienen, der Napoleonsstatue Chaudets auf dem Königsplatze die Nase und den rechten Arm abgeschlagen habe. Rechtzeitig durch den Wirt vom Gasthaus „Zum König von Preußen" in Kassel von seiner beabsichtigten Aufhebung durch westfälische Jäger unterrichtet, konnte Schaub noch entfliehen und sich im Harz verborgen halten, bis die Gefahr für ihn vorüber war.

Hochschulnachrichten. Dem Kustos des Pathologischen Museums, Privatdozenten in der medizinischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Dr. Karl Kaiserling, ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

Dr. Karl Siebert in Freiburg i. B., der in den Nummern 1 und 2 des vor. Jahrg. unserer Zeitschrift den Aufsatz „Georg Cornicelius als Landschaftsmaler" veröffentlichte, hat auf Grund seiner Dissertation „Die künstlerische Entwickelung von Georg Cornicelius" und nach bestandenem Examen in Kunstgeschichte, Archäologie und Geschichte des Mittelalters die philosophische Doktorwürde erlangt. Den medizinischen Doktortitel besaß er schon seit längerer Zeit.

Ferdinande v. Brackel †. Ich besitze einen Autographenfächer, auf welchem die Namen und Gedanken gar vieler lieber Menschen, denen ich im Leben nahe kam, verzeichnet stehen. Auch Ferdinande v. Brackel, welche am 24. November 1835 auf Schloß Welda im Kreise Warburg i. W. geboren war und am 4. Januar 1905 in Paderborn starb, hat eines der Elfenbeinblättchen mit einem Spruch versehen. Er lautet:

„Heiter wird man im Umgang mit vielen,
Glücklich nur durch einen Menschen."

Dieser schöne und wahre Spruch könnte als Motto vor den beiden besten Büchern stehen, welche die Verewigte meines Erachtens geschrieben hat: vor dem Roman „Die Tochter des Kunstreiters" und der fein psychologischen Novelle „Prinzeß Ada". Beide Erzählungen haben als Motiv die Geschichte einer tiefen Herzensneigung, welche in dem Roman an den Verhältnissen, in der Novelle an dem weltlichen Stolze der Heldin scheitert. Beide sind voller Feinheit der Schilderung sowohl des gesellschaftlichen Milieus als der tiefinnerlichen Vorgänge der Seele. Die Freiin v. Brackel hat dann noch mehrere bedeutende zeitgeschichtliche Romane geschrieben, wie „Daniella" (1878) und „Im Streit der Zeit" (1897). „Daniella" behandelt die Zeit der Commune in Paris, „Im Streit der Zeit" die Zustände des Kulturkampfes. „Am Heidstock" ist eine Heimatgeschichte, in welcher die kernige Art der Westfälin zur Geltung kommt. Alle diese Sachen, die bei Bachem in Köln erschienen, erlebten viele, große Auflagen. Ferdinande v. Brackel war begeisterte, überzeugte Katholikin und Aristokratin, ihre Weltanschauung dementsprechend tief christlich-konservativ. Im Verkehr gab sie sich liebenswürdig als „eine echte Dame", gütig und hilfsbereit. Für ihre Familie war Fräulein v. Brackel voller Hingabe und Aufopferung und stets stellte sie die Pflichten der Liebe denen des Ehrgeizes und des persönlichen Interesses voran. So hat die Welt in ihr einen ernsten und tüchtigen Menschen, ein tiefes Herz, einen lebendigen Geist — kurz, eine jener starken, geschlossenen Persönlichkeiten verloren, an denen unsere Tage nicht überreich sind.

M. Herbert.

Kasseler Gemälde-Galerie. Die Königliche Gemälde-Galerie in Kassel ist nunmehr in den Besitz des von Lukas Cranach gemalten Reisealtärchens der Eltern Philipps des Großmütigen, das auf Seite 306 des vorigen Jahrgangs beschrieben worden ist, gelangt, da die Bemühungen des Herrn Museumsdirektors Geh. Regierungsrat Dr. Eisenmann, dieses Kunstwerk für Kassel zu erhalten, von Erfolg gekrönt gewesen sind. Der aus Kassel gebürtige Herr Dr. Ludwig Mond in London hat das Gemälde für 10 500 M. von dem seitherigen Eigentümer gekauft und alsdann der Gemälde-Galerie seiner Vaterstadt zum Geschenk gemacht. Von weiteren Schenkungen, welche der Galerie in letzter Zeit zuteil geworden sind, seien erwähnt: ein aus der elsässischen Schule des Martin Schongauer (15. Jahrhundert) stammende „Heilige Elisabeth", aus dem Nachlaß des Oberstaatsanwalts Bartels; ein Damenporträt, wahrscheinlich ein Werk Friedrich August Tischbeins, von Herrn H. Schüßler in Kassel geschenkt; ein Selbstbildnis des Malers August von der Embde aus dem Nachlaß seiner Tochter, der Malerin Emilie von der Embde (s. „Hessenland" vor. Jahrg. S. 147) und ein von A. Göbel in Frankfurt a. M. 1859 gemaltes Porträt Arthur Schopenhauers, von Herrn Dr W. H. Doer in Zürich gestiftet. Ferner sind als Neuanschaffungen zu nennen Werke von Hugo van der Goes, Bernaert van Orley, Adam Elsheimer, Aelbert Cuyp, Johann Heinrich Tischbein und Emil Neumann. Das von Herrn Akademiedirektor L. Kolitz in Kassel gemalte Porträt des dahingeschiedenen Geheimen Hofrats Ludwig Sigismund Ruhl, der zugleich Maler und Dichter war, hat die Galerie ebenfalls erworben.

Todesfälle. Am 30. Dezember v. J. starb zu Kassel der Geheime Baurat a. D. Heinrich

Claus. 1835 zu Hünfeld geboren, erhielt er seine Vorbildung auf dem Fuldaer Gymnasium und setzte seine Studien auf der Polytechnischen Schule zu Kassel fort. Nachdem er bei der kurhessischen Artillerie gedient und danach als Bauführer bei der Bebra-Hanauer Eisenbahn tätig gewesen war, legte er 1869 das Baumeister-Examen ab. Längere Zeit wirkte er alsdann bei Privatbahnen und im Staats-Eisenbahndienst, bis seine Berufung als Hilfsarbeiter in das Ministerium der öffentlichen Arbeiten erfolgte. 1895 erhielt er die Stelle eines Mitglieds der Königlichen Eisenbahndirektion zu Hannover, in der er aber nur zwei Jahre verblieb, da sich ein Herzleiden bei ihm eingestellt hatte, infolgedessen er der gewohnten Tätigkeit entsagen mußte. Er ließ sich in Kassel nieder, wo er seit 1899 Vorsitzender des Architekten- und Ingenieurs-Vereins war und allgemeine Verehrung wegen seiner umfassenden Kenntnisse und seines biederen Wesens genoß.

In der Sylvesternacht 1904—1905 verschied zu Eschwege der Lederfabrikant Hermann Weymar. Ein sanfter Tod erlöste ihn von jahrelangem schmerzhaften Leiden. Sein früher Hingang (er war erst 59 Jahre alt) wird von allen, die ihn kannten, schmerzlich empfunden. Er war ein selten edler Mensch. Ausgezeichnet mit hervorragenden Geistesgaben, hatte er ein tiefes Gemüt und eine stark ausgeprägte Pflichttreue. Uneigennützig und hingebend, war er seiner Familie der beste Vater, seinem Vaterland und seiner Vaterstadt der vorzüglichste Bürger. Als junger Vizefeldwebel nahm er teil an dem Feldzug 1870 und wurde bei Wörth verwundet. Zum Offizier befördert, zeichnete er sich im Verlauf des Krieges besonders in dem Gefecht bei La Fourche am 6. Januar 1871 aus. Hier nahmen Mannschaften der 10. Kompagnie des Regiments Nr. 83 unter Führung des Leutnants Weymar, wie im Generalstabswerk berichtet wird, drei hartnäckig verteidigte Geschütze. Mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet kehrte er heim und beteiligte sich später in hervorragender Weise an allen dem Gemeinwohl dienenden Bestrebungen. Lange Jahre war er Vorsitzender des Kreiskriegerverbandes und bis zu seinem Ende Kommandant der Freiwilligen Feuerwehr Eschwege und Oberbrandmeister des dortigen Bezirks. Unter seiner Leitung entwickelte sich die Freiwillige Feuerwehr Eschwege so, daß sie heute mustergiltig dasteht. Bei den Bestrebungen, das Feuerwehrwesen des Regierungsbezirks Kassel zu fördern, war er unermüdlich tätig. Seine Vaterstadt wußte seine Verdienste wohl zu würdigen. Durch das Vertrauen seiner Mitbürger wurde er zum Bürgerausschußvorsteher erwählt und hat diesem Ehrenamt treu und gewissenhaft gedient. Es war das bei ihm um so höher anzuerkennen, als er seit einer Reihe von Jahren schwerhörig wurde. Auch blieb er treu auf seinem Posten trotz schweren Leides, das ihm sein Familienglück auf das schmerzlichste störte. Seine geliebte Frau und ein herziges Töchterchen, an dem sein Leben hing, wurden ihm durch den Tod entrissen. — Mit seinen drei hinterlassenen Söhnen stand ganz Eschwege an dem Grabe dieses edlen Mannes. Mit Recht feierte in ergreifender Weise der geistliche Redner die Tugenden des Verstorbenen, der treu bis zum Grabe befunden war. Und alle stimmten wohl dem alten Freunde zu, der tief ergriffen am Grabe dem Freunde dankte für die Liebe, die er erwiesen, und ihn pries als Vorbild in der Betätigung echter Menschenliebe, in Einfachheit der Sitten und Lauterkeit der Gesinnung. S.

Personalien.

Verliehen: dem Kreisbauinspektor Hippenstiel in Marburg der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Königl. Regierungs- und Gewerberat Moritz Schüler zu Hildesheim der Titel Geheimer Regierungsrat; dem Rentmeister Jost in Melsungen der Charakter als Rechnungsrat.

Ernannt: Landmesser Tetzner I in Kassel zum Oberlandmesser; die Referendare Hartung und Homburg in Kassel zu Gerichtsassessoren.

Erteilt: dem Notar Justizrat Dr. Schmidt in Marburg die nachgesuchte Entlassung.

Geboren: ein Sohn: Professor Dr. jur. Paul Meyer und Frau Martha, geb. Walther (Marburg, 1. Januar); — eine Tochter: Kaufmann Karl Deuß und Frau Martha, geb. Tiessen (Kassel, 8. Januar).

Gestorben: Redakteur Dr. Robert Karl Beer, 62 Jahre alt (Baltimore, 27. Dezember); Geh. Regierungs- und Baurat a. D. Heinrich Claus, 69 Jahre alt (Kassel, 30. Dezember); Landesbaurat a. D. Karl Stern, 79 Jahre alt (Kassel, 31. Dezember); Fabrikant Hermann Weymar, 59 Jahre alt (Eschwege, 1. Januar); Metropolitan Wilhelm Heldmann, 75 Jahre alt (Oberweimar, 1. Januar); Frau Metropolitan Emilie Hartwig, geb. Fondy, 93 Jahre alt (Schalkhausen bei Ansbach, 2. Januar); Privatmann Heinrich Becker aus Kassel, 63 Jahre alt (Dillenburg, 2. Januar); ehem. Königl. hannoverscher Rittmeister Rittergutsbesitzer Carl Wilhelm August von Thielen, 82 Jahre alt (Rosenthal, 3. Januar); Königl. Forstmeister a. D. Wilhelm Lappe (Rauschenberg, 4. Januar); Mühlenbesitzer Hermann Euler (Oberkaufungen, 4. Januar); Frau Marie Breda, geb. Frieß, 48 Jahre alt (Kassel, 4. Januar); Stiftsdame Ferdinande Freiin von Brackel a. d. Hause Welda, 69 Jahre alt (Paderborn, 4. Januar); Fabrikant Joseph Lühn (Hünfeld, 4. Januar); Königl. Hoflieferant Kaufmann Jérôme Mons, 50 Jahre alt (Kassel, 5. Januar); verw. Frau Postkommissar Marie Atzert, geb. Lorey, 85 Jahre alt (Kassel, 6. Januar); ehem. Posthalter Heinrich Krone, 75 Jahre alt (Rodenberg, 6. Januar); ren.-luth. Pfarrer Karl Davin zu Dreihausen, 53 Jahre alt (Kassel, 7. Januar); Pfarrer Helwig Pausch, 55 Jahre alt (Amönau, 7. Januar); verw. Frau Geheimrat Anna Hasse, geb. v. Reinhard, 78 Jahre alt (Kassel, 7. Januar); Generalleutnant z. D. Otto von Lundblad, 71 Jahre alt (Kassel, 10. Januar); Frau Elise Rohleder, geb. Joost, 77 Jahre alt (Kassel, 10. Januar); Frau Bertha Credé, verw. Baurmeister, geb. Wolkenhauer, 62 Jahre alt (Kassel, 11. Januar).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 3. XIX. Jahrgang. Kassel, 1. Februar 1905.

In einem alten Buch.

Ich fand heut Blumen in dem Buch,
Drin ich vor Jahren oft gelesen.
Sie hatten einen Todesruch
Und redeten von einem Wesen, —

Des Lieben mir auch lang ein Buch,
Wert wie das Bibelwort, gewesen.
. . . Dann traf's mich plötzlich wie ein Fluch!
. . . Heut dank' ich Gott, daß ich genesen.

Bensheim. **Karl Ernst Knodt.**

Der dunkle Weg.

Gib Kraft mir, Gott! Und gib mir Geduld!
— So dunkel ist's um mich her!
Bei jedem Schritt durch Dornengewirr
Schreitet der Fuß so schwer!

Fallend und strauchelnd in Dunkelheit,
Vom ewigen Kampfe wund,
Tast' ich mich weiter, allein, allein, —
Weiter von Stund' zu Stund'!

Flimmert kein Sternlein mehr auf den Weg,
Kräftespendend und mild!
Von flatternden Nebeltüchern grau
Sind Ziel und Pfad mir verhüllt!

Nur Schrecknisse birgt die Finsternis,
— Ich lausche angstvoll zur Seit', —
Wie weit — wie weit ist der Tag entfernt,
Die Sonne, — die Liebe, — wie weit! —

Und wenn dann die Füße erlahmen mir,
Und mein Herz stellt's Klagen ein, —
Leg' still ich mich in das Dornengezweig,
Und schlumm're todmüde ein!

Kassel. **Mary Holmquist.**

Einst.

Es sind die lieben, alten Klagen,
So alt wie Leiden und wie Glück,
Die nach schon längst entschwund'nen Tagen
Sich sehnen wehmutsvoll zurück!

„Wie war doch alles lichtumflossen,
Der Himmel und die Welt so weit,
Als wir und uns're Junggenossen
Uns freuten alter, guter Zeit!

Da war der Frühling farbenreicher
Als jetzt, wenn Sommers Rose blüht,
Die Nachtigall sang inn'ger, weicher,
Wenn mild das Abendrot geglüht.

Und Freundschaft war und Liebe wärmer
Wie in der grauen Gegenwart.
Sie schilt uns unmoderne Schwärmer,
Belächelt uns're Eigenart!" — — —

Das sind die alten lieben Klagen,
Mit denen einmal jeder ringt,
Selbst weither aus der Vorzeit Tagen
Ihr Echo zu uns wiederklingt. . . .

Wenn Sehnsucht — nach Vergang'nem suchend,
Dem „Einstmals" Blütenkränze flicht,
Erscheint im Glanz der eig'nen Jugend
Euch Euer Einst — im Rosenlicht! —

Wolfsanger. **Jeannette Bramer.**



Über die Kolonisation des Ostens und das Städtewesen.

Von H. Keßler.

(Schluß.)

In dem von mir im hessischen Geschichtsverein am 3. März 1902 gehaltenen Vortrag habe ich Mainz als die erste deutsche Stadt zur Zeit der Ottonen und Salier bezeichnet, und muß es daher wohl auffällig erscheinen, daß es nicht in dem eben erwähnten Städteverzeichnis aufgeführt ist, also wohl auch von den regelmäßigen Botenkursen nicht berührt wurde. Die Erklärung hierfür ist in der veränderten Handelslage der deutschen Städte zu suchen. 1165 verkündete Kaiser Friedrich Barbarossa, der Rhein solle eine freie und königliche Straße sein. Allein nur für die Instandhaltung dieser Wasserstraße sollten die Grundherren, unter denen anfangs der Kaiser der mächtigste war, eine Gebühr erheben. Von diesem Privilegium des Kaisers machten die Grundherren einen für den Handel sehr nachteiligen Gebrauch, indem sie zu hohe Abgaben erhoben.

Burg an Burg erhob sich am Rhein, um den Zoll zu sichern. 44 Zollstätten hatte der Kaufmann zu Ende des 13. Jahrhunderts zu passieren, so daß schon 1260 ein Engländer aus dem Gefolge Richards von Cornwallis von dem maßlosen Wahnsinn der Deutschen sprechen konnte, der durch diese Burgen übermäßige Summen dem Handel abpreßte. Zwischen Bingen und Koblenz allein betrugen die Durchgangszölle 50—70 Prozent des Wertes. Die Reaktion der im rheinischen Bunde 1254 vereinigten Städte gegen diesen Druck hatte nur vorübergehenden Erfolg, ja im 14. Jahrhundert richteten die Städte, um die Kosten ihrer Landfrieden zu decken, neue Zölle in Oppenheim, Mainz und Mannheim ein. Die Kaiser waren am wenigsten imstande, dem Übel zu steuern. War doch am Rhein der Sitz der kurfürstlichen Macht. Die zerrütteten Finanzen der geistlichen Herren zwangen diese, zu allerlei für den Handel unerträglichen Zollplackereien im 14. Jahrhundert zu schreiten. Zustände herrschten damals am Rhein wie heute im türkischen und chinesischen Reiche, sagt Professor Sieveking.

Die Rheinstraße verlor immer mehr; andere von der Natur weniger begünstigte Straßen gewannen an Bedeutung, so die Weserstraße, die über Minden, Fritzlar, Marburg nach der Wetterau führte. Frankfurt hatte den Vorzug, daß es ebensowohl Endpunkt dieses Weges wie Knotenpunkt der Rheinstraße war, hier mündeten auch die über Basel, Augsburg und Nürnberg führenden Straßen ein. Die Kaiserstadt Frankfurt überflügelte Mainz. Die Kaiser gewährten der Stadt die unter Friedrich II. zuerst bezeugten zwei freien Reichsmessen. Alle Versuche der Mainzer, diese Messen nach ihrer Stadt zu ziehen, waren vergeblich, und schon im Mittelalter überragten die Frankfurter Messen alle anderen Süddeutschlands an Bedeutung.

Nikolaus Saemundarsen, der als Abt eines Benediktinerklosters im nördlichen Island 1151—54 eine Pilgerfahrt in das heilige Land unternahm, gibt in seinem hochwertvollen Itinerarium verschiedene Zufuhrlinien an, die sich in Mainz vereinigen. Bei einer ist Aalborg der Ausgangspunkt auf dem Festlande, der Weg führt nach Stade, wo er sich zweigt, ein Teil führt über Minden und Paderborn, der andere über Hildesheim und Fritzlar nach Mainz. Mainz, das „goldene Mainz“, war damals die erste Stadt Deutschlands, im 11. und 12. Jahrhundert wurde es von Köln und im 13. und 14. Jahrhundert von Frankfurt überflügelt. Kassel, das früher ein kleiner unbedeutender Ort war, wurde die erste Stadt Hessens, hinter der die alten Städte Fritzlar, Frankenberg, Marburg zurücktraten.

Für die Dorfbewohner war es verlockend, in die Stadt überzusiedeln, denn sie erlangten hierdurch größere Sicherheit, Schutz vor Bedrückung, Anteil an den bürgerlichen Rechten und Gelegenheit zu mannigfachem Erwerb, während die meisten Gemeinden von einem Grundherrn abhingen, dessen Bedrückungen sie vielfach ausgesetzt waren. Was bei älteren Städten schon im 11. und 12. Jahrhundert eingetreten war, wiederholte sich jetzt in Kassel und den meisten hessischen Städten. Von allen Seiten strömten Einwanderer herzu, die in der Stadt ihr Glück machen wollten. In den Rats- und Bürgerregistern treffen wir die Namen der umliegenden Dörfer als Personennamen wieder.

Im 13. Jahrhundert sind, wie v. Inama-Sternegg in seiner deutschen Wirtschaftsgeschichte III, I, S. 22a mitteilt, gegen 400 Städte gegründet worden, weitere 300 Städtegründungen gehören

dem 14. Jahrhundert an, davon die Mehrzahl der ersten Hälfte desselben. Das 15. Jahrhundert hat die Zahl der deutschen Städte kaum um mehr als 100 vermehrt. Wie v. Inama-Sternegg annimmt, hat die Bevölkerung Deutschlands im ganzen von der Karolingerzeit bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts sich stetig und bedeutend vermehrt.

Die Masse der städtischen Ansiedler wurde durch den Bevölkerungsüberschuß zunächst der näheren Umgebung gebildet. An manchen Orten mochten die Einheimischen von vornherein den Ausschlag geben, das braucht uns aber nicht zu hindern, die große Bedeutung der fremden Kaufleute für die früheren Zeiten des Mittelalters anzuerkennen.

In der Mitte des 14. Jahrhunderts wird diese aufsteigende Bewegung durch den schwarzen Tod jäh unterbrochen. Im 15. Jahrhundert ist schon eine gewisse Abschwächung der Seuche wahrnehmbar.

Im 12.—14. Jahrhundert hat der Welthandel am allermeisten Anregung wohl dadurch erhalten, daß im Textilgewerbe eine gründliche Verschiebung eintrat, daß nicht mehr allein die höheren Klassen aus dem Markt Waren nahmen, wodurch der Handel auf feinere Produkte beschränkt blieb, sondern daß jeder Mensch einen Teil seiner Kleidung kaufte. Aus der Eigenproduktion, dem Hausfleiße, ging das Textilgewerbe in eine Arbeit für den Markt über. Das wurde schon dadurch befördert, daß die eine Gegend der anderen in diesem oder jenem Zweige voraus war; hier wurde besser blau gefärbt, dort verstand man sich besser auf die Bereitung von Lodentüchern, an einem dritten Ort kamen andere Vorzüge zur Geltung. Die Leinweberei, die sich weit enger an die Natur des ländlichen Haushalts anschließt, war Ende des 13. Jahrhunderts sehr geschätzt. Das Verzeichnis des päpstlichen Schatzes unter Bonifatius VIII. (1295) bietet den Beweis hierzu. In der Abteilung „Leinene Vorhänge für kirchliche Zwecke und Betten, Handtücher und Hemden" wird meistens Deutschland als Heimat bezeichnet, leider ohne Angabe des Erzeugungsortes.

Für den Welthandel waren viel bedeutender als die Leinenstoffe die aus Wolle gefertigten. Die Wollenindustrie wurde und mußte ein städtisches Gewerbe werden. Kein mittelalterliches Gewerbe löste nach und nach die Produktion in eine solche Zahl von aufeinander folgenden, von verschiedenen Personen ausgeführten Arbeiten auf als die Wollstoffbereitung. Eine andere Differenzierung ergab sich durch das Färben. Diese Kunst wurde in verschiedenen Orten ganz verschieden gehandhabt, hier wurde besonders gut in Scharlach gefärbt, dort verstand man nur grüne Tücher zu machen, und so ergab sich neben der Produktionsteilung eine lokale Teilung der Produktion, und gerade letztere mußte zu dem intensiven Handel mit Wollstoffen führen, wie er sich nachweisen läßt. Es gab nur wenige Gegenden der Welt, in denen die Kunstfertigkeit alle dort von Reich und Arm benötigten Stoffe erzeugte, in den meisten wurde nur eine Seite befriedigt.

Die ältesten gewerbsmäßigen Weber in Deutschland (von Flandern und Holland abgesehen) finden sich in Mainz 1099. Da sie sich einen Begräbnisplatz verschaffen wollten, so sind es ihrer gewiß nicht wenige gewesen. Als feine Stoffe webend und kämmend wird Flandern erwähnt, womit sich Deutschland mit seinem borstigen und dicken Tuch nicht messen konnte.

In einer Urkunde welche in Wenks hessischer Geschichte unter den Urkunden im 2. Band S. 232 sich abgedruckt findet, erlauben Schöffen und Bürgerschaft in Frankenberg am 31. Dezember 1291 dem Nonnenkloster in Georgenberg, Tücher aller Art zu verfertigen und zu Markt zu bringen. In der in lateinischer Sprache ausgestellten Urkunde wird bemerkt, daß der Beschluß einstimmig, wohlüberlegt und mit Einwilligung des Landgrafen erteilt sei. Das Kloster war befugt, nicht nur einfache Tücher, sondern Tücher von jeglicher Art und Farbe zu verfertigen, so wie es die Wollweber in Frankenberg zu tun pflegten. Die Lage Frankenbergs an der westfälischen Grenze in der Nähe von Fritzlar, das schon frühzeitig mit Mainz in Verbindung stand, und der Umstand, daß im 13. Jahrhundert der Handel am Rhein durch die hohen Zölle in andere Gegenden abgeleitet wurde, lassen es nicht unwahrscheinlich erscheinen, daß Frankenberg einen nicht unbeträchtlichen Wollhandel betrieb, und daß dort namentlich von der Zunft der Wollweber viel Wolle produziert wurde. Auch möchte ich hier nicht unerwähnt lassen, daß im Mittelalter nach Engelhards Erdbeschreibung der hessischen Lande, Teil II, S. 523 in der Nähe von Frankenberg treffliche Goldbergwerke gewesen sind. Wiegand Gerstenberger erwähnt in seiner Frankenberger Chronik im Jahre 1312 die Anwesenheit vieler reicher Bürger in Frankenberg, unter diesen mögen wohl viel Wollweber, die der reichsten Zunft anzugehören pflegten, sich befunden haben. Infolge von Irrungen hob 1368 der Landgraf die Frankenberger Zünfte auf mit Ausnahme der Wollweber, die er bestehen ließ.

In Kassel wurden im Jahre 1485 die Zunftbriefe erneuert, und da soll nach Piderit zuerst die Gilde der Kaufleute unter dem Namen der „Hansegräben" und dann die Wollenweber mit

ihrem „Wollenampt" gekommen sein und hierauf die übrigen Zünfte. Die Wollweber haben schon früher eine Zunft in Kassel gebildet.

In dem von Falkenheiner in seiner Geschichte der hessischen Städte und Stifter aufgeführten Verzeichnis vom Jahre 1453 bezüglich der 10 fritzlarischen Zünfte findet sich auch die Zunft der Wollweber erwähnt. In Hersfeld waren Zünfte der Tuchmacher und Tuchbereiter nach Piderit, „Denkwürdigkeiten von Hersfeld, S. 71", deren Beschäftigungen die vorzüglichsten Nahrungszweige der Bürger schon in früherer Zeit gewesen sind. Dies beweisen unter anderem zwei Bilder in den gefärbten Scheiben der Kirchenfenster der Hersfelder Kirche, welche nach Piderit so alt wie die Kirche selbst sind, von denen das eine rechts von der Orgel eine Tuchschere, das andere, auf der linken Seite, das Wasserrad der Walkmühle darstellt. Die Kirche in Hersfeld wurde, wie Piderit mit ziemlicher Sicherheit glaubt annehmen zu können, in dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts erbaut. Auch in Eschwege, Melsungen, Homberg und anderen hessischen Städten war die Zunft der Wollenweber vertreten. Während in unserer Zeit die Tuchbereitung hauptsächlich in vereinzelten Orten in größeren Fabriken stattfindet, war im Mittelalter fast in jeder Stadt von einiger Bedeutung die Zunft der Wollenweber, welche dies Gewerbe betrieb, vorhanden.

Hessische Holzbauten.

In der Einleitung zu dem im Verlag von N. G. Elwert in Marburg 1887 erschienenen ersten Heft seines Werkes „Hessische Holzbauten" schreibt der verewigte Dr. L. Bickell:

„Jeder, der sich für den heimischen Holzbau interessiert, muß die betrübende Erfahrung gemacht haben, daß in dem letzten Menschenalter gerade die wichtigsten, ältesten Holzbauten vernichtet worden sind, und daß der geringe Rest täglich in erschreckendem Maße zusammenschmilzt, wogegen es nicht in das Gewicht fällt, wenn an einzelnen Orten, wo besonders reiche Bauten und deren Weltruf die Sympathien der Einwohner gewonnen haben, auf tunlichste Erhaltung und Herstellung derselben hingearbeitet wird. Man sollte deshalb ohne alles Besinnen auf der ganzen Linie mit ausreichenden Mitteln und geeigneten Kräften vorgehen, um den gegenwärtigen Bestand durch genaue Aufnahmen wenigstens festzulegen.



Hessischer Hof. (Nach einer Zeichnung von E. Happel.)

Hessen besitzt zahlreiche alte, vielfach „zurückgebliebene" Landstädtchen, diese bergen einen reichen Schatz alter Holzhäuser, von denen einzelne bis zum 14. Jahrhundert hinaufreichen, und Spuren einer sehr primitiven Konstruktion bieten. Die meisten dieser kleinen Städte sind als befestigte Dörfer zu betrachten, und auch nachweisbar meist im 13. Jahrhundert aus der Zusammenlegung zahlreicher kleiner Dörfer entstanden, aus deren Fluren noch heute die oft immensen Gemarkungen bestehen. Sie bieten vielfach einen regelmäßigen Bauplan und nach festen Typen im Grundriß wie im Aufbau gegliederte „Ackerbürgerhäuser". Diese oft bis zum 15. Jahrhundert zurückreichenden Häuser dürften eine wertvolle und nicht zu umgehende Ergänzung des bisher zur Eruierung nationaler Typen verfügbaren Materiales bieten, welches man merkwürdigerweise nach einer unbewiesenen, aber als Dogma geltenden Annahme nur auf dem platten Land erheben zu dürfen glaubt. Für den Architekten haben viele hessische Holzbauten durch interessant gruppierten Aufbau, materialgemäße, mustergültige, einfache Profilierung und Ornamentation wissenschaftlichen wie praktischen Wert, wenn auch nicht entfernt so reich dekorierte Bauten vor-

kommen, wie z. B. in Hildesheim, Braunschweig rc. Freilich sind gerade in den größeren Städten Kassel, Marburg, Fulda, wo eine reichere Ausbildung erwartet werden durfte, die ältesten Bauten verschwunden."

Anknüpfend hieran schreibt Herr Ernst Happel, der Zeichner des nebenstehenden uns freundlichst zur Verfügung gestellten Bildchens:

Unser Bild zeigt uns nun einen echten und rechten hessischen Hof. Was wir da sehen, sind die Hintergebäude des „Hotel zum Löwen" (Inhaber F. Breuer) in Rotenburg an der Fulda. Noch durch keinen Ziegelstein entweiht, atmet das Ganze in seiner hohen Gemütlichkeit den Geist einer Zeit, die wir heute nicht mehr haben, daher auch heute solche Bauten nicht mehr errichtet werden, weil die Motive für ihr Entstehen nicht mehr vorhanden sind. Etwas Neues kommt also, damit müssen wir uns abfinden; möchte nun nicht der alles verblödende Ziegelsteinbau in den hessischen Landarchitekturen dieses poesievolle Erbe unserer Holzbauten antreten.

Erinnerungen eines Fuldaer Jungen an die Jahre 1848—1850.

So hoch die Wogen der einstigen Volksbewegung im Jahre 1848 auch gingen und so gefahrdrohend diese auch unserm Kurhessen zu werden schienen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß die ganze Erhebung, so ernstlich dieselbe auch gemeint sein mochte, doch einer gewissen Gemütlichkeit, ja eines gewissen Humors hier und da nicht entbehrte. Diese Erscheinung steht unzweifelhaft im Zusammenhange mit gewissen Eigentümlichkeiten des deutschen Volkscharakters, der vor roher Gewalt und brutalen Ausschreitungen zurückschreckt, so daß Heinrich Heine bereits mit bezug auf unser Deutschland sich den bekannten Vers erlaubte:

„Deutschland, die fromme Kinderstube,
Ist keine römische Mördergrube".

Die Schrecken der Guillotine und die Greuel der großen Revolution von 1789 blieben unserm Volke glücklicherweise erspart, die extremen Richtungen fanden in der Masse des Volkes nur geringen Boden und Minister Scheffer hatte im großen und ganzen nicht so Unrecht, wenn er die Bewegung des Jahres 1848 in Kurhessen als eine Revolution in Schlafrock und Pantoffeln bezeichnete und den Glauben an eine gewisse Harmlosigkeit der begangenen Exzesse nie verlor. Diese Erinnerung an die gemütliche Seite der Bewegung haftet noch immer bei Vielen, welche diese bewegte Zeit als Kinder erlebt und die Eindrücke ihrer Jugend sich treu bewahrt haben. Auch die alte Bonifatiusstadt Fulda und deren Bewohner konnten sich der Teilnahme an den wichtigen Tagesfragen nicht entziehen, auch in Fulda waren die Köpfe unruhig geworden, und ein alter Herr, der seiner Vaterstadt Fulda treue Anhänglichkeit bewahrt hat und jetzt in hochangesehener Stellung ein otium cum dignitate führt, hat aus dem reichen Schatze seiner Erlebnisse und seiner Erinnerungen für das „Hessenland" aus den sturmbewegten Tagen jener Zeit nachfolgende Zeilen niedergeschrieben:

„Lebhaft steht noch in meinem Gedächtnis das tolle Jahr 1848 mit allen seinen Aufregungen und Überraschungen. Was war das für eine schöne Zeit für einen jungen Deutschen, wo die Schulknaben selbst sich so weit emanzipiert hatten, daß sie zum Schrecken ihrer Eltern oft stundenlang abwesend sein konnten und von der goldenen Freiheit bereits bei allen Gelegenheiten naschen konnten. In der Schule ging es oft locker zu, die Lehrer trugen schwarz-rot-goldene Kokarden und ebensolche Uhrketten, gar manche Stunde fiel aus, weil die Jugenderzieher irgend einer Volksversammlung beiwohnen mußten. War das ein Leben in der sonst so ruhigen Bischofsstadt! Da bestand eine Bürgergarde zu Fuß und zu Pferde, ein ganzes Bataillon dunkelblau uniformierter angehender Freiheitshelden mit hohem, wachstuchbezogenem Tschako. Gewöhnlich am Sonnabend wurde Bürgerruf geblasen. Gevatter Schuster und Schneider, die Beamten, vor allem unsere Lehrer eilten auf den Marktplatz, um der Dinge zu warten, die da kommen sollten. Unser dürrer Schneider erschien in hellen Sommerbuchsen und viel zu weitem Waffenrock keuchend auf der Bildfläche, dort keuchte ein dicker Metzgermeister schweißtriefend einher; umsonst waren seine Bemühungen gewesen, die untersten Knöpfe seiner Uniform zum Verschluß zu bringen. Ein halbwüchsiger Sohn lief hinter ihm her und trug ihm die Feuersteinflinte, das gefährliche Ding, das unter besonders glücklichen Umständen auch einmal losgehen konnte. Mein Vater war Leutnant bei der Bürgergarde und fiel vom Glanze seiner hohen Stellung auch etwas für seinen Sohn ab, der eine Respektsperson bald bei seinen Mitschülern wurde, deren Väter nur gemeine Gardisten waren. Nur

ganz allmählich füllten sich die Reihen und ordneten sich, bis dann endlich der Kommandeur, ein Leinenfabrikant, dem seine rote Nase einen Beinamen gegeben hatte, auf einem seiner Wagenpferde erschien und die Freiheitskämpfer zur Übung vor die Stadt führte.

Meist war der Übungsplatz die Klosterwiese in der Nähe des Dorfes Neuenberg am andern Fuldaufer. Dieser Platz hatte den Vorzug, in der Nähe einer damals besonders guten und besuchten Wirtschaft zu liegen, außerdem mußte man durch die ganze Stadt marschieren, was insofern von hohem Werte war, als Frauen und Mädchen ihre Männer und Liebsten in vollem kriegerischen Schmucke zu bewundern Gelegenheit hatten. Vorne marschierte mit wirbelndem Tambourmajorstock ein baumlanger Lehrer von 2 Meter Höhe, dann Trommler, die im Marschieren keinen Takt halten konnten, Pfeifer gab es nicht. Dann kam das Musikkorps, die Fuldaer Leichenmusikanten, die meistens falsche Töne bliesen, der Major auf hohem, schwarzem Rosse und neben ihm als Adjutant der Wachszieher und Vizebürgermeister, der sich ängstlich auf seiner Rosinante hielt, und nun 4 Kompagnien ohne Schritt und Tritt.

Besonders aufregend war es, wenn im Feuer exerziert werden sollte. Es war den guten Schildbürgern nicht übel zu nehmen, wenn sie sich vor ihren Gewehren fürchteten. Außer dem furchtbaren Schlage gegen den Backen spritzte ihnen manchmal das Pulver von der Zündpfanne in das Gesicht und sengte Haar und Bart, ja der Schießprügel konnte unter Umständen sogar platzen, wenn man auf einen alten Schuß noch eine neue Patrone geladen hatte, oder wenn man vergessen hatte, den Ladestock herauszuziehen, wodurch ein braver Gardist beinahe um das Leben gekommen wäre. Vorsichtige Offiziere ließen deshalb die Gewehre vorher nachsehen, ob auch der Ladestock wirklich an seinem Platze war. Scharf wurde glücklicherweise gar nicht geschossen, das wäre denn doch zu gefährlich gewesen, und nahm man an, daß im Ernstfalle schon jeder schießen könnte. Außerdem wirkte die Garde durch ihr bloßes Erscheinen auf dem Kampfplatze so einschüchternd auf etwaige Umstürzler, daß man von der Waffe gar keinen Gebrauch zu machen nötig hatte.

Nachdem man sich 1—2 Stunden auf der Wiese herumgetrieben hatte, mußten die abgehetzten Männer sich stärken, und da ging es dann flott in das Wirtshaus zu Neuenburg. Die Gewehre wurden zusammengestellt und die Reihen löften sich auf, um bei Knoblinen und Bier die entschwindenden Lebensgeister wieder zu kräftigen. Während die Alten kneipten, trieben wir Jungen uns mit Vorliebe bei den Gewehren herum und versuchten uns, kaum 8—10jährig, mit den alten Kuhfüßen im Griffe machen. Gar manche schön gebaute Gewehrpyramide fiel bei diesen Versuchen klirrend zusammen, trotz aufgestellter Wache. Selten kam es vor, daß der Gardist auf den ersten Griff nachher sein eigenes Gewehr bekommen konnte; da gab es dann wieder lustige Szenen, da nicht jeder seine Waffe in Ehren und in blankem Zustande hielt. Damit die übrigen Wirte in der Umgebung nicht geschädigt und in ihrem Patriotismus gekränkt wurden, hielt man darauf, daß abwechselnd in der Nähe ihrer Felsenkeller geübt wurde, und so kam jeder zu seinem Rechte.

Das in Fulda garnisonierende Infanterieregiment rückte im Laufe des Jahres 1849 aus, um an der Bundesexekution gegen Dänemark teilzunehmen, und so blieb der Garde der alleinige Schutz der Stadt Fulda überlassen. Die Zeiten wurden immer toller, die Leute immer ausgelassener, Katzenmusiken vor den Häusern mißliebiger Personen besonders bei einbrechender Dunkelheit, Einwerfen von Fenstern waren an der Tagesordnung, in den Volksversammlungen ging es umstürzlerisch zu, das Blut der Tyrannen, hier des Oberbürgermeisters Mackenroth, wurde gefordert, alle Verhältnisse löften sich und in dem tollen Treiben ging alles aus Rand und Band. Es war deshalb notwendig geworden, neben der Bürgergarde noch eine besondere Schutzwehr zu bilden. Ältere Bürger taten sich zusammen, in grünem Kittel mit grauem, breitkrämpigen sog. Heckerhut das ehrwürdige Haupt bedeckt, so zogen sie allabendlich mit Jagdgewehren durch die Straßen der Stadt, um Leben und Eigentum der Bedrohten zu schützen. Besonders gefährdet war das Haus des Oberbürgermeisters „auf den Platten" und das eines Israeliten Daniel Ephraim, die jeden Abend der Zielpunkt erregter Volksmassen waren. Als sich noch ein Turnerkorps bildete, in den Augen der älteren Sicherheitsmänner eine höchst gefährliche Gesellschaft, erbat sich Ephraim von diesen eine ständige Wehr, die bei Bier und Tabak in den Erdgeschossen sich eine Wachtstube in seinem Hause eingerichtet hatte. Höchst lustig ging es in dieser Wachtstube zu, auch die Jugend brannte manchmal abends durch, um die fidele Wachtstube des Hauses Ephraim zu besuchen. Als die Straßenskandale aber allmählich nachließen, sollen die Turner selbst von Zeit zu Zeit vor dem Hause Ephraims einen kleinen Radau veranlaßt haben, um ihre gemütliche Wachtstube noch länger beziehen zu können.

Nachdem die Jugend sich in dem Turnerkorps zusammengeschlossen hatte, erübrigte es nur noch den bummelnden „Proletariern", wie sie sich mit Stolz nannten, sich gleichmäßig zu uniformieren

und militärisch auszubilden, dann konnte das Vaterland ruhig sein. Auch hierfür fand sich der geeignete Mann. Ein alter hessischer Hauptmann in Pension, ein alter Kämpfer aus den napoleonischen Kriegen, wurde zu ihrem Hauptmanne gewählt. Wie mag es dem alten braven Soldaten, der so viele Schlachten in Deutschland, Spanien und Rußland mitgeschlagen hatte, zu Mute gewesen sein, als er zum erstenmale mit seiner Schar auszog. Verwitterte, grimmige Gestalten mit großen wirren Bärten, Holzhacker, Tagelöhner, in graues, grobes Leinen gekleidet, Kittel mit breitem Lendengürtel, als Kopfbedeckung ein Schlapphut mit Kokarde und roter Feder, als Waffe eine grad geschmiedete Sense, wie sie die Polen in ihren Kämpfen gegen die Russen gebraucht hatten. An der Spitze dieses Haufens zog der alte Haudegen, mit einem Kavalleriesäbel bewaffnet, einen Busch roter Hahnenfedern auf dem Hute, alltäglich zu den Übungen hinaus. Es lag ein gewisses Verdienst darin, die eigene Stadt vor diesen Elementen zu schützen, die, durch einen Dichter aus ihrer Mitte angestachelt und durch dessen Gedichte begeistert, tatsächlich nach dem Blute der Reichen und Vornehmen dürsteten.

Gelegenheiten, die gesamte bewaffnete Macht Fuldas gemeinschaftlich auftreten zu sehen, gab es zum öfteren. Als Robert Blum durch die Kugeln der österreichischen Jäger in der Brigittenau sein Leben geendet hatte, wurden in Deutschland aller Orten Trauergottesdienste veranstaltet, so auch in Fulda.

Eines Tages hatten die Schulen frei; es hieß, Robert Blum würde begraben und wir sollten mitgehen. Die Schüler der städtischen Volksschulen in Sonntagsanzug, die Gymnasiasten, die Schüler des Lehrerseminars mußten sich auf dem Domplatz versammeln. Hier erschien nach langem Warten unter dumpfem Glockengeläute der Trauerzug. Voran ging Michael Epstein, der Sohn eines jüdischen Tuchhändlers, und trug eine große Trauerfahne aus schwarzem Tuch; wir Jungen behaupteten, daß der alte Epstein nur unter der Bedingung das Tuch zur Fahne gegeben habe, daß sein Sohn Michael die Fahne trüge; der Alte hatte Angst, daß das kostbare Tuch sonst abhanden kommen würde. An den Fahnenträger schloß sich die Bürgergarde, diesmal ohne weiße Buchsen; dann kam die Schutzwehr mit Trauerfloren um den Hüten, und den Schluß bildeten die Sensenmänner.

Die Waffen wurden auf dem Domplatze zusammengestellt, die Sensenmänner stellten ihre Sensen an der Dommauer auf, und nun ging es in buntem Gedränge in den Dom. Vor dem Hochaltar war ein schwarzer Katafalk aufgestellt, den zahllose Kränze mit roten und schwarz-rot-goldenen Schleifen und Bändern schmückten.

Ein höherer Geistlicher hielt das Totenamt ab, die Kirche war überfüllt, Mann drängte sich an Mann, die erschienenen Weiblein kamen in arge Bedrängnis und manche Träne wurde für den hingemordeten Freiheitskämpfer aus schönen Augen geweint. Die verschiedenen Schulen hatten ihre Plätze im freien Raum vor dem Hochaltar und sangen entsprechende Lieder. Nach dem Gottesdienste ordnete sich der Zug vor dem Dome, und nun ging's mit Trauermusik durch die ganze Stadt. Wir Jungen erwarteten nun sicher, daß Robert Blum auf dem städtischen Friedhofe begraben würde, bis man uns darüber aufklärte, daß dies nur eine Trauerfeierlichkeit ohne Toten sein solle und daß der arme Blum längst unter dem kühlen Rasen der Brigittenaue seinen Todesschlaf schlief. Glücklicherweise hatten wir aber noch einen lebendigen Blum, den Vater des bekannten Sängers*), der durch seinen Schlapphut und seine Trauerkokarde, beide von riesigem Umfange, großes Aufsehen erregte. Nachdem der Zug endlich wieder auf dem Domplatz angelangt war, löste er sich dort auf, und nun wurde der Durst gestillt. Am späten Nachmittag sah man die bezechten Freiheitsmänner gröhlend und auf die Tyrannen schimpfend die Stadt durchziehen, manche von ihren Eheliebsten geführt, die gekommen waren, der weiteren Trauer bei Schnaps und Bier Einhalt zu tun.

Wo alle Bewohner fast Soldaten spielten, konnten wir Jungen doch nicht ohne Waffen sein, und es wurde zur Bildung einer Jugendwehr geschritten, während die älteren Gymnasiasten sich den Turnern anschlossen, die ob ihrer kleidsamen Tracht und ihrer großen schwarz-rot-goldenen Schärpen besonders bei dem schönen Geschlecht in hoher Gunst standen. Wir Kleinen aus der Stadtschule erhielten blaue Kittel und einen kleinen Zuckerhut; als Waffen führten wir einen hölzernen Spieß und Säbel von Holz. Ein Trommlerkorps wurde gebildet, dem ich, weil musikalisch beanlagt, angehörte, und in den freien Nachmittagen zogen wir auf die Klosterwiese oder den Domplatz und spielten mit großem Ernste unser Kriegsspiel.

„Wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen."

Als der Erzherzog Johann von Österreich in Frankfurt zum deutschen Reichsverweser gewählt worden war und diese Würde angenommen hatte, jubelten alle in den deutschen Landen. Auch in Fulda wurde ein großes Volksfest gefeiert. Auf den Bleichen, jenseits der Fulda, wurden Buden

---

*) Opernsänger Alcuin Blum starb am 17. März 1903 in Newyork, s. „Hessenland" Jahrg. 1903, S. 98.

aufgeschlagen, Karussells und Schießbuden, Kasperletheater und sonstige Sehenswürdigkeiten fanden sich vor. Die Bürgergarde, die Sensenmänner, auch die „Wimmelgreise" der Schutzgarde gingen in Wehr und Waffen hinaus auf die grüne Bleiche. An der Hornungsbrücke hatte sich die Jugendwehr aufgestellt und begrüßte die Freiheitshelden mit Trommelschlag und Vivatrufen. Der Himmel hatte sein bestes Kleid angezogen, hell strahlte die heiße Julisonne auf die fröhlichen Volksmassen; auch ich war mit meiner Trommel ausgerückt und amüsierte mich bei den Buden mit gleichalterigen Zeitgenossen.

Plötzlich umwölkte sich der Himmel, ein starkes Gewitter zog auf, der Regen goß in Strömen, und nun suchten wir unsere Erzeuger auf, die in dem großen Zelte bei Bratwürsten und Lagerbier schwelgten. Platz gab es in den mit Menschen über- und überfüllten Zelten nicht mehr, und so mußten wir Jungen dann uns zwischen den Beinen der Väter unter den Tischen ein Plätzchen auf der Erde suchen. Unsere Sonntagskittel und weißen Buchsen litten sehr, Grasflecke und Bier verunzierten die Weißen, der Hut war durchnäßt und aus der Fasson geraten. Doch was schadete dies, konnten wir doch den Reichsverweser mit hochleben lassen. Eine Wurst und einige Schlucke Bier fielen auch für uns unter den Tischen ab. Als der Regen nachgelassen hatte und es Abend wurde, mußten wir den Festplatz verlassen. Traurig zogen wir heim mit dumpfer, nasser Trommel, die Farben unserer Spieße hatten sich mit dem Blau unserer Kittel vermischt, und wenig erfreulich war der Empfang bei unserer, auf Reinlichkeit ihrer Kinder streng bedachten, guten Mutter. Als Märtyrer der Freiheit wurde ich an die Wand zur Strafe gestellt und für die Freiheit und den Reichsverweser habe ich an dem Abend noch Prügel eingeerntet. Das waren die Folgen des Festes zu Ehren des Reichsverwesers.

Bald hörte auch der Taumel auf, es kam die Reaktion der Jahrr 1850 und 1851. Immer mehr verschwanden die Zeichen der Freiheit, und der politische Katzenjammer stellte sich ein. Noch einmal suchten die Fuldaer mit den übrigen Kurhessen ihr gutes Recht dem Ministerium Hassenpflug gegenüber zu erringen und verweigerten die Steuern. Der Bundestag trat aber für den Kurfürsten ein und verfügte Exekution durch Bayern und Österreicher. Vorher aber rückten im Oktober 1850 die Preußen von Erfurt und Magdeburg her ein und besetzten das Hessenland und besonders die Gegend um Fulda.

Wir bekamen 8 Tage starke preußische Einquartierung, besonders Landwehrmänner. Überall, besonders auf der Straße nach Frankfurt hin wurden Batterien gebaut und die Brücken wie die Furten ungangbar gemacht. Der Feind wurde von Hammelburg erwartet und erschien dann auch Anfangs November 1850. Jeden Morgen rückte unsere Einquartierung zum Schanzenbau oder auf Feldwache aus und erst am Abend kam sie wieder zu uns in das Quartier. Jeden Mittag wurde „unsern" Soldaten das Essen in das Biwak gebracht und lief ich manchmal mit einem älteren Vetter mit und staunte die vielen Soldaten und ihr Tun und Treiben an. Dabei geschah es, daß wir viel zu nahe an die Vorposten kamen, die gerade beschäftigt waren, die Hornungsbrücke durch einen Verhau unwegsam zu machen. Wir wurden auch zur Arbeit gepreßt und mußten Steine herbeischleppen. Alles Jammern nach Muttern half nichts, und erst gegen Abend wurden wir, ohne Mittagessen, nach Hause geschickt. Die Angst vor Strafe war diesmal vergeblich und meine Eltern waren froh, daß sie mich wiederhatten, doch war es mit den Soldatenbesuchen vorbei.

Eines Tages knallten die Gewehre in der Gegend von Kohlhaus, Geschütze rasselten durch die Stadt, einzelne Reiter erschienen auf schaumbedeckten Rossen und jagten nach dem Hauptquartier im Gasthaus zum Kurfürsten. Die Spitzen der Exekutionstruppen waren am Rüblingsberge, einem Vorberge der Rhön, erschienen, die Preußen hatten das Defilee bei Bronnzell besetzt und war alles zu einem regelrechten Gefecht bereit. Da auf einmal kamen die preußischen Truppen mit klingendem Spiel wieder in die Stadt zurück, es hieß, es sei wieder Friede, die Preußen zogen ab und machten Bayern und Österreichern Platz. Der Schimmel von Bronnzell, ein alter Trompetergaul, wurde durch die Löhrsgasse blutig nachgeführt, die Kugel eines österreichischen Kaiserjägers hatte ihn getroffen und zeitig felddienstunfähig gemacht. Kaum konnten unsere Soldaten ihren Wirten Lebewohl sagen, so eilig verließen die Preußen die Stadt und zogen auf Thüringen hin ab.

Am Nachmittag rückten die Bundestruppen ein, voran die Kaiserjäger, dann Bayern, Kavallerie, Infanterie und Artillerie, mit rauschenden Siegesfanfaren ging es in die Stadt herein. Am meisten freuten wir uns über die bayerischen Trommler, kleine Kerls von kaum 15 bis 16 Jahren mit riesigen, blauweiß gestreiften Trommeln, und über den Hundewagen der Kaiserjäger, auf welchem die große Trommel des Musikkorps nachgeführt wurde. Beinahe hätte ich unter den Pferdehufen der einziehenden Kürassiere mein junges Leben lassen müssen. Ganz in den Anblick der einziehenden fremden Uniformen versenkt, hatte ich das Herannahen der Reiter zu spät gemerkt und war, als die Menge zurückwich, im Gedränge gestürzt und auf die Erde

gefallen. Ich konnte mich nur dadurch retten, daß ich mich im Straßenkothe fortkugelte und so aus der verderbendrohenden Nähe der Hufe brachte.

Wir Gymnasiasten hatten beim Einzug des Oberfeldherrn, des Fürsten von Thurn und Taxis, uns am Brunnen neben dem Gasthause zum Kurfürsten aufgestellt, die Primaner und Sekundaner im Hintergrund. Ein Gymnasiallehrer, Dr. Volkmer, der zu den „Roten" gehörte, veranlaßte zum Zeichen der Mißbilligung und des Abscheus die Gymnasiasten, beim Einreiten des Generals zu pfeifen und zu johlen, es entstand ein Höllenlärm, worauf die Menge von bayerischen Soldaten mit der flachen Klinge auseinander getrieben wurde. Später kam Volkmer vor ein Schwurgericht, das zur Aburteilung politischer Verbrecher eingesetzt wurde und ihm besonders die Aufreizung seiner Schüler zur Last legte. Dr. Volkmer wurde verurteilt, verließ die Stadt und den hessischen Staatsdienst und zog in die Schweiz, wo er hochbetagt in Zürich als Professor der Theologie gestorben ist.

Bei der Einquartierung erhielt mein Vater zwölf Bayern, Strafbayern, da auch er die Steuern verweigert hatte. Es waren wüste Gesellen, die nun die früheren Quartiere der Preußen bezogen. In zwei großen Zimmern des oberen Stockwerks wurden dieselben untergebracht. Nachdem sie zu Mittag gegessen hatten, zogen sie wieder ab, und es kam an demselben Tag eine neue Schar, die auch gefüttert werden mußte. So ging es Tag für Tag, Bayern und Österreicher wechselten ab. Da ein Offizier mit Burschen für 6 Gemeine zählte, so ließ sich mein Vater einen solchen in das Quartier legen. Es half aber nichts, die 12 Mann kamen doch und straften weiter ab.

Unter den Österreichern fanden sich damals viel ungarische Edelleute und Offiziere, die nach dem Falle der Revolutionsregierung in Ungarn degradiert waren und in Reih und Glied als Gemeine standen. Sie wurden von ihren früheren Kameraden, den Offizieren, häufig als Burschen angenommen, um ihnen einen leichteren Dienst zu verschaffen. Es waren alte, liebenswürdige Leute und wurde ihr trauriges Los besonders von der Jugend tief bedauert. Einem solchen degradierten Offizier wurde von uns alles zu Liebe getan.

Die Zeit der bayerischen Okkupation nahm auch ein Ende, unsere braven Hessen rückten von Hanau wieder in ihre alte Garnison Fulda ein, und alles ging seinen gewohnten Gang. Dem Freiheitstaumel der Jahre 1848 und 1849 folgten die Jahre der schwärzesten Reaktion, und wir Jungen merkten dies daran, daß unsere Lehrer, die Stadtväter und Beamten so ganz anders aussahen. Die beliebten Schnurr- und Knebelbärte fielen jetzt dem Schermesser zum Opfer und ein spärlicher Backenbart von vorgeschriebener Größe fristete sein kümmerliches Dasein. Es gab keine Volksversammlungen mehr, auf den Straßen gab es nichts mehr zu sehen. Selbstverständlich waren Bürgergarde, Turner und sonstige Korps schon lange aufgelöst worden, sie mußten ihre Waffen abgeben und auseinandergehen; der Freiheitstraum, den das deutsche Volk geträumt hatte, war jäh und plötzlich verschwunden."

E. K.

Margritt und der Templer.

Erzählung von Theodor Metz.

In meinem Heimatstädtchen Homberg in Oberhessen, das halbkreisförmig am Abhang eines jäh aufspringenden Basaltkegels im Tal der Ohm an deren rechtem Ufer drei Stunden vor ihrem Einfluß in die Lahn gelegen ist, geht heute noch an warmen Sommerabenden, wenn's anfängt zu dunkeln, und es für die Kinder auf der Gasse Zeit wird, nach Haus und ins Bett zu gehen, „die Margritt" um. Wenigstens, als ich selbst vor 15, 20 Jahren noch unter diesen Kindern herumsprang, da war's noch so. Wenn wir Jungen am Abend nach scharfer Jagd auf schwärmende Maikäfer oder auf Glühwürmchen vor der Herrnscheuer zwischen Reisighausen saßen, und die Geschichtchen, die erzählt wurden, mit der immer dichter herankriechenden Dunkelheit immer gruseliger wurden, und wenn der Lanze Daniel gerade angefangen hatte mit der Geschichte, die seinem großen Bruder Hennerchmann mal passiert war — dem war nämlich auf einem Nachtmarsch von Gießen her über die Rabenau zwischen Londorf und Rüdingshausen an einem Kirchhof ein Gespenst nachgegangen, wenn er stehn geblieben war, war's auch stehn geblieben, wie er aber das Messer im Sack aufgemacht hatte, da war's ihm mit einem Satz ins Genick gesprungen und hatte ihn am Hals gewürgt, und er wäre wahrhaftig des Todes gewesen, wenn er nicht rasch einen „Gesahn"*) gesprochen hätte, den er für solche Zufälle von der alten Seilerssanne in der Waulsgasse gelernt hatte —, wenn wir so saßen und immer enger zusammenrückten,

*) Beschwörungsformel.

da erspähte uns wohl der alte Micheljust auf seinem Gang nach dem Wachtlokal, — denn er war Nachtwächter, — hob seinen schweren Eisenstock in die Höhe — der hatte eine lange eiserne Spitze — und rief uns zu: „Ihr Buwe, macht, daß ihr heim kommt, ich rat's euch in Gutem, die Margritt geht um." Und dann brach der Erzähler mitten im Satz ab, und wir drückten uns nach Hause. Die Margritt aber muß mit dem Schönberg, einer lang gestreckten bewaldeten Berglehne Homberg gegenüber auf der linken Seite der Ohm, in irgend welchem Zusammenhang gestanden haben, denn wenn ich an Sonntagnachmittagen im Sommer, mit meinem Tomahawk aus Zigarrenkistchenholz bewaffnet, auszog, um auf dem Schönberg am Herrenteich und am Zuberwiesenteich als „große Schlange" im Riedgras und im Schilf zu kriechen und meinen Sonntagsanzug übel zuzurichten, da rief mir meine Großmutter, bei der wir im Hause wohnten, gewöhnlich nach: „Jung, geh mir nit zu nah an die Teiche da droben, daß mir dich die Margritt nit fängt."

Als ich nun älter wurde, hab' ich meine Großmutter oftmals gequält, mir doch die Geschichte von der Margritt zu erzählen, da müsse doch irgend was dran sein, und sie wisse doch sonst so viel Geschichten aus der alten Zeit; sie aber hat mir, obschon sie sich genug hin und her besonnen hat, nichts zu sagen gewußt, als daß die Margritt wohl eine Hexe gewesen sei, die jetzt zur Strafe auf dem Schönberg spuken müsse. Eines Tages indessen, als ein paar alte Weiber der Nachbarschaft mit ihrem Strickzeug bei meiner Großmutter auf der Ofenbank saßen, hab' ich die Gelegenheit ergriffen und habe denen einmal mein Anliegen vorgetragen. Sie aber haben auch den Kopf geschüttelt, nur die alte Liese-Margreth, eine Witfrau, die als Waschfrau ging, die hat gesagt, das wüßte sie, die Margritt hätte heute noch drei Rechte. Da ist meiner Großmutter plötzlich ein Licht aufgegangen. „Ja", hat sie gesagt, „und das erste ist: auf Weihnachten darf sie die Grasmägd' im Schönberg schrecken." „Und das zweite is," hat die Liese-Margreth gesagt, „uff den Kleiemüller sein Esel hat se das Recht, an Walpurgis uffm uff de Blocksberg zu reite." „Und das dritte ist", hat wiederum meine Großmutter gesagt, „wer sein Heu im Schönbergfeld bis Michelchestag sitzen läßt, dem steckt sie das Scheuerchen an." Weiter aber hab' ich damals auch nichts in Erfahrung bringen können.

Ich mochte 15 Jahre alt sein, als ich eines schönen Morgens zu Beginn der Herbstferien bei meiner Großmutter am Kaffeetisch gesessen habe, und diese hat durch das offen stehende Fenster die Straße gemustert. Da hat sie den alten Schäfer-Jochem aus der Hintergasse vorbeigehen sehen; Schäfer-Jochem war sein Dorfname, und sein Vater und sein Großvater hatten auch schon so geheißen; sein bürgerlicher Name aber war Fritz Adam Herrnbrodt, und seines Zeichens war er ein Schäfer.

„Jung," hat meine Großmutter, der ich kurz vorher mal wieder wegen der Geschichte von der Margritt angelegen hatte, gesagt, „ich glaube, von dem Schäfer-Jochem, von dem könntst du am End' über die Margritt was erfahren; wenn er wieder zurückkommt, — er ist da vorn in Schreinersch Haus —, dann will ich ihn dir mal rufen." Es hat nicht lange gedauert, da ist der Schäfer-Jochem wieder vorbeigekommen, und meine Großmutter hat ihn vom Fenster aus hereingerufen. Bedächtig ist er die Stubentür hereingetreten, eine hohe, hagere Gestalt in dem landesüblichen blauen Bauernkittel, das Gesicht lang, bartlos, scharfgeschnitten, die Nase gerade und kraftvoll, das Kopfhaar noch dicht und schlohweiß, der Mund breit, aber zwei Augen im Gesicht, so ganz licht hellblau und so glänzend, daß sie, wie zwei kleine anmutige Seee eine sonst einförmige Landschaft, das ganze Gesicht ins Freundliche verschönten. Meine Großmutter hat ihm gleich mit ein paar Worten mein Anliegen vorgestellt. „Ja, Jung", hat er da zu mir gesagt, „da biste freilich jetzt vor die recht' Schmied' komme. Awer alleweil hab' ich gar kei Zeit; 's is schon gleich acht, unn ich hab' meiner Schwieher nur rasch was gelangt, awer jetzt muß ich wieder naus ins Feld bei mei Schaf, die breche mir sonst ausm Perch, unn das gibt Straf. Awer ich will dir was sage; komm den Nachmittag, wann du dei Vesperstück gegesse hast, zu mir uffs Feld; ich bin am Abhang vom hohe Berg, owig dem Hansteinsgrawe, nach Nieder-Ofleide zu; da könne wir uns die Zeit nemme, die Geschicht' genau zu verzeehle. No, Kathrine," hat er sich dann zu meiner Großmutter gewandt, „wie gitt dirs dann? Da is doch schon manch Tröppche Wasser die Ohm enabgeflosse, seit wir als in unsere junge Tage ins Stangewirts ihrm große Saal zusamme getanzt hawe. Unn was hatte die annere als en Gift uff dich! Werktags die Mistschauh an, Sonntags des Häutche uff, sagt' die Knorums Jule als so recht hämisch mit ihrm Hasemaul, wann du vorbeigingst am Sonntag . . . . Ja ja . . . . Unn du freilich hast's aach heut noch langgut. Awer ich, ich kann dir nit sage, was ich mei Last hab', seitdem mein Jung, der Hannjust, geheurat is. Was mir der das Lewe sauer macht, sag ich dir; — awer mei Schwieher steckt dahinner unn is an allem Schuld." „Schäfer-Jochem", hat meine Großmutter da gesagt, „verweil dich nit mehr, du mußt doch zu deinen Schafen. Und deine Schwieher, wenn sie wieder vorbeigeht, da will ich mir sie mal rufen und will ihr mal den Kümmel reiben." „Ja, das tu mal,

Kathrine, — unn gute Morge beisamme!" Damit ist er langsam, doch mit großen Schritten fortgegangen.

Am Nachmittag bin ich gegen 3 Uhr zu Haus nach dem „hohen Berg" aufgebrochen, einer unbewaldeten, mit Äckern angebauten Berglehne, die, wie der Schönberg das linke, so das rechte Ufer der Ohm wohl eine Stunde begleitet. Es war ein heißer Augustnachmittag, ich bin langsam gegangen, auf halber Höhe aber habe ich mich doch einmal verschnaufen müssen und habe, im Schatten eines Birnbaums stehend, eine Weile in den breiten Riesenkessel des Tales und auf das Städtchen hinuntergesehen. Vom Schloß herab, das mit alten mächtigen Gebäuden über Homberg auf dem Gipfel des Kegels liegt, und das heute noch mit einer hohen Mauer umgeben ist, funkelte der Blitzableiter mit goldener Spitze in der Sonne. Auf den rotbraun glänzenden Ziegeldächern der Stadt drang aus den Schornsteinen der Rauch vom Kochen des Nachmittagskaffees empor. Blau ringelte er sich über die Häuser der eigentlichen Stadt, die, der Ohm zugekehrt, um den Kirchturm und den Rathausturm herum liegt, grau und grünlich aber stieg er aus den weniger wohlhabenden Stadtteilen auf, aus den Häusern des Burgbergs zwischen Stadt und Schloß und aus jenen Gassen, die einst vor den Toren der Stadt auf dem, der Ohm ab- und dem hohen Berg zugewandten Abhang entstanden waren, aus den Häusern der Hintergasse und der im rechten Winkel daraufstoßenden Waulsgasse. Von einem leichten Westwind getrieben, zog der Rauch in dünnen Fäden von der Stadt her über diese Gassen nach der Hardt zu, einem prachtvollen Buchwald, ohmaufwärts auf dem rechten Ufer des Flüßchens gelegen, der heute noch zusammen mit einem schönen Stück Wald links der Ohm der Stadt Homberg zu eigen gehört; merkwürdigerweise, denn in früheren Jahrhunderten haben Leute genug um sie herumgesessen, die dergleichen Dinge gerne geschenkt genommen haben, ohne auf Brief und Urkund sonderlich Gewicht zu legen.

Als eine gelblich-weiße Scheibe stand die Sonne hoch über dem Schönberg. Der Wald auf dem Rücken des Schönbergs lag dunkelgrün da. Es war junger Buchwald, nur hier und da ragten einige gewaltige Baumriesen, Eichen und Buchen, wie Männer aus einem Schwarm kleiner Kinder, aus ihm empor. Es fiel mir ein, daß diese Riesen ihre Geschichte haben. Als nämlich im Jahre 1876 der große Sturm gekommen war in einer Märznacht, da hat er den ganzen Wald auf dem Schönberg bis auf jene paar Stämme umgelegt, und als der alte Oberförster Meinert bei Tagesgrauen vor die Stadt gegangen ist und nach seinem Schönberg hinübergeschaut und gesehen hat, wie der Wind ihm seinen ganzen Staatswald umgeknickt hatte, wie man Streichhölzchen umknickt, da hat er laut aufgeheult wie ein Kind. Die paar Stämme aber, die die Märznacht vom Jahre 76 überstanden haben, die haben's auch weiter durchgehalten, und wenn ihnen der Blitz auch dann und wann einen starken Ast abgehauen oder die Haut aufgeschlitzt hat im Zickzack von der Krone bis zur Wurzel, das hat ihnen wenig ausgemacht, das haben sie alles geheilt ohne Doktor und Apotheker, nur mit frischer Luft und Finkenschlag.

Ich bin dann, als ich mich ein wenig verkühlt hatte, weitergegangen, den Abhang des Berges entlang immer in der Richtung der Ohm, die beständig aus dem Tal heraufglitzerte wie Stahl in der Sonne. Auf den Feldern ober- und unterhalb meines Weges wurde Korn und Gerste geladen, hie da schwankten Wagen mit der gelben Last den Berg hinunter. Über die Wiesen im Tal, die im Sonnenlichte goldgrün dalagen, warfen Obstbäume und Hecken dunkelgrüne Schatten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Transportmittel in alten Tagen. Vom „Musterreiter", der seine Warenproben auf einem wohlbepackten Reitpferd durch die Lande führte, habe ich schon erzählt und verweise auf das an einer anderen Stelle darüber Geschriebene. Auch das Zitronenmännchen aus Gießen und sein Eselchen mit den Fruchtkörben habe ich beschrieben.*) Daneben wäre aber der große Frachtverkehr zu erwähnen, der sich auf den großen Verkehrsadern, den durch Napoleon I. auch in Deutschland weithin ausgebreiteten Landstraßen, entwickelt hatte. In meiner Heimat, die außerhalb des Weltverkehrs lag, sah ich wöchentlich nur zweimal Frachtwagen, die Waren aus Frankfurt in die Wetterau und in den Vogelsberg brachten, während die Produkte dieser Landesteile meist auf dem Rücken und den Köpfen der Landboten in die nahen Städte getragen wurden. Wer in die Stadt fahren wollte, der mußte sich dazu einen gemieteten Bauernwagen beschaffen; Chaisen hatten nur die Adelsfamilien und einige finanziell gut situierte Honoratioren. Zu diesen gehörte mein Vater, der Chaise und Pferde hielt, schon

*) Siehe „Hessenland" voriger Jahrgang Seite 161: „Erinnerungen aus der guten alten Zeit."

seines Amtes wegen, dann aber auch die letzteren zum Betrieb seiner Ökonomie. Als er nach Eroberung der Burg Friedberg durch großherzoglich-hessische Truppen von Ludwig I. zum Hoheits-Amtmann ernannt war (1814), erhielt er den Auftrag, den Grafen zu Ysenburg-Büdingen von den veränderten Verhältnissen persönlich zu unterrichten. Die Fahrwege, die ich teilweise noch gesehen habe, waren in einem entsetzlichen Zustand. Darum schickte mein Vater, wie er mir später erzählt hat, seine Chaise nach Büdingen, ließ sie im Gasthaus zum „Stern" gehörig vom Wetterauer Lehm reinigen, ging zu Fuß durch den Wiesengrund nach der Ysenburger Residenz und fuhr vom „Stern" aus, nachdem er sich mit dem dreieckigen Galanteriedegen in weißer stahlbeschlagener Scheide versehen, in das gräfliche Schloß, wurde zur Tafel geladen und fuhr nach deren Erledigung wieder in den „Stern", um ebenso wie er gekommen, durch die Wiesen nach Haus zu wandern. Die großherzogliche Regierung sorgte für ordentliche chaussierte Straßen und nun wurden auch Fahrgelegenheiten beschafft. Zunächst waren es Extraposten und Hauderer, auch „Retourchaisen", deren man sich an mehreren Orten bedienen konnte. Das war teuer. Ein Bauer aus Dudelsheim namens Ochsenhirt schaffte sich eine „Blamage" oder einen „Familienwagen" an (1837), der später den lateinischen Namen „Omnibus" erhielt. Es war ein Jubel, als Ochsenhirt an einem schönen Sonntag zum erstenmal von Büdingen nach Frankfurt fuhr. Seine Blamage war gestopft voll Menschen, — und gerade so war es am folgenden Montag, als er zurück kam. Ihm folgte bald ein Familienwagen aus Ortenberg und ein dritter aus Büdingen, der, auf Aktien angeschafft, dem Fuhrmann Dotter übergeben wurde. Ein gleicher Verkehr mit dem nahen Hanau war deshalb nicht möglich, weil der Kurfürst nicht duldete, daß die vom Großherzogtum bis an die kurhessische Grenze gebauten Landstraßen in seinem Lande weitergeführt wurden. Eine Fahrpost existierte in meiner frühen Jugendzeit in der beschriebenen Gegend noch nicht. Auf den großen Straßen aber ließ der Fürst von Thurn und Taxis die Eilwagen der Post gehen, neben welchen, wenn der Personenverkehr stärker wurde, die sogenannten Beichaisen von Station zu Station dem Eilwagen vorausfahren mußten, damit der Kondukteur sie immer im Auge behalten konnte. Die Reisenden, welche in diesen Beichaisen weiter befördert wurden und sie von Station zu Station zu wechseln hatten, verwünschten gar oft die rappeligen Kasten, die der Herr Fürst ihnen zur Verfügung stellen ließ. Darum hatten die Hauderer immer noch Fahrgäste, aber sie durften nicht über eine gewisse Grenze hinausfahren, weil dadurch das Privileg der Post verletzt worden wäre. Zwischen Gießen und Friedberg und von da mit Frankfurt erhob sich ein lebhafter Verkehr mit den Blamagen (1844). Die Besitzer dieser Wagen durften nicht umspannen und darum mußten die Reisenden in Friedberg die Wagen wechseln. Die Fuhrunternehmer arbeiteten sich aber in die Hände. — Die Preise waren verhältnismäßig billig. Dies veranlaßte dann die Post, neben den Eilwagen um 1847 den „Postomnibus" einzuführen, einen sechssitzigen bequemen Wagen, der nur gewisse Strecken, ich glaube von Frankfurt bis Kassel, Mainz und Heidelberg fuhr und billiger war als der Eilwagen. Nach und nach kamen dann diese Postwagen auch auf die Nebenstraßen und man konnte per Post von Lauterbach über Ortenberg und Niederwöllstadt nach Frankfurt fahren, von Büdingen nach Gießen und Gelnhausen, von Ortenberg über Nidda nach Friedberg, von Alsfeld nach Neustadt und Schlitz usw. — In Gießen war die Fahrpost im Kempffschen Haus, dem „Rappen" gegenüber, während die Postexpedition in dem jetzt Oppenheimerschen Gebäude am Walltor untergebracht war (1844—1848). Hier fuhren auch alle Postwagen an. Es gingen, als ich hier studierte, Posten nach Frankfurt und Kassel, nach Arnsberg, das Hinterland, Gladenbach-Biedenkopf, nach Koblenz, später nach Büdingen. Damals war der „Rappen" das vornehmste Gasthaus hier, nicht viel weniger das „Einhorn", jetzt ist das nicht mehr. Sic eunt fata, nicht bloß hominum, sondern auch der Häuser. — Durch die Eisenbahnen sind die Postwagen in den Hintergrund gedrängt und auf Nebenplätze verwiesen und werden in nicht allzuferner Zeit wohl ganz verschwinden. — Draisine, Fahrrad, Automobil sind Erfindungen der Neuzeit, — ein Tretrad wurde einmal, etwa 1841, in Büdingen vorgeführt, ich habe es nicht gesehen. Ein alter Oberhesse.

Wie ein Hesse vor 40 Jahren über russische Zustände urteilte. Die nachstehenden Verse sind uns von Herrn Otto Dithmar in Gießen übersandt worden. Sie sind an seinen Vater, Herrn Kaufmann Ferdinand Dithmar in Homberg, Reg.-Bez. Kassel, gerichtet und stammen von Dr. **Arthur Kasselmann**, der zu Anfang der 60er Jahre Pächter der Krügerschen Apotheke daselbst war. Dr. Kasselmann ging dann nach St. Petersburg, war dort Redakteur einer pharmazeutischen Zeitung und brachte es zu hohem Ansehen, er erhielt infolgedessen verschiedene Orden und starb als russischer Hofrat. Die Verse sind im Jahre 1864 auf den Umschlag eines russischen Preiskurants geschrieben.

Hier in dem kalten Norden oben,
Da wohnt ein anderes Geschlecht,

Ich möcht' es just nicht immer loben,
Weil „Gold“ hier mehr gilt als das Recht!
Und dennoch schläft in seinen Tiefen
Manch guter lebenskräft'ger Kern.
Die Bildung liegt, um ihn zu prüfen,
Ihn zu erschließen, ach, zu fern!
Nur wenig gibt es, die ihn fassen,
Mit voller Seele, lebenswarm;
Die meisten schauen in den Massen
Nur einen Koloß tot und arm.
Statt Geist sind leider leere Formen
Den Herrn Tschinowniks*) eingeimpft

Wer sich nicht fügt den starren Normen,
Deff' Name wird gewiß beschimpft.
Wer ist der Held, wer will es wagen,
Wer bringt in diese Massen Geist,
Wer ist es, der in unsern Tagen
Gleich einem Fels sich stark erweist!
Zerreißen muß er Wahnwitz-Banden,
Zerstreuen all den Höflingsschwarm,
Und die ihr Heil im Truge fanden,
Entlarven kühn mit starkem Arm!
Doch, lieber Freund, wer dies hier kann,
Das ist ein Gott, kein Erdenmann!

*) Beamten.

Aus Heimat und Fremde.

Fürst Karl von Hanau †. Am 27. Januar verschied zu Kassel Fürst Karl von Hanau und Horschowitz (Hořovice), Graf von Schaumburg, nach kurzem Krankenlager. Fürst Karl war als vierter Sohn des damaligen Kurprinzen-Mitregenten Friedrich Wilhelm von Hessen, des späteren letzten Kurfürsten, und seiner Gemahlin, der Gräfin von Schaumburg, nachherigen Fürstin von Hanau, am 29. November 1840 in Kassel geboren. 1860 trat er als Sekondleutnant in das kurhessische Leibgarde-Regiment ein. 1862 wurde er der 1. gezogenen Batterie des Artillerieregiments zugeteilt und 1866 als Premierleutnant wieder der Leibgarde aggregiert und zur Dienstleistung bei dem Generalstab kommandiert. Nach 1866 nahm er seinen Wohnsitz einige Jahre außerhalb Kurhessens, kehrte dann in die Heimat zurück und erwarb das Gut Hohenborn bei Zierenberg, später kaufte er sich in Kassel an. 1882 vermählte er sich zu Hannover mit der Gräfin Hermine Grote aus dem Hause Breese. Nach dem Tode seines Bruders, des Fürsten Wilhelm von Hanau, folgte er diesem 1902 im Besitz des Fürstlich Hanauischen Familien-Fideikommisses Horschowitz und Jinetz mit Bezdeditz, behielt aber seinen Wohnsitz in Kassel bei, wo er sich auf der Höhe des Weinbergs erst kürzlich eine neue, prächtige Villa geschaffen hatte. Wer Gelegenheit gehabt hat, dem dahingeschiedenen Fürsten näher zu treten, lernte in ihm einen sehr unterrichteten und mit gutem Urteil begabten Herrn kennen. Seine im Stillen geübte Wohltätigkeit zeugte von seinem guten Herzen. Da die Ehe des Verewigten kinderlos geblieben war, geht die böhmische Majoratsherrschaft auf seinen jüngeren Bruder, den Prinzen Heinrich von Hanau, über.

Hochschulnachricht. Der bisherige Privatdozent und charakterisierte Professor Dr. Karl Wenck zu Marburg wurde zum ordentlichen Honorar-Professor in der philosophischen Fakultät der dortigen Universität ernannt.

Todesfälle. Am 16. Januar starb zu Kassel einer der hervorragendsten dortigen Industriellen, der Kommerzienrat Gustav Bodenheim. Der Verstorbene hat die dortige weltbekannte Faßfabrik ihrer heutigen Bedeutung zugeführt und sich vielfache Verdienste um die Förderung kaufmännischer und industrieller Interessen erworben.

Der in Kassel dahingeschiedene Justizrat Wilhelm Plitt war der Sohn des weiland kurfürstlich hessischen Kreisrats, nachherigen Landrats Emil Plitt und wurde am 18. Januar 1824 in Wolfhagen geboren. Er verlebte seine Jugend in Wolfhagen, Schmalkalden und Ziegenhain, besuchte das Gymnasium in Marburg und studierte von Mitte der 40er Jahre an in Marburg, wo er dem Korps „Hasso-Nassovia“ angehörte, Rechtswissenschaft. Nach verschiedenen vorbereitenden Stellungen ließ er sich etwa um das Jahr 1850 als Rechtspraktikant in Borken nieder, wurde später kurfürstlich hessischer Advokat und weiter Rechtsanwalt und Notar. In den 80er Jahren empfing er den Titel Justizrat und den Roten Adlerorden 4. Klasse. Nachdem er 1894 seine Praxis aufgegeben hatte, ließ er sich in Kassel nieder, wo er seinen Lebensabend beschloß. Er hat ein Alter von genau 81 Jahren erreicht, da er am 18. Januar, seinem Geburtstage, verstorben ist.

In Marburg verschied am 25. Januar der Kunstschlossermeister Philipp Seebinger, der sich um die Hebung und Förderung des Handwerks hoch verdient gemacht hat. Er war geboren 1850 zu Marburg, wo er das Gymnasium bis Obersekunda besuchte und dann den Beruf seines Vaters, die Schlosserei, ergriff, in der er eine außerordentliche künstlerische Vollkommenheit erreichte, so daß ihm Arbeiten für die Marienburg übertragen wurden. Außerdem aber stellte er sich in den Dienst seiner Vaterstadt und der Handwerkersache. Er war Stadtverordneter und lange Zeit Vorsitzender des Marburger Bürgervereins, zu dessen Mitbegründern er zählte. Der Handwerkskammer zu Kassel gehörte

er seit ihrem Bestehen an, er bekleidete das Amt eines stellvertretenden Vorsitzenden und leitete in dieser Eigenschaft noch im vergangenen Jahr von April bis Oktober die Geschäfte.

Geschichte von Bettenhausen. Herr Georg Schwiening in Bettenhausen bei Kassel ist damit beschäftigt, die Geschichte dieses Dorfes zu bearbeiten. Diejenigen unserer Leser, die zu diesem Zweck urkundliche Angaben oder Hinweise, wo solche in bereits im Druck erschienenen Büchern enthalten sind, machen können, werden gebeten, sie Herrn Schwiening übersenden zu wollen.

Hessenvereinigung in Berlin. Die zwanglose Vereinigung geborener Hessen-Kasseler (Kurhessen) zu Berlin hielt am 21. Januar im „Heidelberger" daselbst ein Wurst-Essen ab, zu welchem die verschiedenen Sorten aus der hessischen Heimat beschafft worden waren. An dem Essen nahmen ungefähr 80 Personen teil. Die Einladung bildete ein von dem 2. Vorsitzenden Herrn Apotheker M. Hellwig verfaßtes Gedicht, aus dem wir die folgenden Verse wiedergeben:

Die reichbesetzte Tafel tu' Euch kund
Genüsse, die wir nur in Hessen kennen —
Da speist Ihr „Leberwurst" und „dürren Hund",
Die andern Köstlichkeiten nicht zu nennen!
Und was noch sonst zu solchem Mahl gehört:
Salat und Gurken, wie es Brauch in Hessen,
Das haben liebe Hausfrau'n uns beschert,
Ja, selbst der „Kochkäs" wurde nicht vergessen!

So kommt und helft uns feiern unser Fest!
Und wenn die Teller leer und leer die Platten,
Wenn sich ein sattes Schmunzeln sehen läßt
Dann auf dem Antlitz jedes biedren Chatten,
Und wenn aus jedem Worte uns vertraut
Die lieben heimatlichen Klänge schallen,
Wenn Lust und Frohsinn aus den Augen schaut,
Dann wissen wir, wie Euch das Fest gefallen!

Hessische Bücherschau.

Küch, Dr. Friedrich, Archivar am Kgl. Staatsarchiv zu Marburg. Politisches Archiv des Landgrafen Philipp des Großmütigen von Hessen. Inventar der Bestände. Erster Band. Veranlaßt und unterstützt durch die Kgl. Archiv-Verwaltung. Leipzig (S. Hirzel) 1904. [A. u. d. T.:] Publikationen aus den Kgl. Preußischen Staatsarchiven. 78. Band. 8°. LV und 885 Seiten. Preis 28 Mark.

„Zum 13. November 1904" durfte der Verfasser — so ist nämlich zu schreiben trotz „Herausgegeben von" auf dem Titelblatte — mit Stolz und Befriedigung den Seiten V und VI aufdrucken lassen, denn er sah sicher auf eine Reihe von Jahren voll Mühe und Arbeit zurück: aber es ist ihm auch gelungen, rechtzeitig eine der Hauptfestschriften, wenn nicht die wichtigste Gabe, den vielen literarischen Werken des Landgraf Philipp-Gedenkjahres 1904 beizufügen. Denn niemand wird hinfort über Landgraf Philipp arbeiten können, ohne Dr. Friedrich Küchs „Politisches Archiv", das auf noch zwei Bände, wie der vorliegende, berechnet ist, vorher auf die zugehörigen Akten hin durchgesehen zu haben, die nunmehr ja auch viel leichter als bisher in dem schriftlichen Repertorium zu übersehen sind.

Doch gehen wir auf den erfreulich überreichen Inhalt in großen Zügen wenigstens etwas näher ein, während wir die reichen Ergebnisse neuer Forschungsdaten daraus für später uns vorbehalten müssen. Nach dem Vorwort des General-Direktors der Staatsarchive, R. Koser, das von der Aufnahme dieses Bandes beim kaufenden Publikum es abhängig macht, ob fernerhin ähnliche wichtige Archivbestände als Inventare so eingehend druckgelegt werden sollen, folgt vom Herausgeber auf den Seiten XI bis XXXVI die inhaltreiche Einleitung, der sich dann, bis Seite LV, der spezielle Inhalt über das meist chronologisch auf 885 Seiten von Küch Verzeichnete angliedert.

Über die Anordnung des Stoffes, die Verzeichnung, die Aktenformen u. a. m. spricht sich dabei Küchs Einleitung so eingehend aus, daß man ein klares Bild der ungeheueren Arbeit, die hier geleistet ist, gewinnt, und der übersichtliche Inhalt scheidet vorweg die „landgräflichen Personalien" bis Seite 64, einschließlich Philipps doppelter Familie, aus, um dann in der „Allgemeinen Abteilung" den Landgrafen Philipp durch sein wechselreiches Dasein zu geleiten von der Sickingischen Fehde (1518) bis zum Reichstage von Regensburg im Februar und März 1567, dessen Ende erst nach dem Tode des Landgrafen, wie bekannt, erfolgen sollte.

In fortlaufenden Nummern wurde unter 1 bis 1373 die zumeist in Marburg, aber auch sonst, verwahrten Akten chronologisch hintereinander gereiht, von jeder Sammlung ein vollständiges Repertorium mit kurzen Regesten angelegt und der Inhalt summarisch angedeutet. Nun kann hierdurch jedermann aufgrund dieser Arbeit sich sofort über das noch vorhandene, urkundliche Aktenmaterial, das ja bei Landgraf Philipp fast unberührt ist, leicht unterrichten.

Um so beherzigenswerter ist also die Mahnung von R. Koser für alle größeren wissenschaftlichen, und namentlich für alle hessischen Bibliotheken, doch diesen Band baldmöglichst zu kaufen, da infolge günstigen Absatzes auch andere Schätze der Archive durch den Druck allgemein bekannt gemacht werden sollen.

Jedenfalls wird hinfort ohne Küchs Repertorium, dem in Band II und III noch die dritte Abteilung nach Staatsgruppen mit Gesamtregister von Dr. Gundlach folgen soll, kein wissenschaftliches Studium über Landgraf Philipps Regierung von 1518 an bis 1567 gedacht werden können. Auf die Abteilung I (Personalien) und II Allgemeines — 1518 bis 1567 — sollen in Abteilung III die außerhessischen Staaten und die reichsunmittelbaren Städte in alphabetischer Folge sich anschließen. Man darf schon jetzt unwiderruflich behaupten, daß seit den vier Halbbänden von Meinardus über den Katzenelnbogener Streit 1899/1902 und den drei Bänden von Lenz über den Briefwechsel Philipps mit Bucer, welcher ja Band 5, 28 und 47 eben dieser Preußischen Archiv-Publikationen bildete, kein größeres Urkundenwerk über Landgraf Philipp erschienen ist, und nach Lage der Dinge hat kommen können. Für jeden Freund

hessischer Geschichte ist hier endlich eine Grundlage gelegt für die z. Zt. in Hessen vorhandenen Akten über Landgraf Philipps Regierung, die zwar außerhalb der rot-weißen Grenzpfähle durch jahrzehntelange Arbeit emsigen Forschens noch überall ergänzt werden muß, im Grunde aber alles wesentliche bis auf Gegenakten umfassen wird.

So scheint trotz entgegenstehender neuerer Forschungen doch im Februar 1552 ein Tag zu Friedewald laut Akten (Nr. 1053) des jungen Landgraf Wilhelm mit „Abschied vom 14. II. zwischen Kurfürst Moritz und Landgraf Wilhelm" stattgefunden zu haben, wenn auch die Hauptsache vorher im Vertrag zu Lochau abgemacht ist.

Nicht nur jede irgendwie namhafte Bibliothek, vor allem in den hessischen Landen, sondern auch jeder Privatgelehrte wird gerade diesen Band I schwer entbehren können, da er für den Höhepunkt allhessischer Geschichte, für die Jahre 1518—67, das aktenmäßige Material selten gut verzeichnet. Auch ist der Preis, in Anbetracht der 942 würdig ausgestatteten Seiten und des beschränkten Absatzgebietes ein außerordentlich niedriger zu nennen.

Bronnzell b. Fulda, 25. Dezember 1904.

Dr. philos. F. Seeling.

Justi, F. Hessisches Trachtenbuch. Vierte (Schluß-) Lieferung mit 8 Blättern Farbendruck und einer Karte. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung) 1904. Preis 4 M.

Von diesem Werk, dessen frühere Lieferungen bereits in diesen Blättern die verdiente Anerkennung gefunden haben, ist nunmehr die vierte, die Schluß-Lieferung, erschienen. Sie schließt sich den früheren in Form und Ausstattung auf das würdigste an. Die Lieferung behandelt die letzten noch zu besprechenden oberhessischen Trachten — aus der Umgegend von Marburg —, wobei z. B. auf Tafel XXVII bereits die nicht zu vermeidende Modernisierung in der an die Stelle der Kniehose und langen Strümpfe getretene lange Hose mißklingend hervortritt. Sodann ist eine Anzahl schätzbarer Nachträge und endlich eine Übersichtskarte der besprochenen Gebiete beigefügt. Damit hat ein Werk seinen Abschluß gefunden, auf das sowohl der Verfasser, als auch die Herausgeberin, die Historische Kommission für Hessen und Waldeck, der Verleger, ja ganz Hessen stolz sein kann. Möchte dem Werke bald ein zweites ähnliches nachfolgen, in dem die übrigen hessischen Trachten, z. B. die schwälmer oder die unaufhaltsam verschwindenden Trachten in Niederhessen und im Schmalkaldischen, ihre Behandlung finden mögen. Die Trachten der Grafschaft Schaumburg schließen wir aus, denn dieses, der Natur nach zu Niedersachsen gehörigen Kreises haben sich bereits unsere niedersächsischen Brüder mit Eifer und Erfolg angenommen.

Hildesheim. Otto Gerland.

Falckenheiner, Wilhelm. Personen- und Ortsregister zu der Matrikel und den Annalen der Universität Marburg 1527—1652. Mit einem Nachwort von Edward Schröder. Mit Unterstützung aus Universitätsmitteln zum Philipp-Jubiläum herausgegeben. 8⁰. XV u. 281 Seiten (und Landgraf Philipps Bild auf dem Umschlage). Marburg (N. G. Elwert) 1904. Preis 7 M.

Das Personen-Register enthält von „Abbena" bis „Zwolleßnizky" auf 182 Seiten in alphabetischer Ordnung gegen 20000 Familiennamen und die zugehörigen Verweise, von denen zwei Drittel Studierenden angehören, und das Ortsregister auf Seite 183—261 verzeichnet die heutigen Formen mit Hinweis auf die früheren oder latinisierten Namen. Nach einigen Zusätzen und Berichtigungen erläutert zuletzt Professor Dr. Schröder (z. Zt. in Göttingen) allgemeinverständlich auf 17 Seiten die eminent kulturhistorische Wichtigkeit dieses doppelten Registers für die hessische Literatur- und Familiengeschichte, indem er aus seinem reichen hessischen Wissen das knappe Vorwort Falckenheiners an Beispielen erklärend erweitert.

Niemand wird fortan die Wichtigkeit dieser Publikation leugnen können, welche geradezu erst die in 15 Faszikeln von 1872 bis 1888 durch den verstorbenen Professor Julius Caesar in Universitäts-Programmen nach und nach veröffentlichten Studentenverzeichnisse von 1527 bis 1636 allgemein benutzbar macht, zumal ein hingebender Fleiß und peinlichste Akribie zu diesem etwas trockenen Thema unerläßlich gewesen sind. Trotz alledem hätte sich ohne die Munifizenz des Universitäts-Kurators kein Verleger für die Herausgabe einer solchen Arbeit gefunden, die nach Lage der Verhältnisse nur wenig Käufer findet und doch, wenigstens in hessischen Bibliotheken, allgemeine Verbreitung zum jeweiligen Nachschlagen verdient. Wahrlich, die „Alma Philippina" hätte kein würdigeres Druckerzeugnis — sich selbst zur Ehre — am 400jährigen Geburtstage ihres Gründers als Festgabe darbringen können, wobei die akademische Druckerei (Gleiser) und der akademische Verlag (Elwert) sich in die erstaunliche Leistung einer beschleunigtesten und doch genauen Herstellung je zur Hälfte des Ruhmes teilen können.

Dr. philos. F. Seeling.

„Was der Durchleuchtige Hochgeborene Fürst vnd Herr: Herr Philips Lantgraue zu Hessen: ... als ein Christlicher Furst mit den Closter personen .... vorgenommen hat." Erster Marburger Originaldruck vom Nikolaitage 1527 .... neugedruckt und herausgegeben von Karl Gleiser .. Marburg am Tage Martini anno 1904. 8⁰. Titel- und Wappen-Umschlag (III u. 28) Seiten von A I bis D IV. Preis 2 M.

Karl Gleiser, Inhaber der am 2. Juli 1586 begründeten und am 16. Juni 1653 neubegründeten Universitätsdruckerei hat diese sinnige und wertvolle Gabe zum 13. November 1904 der Universität Marburg gewidmet, indem er in diplomatisch genauem Abdruck den ersten Marburger Originaldruck (bei Dommer 1892 „Die ältesten Drucke" Nr. 4) reproduzierte in vorzüglicher Weise vom photographisch-genauen Titelblatt an bis zum Schlußsatz: „Gedruckt zu Marpurg durch Hans Loersfelt: am Tage Nicolai: Anno MDXXVII. Natürlich auch ohne heutige Seitenbezeichnung in arabischen Zahlen, sondern unten mit den Custoden A (I) bis D (IV) versehen, wobei jedoch 1527 bereits C III und C IV ausgefallen sind. Einen solchen Faksimile-Druck eines Reformations-Schriftchens, welches damals bekanntlich Rektor und Verwaltung der Universität infolge des Casseler Landtages vom 15. X. 1527 herausgaben, läßt man sich gern gefallen, zumal er vom typographischen Können unseres Druckes der hessischen Hochschule zu Marburg rühmliches Zeugnis ablegt.

Möchte ihm bei Gelegenheit ein oder das andere Faksimile eines der zahlreichen Landgraf-Philipp-Drucke nachfolgen, die ja alle zu den bibliothekarischen Seltenheiten gehören! Freilich müssen die Käufer dafür sich vermehren.

Dr. philos. F. Seeling.

Festschrift des Königlichen Gymnasiums zu Marburg zu Ehren der 400jährigen Wiederkehr des Geburtstages Landgraf Philipps von Hessen. Inhalt: Das Album des akademischen Pädagogiums, von 1653—1833 nebst einem Anhang. Von Prof. Dr. Friedrich Aly, Kgl. Gymnasialdirektor. 4°. III u. 38 Seiten. Marburg (Druck von Karl Gleiser) 1904. Preis 1,60 Mark.

Dieses Festprogramm jener Marburger Schule, die am 13. November v. Js. von S. M. dem Könige den ehrenden Beinamen „Gymnasium Philippinum" erhielt, eben weil sie durch das akademische Pädagogium, als Nebenanstalt der Alma mater Philippina, bis auf Landgraf Philipps Zeiten zurückgeführt werden kann, enthält den Neudruck des Albums jenes Pädagogiums von 1658 bis 1786 und von 1825 bis 1833. Denn von 1787 bis 1824 klafft leider eine Lücke und 1833 erfolgte die Umwandlung des alten Pädagogiums in ein kurhessisches Gymnasium unter Vilmar, dem ab 1850 bis 1884 Münscher und bis 1900 Buchenau als Direktoren nachfolgten. Ein glücklicher Zufall ließ unter weggelegten Akten den jetzigen Direktor dieses „Album Paedagogii academici" wiederfinden, das er uns im wörtlichen Abdruck auf den Seiten 1—34 darbietet, dem er dann die Statuten von 1653 anreihte nebst einem Verzeichnis der Abkürzungen zum Schlusse. Nur ungern aber vermißt man zur bequemen Benutzung ein alphabetisches Register in dieser wertvollen Ergänzung zur Geschichte des hessischen Schulwesens, die zugleich für die Kulturgeschichte ebenso von Wert ist wie für die hessischen Familien- und Gelehrten-Namen.

Bronnzell bei Fulda, Anfangs Januar 1905.

Dr. philos. F. Seeling.

Personalien.

Verliehen: der Rote Adlerorden 2. Kl. mit Eichenlaub dem Generalsuperintendenten D. Werner zu Kassel; der Rote Adlerorden 2. Kl. dem Bischof Endert von Fulda.

Der Rote Adlerorden 4. Kl.: dem Forstmeister Baumann zu Strupbach, dem Telegraphendirektor Brandes, dem Regierungsrat Buchholtz, dem Amtsgerichtsrat Burchardi, dem Regierungsrat Féaux de Lacroix, dem Regierungs- und Baurat Kiesgen, dem Verwaltungsgerichtsdirektor Dr. Piutti, dem Regierungs- und Forstrat Söllig, dem Rechnungsrat Strothmann, sämtlich in Kassel, dem Regierungs- und Baurat Henning in Fulda, dem Dekan und ersten Pfarrer Korndörfer in Gladenbach, dem Rechnungsrat Litzenbauer in Witzenhausen, dem Konsistorialrat Prof. Dr. Mirbt, dem Pfarrer emer. Dr. Burgmann in Marburg, dem Hofbauinspektor Oertel zu Wilhelmshöhe, dem Landrat Frhrn. Schenck zu Schweinsberg in Kirchhain, dem Metropolitan Schotte in Homberg, dem Steuerrat Schulze in Hanau, dem Postmeister Seelgen in Lauterbach, dem Amtsgerichtsrat Steinhauß in Naumburg, dem Medizinalrat Dr. Viëtor in Hersfeld und dem Bürgermeister Vocke in Eschwege.

Der Kronenorden 3. Kl.: dem Landrat Geheimen Regierungsrat Riesch zu Frankenberg, dem Geheimen Baurat Zickler und dem Stationsvorsteher 1. Klasse Freckmann zu Kassel, dem Kreistierarzt a. D. Brandau in Homberg und dem Steuerinspektor Eschmann zu Marburg.

Der Kronenorden 4. Kl.: dem Revierförster Bornemann zu Gelnhausen, dem Kaufmann Eigenbrodt in Kassel, dem Seifenfabrikanten Liebaug sen. zu Schmalkalden, dem Betriebssekretär Beese zu Kassel beim Übertritt in den Ruhestand und dem Postsekretär Philippi zu Mücke.

Der Adler der Inhaber des Hausordens von Hohenzollern: dem Hauptlehrer Pabst zu Fulda.

Die Rote Kreuzmedaille 2. Kl.: dem Oberpräsidenten von Windheim in Kassel; die Rote Kreuzmedaille 3. Kl.: der verwitweten Frau Professor Lotz, geb. Mangold, dem Badehalter Röse und dem Kaufmann Nußbaum in Kassel, dem Weißbindermeister Braun in Homberg und dem Fabrikarbeiter Hellmerich in Schmalkalden.

Dem Landrat von Buttlar in Wolfhagen der Charakter als Geheimer Regierungsrat; den Postdirektoren Oppen und Schreiber in Kassel der Rang der Räte 4. Kl.; dem Hofbauinspektor Oertel in Wilhelmshöhe der Charakter als Hofbaurat mit dem Rang der Räte 4. Kl.; dem Domänenpächter Kersten zu Maberzell der Charakter Königlicher Oberamtmann.

Ernannt: Forstassessor Puttrich in Burgstall zum Oberförster in Brotterode; Gerichtsassessor Fisher in Steinbach-Hallenberg zum Amtsrichter in Windecken; die Referendare Feußner und Weidemann zu Gerichtsassessoren.

Versetzt: Amtsrichter Dr. Siebert zu Hofgeismar nach Hanau.

Verlobt: praktischer Arzt Dr. med. Hermann Humpf mit Fräulein Johanna Chartier (Kassel, Januar).

Geboren: ein Sohn: Rechtsanwalt H. Schott und Frau Sophie, geb. Poth (Kassel, 14. Januar).

Gestorben: Frau Pfarrer Marie Louise Pfeiffer, geb. Gerhold, 57 Jahre alt (Pöllwitz, Reuß, 8. Jan.); Kaufmann Johann Heinrich Moog, 49 Jahre alt (Melsungen, 13. Januar); Kantor a. D. Ludwig Schomberg, 83 Jahre alt (Immenhausen, Januar); Heinrich Neumüller (Marburg, Januar); Lehrer a. D. Adolf Barchfeld, 72 Jahre alt (Kassel, 15. Januar); Rentner Wilhelm Brauer (Marburg 16. Januar); Königl. Kommerzienrat Gustav Bodenheim, 63 Jahre alt (Kassel, 16. Januar); verwitwete Frau Auguste Spieß, geb. Keuthan, (Kassel, 17. Januar); Oberleutnant Julius von Gilsa, 32 Jahre alt (Kassel, 17. Januar); Freifrau Sophie Adele von Dalwigk zu Lichtenfels, geb. Petri, 62 Jahre alt (Kassel, 18. Januar); Justizrat Wilhelm Plitt, 81 Jahre alt (Kassel, 18. Januar); Rentner Julius Staege, 75 Jahre alt (Kassel, 20. Januar); Frau Laura Schmidt, geb. Bornefeld, 44 Jahre alt (Kassel, 20. Januar); Frau Pauline Pfeiffer, geb. Barensfeld, 82 Jahre alt (Kassel, 20. Januar); Frau Marie Bertram, geb. Vogeley, 52 Jahre alt (Wiesbaden, 22. Januar); Kreissekretär a. D. Wilhelm Klüppel, 78 Jahre alt (Melsungen, 23. Januar); Klosterfrau Maria Anna Heres, 91 Jahre alt (Fulda, 24. Januar); Frau Emilie Becker, geb. Hensell, 55 Jahre alt (Rinteln, 25. Januar); Kunstschlossermeister Philipp Seebinger, 54 Jahre alt (Marburg, 25. Januar); Frau Pfarrer Marie Schmidt, geb. Schubert, 38 Jahre alt (Kirchhain, 26. Januar); Baurat Daniel Herrmann (Marburg, 26. Januar); Geheimer Regierungsrat a. D. Rudolf Wangemann (Stettin, 27. Januar); Kaufmann Gustav Wilhelmi, 53 Jahre alt (Kassel, 28. Januar); Schlossermeister Karl Heine, 52 Jahre alt (Kassel, 28. Januar); Privatmann Eduard Wenzel, 59 Jahre alt (Großalmerode, 28. Januar).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 4. XIX. Jahrgang. Kassel, 17. Februar 1905.

„. . . . . und ein Gedanke.“

Die ganze Woche freu' ich mich
Auf meinen Sonntag, wo wir beide
Zusammengehn — im Gehrock ich
Und sie im schönsten Sonntagskleide.

Und rinnt mir von der Stirn der Schweiß —
Mir sind die Kräfte ungebrochen:
Am Sonntag, ja, ich weiß, ich weiß,
Wir haben uns um drei versprochen.

Und wie es kommt, daß ganz mein Sinn
Zu jenem einz'gen Tage lenkt?
Und daß so bei der Arbeit hin
Mein Herz nur stets „Am Sonntag“ denkt?

Weil unser Denken sich vermählt,
Und weil ich weiß, ganz sicherlich,
Daß sie genau die Stunden zählt
Zu jenem Tag — genau wie ich.

Berlin. **Henri du Fais.**

Thilde.

Dort hinterm blanken Fensterlein,
Wo Myrte grünt und Goldlack glänzt,
Hat uns des Wirtes Töchterlein
Manch kühlen Schoppen Wein kredenzt.
Da winkt' uns oft im Abendstrahl
Das alte, rost'ge Wirtshausschild,
Da hat der Römer vielemal
Uns den Studentendurst gestillt!
Thilde!

Da saß die flotte Kumpanei
Manch prächt'ge Sommermondennacht,
Bis uns der erste Hahnenschrei
Nach Sang und Klang ins Bett gebracht.
War noch so wüst und schwer der Kopf
Im hellen Morgensonnenschein,
Wir träumten doch von blondem Zopf
Und von zwei blauen Blitzäuglein — —
Thilde!

Nun sitz' ich sinnend und allein —
Vorbei verliebte Schwärmerzeit!
Im Römer blinkt wie einst der Wein,
Die Sommernacht liegt still und weit . . .
Klang das nicht wie ein Burschenlied —?
Winkt da nicht eine Mädchenhand — —?
Der Morgen graut, der Nebel zieht:
Leb' wohl, mein liebes Hessenland!
Thilde!

Schwetz i. Wpr. **Bruno Pompecki.**

Was ist Liebe?

Die Lieb' ist eine Melodie,
Und jed' und jeder singet sie
In höherm oder tieferm Ton
Und stets in neuer Variation.

Remscheid. **Auguste Wiederhold.**





Die Landgrafen von Hessen-Homburg von 1622—1866.

Von Ottilie Weber=Thudichum.

Ein im Jahre 1878 in Rudolstadt erschienenes Werk: Landgraf Friedrich V. von Hessen=Homburg und seine Familie von Karl Schwarz gibt in drei Bänden eine erschöpfende Darstellung des Lebens und Wirkens dieses Fürsten. Dem Verfasser waren durch die Vermittelung der Prinzessin Karl von Hessen=Darmstadt, einer Enkelin des Landgrafen Friedrich V., alle Korrespondenzen, Tagebücher, Familienpapiere zur Verfügung gestellt, der Zutritt zu den Archiven ermöglicht worden und ihm dadurch die Grundlage geboten, das verdienstvolle Werk zu schaffen, das, in geschmackvoller Anordnung und edler Sprache durchaus anziehend zu lesen, in der Tat würdig gewesen wäre, ein deutsches Familienbuch zu werden.

Es sei hier versucht, in Auszügen das Wichtigste, Bedeutungsvollste zusammenzustellen aus der Geschichte eines Fürstengeschlechts, das 244 Jahre lang blühte, durch seltene Tugenden, namentlich angeborenen Heldensinn, ausgezeichnet war und mit dem elften Landgrafen Ferdinand im Jahre 1866 erlosch.

Im Jahre 1593 errichtete Landgraf Georg I. von Hessen=Darmstadt ein Testament, wonach seine Söhne zehn Jahre lang gemeinschaftlich regieren und dann erst zur Teilung schreiten sollten.

Nach seinem Tode, 7. Februar 1596, übernahm der älteste Sohn, Ludwig, für sich und seine Brüder die Regierung, errichtete 1602 mit den Brüdern einen Vertrag, nach dem „nur ein regierender Herr sein" solle, die Prinzen mit Geld und anderweit abgefunden werden sollten. Dieser Vertrag wurde 1606 als Erbstatut festgestellt und 1608 von Kaiser Rudolf II. bestätigt. Diesem Erbstatut gemäß regierte Ludwig V. als alleiniger Herr, mit dem Beinamen „der Getreue", wegen seiner Anhänglichkeit an Kaiser und Reich. Sein Bruder Philipp erhielt das Amt Butzbach und 24000 Gulden. Butzbach fiel wieder an Darmstadt zurück, weil Philipps Ehe kinderlos blieb. Friedrich erhielt 20000 Gulden jährlicher Deputate und im Jahre 1622 mit Abzug von 5000 Gulden das in schöner fruchtbarer Gegend liegende Schloß und Amt Homburg erb= und eigentümlich unter der fürstlichen Oberhoheit Darmstadts und wurde aus diesem Grunde ein sog. Reservaten=Amtmann in Homburg bestellt.

Das Amt Homburg mit 5000 Gulden jährlicher Einkünfte bestand aus der 2500 Einwohner zählenden Stadt und den vier Dörfern Obersteden, Köppern, Seulberg und Gonzenheim.

Der Taunus wurde das ganze Mittelalter hindurch bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts „die Höhe" genannt, daher der Name „Homburg vor der Höhe".

Friedrich I., der erste Landgraf von Homburg, war 1585 auf dem Schlosse Lichtenberg im Odenwald geboren, vermählte sich mit Margarete Elisabeth, Tochter des Grafen Leiningen=Westerburg, die ihm zahlreiche Kinder gebar und ihn um fast dreißig Jahre überlebte. Er starb 1638, und ihm folgte sein Sohn Wilhelm Christoph, geboren in Oberroßbach am 13. November 1625, unter Vormundschaft seiner Mutter. Im Alter von 25 Jahren vermählte er sich mit Sophie Eleonore, Tochter des Landgrafen Georg II. von Hessen=Darmstadt. Er erhielt aus dem Nachlaß seines kinderlos verstorbenen Oheims Philipp von Butzbach Amt und Residenzschloß Bingenheim und wurde Landgraf von Bingenheim genannt. Es entstanden oft Streitigkeiten mit Darmstadt wegen unregelmäßiger oder geringwertiger Zahlung der Deputate, Darmstadt mußte oft nachgeben und die Homburger, die das Erbstatut nicht umstoßen konnten, suchten in mehr denn hundertjährigem Kampfe sich wenigstens unabhängiger zu machen.

Wilhelm war ein Freund der Dichtkunst und gehörte unter dem Beinamen „der Geschmückte" der im Jahre 1617 zu Weimar gestifteten „fruchtbringenden Gesellschaft" an, die auch als „Palmenorden" bekannt ist. Da seine sämtlichen Söhne vor ihm starben, so folgte ihm sein Bruder als Friedrich II.

Wilhelm Christophs jüngerer Bruder, Georg Christian, war spanischer General in den Niederlanden, dann in französischen Diensten, trat in Brüssel zum Katholizismus über, starb in Frankfurt a. M. und wurde im Mainzer Dom beigesetzt.

Friedrich II., geboren 1633 (1681—1708), ausgebildet auf der Akademie zu Genf, trat in

schwedische Kriegsdienste, war 1654 Kavallerie-Oberst, bei der Belagerung von Danzig (1656) wurde er verwundet und bei der Belagerung von Kopenhagen, der er als Generalmajor unter Karl Gustav X. beiwohnte, verlor er durch eine Kanonenkugel das linke Bein, das er durch ein künstliches, mit silbernen Gewerben versehenes, ersetzen ließ, woher er den Beinamen „mit dem silbernen Bein" erhielt.

Nach dem Tode des Königs verließ er die schwedischen Dienste und trat 1661 als Generalleutnant in die Armee des großen Kurfürsten, kaufte dann die großen Güter des schwedischen Feldmarschalls Grafen Königsmark, 1662 das Amt Hötensleben und 1664 das Amt Neustadt an der Dosse, später vertauscht gegen Stadt und Amt Öbisfeld.

Bei dem Siege von Fehrbellin (18. Juni 1675) wirkte Friedrich in ruhmvoller Weise mit, ebenso bei den Friedensverhandlungen in Nymwegen 1678 und 1679.

Er trat von der lutherischen zur reformierten Kirche über, die dann im Homburger Hause die herrschende blieb. Zur Regierung berufen, behauptete er das Amt Homburg, das inzwischen mehrfach verkauft und verpfändet worden war, gegen Darmstadt, erwarb es wieder durch Kauf 1679. Er ist der Erbauer des Schlosses, für das viele Steine vom Römerkastell Saalburg verwendet wurden. In der Mitte des oberen Schloßhofes erhebt sich der 180 Fuß hohe „weiße Turm", der bis zum Kranz ein Überrest des älteren Burgschlosses ist. Der Neubau wurde 1680 begonnen, die lutherische Stadtkirche umgebaut und mit dem Schlosse als östlicher Flügel verbunden. Unter dem Altare befindet sich die landgräfliche Familiengruft.

Friedrich nahm die vertriebenen französischen Reformierten und die Waldenser aus den Tälern Piemonts auf, die sich in Friedrichsdorf und Dornholzhausen niederließen. 1687 kamen 70 französische Familien nach Homburg, die, in der Neustadt wohnend, mancherlei Manufakturen betrieben. Friedrichsdorf, von Franzosen aus der Picardie gegründet, erhielt von Friedrich einen Freibrief, wonach ohne ihre Zustimmung kein Deutscher sich bei ihnen ansiedeln konnte. Von den Waldensern wurden 30 Familien aufgenommen. Nach Auffindung von zwei neuen Quellen setzte Friedrich die Saline bei Gonzenheim wieder in Betrieb, legte eine Glashütte sowie andere Fabriken an und förderte eifrig den Ackerbau.

Die Sage, sowie das Drama Heinrich von Kleists lassen den Prinzen in ganz falschem Licht erscheinen. Er war zur Zeit der Schlacht bei Fehrbellin kein unbesonnener Jüngling, sondern ein im Krieg erprobter, kaltblütiger, erfahrener Heerführer und stand im 43. Lebensjahre.[1]

Friedrich war dreimal verheiratet. Seine erste Gemahlin war Margarete, die Witwe des Grafen Johann von Oxenstierna, Tochter des schwedischen Grafen Abraham von Brahe, seine zweite die Tochter des Herzogs Jakob von Kurland, Luise[2], die dritte Gattin die Witwe des Grafen Johann von Leiningen-Dachsburg, Sophie, eine geborene Gräfin von Leiningen-Westerburg. Die erste Ehe war kinderlos, der zweiten entsprossen sieben Töchter und sechs Söhne, der dritten Ehe zwei Söhne. Von den Söhnen zweiter Ehe starb Prinz Karl Christian als Oberst eines hessen-kasselschen Infanterie-Regiments an einer bei der Belagerung von Namur 1695 erhaltenen Wunde; Prinz Philipp, der ebenfalls in hessen-kasselschen Diensten stand und seit 1701 Generalmajor war, fiel an der Spitze eines Dragoner-Regiments, dessen Chef er war, in dem Gefecht am Speyerbach (1703).[3] Keiner der Gefallenen wurde so tief betrauert wie der tapfere und liebenswürdige Prinz Philipp von Homburg, der am Morgen des Schlachttages die bestimmte Ahnung aussprach, daß er fallen werde, und von seinen Freunden Abschied nahm. Er war unvermählt. Prinz Casimir Wilhelm trat in schwedische Dienste, wurde im März 1715 zum Obersten des Garde-Infanterie-Regiments ernannt und nahm in dieser Eigenschaft an allen Feldzügen Karls XII. teil, der ihn wegen seiner Tapferkeit hochschätzte. Nach des Königs Tode verließ er den schwedischen Dienst und vermählte sich mit Christine Charlotte, Tochter des Grafen Moritz von Solms-Braunfels. Sein Sohn Friedrich gelangte in der Folge als Friedrich IV. zur Regierung. Zwei weitere Söhne Friedrichs II. starben in zartem Alter.

[1]) Zu seinen Ehren hat das 2. kurhessische Husaren-Regiment Nr. 14, das in Kassel steht, den Namen „Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg" erhalten.

[2]) Sie war eine ältere Schwester von Maria Amalia, Gemahlin des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel.

[3]) Siehe „Zur Erinnerung an den 15. November 1703" von Freiherr von Dalwigk. „Hessenland" 1903, Seite 322.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Beraubung des Wilhelmshöher Schlosses unter Jérôme Napoleon.

Von Paul Heidelbach.

Es ist bekannt, daß die unter den hessischen Fürsten angesammelten und in der Bildergalerie, dem Museum und den verschiedenen hessischen Schlössern untergebrachten Kunstschätze während der westfälischen Fremdherrschaft schwer bedroht waren und zu einem beträchtlichen Teil in die Hände der Franzosen fielen. Noch vor der Ankunft Jérômes wurden auf Befehl Napoleons allein aus der Bildergalerie nicht weniger als 251 Gemälde nach Paris entführt, und auch das Museum mußte seine wertvollsten Stücke, 153 an der Zahl, hergeben.[1]) Unter Jérôme hatte dann die Bedrohung dieser Kunststätten nicht aufgehört. Am Tage nach seiner Ankunft auf Wilhelmshöhe (8. Dezember 1807) schrieb Jérôme an den Kaiser Napoleon: „Ich habe die Bezeichnung Wilhelmshöhe, die an den Namen des früheren Kurfürsten erinnert, umändern zu müssen geglaubt und ihm den Namen ‚Napoléonshohe' gegeben, der den Einwohnern zu gefallen scheint und daran erinnert, von wem ich mein Königreich habe." [2]) Am selben Tag schrieb Katharine an ihren Vater, den König von Württemberg [3]): „... Das Schloß ist trist und schlecht eingeteilt. Der König und ich bewohnen die Gemächer im ersten Stock des Mittelbaus. Da man große Sorge getragen hat, fast alle Möbel, Bilder und Statuen fortzuschaffen, macht das ganze Schloß einen gänzlich verwüsteten Eindruck; denn uns bleiben in diesem Augenblick buchstäblich nur die vier Wände und einige schlechte Stühle und Sophas. Nur in dem großen Saal, der die beiden Gemächer trennt, hat man einige Vasen aus Marmor und Porzellan stehen lassen." Auch in einem weiteren Brief vom 2. Februar 1808[4]), in dem sie ihren Vater bittet, den württembergischen Architekten Thouret — denselben, den Goethe nach Weimar zum Schloßbau berief — zur Herstellung des Kasseler, Wilhelmshöher und Wilhelmstaler Schlosses zu beurlauben, heißt es: „Wir haben in Napoleonshöhe nicht die allernotwendigsten Möbel." Nun wissen wir ja, daß das Wilhelmshöher Schloß schon ein Jahr vor Jérômes Ankunft den Plünderungen der Franzosen preisgegeben war, und es ist ferner anzunehmen, daß der Kurfürst mit seinen Wertsachen[5]) auch einen Teil des Mobiliars in Sicherheit bringen ließ; hatte man doch nach vollendetem Schloßbau (1798) allein für die Ausmöblierung des Corps de logis (d. i. des Mittelbaus) 19066 Rtlr. 26 Albus 10 Hl. verausgabt.[6]) Immerhin muß diese Versicherung der Königin als übertrieben angesehn werden, denn der Hof richtete sich gleich nach der Ankunft in Hessen im Wilhelmshöher Schloß wohnlich ein. Im Widerspruch zu dieser Briefstelle steht auch die Mitteilung eines anonym erschienenen, höchst wahrscheinlich aber vom französischen Gesandten, dem Baron Reinhard, verfaßten Buches[7]), in dem es heißt: „[General] R[ewbel] fand in den Schlössern des Kurfürsten von Hessen nur Scharteken (des antiquailles) aus der Zeit des Königs Arthus. Mit Ausnahme des Wilhelmshöher Schlosses waren alle kahl, das Residenzschloß zu Kassel unbewohnbar."

Als bald nach dem Einzug Jérômes der Bibliotheksaal des Wilhelmshöher Schlosses zu anderen Zwecken verwandt wurde, mußte Jakob Grimm, dem als Privatbibliothekar des Königs seit 1808 diese Bibliothek unterstand, sämtliche Schränke räumen und die bunt durcheinandergeworfenen Bücher mitsamt der unter den letzten hessischen Fürsten angelegten wertvollen Kupferstichsammlung in einen leeren Bodenraum schleppen lassen. Bald darauf befahl Jérôme, einige tausend Bände nach dem Kasseler Schloß zu schaffen, wo sie bei dem großen Schloßbrand am 24. November 1811

[1]) Duncker, Zur Geschichte der Kasseler Kunstschätze vornehmlich in den Zeiten des Königreichs Westfalen. Februarheft der „Deutschen Rundschau", 1883. Nach den Verzeichnissen des Professors Robert (s. u.) waren aus Kassel überhaupt 299 Gemälde fortgeführt. Vgl. auch Duncker in der Zeitschrift f. hess. Gesch. u. Landeskunde. N. F. 9, S. 249 f.

[2]) Mémoires et correspondance du Roi Jérôme et de la Reine Catherine. Paris 1862. III. S. 111.

Hier wie im folgenden sind die Zitate deutsch wiedergegeben.

[3]) von Schloßberger, Briefwechsel der Königin Katharine und des Königs Jérôme von Westfalen sowie des Kaisers Napoleon I. mit dem König Friedrich von Württemberg. 1886, I, S. 96.

[4]) von Schloßberger I, S. 110.

[5]) Brunner, Die Okkupation Hessen-Kassels durch die Franzosen im Jahre 1806 und die Schicksale des kurfürstlichen Haus- und Staatsschatzes. „Hessenland", Jahrgang 1896, S. 2 ff.

[6]) Akten der kurfürstlich hessischen Oberrentkammer im Marburger Staatsarchiv.

[7]) Le royaume de Westphalie, Jérôme Buonaparte, sa cour, ses favoris et ses ministres. Par un temoin oculaire. Paris 1820. S. 21.

von Leibgardisten in große Leinentücher gepackt und dann einfach auf den Schloßplatz geschüttet wurden, wobei wunderbarerweise nur wenige Bücher abhanden kamen.[8]) Der Hauptbestand aber verblieb zu Wilhelmshöhe, und noch am 19. Oktober 1812 berichtet Baron Reinhard in einem seiner geheimen Bulletins an Napoleon[9]): „Im Schloß Napoleonshöhe befand sich die zum persönlichen Gebrauch des ehemaligen Kurfürsten bestimmte, sorgfältig ausgewählte und wertvolle Bibliothek; heute vermodert sie, in Körbe gepfercht und dem ersten Besten preisgegeben, in einer Bodenkammer."

Als die Völkerschlacht bei Leipzig das Riesengebäude des Korsen mit einem Schlage zu Boden stürzte und nun auch Jérôme zur Flucht rüstete, suchte er noch alle wertvollen Gegenstände, deren er in der Eile habhaft werden konnte, mitzunehmen. Das Museum verlor seine besten Bronzen und sämtliche (2500) Gemmen [10]); das Wilhelmshöher Schloß wurde nicht nur einer Reihe wertvoller Statuen beraubt, sondern es erging auch der Befehl, die wertvollsten Bücher zu Kassel und Wilhelmshöhe einzupacken und sie nach Frankreich zu überführen. Jakob Grimm fuhr mit Jérômes Kabinettsekretär Bruguière [11]) nach Wilhelmshöhe und suchte vor allem die auf die hessische Kriegsgeschichte bezüglichen Handschriften dadurch, daß er sie als unwesentlich hinstellte, zu retten. Daß ihm dies einigermaßen gelang, dankte er dem besonderen Interesse, das Bruguière an dem Einpacken der wertvollen Kupferstiche nahm, die, wie schon erwähnt, in den letzten Jahrzehnten mit einem großen Kostenaufwand gesammelt worden waren. Als dann am 31. März 1814 die Verbündeten in Paris eingezogen waren und Napoleon seines Thrones verlustig erklärt hatten, wurde eine kurhessische Kommission nach Paris geschickt, um die geraubten, im Louvre untergebrachten Schätze zurückzufordern. Dieser Kommission gehörte außer dem Kammerherrn von Lepel und dem Galerieinspektor Robert auch der Oberhofrat Voelkel an, der während der Franzosenzeit die ihm unterstellten Kunstsammlungen nach besten Kräften zu verteidigen gesucht hatte. Die Kommission setzte wenigstens die Rückgabe der von Jérôme bei der Flucht aus den Schlössern und dem Museum mitgenommenen Stücke durch, und den Bemühungen des damals in Paris weilenden Jakob Grimm gelang es, einen großen Teil der Bücher und Kupferstiche der Wilhelmshöher Schloßbibliothek zu retten und in 16 Kisten nach Kassel zurückzuschicken. Dabei war es ihm ein hoher Genuß, sich von demselben Diener, der seinerzeit den Raub einpackte, beim Wiedereinpacken bedienen zu lassen. Dem am 25. Juli 1815 nach Paris entsandten Geheimrat Buderus von Carlshausen wurden Galerieinspektor Robert und Inspektor Döring beigegeben. Als Carlshausen im September Paris verließ, waren von den durch Lagrange vor der Ankunft Denons in Kassel geraubten 299 Gemälden 271 abgeliefert, dazu noch zwei weitere, die nicht in den Verzeichnissen Roberts standen.[12])

Inzwischen nahmen die Rückforderungen seitens der einzelnen Länder ihren Fortgang, besonders räumte der Bildhauer Canova als Vertreter des Papstes in den Museen auf. Zum Ersatz der nicht mehr vorhandenen Kunstsachen wollte man eine wertvolle Handschriftensammlung unter die beteiligten Regierungen (vornehmlich Preußen, Hessen und Braunschweig) verteilen, und auf den Vorschlag Preußens sandte der Kurfürst seinen Legationssekretär Jakob Grimm im September zur Sichtung dieser Handschriften nach Paris. Grimm setzte nun mit aufopferndem Eifer und, wo es am Platze war, mit rücksichtsloser Schroffheit die Nachforschung nach den noch fehlenden Gemälden fort. Freilich den größten Verlust konnte auch er nicht wieder rückgängig machen; von den durch Lagrange geraubten und seinerzeit der Kaiserin Josephine nach Malmaison geschickten Gemälden waren von der Familie Beauharnais 38 Stück, die noch heute die Zierde der Petersburger Eremitage bilden — darunter die vier Tageszeiten von Claude Lorraine, eine heilige Familie von da Vinci, die Kuh von Potter — zusammen mit drei Marmorstatuen Canovas für 400 000 Rubel an den Kaiser von Rußland verkauft worden, und alle Versuche Grimms, selbst ein dem Kaiser nachgeschicktes eindringliches Schreiben, blieben ohne Erfolg. Dagegen erreichte er, daß nach und nach noch zurückgeliefert wurden: aus Fontainebleau ein Rubens (Triumph des Siegers), aus Rambouillet zwei Mignon, aus Lyon vier Bilder und aus dem Hôtel de l'Empire ein Rembrandt (alter Mann mit Winkelmaß und Feder), ferner acht Bilder aus Straßburg. So konnte er gemeinsam mit dem gleichfalls um die Wiedererlangung sehr verdienten Maler Unger, einem

---

[8]) J. Grimm, Selbstbiogr. Kleinere Schriften I, S. 10 f.

[9]) Un roi qui s'amusait et la cour de Westphalie de 1807 à 1813 par un indiscret. Paris 1888. S. 270.

[10]) Duncker a. a. O.

[11]) Bruguière, nachmals Baron von Sorsum, war Nachfolger Coufin's de Marinville und starb um die Mitte der zwanziger Jahre. Jakob Grimm, der ihn 1814 in Paris wiedersah, rühmt ihn als einen literarisch feingebildeten und freundlichen Mann.

[12]) Hierüber, sowie über J. Grimms Mission in Paris siehe: Aktenstücke über die Tätigkeit der Brüder Grimm im hessischen Staatsdienste mitgeteilt von E. Stengel. 1886. S. 13 f., 398 f., 406.

Neffen Tischbeins, im ganzen 16 Bilder im Dezember 1815 nach Kassel zurückbringen. Es war ein Festtag für die ganze Stadt, als die mit diesen wiedergewonnenen Kunstschätzen beladenen und mit Blumen geschmückten Wagen in Kassels Mauern einzogen.[13] Später kamen auf Grimms Betreiben noch zwei weitere Bilder aus Brüssel, der einzige Tizian unserer Galerie und ein Tintoretto, hinzu.

(Schluß folgt.)

[13]) Fr. Müller, Kassel seit siebzig Jahren. II. S. 96. Über die Ankunft der Kunstwerke vergleiche auch einen (anonymen) Artikel Wilhelm Grimms im „Rheinischen Merkur" vom 6. Dez. 1815, wieder abgedruckt in W. Grimms kl. Schriften I, S. 556.

Margritt und der Templer.

Erzählung von Theodor Metz.

(Fortsetzung.)

Ich mochte etwa ein halbes Stündchen am Hang hingewandert sein, da bin ich, als ich eines Pappelschlages auf dem Rücken des Berges ansichtig wurde, die Höhe vollends hinaufgegangen, habe den Pappelhain durchquert und bin so, während ich vorher an der Westseite des Berges marschiert war, an den Nordabhang gekommen, der sich wiederum ins Ohmtal, nach Schweinsberg, Amöneburg zu, hinuntersenkt. Schon von der Höhe aus habe ich an dieser Bergseite einen Schäfer seine Herde hüten sehen, und im Näherkommen habe ich den Schäfer-Jochem erkannt. Die verschränkten Arme auf seine Schäferschippe gestützt, beobachtete er, im Schatten einer Schwarzdornhecke stehend, bald seine Herde, die vor ihm auf einer mageren Trift weidete, bald sah er über sie hin ins weite sonnendurchglühte Tal hinab. Einmal hat er den Kopf der Höhe zugewandt, und da mußte er mich gesehen haben, denn er hat die Schäferschippe plötzlich, wie grüßend, hoch in der Luft geschwenkt; und als ich noch über einen Steinwurf von ihm entfernt war, haben wir uns schon laut „Guten Tag" zugerufen. Wie ich dann vor ihm stand, hat er mir freundlich zugenickt und gesagt: „Recht, Jung, daß du kommst. Setz dich da vor mich uff den rote Sandstein; dann sollste aach die Geschicht von der Margritt höre ... Ach, guck nur emal da naus, was is da heut füre Erntewetter. Unn was die Bauern schaffe! Das is nu freilich aach e Lust bei so em Wetter. Da tut mir's immer leid, daß ich mei Kuh abgeschafft hab unn mei paar Äckercher uff Zins getan ... Betracht nur emal den Weizeacker dort vor der Reih Äppelbäum, ich hab ihm schon e paarmal zugeguckt, mer sieht ordentlich, wie's in de Kolbe reift ... Ja so, du willst was verzeehlt hawe ... Awer erscht muß ich mir e Schoorche[1]) insetze, sonst geht's nit" ... Bei diesen Worten hat er in der Tasche seines Kittels gekramt und ein Endchen Kautabak hervorgeholt, das er langsam unter die Zunge schiebt. „N Schäfer ohne Schoorche," fährt er dann fort, „das is wie e Messer ohne Stiel, unn der Groß-Gehann von Dannerod, mein Kolleg, der kann mache, daß sich's reimt, der sagt immer:

„Mei Schoorche is mein Kucheteig,
Mei Schoorche is mein Wei segleich,
Mei Schoorche is mei Königreich,
Mei Schoorche is mei Himmelreich."

Was mer hier herum von Schoorcher kriegt, das taugt all nix. Deshalb geht der Groß-Gehann immer uff Kirtorf zum alte Scholtes unn langt für uns zwei bei dem Schoorcher, der hat ere, die mer doch noch uff der Zung spürt ... Also die Margritt ... Bei euch in der Stadt, da schwätze als die Weiber, das wär e Hex gewese, unn sie tät heut noch spuke uffm Schönberg ..... Das mußte dir ausm Kopp schlage, das hat mit der Margritt nix zu tun. Mein Allervater hat als verzeehlt, wie er jung war, da wär emal e fremd Prinzessin, die uffm Weg von Marburg nach Grünberg gewese wär, am Schönberg in em Sumpf am Zuwerwieseteich gar elend umkomme; die meine die Weiber in der Stadt vielleicht unn rühre se mit der Margritt in ein Kroppe ... Mit der Margritt awer is es so gewese, wie ich dir jetzt verzeehle:

Es muß lange lange Jahr gewese sei vor dem arge Krieg, in dem der Schwed hauß war unn alles vermassakriert hat bei uns; Einhause drüwe nach Maulbach zu, das hat er ingebrannt unn Hilgerain der Ohm drüwe am Neuhaus unn aach die Altestadt uffm Festplatz an der Ohm, unn wann du in de Wälder uff de Rabenau gehst oder nach Neustadt, Ziegenhain zu unn kommst da an e alt Gemäuer unn e Quell, unn vielleicht liege aach noch Stücker von em verfaulte eichene Wassertrog drum erum, da kannste sicher sei, daß da e Dörfche gestanne hat, das aach in dem Krieg weggetilgt is worn. Ja, ja; was ware das für Zeite, das stellt sich heut ja gar keins mehr vor! ... Unn sie müsse

[1]) Kautabak.

noch viel schlimmer gewese sei, als se mein Vatter noch erlebt hat, als der Franzos hauß war unn der Ruß . . . Ja, ja . . .

Also, lange Jahr vor dem Schwedekrieg, da hawe uffm Schloß in Humerch[2]) Ritter gewohnt, awer das ware kei eigentliche Ritter, die nur in de Krieg gezoge sinn, sondern das ware Ritter unn Priester segleich, fromme Brüder . . ."

„Was", hab' ich da den Alten erstaunt unterbrochen, „daran lebt die Erinnerung noch? Das waren Tempelritter, Templer; ich hab's neulich in einer alten Chronik gefunden, die den Schenken von Schweinsberg gehört."

„Ja, ja, ganz recht, so hat's unser alt Parrer Winter aach gesagt, als ich ihm emal uffn schöne Sonntagnachmittag in seiner Gartehütt die Geschicht von der Margritt verzeehlt hab . . . Unn uffm Burgberg unn in der Hinnergaß unn in der Waulsgaß, da hawe grad wie heutsetag die geringe Leut gewohnt, die Taglöhner, die Leinewewer, die Seiler, die Körbmacher, die Häfner, unn's wird n gegange sei, wie's n heut noch geht: wann se was zu reiße unn zu beiße gehabt hawe, dann were se zufriede gewese sei . . . Also, das war alles gut soweit. Uffm Burgberg awer an der Eck von der Winkelsgaß und der Färwergaß, da hat n Jüdd gewohnt mit Namens Zadok; der hat sich davon ernährt, allerhand alt Gerümpel, Geläpp unn Geflitter unn sonstige Dreck in de Städt uffzukaufe unn uffm Land wieder zu verkaufe — weißte, die bringe's ja bei die Bauern, sie bringe's aach wieder von en. Eines schönen Tags, es war so um Petritag erum, wann der Schäfer anfängt und probiert's emal, die Schaf enauszutreiwe, da is der Zadok komme mit seim alte Wage unn seim Maulesel davor von Frankfort unn Friwerch her durch die Wetteraa unn hat wieder so n Wage voll alt Werk gehabt. Unn wie er den zu Haus abgelade hatt in seim Scheuerche, da is sein kleiner Bub erumgelaufe bei de Nachbarskinner unn hat se gerufe: „Kommt emal mit mir, Gott der Gerechte, was hat der Ette für scheene Sache mitgebracht aus der Frankfurt." Da sinn dann aach e paar Kinnercher aus der Nachbarschaft, meist Mädercher, mit m in das Scheuerche geschluppt, — heimlicherweis, denn der alt Zadok durft's nit seh, — unn hawe dann da erumgewühlt in dem Geflitter, unn die Mädercher hawe sich die Lappe umgehängt unn hawe sich gegenseitig angelacht . . . Üwer Nacht is der kleine Bub im Haus vom Zadok unn sinn drei Mädercher in der Nachbarschaft krank gewore, unn am annern Morge hat kei Altes unn kei Junges in ganz Humerch e Stückche Brot zum Frühstück esse möge, unn wer's doch prowiert hat, dem is der Bisse im Maul gequolle, so war jedem der Schreck in die Glieder gefahrn, denn wie e Lauffeuer is es durch die Stadt gegange: Uffm Burgberg liege vier Kinnercher krank, unn es is die Pest — Herr Jessesche, Herr Jeeses! Die Pest . . .

Unn wenn in den alte Zeite so e Pestilenz ingefalle is, was das für e Not war, das denkt sich heut gar keins mehr. Ja heutsetag, wann da e alt Kuh emal scheel guckt unn die ei Kutt meidt, oder wann e abgängig Schaf e bißche schnappt, da hagelt's gleich vom Kreisamt mit Verordnunge: Gehöftsperre, Gemarkungssperre, Schildercher, wo mer hinguckt an de Häuser unn an de Weg, Desfektion von der gut Stub bis uffs Puhlloch, „Vertilgung der Ratten, der Mäuse, der Schwaben in Ställen und Scheunen" unn der Läus in de Wollanke von de polnische Knechte unn der Flöh in de Mägdstuwe. . . . Ja, unn noch: „tierärztliches Zeugnis, alle drei Tage zu erneuern", unn so 'n armer Schäfer, wann er das vergißt oder die Taler sparn will, die 's beim Viehdoktor kost, der kann mehr Straf bezahle, als er im Vierteljahr verdient, wahrhaftig. . . .

Awer damals, wann da die Pest kam, unn die kam doch zu de Mensche, wer dacht da an so was, unn wie nötig wärs doch gewese! Da gabs kein Doktor, kei Nix unn kei Naut![3]) Der Schäfer unn die Hebamm unn die alte Weiwer, die mußte's mache! . . . Ei, als ich noch jung war, kannst's glawe!, da hat mein Ällervatter — das war awer aach n Kräutermann —, der hat noch gar manchmal, wann's an Bindrieme ging, die Hebamm gespielt, nit nur bei de Gäul . . .

Na ja, unn wie die vier Kinnercher uffm Burgberg bald tot ware, unn die Pest von eim Haus uffs annere gesprunge is, unn plötzlich aach in de Hinnergaß unn de Waulsgaß ingefalle is, unn Alte unn Junge oft gestorwe sinn üwer Nacht, da hawe's die Reiche unn die Vornehme, die um de Marktplatz wohnte unn um die Kirch, die hawe's mit de Angst zu tun kriegt unn hawe ihr Goldstückelcher unn ihr Silwerzeug ingepackt unn hawe sich aus de Äst gemacht, nach Marburg unn Alsfeld, unn wo se hinkame. . . Die vom Burgberg awer unn aus der Waulsgaß unn der Hinnergaß, die konnte nit fort, wie's so bei de arme Leut geht, die müsse allerwege still halte. . . . Wer awer in der Stadt dagebliwe war, die Bürjerschleut, die Messerschmied, die Spengler, die Bäcker, die Schuster, unn hie unn da aach n Vornehmer, die hawe sich wohl gehüt, dem arme Volk zu helfe in seiner Drangsal, zwar hawe se sich de ganze Tag in die Kirch gesetzt unn hawe gebet, daß der Herrgott die Pestilenz verlösche sollt, awer die Hand anzulege,

[2]) Homberg.

[3]) nix unn naut = gar nichts.

das is ja aach viel beschwerlicher unn mitunner gefährlicher, als die ei Hand in die anner zu lege in de Kirch. . . .

Unn so hat die Pest schon acht Tag gehaust, unn was am Tag üwer gestorwe is, das hawe se in der Nacht begrawe unner Fackelschein, in große Löcher geworfe ohne viel Umstänn, Männer unn Weiwer unn Kinner durchenanner, unn später hat keins, wer noch gelebt hat, richtig gewußt, wo dann sei Mutter begrawe war oder sei Kind. . . . Unn immer weiter is die Pest gesprunge, unn es war kein Halt abzuseh, denn die geschlagene Leut hawe sich zwar beigestanne unnerenanner, so gut se konnte, unn die Brüder vom Schloß unn die Mönch aus 'm Kloster — Du weißt doch, wo das alt Kloster gestanne hat, das Haus steht ja heut noch mit der treppeartig Front newig dem Brauhausturm — ja, die hawe se getröst mit Zuspruch und dem Herrn Jesus, awer was hat das viel geholfe? Unn schließlich hawe die Tote im Winkel gelege unn newig der Haustrepp unn im Ehrn[4]) unn mancher is liege gebliwe. Da hat endlich unser Herrgott im Himmel e Inseh gehabt, sonst wär jed Haus uffm Burgberg unn in de Hinnergaß unn in de Waulsgaß n Schindanger gewore, unn jed Gaß 'n Stinkunn Leichehaufe. . . .

Am nächste Sonntag is in de Kirch nach de Predigt einer vom Schloß uffgetrete, n Ritter mit Namens Rupert, so e paar unn zwanzig Jahr alt unn war im Katzeberg daheim; der hat sich vor de Altar gestellt unn hat e Red getan gege die Reiche, die sich flüchte, unn gege die Annern, die sich Christe nenne unn ihrn Brüder nit helfe, unn ich sag dir, das muß e Red gewese sei, Herrgott, Herrgott! . . . . Haste unsern alte Parrer Winter noch gekannt, weißte, der später blind gewore is?"

[4]) Hausgang.

„Gekannt hab ich ihn noch, aber predigen hab ich ihn nicht mehr hören. Ich weiß noch, wenn er so durch die Gassen geführt wurde von seinem kleinen Enkelchen, und wenn die Leut' ihm begegnet sind und ‚Guten Tag, Herr Parrer' gerufen haben, dann hat er jeden an der Stimme gekannt und ihm gedankt: ‚Guten Tag, Borns-Hennerch, guten Tag, Frau Kiliansen.'"

„Ja, ja . . . . Aber du hättst ihn erscht emal predige höre müsse, wann er 's emal wieder wege allerhand Schlechtigkeite uff sei Humercher gepackt hatt. Dann hats von der Kanzel erunner gerollt wie bei em Gewitter unn geprasselt wie e Hagelwetter, unn die Weiwer hawe in die Schnupptücher geschluchzt, unn die Männer hawe dagesesse unn hawe unner sich geguckt. Unn von dene, die üwer die dreißig ware unn ihrn Verstand schon hatte, da is an dem Nachmittag kein Einziger ins Stangewirtshaus uff die Kegelbahn gegange. . . .

So hat der Rupert, der Templer, aach e Red getan. „Ihr Otterngezüchte und Pharisäer, übertünchte Gräber und faules Fleisch und elendes Gewürme, die ihr hier seid, und noch elender Gewürm, das sich geflüchtet hat vor der Not seiner Brüder! In Fressen und Saufen laßt ihr euch wohl sein, indes auf dem Burgberg und in der Hintergaß und in der Waulsgaß die armen Leute von der Pestilenz massakriert werden, und keine Hand regt sich, um ihnen zu helfen. Pfui, pfui über euch, ihr Schandgelichter, pfui Teufel über euch! Der Herr aber im Himmel, der furchtbare Gott, der wird euch strafen dafür mit Seuch und Pestilenz noch siebenzig mal sieben mal schrecklicher als die, die jetzt einherwütet, und keiner, und nicht das Kind im Mutterleib wird davon verschont bleiben."

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kasseler Hoftheater.

Die Erkrankung und das Ableben des seitherigen Berichterstatters haben leider eine Verzögerung der Besprechungen eintreten lassen, der Vollständigkeit wegen sei nun im nachfolgenden ein kurzer Überblick über die Zeit vom vorigen Herbst an gegeben.

Mit dem Wiederbeginn der Vorstellungen im Königlichen Theater am 9. September vorigen Jahres trat als Oberregisseur Herr Axel Delmar in Tätigkeit, da Herr Steude, der diesen Posten seit zehn Jahren innegehabt, mit Ablauf der Saison ausgeschieden war. Herr Delmar, der als Schriftsteller auch auf dramatischem Gebiete bereits manchen Erfolg zu verzeichnen hat, betätigte seine Regiekunst gleich am zweiten Spielabend mit einer Neueinstudierung der „Judith" von Hebbel, deren schwierige Volksszenen ein lebhaftes Bild entrollten und trefflich ineinandergriffen. Das Hebbelsche Stück, das in Kassel seither in einer Einrichtung gegeben war, die den kraftgenialen Schluß des Originals beseitigt hatte, wurde nunmehr in der ursprünglichen Fassung dargestellt, und siehe da! das Publikum, dem man vor fünfzehn Jahren so etwas nicht zu bieten wagte, nahm keinerlei Anstoß daran. Die inzwischen eingetretene realistische Strömung, die so weit über die früher gezogenen Grenzen getreten war, hatte den Boden dafür empfänglich gemacht. Die beiden Hauptgestalten, Judith und Holofernes, wurden von Fräulein Ellmenreich und Herrn Bohnée wiedergegeben, die sich erfolgreich bestrebten, diese weit über das gewöhnliche Maß hinausreichende Naturen, so weit es in ihren Kräften stand, zu individualisieren.

Als Novitäten gelangten zuerst die Schlachtenszenen „Wörth" von Ompteda, das Schauspiel „Märtyrer" von Reicke und die Groteske „Die Banausenschlacht"

von Lenz zur Aufführung, drei Einakter, von denen hauptsächlich der erste durch die vaterländische kriegerische Aktion Eindruck macht. Ein geplanter internationaler Dramenzyklus wurde im Oktober mit Turgenjeffs „Gnadenbrot“ und Maeterlincks „Schwester Beatrix“ eröffnet, aber weder die Legende des belgischen Dichters, noch die Familiengeschichte des Meisters in der Schilderung russischer Verhältnisse erwärmten, trotz trefflicher Wiedergabe, das Publikum. Zur Feier des 400. Geburtstages des Landgrafen Philipp des Großmütigen fand am 12. November, dem Vorabend des Festtages, die Uraufführung von Theodor Birts tragischem Spiel „Anna von Hessen“ statt, dessen Inhalt in unserer Zeitschrift in der Philipps-Nummer bereits eine kritische Würdigung gefunden hat. Das Stück war von der Königlichen Intendanz auf das sorgfältigste einstudiert und in Szene gesetzt worden, so daß der Abend, getragen von der festlichen Stimmung des Publikums, auf das beste verlief und dem anwesenden Dichter mehrfache Hervorrufe eintrug. Das Drama steht und fällt mit der Darstellerin der Titelrolle, an die ganz gewaltige Anforderungen gestellt werden. Glücklicherweise besitzt das Kasseler Hoftheater in Frau Kothe-Haacke eine Künstlerin, welche dieser überaus anstrengenden Rolle völlig gewachsen ist. Obwohl sie schon im ersten Akt, bei der Tagung am Spieß, kraftvoll einsetzte, erfuhren doch die leidenschaftlichen Ergüsse der Rolle eine stete Steigerung bis zum Ende des vierten Aktes, denn im Schlußakt läßt der Dichter seine Heldin, im Gegensatz zu ihrem früheren Wesen, als ein Bild der Ermattung erscheinen. Sehr glaublich vollzog Herr Wolfram als „Philipp“ die Wandlung von dem unter der Beeinflussung der Mutter stehenden Knaben zu dem tatkräftigen Regenten, der selbst Manns genug ist, das Staatsschiff zu lenken. Eine liebliche „Babette von Hoheneichen“ war Fräulein Berka, deren Aufgabe es in dieser Rolle ist, die Entsagung zu verkörpern. Daß bei den vielen Mitwirkenden, die das Stück erfordert, nicht alle gleich gute Leistungen boten, damit mußte man sich, wie bei manchem andern an Personen reichen Schauspiel abfinden. Eine weitere Novität war die Tragikomödie „Traumulus“ von Arno Holz und Otto Jerschke, in der man ein Teilchen unserer modernen Zeit auf der Bühne sieht und zwar ein Teilchen, das zu dramatisieren ebenso dankbar ist, wie die Stoffe aus den Offiziers- und Unteroffizierskreisen, denn die Schule spielt ja in jeder Familie eine wesentliche Rolle. In diesem Schülerstück (nicht mit Bezug auf die Verfasser gemeint) schuf Herr Jürgensen als „Gymnasial-Professor Niemeyer“ eine ungemein charakteristische Gestalt. Einen heiteren Abend, der sich im Verlauf der Saison voraussichtlich noch häufig wiederholen wird, bot die Premiere von Kadelburgs sogenanntem Lustspiel „Der Familientag“.

In dem neueinstudierten Schauspiel „Was Ihr wollt“ von Shakespeare wußten Frau Kothe-Haacke und Herr Wolfram das zum Verwechseln ähnliche Geschwisterpaar, das früher hier durch die Darstellerin der „Viola“, um die Täuschung völlig zu ermöglichen, allein gespielt wurde, glaublich zu gestalten. Fräulein Berka (Olivia), Fräulein Hannewald (Maria), Herr Kothe (Orsino), Herr Jürgensen (Haushofmeister), Herr Schmasow (Tobias von Rülp) sind noch aus der Zahl der Mitwirkenden hervorzuheben. Ferner erschienen als neueinstudiert auf dem Spielplan L'Arronges „Wohltätige Frauen“, das Görnersche Zaubermärchen „Sneewittchen“ und Kleists „Käthchen von Heilbronn“. Das zuletzt genannte Stück war ehedem auf der Kasseler Bühne wie allenthalben in der nachträglich berüchtigt gewordenen Bearbeitung von Holbein gegeben worden, aber schon seit einem Menschenalter hatte diese der Einrichtung Eduard Devrients weichen müssen, nun hat Herr Oberregisseur Delmar auch diese beseitigt und gibt das Stück mit nur wenigen Strichen nach der Fassung, wie man sie in den Kleistausgaben findet, wobei auch die reizende Szene im vierten Akt, Käthchen am Bach, erhalten geblieben ist. Später lernen wir vielleicht dies klassische Stück auch noch in seiner ganz ursprünglichen Form kennen, die Dr. Siegen ausgegraben hat.

Die ebenfalls sehr rührige Oper brachte bis Ende Januar vier Novitäten, darunter für Deutschland eine Uraufführung unter Herrn Kapellmeister Dr. Beiers Leitung, das einaktige Melodrama „Rosalba“ von Pizzi. Den Stoff hatte der bekannte Librettist Illica geliefert, war aber mit seiner überschwänglichen Künstlergeschichte, in der die Heldin, eine römische Sängerin, am Duft der ihr gespendeten Blumen stirbt, nicht glücklich gewesen. Die anspruchsvollen Partien wurden von Frau Morny (Rosalba) und den Herren Weltlinger (Firmian) und Wuzél (Colonna) mit großer Verve wiedergegeben. Die Oper wird sich wohl kaum längere Zeit auf dem Repertoir erhalten. In prachtvoller Ausstattung und mit verstärktem Chor wurde Liszts „Legende von der heiligen Elisabeth“ zum erstenmale in dramatischer Darstellung aufgeführt, denn seither war sie nur im Konzertsaal gehört worden. Durch vorzügliche musikalische Wiedergabe in Verbindung mit überaus stimmungsvoller Inszenierung kam das Werk bestens zur Geltung. Zwei weitere Novitäten gehörten dem heitern musikalischen Genre an: „Der Opernball“ von Heuberger und „Die neugierigen Frauen“ von Wolf-Ferrari. „Der Opernball“ gehört zu jener leichtpulsierenden melodischen Wiener Musik, die wegen ihrer Liebenswürdigkeit überall, wo sie auch hinkommen mag, freundlich aufgenommen wird. Von weit größerer Bedeutung aber ist die Tonart Wolf-Ferraris in seinen „Neugierigen Frauen“. Das Werk dieses jungen Deutsch-Italieners ist seit seinem Erscheinen auf den deutschen Bühnen gleich einer hervorragenden Tat gefeiert worden. Es ist ein mit graziöser Musik umsponnenes italienisches Lustspiel, dessen Handlung kaum für die drei Akte ausreicht, aber die anmutige Art und Weise, wie der Komponist den im Konversationston gehaltenen Text begleitet, läßt vergessen, daß es sich im ganzen nur um einen Hausschlüssel handelt. Eine richtige Spieloper ist es, die wieder einmal zustande gekommen ist, und zum Glück besitzt das Kasseler Theater noch die nötigen Kräfte, um eine solche aufzuführen. Der Beifall, den die Damen Kallensee (Rosaura), Porst (Colombine), Morny (Beatrice) und Mothes-Jäger (Eleonore), sowie die Herren Bartram (Arlechino), Kase (Lelio), Liebeskind (Florindo), Ulrici (Oktavio) und Wuzél (Pantalone) fanden, war in Würdigung der trefflichen Leistungen ein sehr warmer, sehr anzuerkennen ist auch die musikalisch sorgfältige Einstudierung des Werkes durch Herrn Musikdirektor Dr. Zulauf und die Regieführung des Herrn Derichs.

Zu erwähnen ist ferner noch, daß der Intendant des Königlichen Theaters Herr Baron von Gilsa am 2. November sein 50jähriges Dienstjubiläum beging, da er an diesem Tage 1854 in den Nassauischen Militärdienst getreten war. Gegeben wurde „Wörth“, der zweite Akt der Oper „Joseph in Egypten“ und die Schlußszene der „Meistersinger von Nürnberg“. Gegenwärtig hat Herr von Gilsa aus Gesundheitsrücksichten einen Urlaub angetreten, während dessen die oberste künstlerische Leitung der Bühne dem Intendanten des Hoftheaters in Hannover Herrn von Lepel-Gnitz unterstellt ist.

Aus Heimat und Fremde.

Vermählung. Unter großartigen Ovationen des Volkes hat die Vermählung des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein mit der Prinzessin Eleonore von Solms-Hohensolms-Lich stattgefunden. Am 31. Januar hielt die Prinzessin ihren Einzug in die großherzogliche Residenzstadt, die abends zu Ehren der künftigen Großherzogin eine glänzende Illumination veranstaltete. Am folgenden Abend fand im Residenzschloß ein großes Hoffest statt, während dessen brachten dem Brautpaare 29 Gesangvereine im Schloßhof eine Serenade. Am 2. Februar wurde die Ziviltrauung des hohen Paares und sogleich darauf die kirchliche Trauung in der Hofkirche durch den Prälaten Walz und den Oberhofprediger Ehrhardt vollzogen. Im Hoftheater wurde als Festvorstellung „Ein Sommernachstraum" gegeben, dem ein Prolog von Professor Keil, gesprochen von der Hofschauspielerin Fräulein Eichelsheim, vorausging. Von fürstlichen Gästen waren anwesend Prinz und Prinzessin Heinrich von Preußen, Prinz und Prinzessin Friedrich Karl von Hessen, Prinz Chlodwig von Hessen-Philippthal-Barchfeld, Prinz und Prinzessin Ludwig von Battenberg und die nächsten Anverwandten der jungen Großherzogin. Anläßlich des frohen Ereignisses hat der Großherzog eine Amnestie erlassen.

Hessische Geschichtsvereine. Im hessischen Geschichtsverein zu Kassel hielt am 30. Januar Herr Bibliothekar Dr. Lange einen Vortrag über „Die Franken und ihr Siedelungssystem in Hessen", das erst in neuester Zeit klargelegt worden ist. Es bestand in Neuregelung der Marken, der Grenzen, der Besitzverhältnisse und Anlegung von Dörfern, in der planmäßigen Ausscheidung des Königsgutes und Herstellung einer Kette von befestigten Lagern zur Sicherung der neuen Organisation. Die Markgrenze wurde nach dem Lauf der Flüsse bis zu ihrer Quelle reguliert oder sie zog sich über die Höhenrücken hin, wodurch die Rennstiege entstanden. Die von den Franken vorgenommene Neuregelung des Grundbesitzes, die zur Zeit des Bonifatius begann, hat sich bis in das 19. Jahrhundert erhalten. — An dem am 6. Februar stattgefundenen Herrenabend teilte der Vorsitzende Herr General Eisentraut mit, daß der Bezirksverein Wehlheiden an dem Sterbehause des hessischen Dichters Ludwig Mohr eine Gedenktafel anbringen und die Straße, in der es gelegen ist, „Mohrstraße" zu nennen beantragen wolle. Herr Oberbibliothekar Dr. Brunner schilderte nach dem kürzlich erschienenen Werk „Josef Maria von Radowitz" von Dr. Hassel die Erlebnisse dieses hervorragenden Staatsmannes in Kurhessen und gab interessante, bisher noch nicht bekannt gewordene Einzelheiten über „Die Anfänge der Gräfin Reichenbach". Herr Kanzleirat Neuber verbreitete sich eingehend über die Kasseler Rathäuser und unterstützte seine Ausführungen durch zahlreiche Abbildungen.

In Eschwege hielt der neugegründete hessische Geschichtsverein am 17. Januar seinen ersten zahlreich besuchten Vortragsabend ab. Nachdem der Vorsitzende Herr Kanzleirat Hartdegen den Zweck des Vereins nochmals dargelegt hatte, hielt Herr Gymnasialdirektor Stendell einen Vortrag über „Eine fürstliche Eheschließung in Eschwege im 17. Jahrhundert", der die Vermählung der Prinzessin Christine, einer Enkelin des Landgrafen Moritz, Tochter des Prinzen Friedrich (III.), mit dem Herzog Ferdinand Albrecht zu Braunschweig-Bevern behandelte. Die Namen der Nachkommen dieser hessischen Prinzessin hat Herr Direktor Stendell tabellarisch geordnet und diese Aufstellung dem Verein zum Geschenk gemacht.

In der Sitzung am 31. Januar beschäftigte sich der hessische Geschichtsverein zu Marburg zunächst mit einer in das Bereich der Möglichkeit gehörenden Verlegung der dortigen Altertumssammlung nach Kassel. Sodann folgte der Vortrag „Ein gewalttätiger Beamter unter Landgraf Philipp dem Großmütigen" von Herrn Oberlehrer Dr. Wintzer. Der zu Gewaltakten geneigte Mann, den der Vortragende schilderte, war der Schultheiß Johann Tevarn zu Marburg, später Keller zu Driedorf.

Ein neues Drama. Frau Elisabeth Mentzel, unsere hochgeschätzte langjährige Mitarbeiterin, hat ein neues Drama verfaßt, das unter dem Titel „Das Urteil Salomos" einen modernen Konflikt behandelt. Das Stück wird im Schauspielhause zu Frankfurt a. M. zum erstenmale in Szene gehen.

Anna von Hessen. Am 30. Januar und am 2. Februar fanden im Stadttheater zu Marburg sehr erfolgreiche Aufführungen des tragischen Spiels „Anna von Hessen" von Theodor Birt statt, in denen Fräulein Rottmann vom Schauspielhause in Frankfurt a. M. die Titelrolle darstellte. — In Gießen wurde das Werk als Festvorstellung zur Vermählungsfeier des Großherzogs von Hessen gegeben.

Hessenvereinigung in Berlin. In der Januarsitzung fand die seit vielen Jahren übliche Grimmfeier statt. Im Anschluß an das jüngst erschienene Werk R. Steigs berichtete der Vorsitzende, Professor Wolff, über die Beziehungen der Brüder Grimm zu A. v. Arnim. Nicht ohne Behagen vernahmen dabei die zahlreich Versammelten, daß schon vor schier hundert Jahren die Reize des sonst so arg verlästerten Berlins die Brüder W. und J. Grimm zu einer poetischen Huldigung veranlaßt haben. — Das Winterfest der Vereinigung wird am 18. Februar in den Prachtsälen des Grandhotel de Russie stattfinden. Geplant ist ein Volksfest auf Spiegelslust bei Marburg, wie es am Himmelfahrtstage beim Frühkonzert sich abzuspielen pflegt.

Todesfälle. In Baltimore starb am 27. Dezember v. J. Dr. Robert Karl Beer, der an Nervenabspannung litt, infolge eines Sturzes aus dem Fenster seines Zimmers. Er war 1842 in Kassel als Sohn eines Geistlichen geboren, hatte das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht und in Marburg, Bonn und Paris Medizin, Philosophie, Philologie und Theologie studiert. 1872 ging er nach Amerika, wo er zuerst Lehrer, dann Pfarrer der lutherischen St. Jakobskirche in Baltimore, dann Leiter der Peabodyschen Sprachschule war und eine dem Erziehungswesen gewidmete Zeitschrift dirigierte. Seit 1894 war er Auslandsredakteur der demokratischen „Baltimore Sun". Seinen „Pharmaceutical Dictionary" faßte er in drei Sprachen ab, im ganzen soll er deren 13 beherrscht haben und ein gründlicher Kenner des Sanskrit gewesen sein.

In Marburg verschied am 10. Februar Seine Exzellenz der Wirkliche Geheime Rat und Unterstaatssekretär a. D. D. Dr. Ernst von Weyrauch. 1832 in Neukirchen in der Schwalm als Sohn des Lehrers Kaspar Weyrauch geboren, besuchte er das Gymnasium in Marburg, wo sein Vater Rektor der städtischen Knabenschule war, und studierte auch daselbst sowie in Berlin die Rechtswissenschaft. Einundzwanzig Jahre alt trat er als Referendar beim Obergericht in Fulda ein, vertauschte die Gerichts-Karriere aber bald mit dem Verwaltungsdienst. 1863 wurde er Hilfsarbeiter im kurhessischen Ministerium des Innern und zwei Jahre später Generalsekretär des Kurfürstlichen Staatsministeriums, in welcher Stellung er auch vortragender Rat im Geheimen Zivilkabinett des Kurfürsten war. Nach 1866 war er längere Zeit Landrat für den Kreis Kassel und danach Präsident des Konsistoriums. 1891 erfolgte seine Berufung als Unterstaatssekretär in das Kultusministerium. 1899 trat er in den Ruhestand. Seine Erhebung in den Adelstand war durch den Kaiser Friedrich erfolgt; 1889 machte ihn die theologische Fakultät der Universität Marburg, 1894 die juristische Fakultät in Königsberg zum Ehrendoktor. Von 1879—1892 war er Mitglied des Abgeordnetenhauses und von 1887—1891 Mitglied des Reichstages für den Wahlkreis Kassel-Melsungen. Wir beschränken uns heute auf diese tatsächlichen Angaben, weitere Mitteilungen über den Verewigten sind uns für die nächste Nummer in Aussicht gestellt.

Der am 12. Februar, dem Vorabend seines 78. Geburtstags, in Kassel verstorbene Rentner Martin Wallach hatte mit seinem Bruder im Jahre 1848 daselbst eine Fabrik und Großhandlung von Gummi- und Guttaperchawaren, sowie von chirurgischen und physikalischen Instrumenten ins Leben gerufen, die sich auch im Ausland eines bedeutenden Rufs erfreute, und hierdurch den Grund zu diesem in Kassel in Aufschwung gekommenen Geschäftszweig gelegt. Er war Leiter und Förderer mehrerer wohltätigen Vereinigungen und gehörte eine Reihe von Jahren dem Kasseler Stadtrat an.

Eine silberne Statuette aus der Werkstätte Kauperts. Die Nummer 5 der Zeitschrift „Die Gartenlaube" bringt eine nicht sonderlich gelungene Abbildung einer interessanten kleinen hessischen Edelmetallarbeit: die Statuette eines Ritters. Dieses schöne und sinnige Geschenk überreichten die Offiziere der kurhessischen Kavalleriebrigade ihrem im Jahre 1843 aus dem aktiven Dienste scheidenden Kommandeur, dem Generalmajor Ferdinand von Eschwege. Bis zum vorigen Jahre war es im Besitze des Sohnes, des Majors und Flügeladjutanten L. von Eschwege zu Kassel. In der beigegebenen Beschreibung des Kunstwerkes ist eine auffällige und irrige Angabe enthalten. Weil der jüngere Bruder des Generals, der Hof- und Jagdjunker Ludwig von Eschwege im Jahre 1821 bei der Beisetzung des ersten Kurfürsten als Trauerritter fungierte und bald nachher am Nervenfieber verstarb, deshalb hätten die Offiziere der Kavalleriebrigade dem älteren Bruder im Jahre 1843 eine Ritterstatuette verehrt. Der Ritter trägt nicht etwa einen dunkeln Trauerharnisch, sondern ist aus poliertem Silber hergestellt, außerdem zeigt er deutlich die Gesichtszüge des Beschenkten, der als hervorragender Reiterführer und ritterlicher Charakter von dem hessischen Offizierskorps verehrt wurde.

Aus der dienstlichen Laufbahn des 1790 zu Eschwege geborenen und 1857 zu Jestädt verstorbenen Generals mögen bei diesem Anlaß einige Daten folgen. Am 18. Mai 1806 wurde er vom Standartenjunker bei den Gardedukorps zum Cornet im Regiment Gensdarmes befördert. In den westfälischen Dienst übergetreten, avancierte er am 4. März 1808 zum Souslieutenant im Regi-

ment de Cuirassiers, am 5. Mai 1809 zum Lieutenant im 1. Regiment de Cuirassiers, am 1. Juni 1810 zum Capitaine im 1. Regiment Hussards zu Hannover. Während des russischen Feldzuges verbüßte er eine Festungshaft wegen eines blutigen Renkontres mit einem französischen Offizier, der in einem Gasthofe zu Hannover Schimpfreden gegen den Kurfürsten ausgestoßen hatte. Am 29. Oktober 1812 wurde er vom 1. Kürassierregiment zum 2. Chevauxlegers-Regiment versetzt; am 27. Januar 1813 wieder zum 1. Kürassierregiment. Am 3. Mai 1813 wurde er Ordonnanzoffizier des Königs; am 26. Oktober 1813 erhielt der Eskadronchef bei den Chevauxlegers der Garde die königliche Erlaubnis „de se retirer dans vos foyers“.

Am 27. Dezember 1813 ernannte der Kurfürst den früheren Cornet zum Rittmeister im Husarenregiment. Am 3. Mai 1821 avancierte er zum Major und Kommandeur der Gardedukorps, 1830 zum Oberstleutnant, 1832 zum Oberst, 1833 zum Kommandeur der Kavalleriebrigade, 1836 zum Flügeladjutant, 1841 zum Generalmajor. Im Jahre 1843 wurde er auf seinen Wunsch zur Disposition gestellt; 1853 trat er in Pension, und 1854 erhielt er den Charakter als Generalleutnant. —p.

Kurfürstliche Grabstätte. Die von uns früher erwähnte Einfriedigung der kurfürstlichen Grabstätte auf dem alten Totenhof in Kassel ist jetzt fertiggestellt. An den beiden Seiten sind massive Mauern aufgeführt, nach vorn bildet ein kunstvolles Gitter mit Tor den Abschluß. Urnen krönen die Eck- und Torpfeiler. Das Ganze macht einen durchaus würdigen Eindruck.

Literarisches. Das Buch „Hessische Fürsten und Fürstinnen“ von Jeannette Bramer (Verlag der Hofbuchhandlung von Vietor in Kassel) ist, wie wir erfahren, von der Regierung den Kreisschulinspektoren des Reg.-Bez. Kassel zum Ankauf für die Schulbibliotheken und zu Schulprämien empfohlen worden.

Der Roman „Zwei Seelen“ von Wilhelm Speck (Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig) ist soeben in 3. Auflage (6.—9. Tausend) erschienen, auch wird er demnächst ins Englische übertragen werden.

Hessisches Trachtenbuch. Der Preis der kürzlich erschienenen 4. (Schluß-) Lieferung dieses Werkes beträgt nicht, wie in der vorigen Nummer angegeben worden ist, 4 Mark, sondern 6 Mark. Der Preis von 4 Mark war der Subskriptionspreis, der inzwischen erloschen ist.

❦❦❦❦❦❦

Personalien.

Verliehen: dem Oberamtmann Bartel in Kassel der Kronenorden 4. Kl.; dem Eisenbahnstationsgehülfen Roppel und dem Eisenbahnfahrkartenausgeber Göbel, beide zu Bebra, die Rettungsmedaille am Bande.

Ernannt: der Präsident der Königl. Polizeidirektion Kammerherr Graf von Berg-Schönfeld in Kassel zum Polizeipräsidenten in Hannover; 1. Pfarrer Schenkheld zu Neukirchen zum Metropolitan; Pfarrer extr. Walther aus Harle zum Pfarrer in Laudenbach; Hilfspfarrer Clermont in Zennern zum Pfarrer in Völkershausen; die Referendare Fürst, Süße und Weidemann zu Gerichtsassessoren.

Versetzt: Landrichter Hasse zu Kassel als Amtsrichter nach Hofgeismar; Amtsrichter Avenarius zu Abterode als Landrichter nach Kassel.

Geboren: ein Sohn: Dr. A. Böttcher und Frau Lina, geb. Brandt (Wien, 27. Januar); Oberlandesgerichtsrat Wurzer und Frau Helene, geb. Schick (Kassel, 1. Februar); Regierungsbausekretär Eschershausen und Frau Jessy, geb. Sinning (Kassel, 2. Februar); Oberförster K. Wigand und Frau Elisabeth, geb. André (Gohre bei Neustadt, 9. Februar); Oberleutnant Bezzenberger und Frau Anna, geb. Coenning (Langfuhr, 15. Februar); — eine Tochter: Leutnant von Santen und Frau Marie, geb. Freiin von Dörnberg (Kassel, 29. Januar); Buchhändler Rudolph Röttger und Frau Tony, geb. Rumpf (Kassel, 31. Januar); Landrichter Coing und Frau Therese, geb. Jeß (Stade, 7. Februar); Ingenieur H. Schneider und Frau Elise, geb. Theuerling (Kassel, 14. Februar).

Gestorben: verw. Frau Oberbaurat Charlotte Ritz, geb. Koch, 87 Jahre alt (Wahlershausen, 30. Januar); Frau Anna Göpfert, geb. Maurer, 70 Jahre alt (Kassel, 31. Januar); Königlicher Baurat a. D. Josef Scheuch, 76 Jahre alt (Kassel, 1. Februar); Frau Dina Henkel, geb. Damms, 53 Jahre alt (Kassel, 2. Februar); Rechtsanwalt Friedrich Uckermann, 78 Jahre alt (Schmalkalden, Februar); ehem. Verleger der „Hanauer Zeitung“ Georg Heydt, 57 Jahre alt (Hanau, 7. Februar); Bürgermeister Johannes Stroh, Mitglied des Kommunallandtags und des Landesausschusses, 68 Jahre alt (Markóbel, 7. Februar); Gasthofbesitzer Peter Stunz, 65 Jahre alt (Karlshafen, 8. Februar); Königl. Kreisbauinspektor Karl Hippenstiel, 48 Jahre alt (Marburg, 8. Februar); prakt. Arzt Dr. Wilhelm Schirmer (Treysa, 8. Februar); prakt. Arzt Dr. med. Willi Schlunk aus Bieber, 32 Jahre alt (Gießen, 9. Februar); Rittergutsbesitzer Gustav Winter, Kreisdeputierter, 57 Jahre alt (Elmshausen, 9. Februar); Wirklicher Geheimer Rat und Unterstaatssekretär a. D. D. Dr. Ernst von Weyrauch, Exzellenz, 72 Jahre alt (Marburg, 10. Februar); Pfarrer Wilhelm Otto, 39 Jahre alt (Deisel, 10. Februar); Rentner Martin Wallach, 77 Jahre alt (Kassel, 12. Februar); Lehrerin an der höheren Mädchenschule Fräulein Julie Focke (Kassel, 13. Februar); Leihhaus-Inspektor a. D. Wilhelm Krisch, 63 Jahre alt (Fulda, 12. Februar); Frau Flora Saenger, geb. Gruneberg, 50 Jahre alt (Kassel, 14. Februar); Professor Julius Zülch, 52 Jahre alt (Kassel, 15. Februar).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 5. XIX. Jahrgang. Kassel, 1. März 1905.

Das Hirtenkind im Odenberg.

(Hessische Volkssage.)

Ein Hirt, den in den Odenberg
Die Wunderblume ließ,
Betrat, sein Kindlein auf dem Arm,
Des Quintes Paradies . . .

Das Kindlein setzt er nieder sacht,
Beim Schatz dort angelangt,
Und gibt ihm Kuchen in die Hand,
Auf daß es sich nicht bangt . . .

Zusammenrafft er dann das Gold,
Bis ihm der Quintes sagt:
„Nach sieben Jahren komm' zurück
Nach Neuem unverzagt!"

Und so berauscht von allem Glück
Der Hirt, so trunken ist,
Daß beim Verlassen er des Bergs
Sogar sein Kind vergißt . . .

Ob auch der Hirt der reichste Mann
Fortan im Dorfe, war
Dennoch an Frieden er und Glück
Der Ärmste sieben Jahr . . .

Vorwarf sein Weib ihm fort und fort
Des einz'gen Kinds Verlust,
Und Sehnsucht nach dem Odenberg
Erfüllt' ihm bang' die Brust.

So oft ihm das Gewissen schlug,
Wünscht' er herbei den Tag,
Der ihm von seines Kindes Los
Gewißheit bringen mag . . .

Und als die sieben Jahr' herum,
Zum Odenberg er eilt,
Wo unverändert noch sein Kind
Im Schutz des Quintes weilt . . .

Dort sitzt es auf demselben Fleck
Noch an der Felsenwand.
Nicht größer und nicht älter, hält's
Den Kuchen in der Hand . . .

Von allen Schätzen sich der Hirt
Nicht mehr verblenden läßt . . .
Er herzt sein Kind, bis es daheim
Ans Herz die Mutter preßt . . .

Kassel. **Albert Weiss.**

Am Glissborn.

Der Tag so heiß! Und des Kampfes kein Ende!
Kein Quell im Lande, der Labung spende!
Die Sachsen im Sieg. Die müden Franken
Ein ringender Rest, die rückwärts wanken.
Ein Häuflein klein, den Kaiser inmitten,
Kommt in den Odenberg geritten.
Im Dickicht da rastet's. Die Herzen klopfen,
Die Lippen lechzen: „Nur einen Tropfen!" —
Die durstvergrämten Blicke bluten
Und starren stumm in Grün und Gluten,
Nur einer noch hofft, Karol, der Kaiser.
Er neigt sich vom Roß in die Ranken und Reiser,
Er bückt sich — er späht. Dann sieht man den Recken
Die Hände empor zum Himmel strecken.
Und wie er sich betend hebt im Bügel,
Fühlt plötzlich sich frei das Roß im Zügel,
Hoch bäumt es sich auf und hackt mit den Hufen
Gar wuchtig auf des Gesteines Stufen.
Und sieh, und sieh — eine lustige Quelle
Entspringt dem Felsen so klar und helle.
Da nieder sanken Mann und Roß,
Es trank der Kaiser, es trank der Troß.
Drauf stiegen sie dankend in den Bügel,
Und weiter ging's über Heide und Hügel.

Kassel. **H. Bertelmann.**



Die Landgrafen von Hessen-Homburg von 1622—1866.

Von Ottilie Weber-Thudichum.

(Fortsetzung.)

Friedrichs II. Sohn aus der dritten Ehe Ludwig Georg trat zur katholischen Kirche über. Er war vermählt mit einer Gräfin von Limburg-Sontheim und starb zu Oberbronn 1728.

Der älteste Sohn Friedrichs II., Friedrich Jakob, der als Friedrich III. regierte, erwarb auch hohen Kriegsruhm, nahm in holländischen Diensten an allen Feldzügen teil, wirkte bei 14 Schlachten und Belagerungen mit und erregte die Aufmerksamkeit Peters des Großen in solchem Grade, daß er ihm das Kommando über seine Truppen anbot. Friedrich konnte darauf nicht eingehen, versprach aber, seine Söhne in russische Dienste zu schicken. Friedrichs III. erste Gemahlin war Elisabeth Dorothea, Tochter des Landgrafen Ludwig VI. von Hessen-Darmstadt. Nach ihrem Tode, 1721, vermählte er sich mit einer Tochter des Grafen von Nassau-Ottweiler, Witwe des Grafen von Nassau-Saarbrücken, die ihn überlebte und erst 1761 zu Homburg starb.

Von seinen sechs Söhnen erster Ehe gelangten nur zwei zu reiferem Alter. Ludwig Johann Wilhelm Gruno[1]), geboren 1705 zu Homburg, wurde von dem gelehrten Augustin von Leyser erzogen. Der Zusage des Vaters gemäß trat er in russische Militärdienste, nahm unter Peter dem Großen, Katharina I., Peter II. und Anna eine hervorragende Stellung ein, wurde Generalgouverneur von Astrachan und allen Eroberungen in Persien und erlangte unter der Kaiserin Elisabeth 1742 die höchste militärische Würde als Generalfeldmarschall. Er erbat sich 1745 einen Urlaub, um in Montpellier seine durch die Anstrengungen erschütterte Gesundheit herzustellen, starb jedoch auf der Reise dahin in Berlin im kräftigsten Mannesalter. Er hatte sich 1738 vermählt mit Anastasia, Tochter des Fürsten Trubetzkoi und Witwe des Fürsten Demetrius Cantimir, Hospodars der Wallachei, die ihren Gemahl überlebte.

Ludwigs jüngerer Bruder Johann Karl trat ebenfalls in die Dienste Peters des Großen. Er starb in jugendlichem Alter unvermählt als kaiserlich-russischer Oberst zu Fellin in Livland 1728[2]).

Landgraf Friedrich III. nahm sich trotz häufiger Abwesenheit in den Niederlanden auch aus der Ferne seines kleinen Landes an, gründete ein Armen- und Waisenhaus, erweiterte das von seinem Vater erbaute Schloß und war der erste homburgische Fürst, der sowohl der Ausgrabung wie der Sammlung römischer Altertümer seine Aufmerksamkeit zuwendete. Den an der römischen Heerstraße gefundenen schönen Stein mit der Inschrift zu Ehren des Kaisers M. Aurelius Antonius ließ er 1723, um die Erhaltung zu sichern, in den „weißen Turm" auf dem oberen homburger Schloßhof einmauern, wo er noch zu sehen ist. Friedrich starb zu Herzogenbusch 1746. Da er alle seine Söhne überlebte und keiner derselben Nachkommen hinterließ, so folgte ihm sein Neffe Friedrich Karl, der älteste Sohn seines Bruders Casimir Wilhelm, geboren 1724 auf dem Schlosse zu Braunfels, als

Friedrich IV. (1746—1751). Er trat als siebzehnjähriger Jüngling in den preußischen Kriegsdienst und nahm an den beiden ersten schlesischen Kriegen teil. Mit dem Charakter als Oberstleutnant verließ er den Dienst und kehrte in die Heimat zurück. Als ihm nach dem Tode seines Oheims die Regierung zufiel, wurde ihm durch ein Schreiben des Landgrafen von Hessen-Darmstadt eröffnet, daß dieser über ihn die Vormundschaft in Anspruch nehme. Der junge Landgraf machte dagegen geltend, daß die homburgischen Prinzen gleich den darmstädtischen mit 18 Jahren majorenn seien und er bereits das 22. Jahr erreicht habe, auch nach der Anzeige seines Regierungsantritts der Kaiser und alle Fürsten, der Landgraf von Hessen-Darmstadt nicht ausgenommen, ihn in ihren beglückwünschenden Antwort-

[1]) Den Namen Gruno hatte er von den Staaten der Provinz Gröningen erhalten, die sich ausgebeten hatten, eine Patenstelle bei ihm zu vertreten. Die Güter, mit denen seine großen Verdienste um Rußland belohnt worden waren, verwandte man nach seinem Tode zu einer öffentlichen Anstalt in Petersburg, unter dem Namen der hessen-homburgischen Stiftung, ohne daß etwas davon an seine Erben gelangte. (Hoffmeister, Historisch-genealogisches Handbuch des Regentenhauses Hessen.) D. Red.

[2]) Peter der Große soll ihm seine Tochter Elisabeth, die nachherige Kaiserin, zur Gemahlin bestimmt gehabt haben. (Hoffmeister.)

schreiben als majorenn anerkannt hätten. Außerdem berief er sich auf das von Georg I., dem Stifter beider Häuser, 1593 errichtete Testament, und auf den Vorgang des ersten homburgischen Landgrafen Friedrich I., der mit 21 Jahren von seinem älteren Bruder, dem Landgrafen Ludwig V. von Hessen-Darmstadt, als majorenn anerkannt worden sei. Im Frühjahr 1747 ließ die darmstädtische Regierung 600 Mann Soldaten ins Homburgische einrücken, die Stadt besetzen, die Schloßwache entwaffnen, bemächtigte sich des Archivs, des Rathauses und zwang die Untertanen, dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt die Huldigung zu leisten. Friedrich versuchte durch Unterhandlungen den Streit beizulegen, und da sein erster Beamter, von Ochsenstein, sein Amt niederlegte, berief er den bekannten Publizisten Johann Jakob von Moser an dessen Stelle, 1747. Trotz aller Bemühungen gelang es aber auch Moser nicht, Ordnung in die zerfahrenen Verhältnisse zu bringen, und er erklärte schon im folgenden Jahre zum großen Bedauern des Landgrafen, daß er für das Gedeihen der gesamten Verwaltung nicht mehr verantwortlich sein könne.

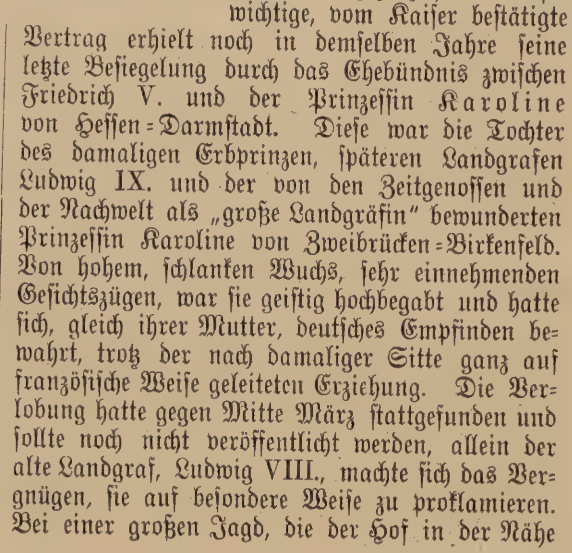
Friedrich IV. starb am 7. Februar 1751 im 27. Lebensjahre und hinterließ als neunzehnjährige Witwe Ulrike Louise, Prinzessin von Solms-Braunfels, und einen am 30. Januar 1748 geborenen Sohn, Friedrich Ludwig. Unter den schwierigsten Verhältnissen übernahm Ulrike Louise die Regierung des Landes und mit dem Landgrafen Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt gemeinsam die Vormundschaft über den einzigen Sohn. Diese vormundschaftliche Regierung der Landgräfin währte fast fünfzehn Jahre hindurch und war für die edelgesinnte, einsichtsvolle Frau durch die Streitigkeiten mit Darmstadt voller Sorge und Widerwärtigkeiten. Ihre Hauptstütze in diesen Kämpfen fand die fürstliche Witwe in dem Freiherrn von Creuz, der, an der Spitze der Verwaltung stehend, die Interessen des homburgischen Hauses mit mutvoller Ausdauer verteidigte. Er wendete sich im Jahre 1755 an das Reichsgericht und das Reichsoberhaupt in einer umfangreichen Schrift, die er auch im Druck erscheinen ließ. Darauf wurde Geheimrat von Creuz am 24. Oktober 1755 um Mitternacht auf Befehl der darmstädtischen Regierung verhaftet, einige Wochen lang in seiner Wohnung bewacht und dann in strenge Haft auf das Rathaus zu Gießen gebracht und erst nach fünf Vierteljahren wieder in Freiheit gesetzt.

Die Erziehung des Landgrafen Friedrich V. wurde dem aus einer schottischen Familie stammenden Freiherrn Alexander von Sinclair, einem vortrefflichen Mann von vielseitigster wissenschaftlicher Bildung, anvertraut, der dieses Amt als eine ihm von der Vorsehung überwiesene Aufgabe betrachtete, an deren Lösung er vierzehn Jahre hindurch mit unermüdetem Eifer arbeitete. Er blieb bis zu seinem Tode als erster Ratgeber und Freund an der Seite des Landgrafen, und es ist unzweifelhaft sein Verdienst, daß der reichbegabte Prinz seine vorzüglichen Eigenschaften zu schönster Harmonie entwickelte.



Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg.

Durch Patent vom 22. März 1766 machte Landgraf Friedrich V. bekannt, daß er nach erlangter Volljährigkeit mit Genehmigung des Kaisers die Regierung seines Landes angetreten habe. Im Jahre 1768 wurden endlich die Streitigkeiten mit Darmstadt durch einen Haus-, Haupt- und Erbvertrag, der durch die Bemühungen des Geheimrats von Creuz zustande kam, beendigt. Darmstadt verzichtete auf alle Hoheitsrechte und behielt sich nur die Stimme auf Reichs- und Kreistagen, sowie die Erhebung der Reichs- und Kreissteuern vor, versprach auch jährlich 20000 Gulden an Homburg zu zahlen. Dieser wichtige, vom Kaiser bestätigte Vertrag erhielt noch in demselben Jahre seine letzte Besiegelung durch das Ehebündnis zwischen Friedrich V. und der Prinzessin Karoline von Hessen-Darmstadt. Diese war die Tochter des damaligen Erbprinzen, späteren Landgrafen Ludwig IX. und der von den Zeitgenossen und der Nachwelt als „große Landgräfin" bewunderten Prinzessin Karoline von Zweibrücken-Birkenfeld.



Von hohem, schlanken Wuchs, sehr einnehmenden Gesichtszügen, war sie geistig hochbegabt und hatte sich, gleich ihrer Mutter, deutsches Empfinden bewahrt, trotz der nach damaliger Sitte ganz auf französische Weise geleiteten Erziehung. Die Verlobung hatte gegen Mitte März stattgefunden und sollte noch nicht veröffentlicht werden, allein der alte Landgraf, Ludwig VIII., machte sich das Vergnügen, sie auf besondere Weise zu proklamieren. Bei einer großen Jagd, die der Hof in der Nähe

der Dianaburg veranstaltete, kam er in den Park gefahren, als eben der Hirsch erlegt war, stieg aus dem Wagen, rief das junge Paar herbei und forderte es auf, sich vor der aus etwa hundert Personen bestehenden Jagdgesellschaft zu umarmen. Die Vermählung wurde am 27. September 1768 im Schlosse zu Darmstadt gefeiert.

Fünfzehn Kinder wurden dem fürstlichen Paare geboren, und elf von diesen gelangten zu den Jahren der Reife: sechs Söhne und fünf Töchter, alle hochbegabt und von einnehmender äußerer Erscheinung. Der angeborene Heldengeist des homburgischen Fürstenstammes trieb die sechs Söhne früh auf ehrenvolle Bahnen in dem österreichischen und preußischen Heere, wo sie zu den höchsten Ehrenstufen gelangten. Die Prinzessinnen, ein Fünfgestirn, wie es selten in einem Fürstenhause geglänzt hat, reichten sämtlich deutschen Fürsten ihre Hand.

Obgleich der Landgraf Reichsgeneralfeldzeugmeister war, fand er keine Gelegenheit, seinen kriegerischen Neigungen zu folgen, da die Reichsarmee niemals aufgeboten wurde. Auch politisch hatte er als Fürst eines kleinen, nicht einmal völlig selbständigen Landes keinen Einfluß auf die Geschicke des deutschen Vaterlandes. Somit blieb seine Tätigkeit beschränkt auf die mit großen Schwierigkeiten verbundene Verwaltung seines Landes, sowie auf die Förderung von Handel und Industrie. Er liebte die Wissenschaften, besonders Geschichte und Philosophie, und eine reiche Bibliothek unterstützte seine gründlichen Studien. Mit vielen Gelehrten unterhielt er Briefwechsel, empfing sie gastlich in seinem Hause oder besuchte sie auf seinen Reisen. Sehr anziehende, in humoristischem Tone gehaltene Reisebeschreibungen sind von ihm erhalten, sowie Gedichte und Aufsätze religiösen, philosophischen und politischen Inhalts in deutscher und französischer Sprache.

Für die Beurteilung politischer und militärischer Verhältnisse besaß der Landgraf einen großen Scharfblick, — an dem Fürsten- und Ministerkongreß zu Mainz im Juli 1792, wo die gegen das revolutionäre Frankreich beabsichtigten Unternehmungen beraten wurden, nahm er nicht teil. Er kannte die traurigen Zustände in den Ländern am Mittelrhein, die Stimmung im dortigen Bürger- und Bauernstande, welche die Franzosen als Befreier vom verhaßten Joche erscheinen ließ, überdies die erbärmliche Verfassung der Streitkräfte in den linksrheinischen Gebieten und wurde durch die Nachrichten, die ihm über das Vordringen des Generals Custine überbracht wurden, mit trüben Ahnungen über bevorstehende schmachvolle Ereignisse erfüllt. Diese wurden bald bestätigt. Mainz kapitulierte, und Frankfurt sowie andere Orte wurden gebrandschatzt. Homburg hatte nur am 6. November 1792 eine Einquartierung von 1200 Mann, um deren Aufnahme Oberst Houchard vorher durch Abgesandte höflich ersuchen ließ, anderen Morgens zogen sie ab. Am 14. November kam Custine mit sechs Pferden und fand bei dem Landgrafen gastliche Aufnahme, ließ sich auch der Landgräfin vorstellen. Indessen näherte sich das preußische Heer durch das Taunusgebirge, um die Franzosen aus Frankfurt und vom ganzen rechten Rheinufer zu vertreiben; der König von Preußen, der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, beide des Landgrafen Schwäger, übernachteten am 29. November im Schlosse zu Homburg.

Während des gegen Frankreich geführten Koalitionskrieges mußte der Landgraf zuerst im Jahre 1795 sich entschließen, Homburg zu verlassen, um nicht als Gefangener von dem Feinde fortgeführt zu werden. Die Landgräfin blieb mit den Kindern im Schloß zurück, und diese mutige Ausdauer seiner Gemahlin erkannte der Landgraf in einem Dokument an, das er bei der Erneuerung des Turmknopfes im Homburger Schloß in diesen einfügen ließ.

Am 9. Juli 1796, bei der Annäherung der Sambre- und Maasarmee unter Jourdan verließ der Landgraf mit seiner ganzen Familie das bedrohte Homburg, die Landgräfin begab sich nach Rudolstadt zu ihrer Tochter, der Fürstin Karoline, der Landgraf aber machte während der Dauer seiner „Emigration", wie er die Flucht genannt wissen wollte, eine Reise durch die schönsten Gegenden Deutschlands, und dies stets zu Pferde.

Am 29. September traf der Landgraf wieder in Homburg ein, die kurze Freude aber, die er über die Waffentaten des Erzherzogs Karl empfand, wurde bald getrübt durch die traurige Wendung der nächsten Jahre.

Der Landgraf hatte sich vergeblich bemüht, erst bei dem Kongreß zu Rastatt, dann bei dem Reichsdeputationshauptschluß in Regensburg 1803, zu welchem letzteren er sich persönlich begeben hatte, für sich und sein Land einen Vorteil zu erlangen; man teilte ihm weder Sitz noch Stimme im Fürstenkollegium zu, und nur die ihm bewilligten jährlichen Deputate wurden um ein Viertel erhöht.

Die steigende Macht Napoleons, die traurigen Zustände des deutschen Reichs, das seiner Auflösung entgegen ging, versenkten das Gemüt des Landgrafen in tiefe Niedergeschlagenheit, und es kostete ihm die größte Überwindung, gegen Napoleon die Rücksichten zu erfüllen, die das Interesse seines Landes und seiner Familie dringend geboten. Napoleons Siege über Österreich be-

kümmerten den Landgrafen um so mehr, als vier seiner Söhne in der österreichischen Armee dienten. Ebenso schwer wurde er durch das Unglück Preußens mitbetroffen. Seine beiden Söhne Ludwig und Leopold hatten, jener bei Jena, dieser bei Auerstädt, tapfer gefochten, gerieten aber, Ludwig bei Erfurt, Leopold bei Prenzlau durch Kapitulation in französische Gefangenschaft.

Als in Rußland Napoleons Macht gebrochen war, sandte der Landgraf seine sechs Heldensöhne in den Befreiungskampf, der das Leben des jüngsten zum Opfer forderte. Prinz Leopold fiel beim Angriff auf Großgörschen.*) Die fünf übrigen bewährten in der Völkerschlacht bei Leipzig ihre heldenmütige Tapferkeit. Gewiß trugen die Verdienste seiner trefflichen Söhne dazu bei, daß er nun endlich die seit Jahren erstrebte Souveränität und Gebietserweiterung erreichte. In diese Zeit fällt auch ein Ereignis, das nicht von politischer Bedeutung, jedoch für das landgräfliche Haus von großer Wichtigkeit war; die Teilung der Hohen Mark, des uralten kaiserlichen Reichsforsts.

Durch die Wiener Kongreßakte vom 9. Juni 1815 war dem Landgrafen nicht nur die Oberhoheit über sein bisheriges Gebiet, sondern auch eine Vermehrung von 10000 Seelen im Saardepartement zugesichert. Der Staatsvertrag mit Hessen-Darmstadt bestimmte die Abfindungssumme auf eine jährliche Rente von 25000 Gulden. Der Landgraf wurde 1817 als Mitglied des deutschen Bundes aufgenommen und erhielt den Titel „Souveräner Landgraf von Hessen-Homburg".

Am 30. Januar 1816 hatte Friedrich V. das fünfzigjährige Jubiläum seines Regierungsantritts unter freudigster Anteilnahme der Bevölkerung des homburger Landes feiern können. Am 20. Januar 1820 verschied er sanft. Die Landgräfin überlebte den Gemahl nicht lange; sie starb am 18. September 1821.

*) Max von Schenkendorf hat den Heldentod des Prinzen in einer Romanze besungen. An der Stelle, wo der Prinz die tödliche Verwundung erhielt, ist ihm ein Denkmal gesetzt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Beraubung des Wilhelmshöher Schlosses unter Jérôme Napoleon.

Von Paul Heidelbach.

(Schluß.)

Aber außer den unschätzbaren, nach Rußland verkauften Bildern blieb noch so manches andere unwiederbringlich verloren. Besonders schwer war das Wilhelmshöher Schloß heimgesucht worden. Nach einem in der ehemaligen Wilhelmshöher Schloßbibliothek befindlichen handschriftlichen „Verzeichnis der aus kurfstr. Bibliothek zu Wilhelmshöhe während der usurpatorischen Regierung abhanden gekommenen und am 1. Januar 1819 noch wirklich fehlenden Bücher" fehlten am genannten Tage noch 299 Bücher. In einem andern, 1817 aufgestellten Verzeichnis heißt es: „Folgende Statüen u. Gruppen fehlen nach dem lezten Inventario von 1801 und sind in der westphälischen Raubperiode fortgeschleppt:

1. Pygmalion.
2. Henri IV. u. Sully.
3. Der Raub der Sabinerinnen.
4. Die Jahreszeiten, 5 Figuren.
5. Venus peitscht den Amor mit Rosen.

(1.–5.: en biscuit.)

6. Das Mädchen von Sans-souci, in Bronze.
7. Eine liegende Venus mit Cupido, von Marmor.
8. Amor und Psyche, in Gips."

Dagegen waren 23 marmorne und bronzene Stücke wieder zugegangen. Über den besonders schmerzhaften Verlust des „Mädchens von Sanssouci" befindet sich in den Akten folgender Brief Voelkels an den Kriegsrat Gottsched, dem die Hofbibliothek unterstand:

„V. V.

Das sogenannte Mädchen von Sans-Soucy — die verkleinerte Copie einer antiken marmornen Figur, welche der König Friedrich II. von Preussen vom Cardinal Polignac gekauft und in Sans Soucy hatte aufstellen lassen —, ist auf allerhöchsten Befehl nebst mehrern andern kleinen Statuen von Marmor und Bronze im Museum im November 1800 nach Wilhelmshöhe abgeliefert und im Westphälischen Zwischen Reich nicht wieder zurückgegeben worden. Da es sich weder im Bel Etage des Corps de Logis noch irgend sonst wo findet, so muß es 1813 fortgeschleppt worden seyn. Hätte ich 1814, wie ich zu Paris war, davon gewußt, so würde ich von Grandjean[1]) oder Boucher dort leicht haben erfahren können, wohin es gekommen ist. Das

[1]) Der Architekt Grandjean de Montigny zu Paris, der auch 1808 zum Bau des Ständesaals am Museum nach Kassel berufen wurde.

Original, welches mit den übrigen Preußischen Antiken im alten Louvre stand, ist nun wieder zu Berlin, die hiesige Copie wird schwerlich an ihren vorigen Platz zurückkehren.

Ew. Wohlgeb. erinnern sich übrigens, wie aus allen Orten u. von allen Seiten Tausenderley zusammengebracht wurde, was nur irgend zur Auszierung des hiesigen Schlosses tauglich war. Nicht lange vor dem Regifugium wurden noch alle bronzenen Büsten aus dem Museum abgefordert, glücklicherweise aber sind sie hier zurückgeblieben und stehn wieder an ihrer Stelle. Catherine von Wirtemberg verlangte selbst einen Tisch von commisso aus dem Musiv Cabinet in das Schloß, den sie aber nicht erhielt. So mußte ich nur immer wegen Verminderung des Vorräthigen besorgt seyn, an die Vermehrung desselben dachte man nicht.

Mit vollkommener Hochachtung

Ew. Wohlgeb. gehors. Dr Voelkel.

Cassel, den 23. Aug. 1817."

Auf der ersten Seite des Briefes steht der nachgetragene Vermerk: „Ist hierauf bekannt gemacht, daß derselbe nach allerhöchstem Befehl sich durch Correspondenz mögl. bemühen solle, den Aufenthalt dieser Statüe zu entdecken, um sodann solche etwa wiedererlangen zu können. d. 26. Aug. 1817."

Einige Tage später wurde dann das Verzeichnis der zu Wilhelmshöhe befindlichen marmornen und bronzenen Statuen, Vasen und Gruppen aufgestellt, das 60 Nummern umfaßt; ein darin liegender, vom Burgvogt Steitz mit Bleistift beschriebener Zettel führt außer zwei Gipsbüsten noch 18 Marmorbüsten der Bonapartischen Familie auf.[2])

Dem Beispiel Jérômes in der Beraubung des Wilhelmshöher Schlosses scheinen auch seine Hofbeamten gefolgt zu sein. Über einen solchen Fall belehrt uns ein auf Grund der Aussagen des Burgvogtes Steitz aufgenommenes Protokoll.[3]) Steitz, ein ehemaliger Feldwebel der Leibkompagnie der Garde, der schon unter Landgraf Friedrich II. als Burgvogt angestellt und auch unter Jérôme Schloßinspektor zu Wilhelmshöhe geblieben war, ist bekanntlich derselbe, dem die sagenhafte Bergung und Rettung des kurfürstlichen Schatzes zugeschrieben wird.[4]) Das erwähnte Protokoll lautet:

„Actum Whöhe, d. 6ten Septbr. 1818.

Erklärte der Burggraf Th. Steiz zu Whöhe folgendes: Im J. 1813 vor seiner Versetzung nach Corvey, als der König Hieron: nicht zu Wlhlshöhe gewesen wäre, hätte der Cabin. Secret: Bruguière die Samml. d. Kupferstiche von Rembrandt von ihm begehrt.

Burggraf Steiz hätte dieses, nach dem vorhin erhaltenen Befehl, ohne einen Bon oder Bescheinig. vom Grand Marechal verweigert.

Bruguière hätte darauf erwiedert, „es bedürfe deshalb keines Bons", wäre darauf selbst in die Kuppel des Schlosses gegangen, wo die Bücher der Bibl. sämtl. hingebracht worden, hätte die Rembrandt-Samml. daselbst selbst geholt — Steiz hätte gesehen, daß er sie unter dem Arm gehabt, habe sie mitgenommen und nicht wiedergebracht.

Diesen Vorgang könne Steiz beschwören — diese Samml. der Rembrandt Kupfer sey wenigstens 400[5]) Ld'or werth zu schätzen; und wenn Bruguière behaupten wolle, daß diese Samml. an den König gegeben worden sey, so hätte sie auch mit den übrigen an Hieronymus abgegebenen und von diesem in Paris zurückgegebenen Büchern von Werth wieder zurückkommen müssen, welches aber nicht der Fall sey. — Es wäre dieses ein Diebstahl, den man durch die Bekanntmach. in öffentl. Blättern laut mach. u. rüg. müsse."

Das trübe Licht, das dieses Protokoll auf den Charakter Bruguières wirft, steht in auffallendem Gegensatz zu der Hochachtung, die Jakob Grimm für diesen Hofbeamten Jérômes hegte[6]) und mehrfach bekundete. So schrieb er auch in einem Brief

---

[2]) Bonaparte 4, Mutter 1, Jérôme 4, Joseph 1, Louis 2, Felix 1, Schwestern 4, gewesene Königin 1.

[3]) Handschriftlich, zur ehemaligen Wilhelmshöher Schloßbibliothek gehörig.

[4]) Vergleiche die trotz der prätendierten Wahrhaftigkeit nur mit großer Vorsicht zu benutzende Erzählung F. W. Hageborns, „Die Rettung des kurfürstlichen Schatzes." Kassel 1880. Für den Historiker kommen hierüber in Betracht die Forschungen Brunners a. a. O. und desselben Verfassers grundlegende Schrift: General Lagrange als Gouverneur von Hessen-Kassel (1806—1807) und die Schicksale des Kurf. Haus- und Staatsschatzes. Kassel 1897.

[5]) Die Zahl ist etwas unleserlich und kann allenfalls auch 100 oder 700 heißen; die Entscheidung über den Wert muß ich dem Kunstfachmann überlassen; 100 Louisd'ors würden nach Nelkenbrechers Münztaschenbuch von 1820 eine Summe von über 1900 Francs (nach alten Louisd'ors gerechnet), 700 Louisd'ors eine solche von über 13 300 Franks ergeben. Ich lese 400, weil mir die hier angewandte Schreibweise der 4 schon mehrfach in Schriftstücken aus dieser Zeit vorgekommen ist.

Heute erzielen solche Rembrandtschen Radierungen bedeutende Preise. Noch vor wenigen Tagen wurden auf einer Versteigerung zu London für „die drei Bäume" 6800 Mark gezahlt. Dasselbe Blatt ergab, als vor zwölf Jahren die Holfordsammlung Rembrandtscher Radierungen unter den Hammer kam, nur 3400 Mark, andere Blätter derselben Sammlung dagegen bedeutend mehr, so das Hundertguldenblatt — von dem schon 1867 ein schöner Abdruck zu 27 500 Francs versteigert wurde — 35 000 Mark, zwei andere Blätter sogar 39 000 und 40 000 Mark.

[6]) s. Anmerkung 11 in voriger Nummer.

an Achim von Arnim vom 17. November 1813, also bald nach der Flucht der Franzosen, nachdem er den König und seinen Hof charakterisiert, in bezug auf Bruguière[7]): „... der einzige, den ich als einen braven und mir besonders gütigen Mann achtete und mit dem ich eigentlich zu thun hatte, war in der letzten Zeit abwesend, sonst wüßte ich unter allen Vornehmen und Geringen keine Seele, die ich geachtet oder jetzt bedauert hätte." Wollen wir trotzdem, gestützt auf das Protokoll, den Verdacht des Diebstahls auf Bruguière ruhen lassen, so findet auch die Bemerkung Dunckers a. a. O., wo er die erfolgreichen Bemühungen Jakob Grimms um die Rückgabe der aus der Wilhelmshöher Bibliothek entführten Bücher und Kupferstiche hervorhebt und dann fortfährt: „Trotzdem gelang es ihm nicht, Alles zu retten: die zahlreichen Radierungen Rembrandts, die eine der größten Zierden der Wilhelmshöher Sammlung gebildet hatten, waren und blieben verschwunden", — vielleicht durch die Aussage des Burgvogtes Steitz eine Erklärung. Heute läßt sich der Verbleib der Sammlung schwerlich noch feststellen, war doch schon 1814 und 1815 so manches nicht wieder aufzufinden gewesen.

Jakob Grimm fand für seine anstrengende und entsagungsvolle Pariser Tätigkeit wenig Anerkennung; wir wissen nicht einmal, ob er, der für Quartier und Kost in seiner Rechnungsanlage nichts angesetzt hatte, die für seinen 63tägigen Aufenthalt erbetenen Diäten von 756 Franken erhalten hat.[8]) Aber alle Zurücksetzungen, besonders auch später unter Kurfürst Wilhelm II., dem jedes Verständnis für die Bedeutung der Brüder Grimm abging, konnten ihm die Liebe zu seiner hessischen Heimat nicht verleiden. Und wenn wir uns heute, namentlich in unserer Galerie, am Genuß der wiedergewonnenen Kunstschätze laben, so wollen wir nicht vergessen, daß es einer der besten Söhne unseres engeren Vaterlandes war, der sich erfolgreich um ihre Wiedererlangung mitbemühte. Heute, nachdem fast ein Jahrhundert darüber hingegangen, können wir uns nur schwer einen Begriff machen von der Erbitterung, die durch die Kunsträubereien der Franzosen in den davon betroffenen deutschen Ländern erweckt wurde, einer Erbitterung, der schon im Jahre 1800 Schiller pathetischen Ausdruck gab in seinem Gedicht „Die Antiken zu Paris":

Was der Griechen Kunst erschaffen,
Mag der Franke mit den Waffen
Führen nach der Seine Strand,
Und in prangenden Museen
Zeig' er seine Siegstrophäen
Dem erstaunten Vaterland!

Ewig werden sie ihm schweigen,
Nie von den Gestellen steigen
In des Lebens frischen Reihn.
Der allein besitzt die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen;
Dem Vandalen sind sie Stein.

[7]) Reinhold Steig, Achim von Arnim und die ihm nahe standen. Band III, 1904, S. 280.

[8]) Stengel, a. a. O. S. 99.

Margritt und der Templer.

Erzählung von Theodor Metz.

(Fortsetzung.)

Hoch aufgerichtet stand der Schäfer-Jochem da, die eine Hand auf der Schäferschippe, mit der anderen in gewaltigen Bogen gestikulierend; er schüttelte seine weiße Mähne, und aus seinen Augen lohte ein Feuer des Zornes und der Entrüstung, daß er mir vorkam wie ein Prophet des alten Bundes, der gegen sein von Jahwe abgefallenes Volk in Sturmesworten eifert. Seine Stimme aber hatte er allmählich immer lauter erhoben, sodaß der Leithammel der weidenden Herde und die Schafe um ihn die Köpfe in die Höhe streckten, und der zottige schwarze Schäferhund die Herde im Stich ließ, an seinen Herrn herankam, ihn umkreiste, verwundert zu ihm, mißtrauisch zu mir aufblickte und schließlich gegen mich zu knurren anhob. Da hat sich der Schäfer-Jochem verschnauft.

„Pommer, still, kusch dich," hat er mit einer beruhigenden Handbewegung zu seinem Hunde gesagt, „geh wieder an dein Platz; hier gibt's für dich nix zu tu! Allez! Dort, Furch! . . .

Ja, so hat der Rupert gepredigt, unn noch viel heftiger. Unn dene, die in de Kirch ware, is es zwar arg uffs Herz gefalle, awer wer weiß, wie's gegange wär, unn ob's was genutzt hätt, denn es is gar schwer, die Mensche da zum Anbeiße zu bringe, wo der Tod aus alle Fensterlöcher unn Dieleritze unn Mauslöcher guckt. In der Kirch awer is an dem Sonntag Morge aach der Graf vom Schönberg gewese, — weißte, der hat sei Burg drüwe uffm Schönberg gehabt, owig dem Herreteich, mit hohe dicke Mauere unn große Türm unn alles aus Graustein; als ich noch jung war, da hat mer noch Stümp von de Mauere geseh, awer die Reste hawe nach unn nach die Deckebächer unn die Schadebächer Bauere sich aach noch geholt unn hawe sich Sauställ davon gebaut. Ja, also der

Graf vom Schönberg, der war an dem Morge in die Kirch gefahrn mit acht weiße Hirsch, denn er war n gar reicher unn gewaltiger Herr, unn bei ihm is sei jung Töchterche gewese, so e Jahrer siebzehn alt, das war sei einzig Kind und hieß Margritt . . . Unn daß die an dem Morge aach in de Kirch war, das war das Gottesglück für die Burgberger unn die Hinnergässer unn die Waulsgässer . . . Ich war lange Jahr Schäfer bei des Barons uffm Heuberg da hinne, wir heiße ja nit umsonst Herrebrodt; freilich mein Jung, der Hannjust, der hat's mit de Sozze, der sagt, wir hätte de Herre das Brot verdient, deswege hieße wir Herrebrodt; is awer doch wohl grad so richtig, als wenn ich sage wollt, mein Pommer hätt mir das Brot verdient. Unn ich hab mich aach nie ||wer mei Herrschaft zu beklage gehabt. Ja, unn da hatte wir e jung gnädig Fräulein, Malwine hieß se, die war blond unn hatt' so freundliche blaue Auge unn war immer so gut zu mir unn uns all, unn wann sie im Feld bei mich kam, dann hielt se de Gaul an unn fragt mich nach dem unn jenem unn war immer unn immer freundlich, ach, unn sie hatt so schön blond Haar, das war der Staat all; siehste, unn so oft ich die geseh hab, hab ich gedacht, so muß die Margritt ausgeseh hawe, unn gewiß, so hat se aach ausgeseh . . . .

Nach de Kirch also, da sinn de Leut heimgegange, unn die Ritter, die Templer, wie du sagst, die sinn enuff uffs Schloß gegange unn die Mönch in ihr Kloster, unn der Graf vom Schönberg is mit seim Töchterche in de silwerbeschlagene Wage gestiege, unn sie sinn von ihrn acht weiße Hirsch langsam uffm Sandweg de Berg enunner unn drüwe, de Schächerbach entlang, de Berg enuff gezoge worn.

Gegen Awend is der Rupert uffn Burgberg enab gegange zu de Kranke, und bei ihm war der Kasper, das war nämlich sein Reitknecht, denn der Rupert war von Haus aus e reicher Herr unn hatt drei schöne Gäul uffm Schloß steh. Vorher awer war der Kasper e Schäferknecht gewese bei de Humercher Herd unn is aach nachher wieder e Schäfer geworn, unn ich glauwe, daß durch den aach die Geschicht von der Margritt unner uns Schäfer komme is. Damals aber hat der Graf vom Schönberg lang unn heftig in Fehd gestanne mit dem Ritter von de Boineburg, der hat da hinne naus, nach Heskem, Holzhause zu sei Burg gehabt, unn sie hawe sich bekriegt wege dem Herrewald — da der schöne Wald nach Niederklen zu, den hätt jeder gern gehabt —, unn sie hawe sich gegeseitig Abbruch getan, wo unn wie se konnte, an Land unn Leut unn Vieh. Unn so ware aach im Herbst vorher Mannschafte vom Boineburger unner die Schafherd von de Humercher gefalle, denn Humerch hat dazumal noch dem Graf vom Schönberg gehört, unn hawe die ganze Herd mit Rump unn Stump fortgeführt. Der alt Schäfer hat sich nit viel wehre könne, unn der Kasper, sein junger Schäferknecht, hat zwar mit seiner Schäferschipp gehörig druffgehaue, awer die Räuwer hawe n ||werwältigt, hawe n zum spanische Bock gespannt unn hawe n barwarisch abgeschwart . . . Die Humercher hawe dann beschlosse, vorläufig kei Schafherd wieder anzuschaffe, weil ihne aach schon mehr Kriegsmalheur damit passiert war, unn so war der Kasper von seim Brotche. Ùwerall erum hat er angekloppt um Dienst unn Unterkunft, awer er hat nix finne könne, unn der Winter stann vor de Tür; da is es m endlich wie e Erlösung komme, daß ihn der Rupert uffm Schloß angenomme hat als sein Reitknecht . . . .

Ja, also der Rupert is mit seim Kasper uffn Burgberg enabgegange unn hat gedacht uff sei Predigt hin, jetzt were doch e paar von dene Städter da sei unn were dene arme Leut helfe. Ja, bleiwe gelasse; die hatte viel zu viel Angst, unn sinn all schön daheim uff der Ofebank sitze gebliwe. Der Rupert awer un der Kasper sinn von Haus zu Haus gegange unn hawe Hand angelegt, wo se konnte . . . . Es war schon Nacht, da sinn se aach noch emal in die Hinnergaß gegange, unn wie se da im Haus vom Häfner Hannphilipp am Waulsgasseeck ware, wo der alte Hannphilipp uffn Tod lag, unn sei zwei Junge aach krank lage, unn nur die jung Fraa von dem eine Jung da war, um die drei Mannsleut zu pflege — wie sie da drin ware, uff einmal is die Tür uffgegange, unn e Frauensgestalt is eneinkomme, groß, schlank, in em schwarze Gewand unn das Gesicht mit em weiße Tuch verschleiert wie bei er Nonne . . . Die in der Stub awer sinn ganz erschrocke, weil mer aach bei dem schlechte Öllicht erscht nit seh konnt, was da eigentlich ereingekomme war. Der Rupert is dann vor die Gestalt hingetrete unn hat gesagt: „Wer seid Ihr, edel Fräulein, und was ist Euer Begehr?"

„Herr, da treff' ich Euch gleich," hat sie gesagt, „ich hab' heut früh in der Kirche Euren Hilferuf vernommen, und da bin ich gekommen, weil die Not so groß ist . . . Wer ich bin, des sorgt nicht lange, ich komme, um zu helfen."

Da hat der Rupert ihr die Hand gedrückt: „Unser Herrgott wird's Euch lohnen."

Sie awer hat ohne viel Umstänn zugepackt, hat der Fraa die Kranke wasche helfe, hat ihne mit m Rupert zusamme die Beule uffgedrückt unn hat jedem e lieb unn trostvoll Wörtche gesagt; awer am Bett vom alte Hannphilipp hat se am längste gesesse unn hat ihm leis ||wer die Auge gestriche unn hat ihm die Stirn mit Wasser verkühlt.

Dann is se mit m Rupert unn in Kasper in e Nachbarshaus gegange, da hat e arm bucklig Schneiderche gewohnt, dem sei Fraa lag im Kindbett unn hatt das Fiewer, unn nu war aach noch die Pestilenz an se gefalle. Das war e Elend unn e Gejammer in dem Haus, denn 's ware aach noch zwei kleine Kinnercher da, die saße uff der Owerstub unn hielte sich gegeseitig um de Hals unn heulte, daß mer's üwer drei Häuser höre konnt. Das fremd Fräulein awer, das beim Rupert war, hat dem Schneiderche erscht geholfe, die Fraa zu besorge, dann is se uff die Owerstub gegange unn hat sich zu de Kinnercher gesetzt unn hat se liebgehalst und hat n versproche, wann se wiederkäm, brächt se aach jedem was Schönes mit.

Unn von da sinn se wieder e paar Häuser weiter in e Häusche gegange, das hat dem alte Schäfer gehört, dem der Boineburger die Schafherd hatt wegführe lasse; der hat im Hausehre am Herd gesesse und hat sich Gedanke gemacht unn an seine graue Haar gerisse unn hat gewehklagt, weshalb nu sein Jung in der Stub krank läg, dem die Pestilenz schon sei Fraa genomme hätt, unn der doch für sei Kinnercher noch so nötig zu brauche wär, unn warum nit er, der abgängig alt Mann, für den 's Zeit wär, daß mer ihn de Sperwersweg enuffsrüg. Unn als die Margritt und der Templer aach das Haus wieder verlasse hatte, um in e anneres zu geh, da sinn wohl noch wirre Fiewerrede vom Kranke ausm Häusche gedrunge, awer der Alt war still gewore unn saß in der Stub in er Eck unn uff jedem Knie hatt er e Enkelche sitze, die hat er reite lasse ....

So hawe se in der Nacht noch manch Haus besucht, unn wo se hingekomme sinn, da is bei dene arme kranke Mensche das Vertraue wieder ingezoge uff die Hilf von de Mensche un von unserm Herrgott. Als awer die Hähne angefange hawe zu krähe, unn von Maulbach her üwer der Hardt so e Zwielicht uffgegange is, da hat das Fräulein gesagt, jetzt müßt se heimkehrn; unn der Rupert hat de Kasper einstweile vor das Schloßtor geschickt, dort uff ihn zu warte, unn er hat das Fräulein vom Burgberg enab nach der Waulsgaß zu begleit. Dort am letzte Haus is se steh gebliwe unn hat gesagt:

„Was soll ich vor Euch Versteckens spielen, Herr Rupert? Ich sag Euch am besten gleich, was niemand sonst zu wissen braucht, daß ich die Tochter vom Grafen von Schönberg bin. Euer Wort in der Kirche hat mein Herz in Sprüngen gehn lassen, und ich hab nicht eher Ruh gewonnen, als bis mir's in die Seele gedrungen ist, daß ich selbst helfen müsse, und darauf hab' ich beharrt, was auch meine Amme, die gute Hannelies, dagegen gesagt hat. Es tut mir nur weh, daß ich nicht bei Tag kommen kann, um zu helfen, und nur in den Nächten, in denen mein Vater fortgeritten ist zu fremder Tafelei oder auf Fehd und Strauß; denn der ist ein gar stolzer hartsinniger Herr, der seine Tochter nicht zur Magd von Schneidern und Taglöhnern hergibt, und gegen den zu handeln nicht geraten ist. Ja, wenn mein Mütterchen noch am Leben wär'! ... Weiter braucht Ihr nicht mit mir zu gehen, Herr, denn drunten am Sandweg unter der alten Steineiche sitzt meine Amme, die Hannelies, und wartet auf mich in Not und Ängsten; drum will ich mich sputen." So hat ihm die Margritt zum Abschied die Hand gegewe unn is fortgeeilt.

Als der Rupert awer vor das Schloß gekomme is, hat er, noch eh er zum Öffne ans Tor geschlage hat, de Kasper beiseit genomme unn hat ihn gefragt:

„Kaspar, weißt du, wer das Fräulein war?"

„Herr," hat der gesagt, „der Statur nach möcht's das Edelfräulein gewese sei vom Schönberg, die Margritt; awer wir Humercher kriege se ja so selten zu Gesicht, unn wie soll die aach zu de arme Leut komme? Awer ich will doch emal mei Wääs, die Hannelies, frage, die ihr Amm war ... Herr, ich glaub', daß 's doch wohl Scholtesse Anne war vom Marktplatz, das Pflegekind vom alte Scholtes; die is gar fromm unn aach mutig, die hat schon emal ...."

„Kaspar," is ihm der Rupert in die Red' gefalle, „was du auch erfährst, du siehst, sie will nicht erkannt sein, du wirst schweigen."

„Herr, e Schäfer kann schon 's Maul halte, das Schwätze gehört nit zu seim Geschäft."

Am annere Tag hat manch Krankes gefragt, obs nit bald Nacht wär, unn das fremd Fräulein wiederkäm mit dene gute Worte unn der gut Hand. Unn in der Nacht is die Margritt aach wieder gekomme, unn der Rupert hat in der Waulsgaß schon uff se gepaßt.

Am Morge druff hawe die Mägd um de Marktskump*) gestanne unn hawe Wasser gezappt, unn da hawe se unnerenanner geschwätzt: „Haste's dann aach schon gehört, haste's dann aach schon gehört?"

„Ei, was dann, was dann?"

„Das is awer e artlich Geschicht, ei, ei!"

„Ja, unn der Häfnersch-Hannphilipp, dem hat der Tod schon uff der Zung gesesse, der is besser gewore, wie se nur die Hand uff die Türklink gelegt hatt, unn jetzt kann er schon wieder uffsteh, unn dem Reiwersch Andres sei vier Kinnercher sinn heut nacht gesund wore."

„Weißte was, heut awend gucke wir emal, wann se wiederkommt; beim Zadok-Jüdd in der Färwergaß, da könne wir uns uffs Holz stelle unner de Fenster unn grad in die Stub eneingucke." ...

*) Kump = Brunnen.

In der Nacht hawe in de Färwergaß am Burgberg, denn das is doch die Gaß, die von de Stadt her am nächste liegt, da hawe Knecht unn Mägd unn Bürjer mit ihrn Weiwer an de Häuser unner de Fenster gestanne, hier e Klümpche, da n Trupp, unn hawe uff die fremd Fraa gepaßt, die mitm Rupert komme sollt. Unn als se in stockfinstrer Nacht mitm Herr Rupert daherkomme unn in die Häuser gegange is, unn das Geschrei unn das Fiewergered von de Kranke oft uffgehört hat, wann se nur die Tür eneingetrete is, unn wie se dann die Kranke gestreichelt hat unn getröst und ihne die Beule uffgedrückt hat, ganz ruhig unn ohne Zaudern unn Schrecke, da is es doch manchem, das faul von drauß zugeguckt hat im Dunkeln, heiß in die Kehl enuffgestiege.

Am annere Morge awer is e Gered durch die Stadt gelaufe, die fremd Fraa könnt gar niemand anners sei als e Heilige, die der Himmel erunnergesandt hätt, um dem arme Volk zu helfe, wo sich niemand drum kümmere tät. Unn e alt Fraa, die Wißnersch-Gritt, die sich uffs Versprече von de Warze unn üwerhaupt auf Sempethie unn geheime Sache verstann, unn aach noch e jung Magd, die hatte alle zwei in der Nacht geseh, daß es um ihre Kopp geleucht hätt un geflimmert wie von em Heiligeschei . . .

Von Stunn an is es anners geworn mit de Städter. Jetzt hatt der Himmel e Zeiche gegewe, jetzt konnte se aach helfe, ohne daß ihne noch e Gefahr draus entstünn. Unn es hatt an dem Morge noch kei Zehe geläut, da ware aach schon Männer unn Weiwer aus de Stadt uffm Burgberg, unn wo sonst Kranke ware, un die Männer hawe die Kranke gedreht unn gewendt, unn die Weiwer hawe die Stuwe unn die Hausehrn unn die Treppe geschrubbt unn die Gasse gesäuwert unn die Winkel gefegt. Unn von Tag zu Tag sinns mehr geworn, die aus de Stadt herbeigelaufe sinn, um zu helfe. Die Margritt is aach noch ab unn zu komme, awer se is dene viele Städter ausm Weg gegange unn is hinne in de Waulsgaß gebliwe ins Hannphilippe unn in de Nachbarschaft; gege Morge awer hat se der Rupert noch e Stück nachm Schönberg zu gebracht . . .

Unn als e paar Woche um warn, da war die Pest verlosche; uff de Charfreitag Morge, da is der letzte Kranke wieder gesund worn, unn das war e Müllerschknecht aus der Kleiemühl, der sich's beim Mittate geholt hat. Unn was das für e Ostere damals für die Humercher war, das stellste dir nit vor. Unn so schlimm die Burgberger unn die Waulsgässer unn die Hinnergässer aach mitgenomme ware, gar heiß zum Herrgott gebet hawe se doch unn ihm gedankt für die fremd Fraa, die er ihne zum Heil geschickt hatt . . .

Denn daß 's die Margritt vom Schönberg war, das hawe nur e paar Waulsgässer unn Hinnergässer gewußt, unn dene hatt's dem Leinewewer aus der Waulsgaß sein Jung verzeehlt, der Christian, der in der Burg uffm Schönberg das Vieh hat füttere helfe, der hat die Nacht immer daheim geschlafe, unn als er emal in aller Herrgottsfrüh wieder uffn Schönberg enüwergeh wollt, da is ihm die verhüllt Fraa am Sandweg begegent, unn er hat in ihr die Margritt gekannt. Die Hinnergässer awer unn die Waulsgässer hawe gewußt wie alle Humercher, was der Graf vom Schönberg für n wütiger Mann war, wann ihm was wider de Strich ging, unn daß er's aach wohl an ihne vergolte hätt, wann ihm das von seiner Tochter zu Ohrn komme wär, unn so is es, selbst bei de Weiwer, in wenig Mäuler gebliwe . . .

(Fortsetzung folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Huldigungsgaben. Als Geschenk des Bezirksverbands Kassel zur Vermählung des kronprinzlichen Brautpaares hat der hessische Kommunallandtag beschlossen eine Nachbildung der bekannten historischen Ziegenhainer Kanne, die sich im Kasseler Museum befindet, anfertigen zu lassen. Ferner erteilte er dem Vorschlag des Landesausschusses seine Genehmigung, daß anläßlich der im nächsten Jahre stattfindenden silbernen Hochzeitsfeier des Kaiserpaares in der Anstalt Hephata zu Treysa eine Kirche erbaut werde, und bewilligte die Mittel dazu.

Schloß Spangenberg. Bei der im Februar stattgefundenen Tagung des Kommunallandtages in Kassel kam auch das künftige Schicksal des Schlosses Spangenberg zur Erörterung. Herr Geheimrat von Buttlar (Wolfhagen) beantragte, der Bezirksverband möge das Schloß von der Staatsregierung käuflich erwerben und alsdann auch die Unterhaltungskosten tragen. Herr Oberpräsident von Windheim, Exzellenz, der bereits erfolgreich dafür Sorge getragen hatte, daß das Schloß nicht in Privathände übergegangen ist, erklärte sich gern bereit, an maßgebender Stelle auch

für den Verkauf an den Bezirksverband zu wirken. Herr Landeshauptmann Freiherr von Riedesel zu Eisenbach sprach dem Herrn Oberpräsidenten seinen Dank aus und erklärte, eine eingehende Prüfung der Sachlage im Landesausschuß veranlassen zu wollen, obwohl man wegen der großen Kosten Bedenken tragen müsse. Herr Gleim aus Melsungen befürwortete darauf noch im Interesse der Stadt Spangenberg die von Herrn Geheimrat von Buttlar gegebene Anregung.

Hessische Geschichtsvereine. In der Monatsversammlung des Geschichtsvereins zu Kassel sprach der Vorsitzende, Herr General Eisentraut, über „Die volkskundlichen Bestrebungen des hessischen Geschichtsvereins" und erörterte u. a., von wie großem Wert es sei, gerade die Gebräuche und Sitten der Landbevölkerung in Wort und Bild festzuhalten, da seither der Bauernstand allein im Laufe der Jahrhunderte noch die alte Lebensweise bewahrt habe. In letzter Zeit aber sei auch hier ein Wandel eingetreten und es müsse deshalb mit größtem Eifer daran gegangen werden, alles was noch von alten Überlieferungen zu ermitteln sei, vor dem drohenden Untergang zu retten. Am meisten könnten hierbei die Lehrer, die in stetiger Verbindung mit dem Volke ständen, wirksam sein. Der hessische Geschichtsverein hat aus diesem Grunde Fragebogen anfertigen lassen, damit die Sammlung in systematischer Weise vollzogen werden kann. Schließlich empfahl der Herr Redner die Schrift *„Lehrerschaft und Volkskunde"* von Rademacher in Köln. Den Dank der Versammlung für die von warmer Empfindung für die Sache erfüllten Ausführungen sprach Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf aus.

In Marburg hielt der dortige Geschichtsverein am 23. Februar eine Sitzung ab, in der Herr Dr. Küch die Beziehungen Philipps des Großmütigen zu Otto von Pack klarlegte und, entgegen vielfachen anderen Beurteilungen der Sachlage, zu dem Schluß gelangte, daß der Landgraf von Otto von Pack inbezug auf das angeblich zwischen den katholischen Fürsten gegen Kursachsen und Hessen geschlossene Bündnis getäuscht worden sei. Herr Dr. Merx machte sodann Mitteilungen über eine Schilderung der mit der Packschen Fälschung in Verbindung stehenden Begebenheiten, die von Peter Haarer, einem Schwager Melanchthons, in Reimen abgefaßt ist. Herr Professor Dr. Wenck wies auf einen Aufsatz von Professor Koch in Meiningen im neuesten Heft der Zeitschrift des Vereins für Hennebergische Geschichte hin, der die Badereisen des letzten Grafen von Henneberg beschreibt. (Siehe Bücherbesprechungen S. 71 dieser Nr.)

Fuldaer Geschichtsverein. In einer am 15. Februar stattgehabten Versammlung des Fuldaer Geschichtsvereins übergab Herr Museumsdirektor Dr. Boehlau aus Kassel dem Oberbürgermeister Herrn Dr. Antoni für das Museum in Fulda mehrere Nachbildungen von prähistorischen Gegenständen, die in einem Hünengrab gefunden worden waren, das Herr Hauptlehrer Vonderau im Auftrag der Kasseler Museumsverwaltung geöffnet hatte. Darauf hielt Herr Dr. Boehlau einen Vortrag über „Deutsche Emaille", in welchem er eine Anzahl Bilder aus dem von den Museen in Köln und Düsseldorf herausgegebenen großen Werk über die rheinischen Schmelzarbeiten erläuterte.

Wirklicher Geh. Rat D. Dr. von Weyrauch †. Zu den hohen amtlichen Stellungen, die D. Dr. Ernst von Weyrauch nach der in der letzten Nummer d. Bl. enthaltenen Darstellung seines äußeren Lebensganges bekleidete, war er durch reiche geistige Begabung, die ihm zuteil geworden, durch umfangreiche Kenntnisse, die er sich von Jugend an mit rastlosem Fleiße erworben, sowie durch große Arbeitskraft besonders befähigt, noch mehr durch seinen edlen Charakter, unwandelbare Rechtlichkeit und Gerechtigkeitsliebe und seltene Pflichttreue, verbunden mit einem hohen Maße von Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit. Mit warmem Herzen nahm er sich in allen Stellungen der ihm anvertrauten Interessen an und wußte die Anforderungen des Amtes mit den Wünschen der Beteiligten möglichst zu vereinigen. Waren diese nicht zu erfüllen, so war der Ablehnung durch ihre sachliche Begründung und milde Form jede Härte genommen. Für das Ansehen und das Vertrauen, das von Weyrauch sich als Landrat des Landkreises Kassel nicht nur in diesem sondern auch außerhalb dessen erworben hatte, ist seine unter schwierigen Verhältnissen erfolgte Wahl in das Abgeordnetenhaus und in den Reichstag ein beredtes Zeugnis.

Besonders hohe Verdienste um die hessische Kirche, deren treuer Sohn der Verstorbene war, erwarb er sich als Präsident des Konsistoriums durch seine Tätigkeit bei Einführung der Presbyterial- und Synodal-Ordnung und bei deren weiterem Ausbau, seiner maßvollen Wirksamkeit bei Ausgleichung der vorhandenen Gegensätze ist vor allem das Gelingen dieses schwierigen, segensreichen Werkes zu verdanken. Während seiner Anstellung im Kultusministerium als Unterstaatssekretär sind die verschiedenen Kirchengesetze zustande gekommen, die die Förderung des materiellen Wohls der Geistlichen und ihrer Hinterbliebenen zum Gegenstande haben. Auch nach dem durch Gesundheitsrücksichten gebotenen Rücktritt in den Ruhestand widmete der Verstorbene, zum Vor-

sitzenden der Gesamtsynode nahezu einstimmig erwählt, seine reichen Gaben und Erfahrungen dem Wohle der Kirche, bis kurz vor seinem Lebensende nahm er noch an den Arbeiten des Gesamtsynodal-Ausschusses regen Teil. Seine segensreiche Tätigkeit in allen dienstlichen Stellungen sichert ihm ein bleibendes, ehrenvolles Andenken, besonders in seiner engeren Heimat.

Nicht weniger hervorragend war Ernst von Weyrauch als Mensch. Von edlem, aufrichtigem Charakter wie wenige, von hoher Bildung auf den verschiedensten Gebieten des Wissens, verband er mit einem stets würdevollen Benehmen gegen Hoch und Niedrig aufrichtiges Wohlwollen und wahre Herzensgüte. Stets war er zur Hilfe mit Rat und Tat bereit, vergebens wird ihn niemand darum angegangen haben. Er war ein echter Christ, ein wahrhaft edler Mann! Sein Andenken bleibe allzeit in Ehren!

—ch.

Gedenktafel. Am 28. Februar wurde in Gegenwart von Mitgliedern des hessischen Geschichtsvereins am Hause Nr. 34 der Marktgasse in Kassel, das seither durch eine Inschrift als das Geburtshaus des Erbauers dreier Wilhelmshöher Wasserkünste, Karl Steinhöfer, bezeichnet worden war, eine neue Gedenktafel angebracht. Auf dieser ist die Inschrift aufgrund der Tatsache richtig gestellt, daß Steinhöfer in diesem Hause nicht geboren wurde, sondern nur eine lange Reihe von Jahren darin gewohnt hat und dort auch gestorben ist. Geboren war er in Zweibrücken. Um die Erforschung der Herkunft Steinhöfers und der Anbringung der neuen Tafel hat hauptsächlich Herr Kanzleirat Karl Neuber sich verdient gemacht. (Vgl. „Hessenland" 1903, S. 214 ff.)

Hessenvereinigung in Berlin. Das fünfzehnte Stiftungsfest der Vereinigung der Hessen-Kasseler (Kurhessen) zu Berlin fand am 18. Februar in den Prachträumen des Grandhotel de Russie (Georgenstr. 21) statt. Vorstand und Ausschuß hatten zu einem Volksfeste auf Spiegelslust bei Marburg und zwar zum Frühkonzert am Himmelfahrtstage geladen. Mehr als hundert Personen waren dem Rufe gefolgt, darunter auch zahlreiche Studenten, die in ihren bunten Kneipjacken so recht in den Rahmen des farbenreichen Bildes paßten.

Denn mehr als zwei Drittel der Festgenossen waren in den bunten Bauerntrachten der Heimat erschienen. Mehr und mehr wird es Brauch, daß wer im Sommer Hessen besucht — und wer täte das nicht? — sich von dort ein echtes Kostüm mitbringt oder ein solches nach den besten Vorbildern anfertigen läßt. Wieder einmal zeigte es sich, wie viel kleidsamer doch für unsere Damen echte althessische Kleidung ist, als die in Berlin bis zum Überdruß Mode gewordene bayerische und tyrolische. Die steht doch eigentlich nur ganz derben Gestalten, und nicht jede Dame kann eine Walkyre sein. Wie manche zarte und feine Mädchenerscheinung verliert als Markomannenmaid, als Miesbacherin oder Zillertalerin, jeden Reiz, während einige unserer Trachten, zumal fuldische und oberhessische, wie dazu gemacht erscheinen, die Zierlichkeit hervorzuheben. Es sieht fast so aus, als ob man sich in Hessen selbst dieses noch ungehobenen Schatzes wenig bewußt sei. Hoffentlich täuschen wir uns. Es wäre doch schade, wenn Justis Sammelfleiß und die kostbare Ausgabe der historischen Kommission nicht auch praktische Folgen zeitigen, sich in Taten umsetzen sollten. Wie berufene Kenner versichern, sind auch in Hessen die alten Trachten im Schwinden. Welch ein Feld schönster Betätigung für das wohlhabende Bürgertum, das doch sonst jeder Lebensregung der aufblühenden Heimatkunst und Heimatkunde so viel Wärme entgegenbringt, zu sammeln und zu retten, was noch zu retten ist, der Heimat zum Ruhme, sich selbst zur Ehre und zum Schmuck!

Der Verlauf des Festes war der übliche. In seiner Begrüßung konnte der Vorsitzende, Professor Wolff, darauf hinweisen, daß Marburg die erste Hochschule der Welt ist, die des Kaisers und des Papstes ungefragt als freie Bildungsstätte gegründet wurde. Die Rede klang in ein Schurri auf die Heimat aus. Hauptmann a. D. Gonnermann gedachte an Stelle des erkrankten zweiten Vorsitzenden Hellwig der Damen. Cand. jur. Betting trug Gedichte in Kasseler Mundart vor. Eine Anzahl Damen führte ein Scherzspiel auf. Vor einer Gesindevermieterin (Frau Zickendraht) erschienen als aus Hessen stammende Dienstmädchen eine Reihe hessischer Damen (Fräulein Hellwig, Frl. Harzdorf, Frau und Frl. Lieffert, Frau Dr. Schulte Overberg, Frau Regierungsrat Wentzel, Frl. Zickendraht) die in echtester Mundart ihre Erfahrungen in den Haushaltungen hiesiger hessischer Familien vortrugen und austauschten. Dabei kam dann allerlei Erbauliches zutage. Einige zum Teil sehr fein geschliffene Bosheiten verrieten allerdings, daß die Lebensluft der Stadt des Intelligenzblattes auch auf hessische Frauen schließlich nicht ohne Erfolg einwirkt. Unter den zahlreichen Singeliedern (von C. M. Hoffmann, Hübner, Uckermann u. a.) sei besonders ein prächtiges Preislied auf Marburg erwähnt, das Paul Weinmeister in gewohnter Liebenswürdigkeit beigesteuert hatte. Auch eine von ihm verfaßte ulkige Anrede in Marburger Mundart kam zur Verlesung. Die anwesenden „Dibbercher" sangen ein Ketzerbächerlied, das die ersprießliche Tätigkeit der Marburger „Eiler" gebührend pries. Auch Marburger Tänze wurden

vorgeführt, der bekannte Marburger „Schottische“ nach der Weise des Hujeija und der abwechslungsreiche Bachfesttanz (Hoffmanns Lische, Hoffmanns Lische, dreh dich doch noch einmal um!), der solchen Anklang fand, daß schließlich die ganze junge Welt mittanzte. Einer Mahnung des Vorsitzenden entsprechend harrte der größte Teil der Versammelten bis zum Beginn des Frühkonzertes aus. Wann das beginnt, mag in Marburg erfragt werden.

Mittelalterlicher Münzenfund. In Aue bei Hersfeld, einem Dorf an der Straße nach Homberg an der Efze, wurde im September v. J. beim Pflügen ein sehr bemerkenswerter Münzenfund gemacht, über den Herr Dr. Buchenau in Nr. 12 (1904) und Nr. 1 (1905) seiner „Blätter für Münzfreunde“ berichtet. Danach enthält der Fund, der in den Besitz des Museums zu Kassel übergegangen ist, etwa 350 Münzen aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, von denen 35 (nebst 2 Hersfelder Stiftssiegeln) auf Tafel 157 abgebildet sind, während einige weitere noch auf Tafel 158 dargestellt werden sollen. Ihrem Ursprunge nach gehören die Gepräge (Denare, Brakteaten und Halbbrakteaten) folgenden Gebieten an: Abtei Hersfeld, Abt Adelmann 1114—27, Abt Heinrich von Biengarten 1127—55; Erzbischöflich Mainzische Münzstätte Fritzlar, Erzbischof Albert I. 1111—37; Northeim (Hannover); Gittelde (Braunschweig); Halberstadt; Bamberg; Bistum Worms, Bischof Burghard II. 1120—49; Bistum Würzburg. Der Verfasser weist nach, daß mit Wahrscheinlichkeit die Münzen im Jahr 1128 vergraben worden seien, so daß sie 7¾ Jahrhunderte in der Erde geruht hätten. Der Fund gehört einer Übergangszeit in der Münzprägung an; nachdem man anfangs ziemlich dicke doppelseitige Pfennige geprägt hatte, ließ man sie allmählich immer dünner werden, so daß die Gepräge der beiden Seiten einander zu durchdringen begannen, bis endlich einseitig geprägte flache Pfennige, die sogenannten Brakteaten, die bisherigen Prägungen verdrängten. Alle drei Arten von Münzen sind in dem Funde vertreten, so z. B. bei den Hersfeldischen Pfennigen, von denen die Adelmanns zur ersten Gruppe, die Heinrichs zu den beiden anderen Gruppen gehören, jedoch scheint die Zeit der mittleren Gruppe dort nur kurz gewesen zu sein, da von diesen Halbbrakteaten nur zwei Stück in dem Funde vertreten sind. — Nr. 1 der Bl. f. M. enthält übrigens auch einen Aufsatz über einige bemerkenswerte hessische Groschen aus dem 15. Jahrhundert. P. W.

Im Anschluß hieran bringen wir nachstehende Ausführungen des Herrn Th. Meyer (Kassel) zum Abdruck: „Unter Hinweis auf meinen im Jahrgang 1903 (Seite 62) dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz: Das Recht an Münzfunden in Kurhessen, gebe ich hiermit einen in letzter Zeit vorgekommenen Fall bekannt, der allgemeines Interesse verdient. In dem Dorf Immenstedt (bekannt durch den Dichter Theodor Storm) nördlich von Husum, an der schleswigschen Westküste gelegen, hatte ein Besitzer das zum Abbruch bestimmte Haus des Nachbars gekauft. Nachdem die Abräumungsarbeiten beendet waren, wurde der Boden unter den Pflug genommen. Ein beim Pflügen mithelfendes Kind gewahrte, daß der Pflug einen alten Holzschuh aufwarf, in dem zum Erstaunen des Kindes eine Geldtasche versteckt war. Diese enthielt eine größere Summe Geldes in Geprägen, die bis 1700 zurückreichten. Die Nachricht von dem Fund verbreitete sich bald in der Nachbarschaft und kam auch zu Ohren der Behörden. Diese forderten auf Grund eines alten jütischen Gesetzes die Auslieferung der Münzen.

Dieses Gesetz besagt, daß alles, was hinter Pflug und Spaten gefunden wird, dem Landesherrn gehört. Der Vater des Kindes verweigerte, sich auf die neuere Gesetzgebung stützend, die Hergabe des Fundes. Es kam zum gerichtlichen Austrag der Sache, wonach nicht allein der Fund ausgeliefert werden mußte, sondern auch noch über 100 Mark Gerichtskosten zu zahlen waren. Der Fund wurde hierauf an die General-Verwaltung der königlichen Museen zu Berlin abgeliefert. Diese machte jedoch von dem Rechte des Landesherrn bzw. Staates einen sehr lobenswerten und mäßigen Gebrauch. Einige Münzen erhielt gegen angemessene Zahlung das Museum vaterländischer Altertümer zu Kiel, die anderen bekam der Finder mit Abschätzung des Wertes, wofür die Verwaltung kaufen wollte, zurück. Hieraus wird jeder ersehen können, daß das in meinem Aufsatz Gesagte ohne Zweifel auch hier, — im ehemaligen Kurhessen — zu Recht besteht. Mithin ist es für jeden Finder das Geratenste, der Anweisung in meinen Zeilen zu folgen. Bemerken will ich noch, daß in neuerer Zeit sämtliche Landratsämter und Polizeiverwaltungen der Städte im Regierungsbezirk Kassel angewiesen sind, auf eine strenge Befolgung des hier in Frage kommenden Gesetzes zu achten.“

Ein Märtyrer unter den spezifisch hessischen Titeln. Mit dieser Überschrift ist uns das nachfolgende Verzeichnis zugegangen, das wir zur Erheiterung unserer Leser abdrucken. Es sind sämtlich Falschschreibungen, die innerhalb zwölf Jahren von Briefadressen, die an einunddenselben Herrn gerichtet waren, ganz genau wiedergegeben sind. „Es dürfte“, meint dieser, „schwerlich ein zweites Wort geben, das 88mal falsch geschrieben worden ist, und mancher alte Hesse, der sich selber

ſchon die Zunge bei dieſem eigenartigen Heſſenwort halb abgebrochen hat, wird ſich weidlich darüber amüſieren.“ Es handelt ſich um den Titel „Metropolitan“ und die verſchiedenen Schreibarten ſind:

1. Mitropolitan.
2. Medeoboldan.
3. Mittribolidan.
4. Metelbolithan.
5. Mittelholli.
6. Mittelpoppodan.
7. Methroplitan.
8. Mittelpontan.
9. Metropolithan.
10. Medropolithan.
11. Meteopolidan.
12. Mittelbolitan.
13. Metterpoltan.
14. Metorobolitan.
15. Mittel Bontan.
16. Mittelbom.
17. Mittolobotan.
18. Metropoliton.
19. Mettelponitan.
20. Metrehbolidan.
21. Mitolopotan.
22. Metropolit.
23. Mitrobolitan.
24. Mittelpolitan.
25. Mitrobodan.
26. Medelbodan.
27. Mettelbolithan.
28. Meterpolitan.
29. Metropolitian.
30. Metrpolidan.
31. Metrolopan.
32. Metelbodan.
33. Metripolitian.
34. Mekerpolitan.
35. Meliopolitan.
36. Metelbothan.
37. Metropilitan.
38. Metribolidan.
39. Metribolitan.
40. Mitrebolitan.
41. Metopolitan.
42. Medropolidan.
43. Mitrebolithan.
44. Mindelbolidan.
45. Metterpolitan.
46. Mitropolithan.
47. Midelbolidan.
48. Metropolietan.
49. Metiopolitan.
50. Metropilant.
51. Metroboltan.
52. Meropolitan.
53. Mitibobotan.
54. Miberopolidan.
55. Miteropolidan.
56. Metropoletan.
57. Mittelbothan.
58. Medtropolietan.
59. Metropolita.
60. Mittropolitan.
61. Mitropolietan.
62. Metoloboitan.
63. Metelpotan.
64. Merpotina.
65. Metrobolitan.
66. Mitteloban.
67. Metrolpolitan.
68. Metrebolietan.
69. Miterbolitan.
70. Miterpolitan.
71. Metrolopotan.
72. Mettolopan.
73. Metoopoliten.
74. Metrolopiten.
75. Metopotan.
76. Metrolibotan.
77. Mittelbotant.
78. Medelpolitan.
79. Metelpolitan.
80. Metrepolitan.
81. Mitelbolithan.
82. Metelbotham.
83. Mittlerpolitan.
84. Metiobitan.
85. Metrlibothan.
86. Motropolitan.
87. Mittelepotan.
88. Mitrapotan.

Eine bremenſer Zigarrenfirma leiſtete ſich — Einſender kann mit dem Original dienen — vor einigen Jahren folgende Adreſſe: „Seiner hochwürdigen Erzbiſchöflichen Gnaden dem Herrn Metropolitan X in Y (Heſſen-Naſſau).“

Wenn de Winner ward meud,[1] is de Freuling nich weit.

(Schaumburger Mundart.)

Den Winner ward ſau ſwack[2] tau Maud[3],
Hei kann nich röjen[4] Arm un Faut[5],
Hät Dag un Nacht mit ſin Fru[6] Holl
En willen Schottſchen danzt wie doll.
Nä, Dag un Nacht? ne halwe Weken[7]!
Fauthoch[8] lag Snei, hüt nix as Regen,
Dat heit, de Lüe[9] neimens ſau;
Ek weit upſtuns[10] dat woll genau,
Dat kümmt von's hille Rümhandiren[11]!
De Winner deit den Maud verlieren
Un langt ſin Snuffdauk[12] ſik heran
Un heult, wat hei man heulen kann.
Ek hefft woll hürt, ek hefft woll ſeih'n,
De Regendruppen ſin ſin Thränen,
Dat Heulen ſin unbännig Stähnen.
Un nu kümmt noch de Sünnenſchein
Un lacht den ollen Bengel ut;
Dor ward hei groff[13] un langt de Rut
Un ſtellt ſik höllſchen breit tau Wehr.
Nu kam de Sturm von achter[14] her,
Un dat gaff dor en Mordſpitakel!
Ek hefft woll ſeih'n, ek hefft woll hürt,
Dat ein ſek orrendlich verfiert[15].
Fru Holl, dei wull em bi woll ſtahn,
Doch achtern Wolken ſtunn de Mahn[16]
Un makt de Hollſch ne lange Näs.
„Wat?“ röppt hei, „dat ſpel ek min Stück!“
De Sunn verſwann im Ogenblick.
Un de oll Winner leit ſek dal.
Em würd ſau ſwak, em würd ſau dös[17],
Em würd ſau meud, as müßt's ſau ſin,
Hei weit kein Hülp up düſſen Fall,
Un durt nich lang, ſau ſlöppt[18] hei in,
Un mit ſin Lewen is et all. —
Un öwer Wies un Feld, hop hop,
Kümmt de lütt Freuling[19] im Galopp.
Un Käfer, Mücken, Fleigen, Raben,
Dei hann den Winner ſtill begraben;
Dat Sneiglöckchen dat lüt't dortau[20],
Nu hat de olle Burs[21] ſin Rauh. —
De lütten Görens al de hopen[22]
Ut Stauben un ut Tennen[23] lopen,
Dat Hart voll idel Sünnenſchein,
Sei wullt ok hören, wullt ok ſeih'n.
„Kumm Vatter, Mutter, ſwinn[24], man ſwinner!
Hei is all daut[25] de kolle Winner.
Nu hat't en Enn mit Leden, Not,
Den Freuling gifft uns d' leiwe Gott!“

[1] müde, [2] ſchwach, [3] Mut, [4] rühren, [5] Fuß, [6] Frau, [7] Woche, [8] fußhoch, [9] die Leute nennen es ſo, [10] jetzt, [11] eilige Herumwirtſchaften, [12] Schnupftuch, [13] grob, [14] hinten, [15] erſchreckt, [16] Mond, [17] dumm, [18] ſchläft, [19] junge Frühling, [20] läutet dazu, [21] Burſch, [22] alle zuſammen, [23] Scheunen, [24] geſchwind, [25] tot.

Kaſſel.

Agathe Koppen.

Hessische Bücherschau.

Bemerkenswerte Bäume im Großherzogtum Hessen in Wort und Bild. Herausgegeben vom Großherzogl. Ministerium der Finanzen, Abteilung für Forst- und Cameralienverwaltung. Mit 34 Tafeln in Lichtdruck, 2 Karten und 34 Abbildungen im Text. 82 S., kl. 4°. Darmstadt (Verlag von Zedler & Vogel) 1904. M. 6.50.

Eine höchst dankenswerte Gabe wird allen Freunden der Natur und hessischer Ortskunde in vorliegendem Werke geboten. Mehr und mehr schmelzen die altehrwürdigen, vielhundertjährigen Baumriesen an Zahl zusammen. So gilt es denn, für die Erhaltung dieser Zeugen vergangener Zeiten Sorge zu tragen und das Interesse hierfür auch in weiteren Kreisen zu wecken und zu pflegen. Mehrere Staaten haben schon seit Jahren dieses ideale Ziel erstrebt. So gab 1900 Professor Dr. Conventz zu Danzig auf Veranlassung des Ministers für Landwirtschaft, Domänen und Forsten ein „Forstbotanisches Merkbuch für die Provinz Westpreußen" heraus; Fr. Stützer hat die Darstellung der „größten, ältesten oder sonst merkwürdigen Bäume Bayerns in Wort und Bild" übernommen; das Gleiche bezweckt das „Baumalbum der Schweiz". Bereits 1898 wurden die großherzogl. hessischen Oberförstereien beauftragt, Verzeichnisse der durch Alter, Schönheit und geschichtliche Erinnerungen hervorragenden Bäume aufzustellen. Ebenso wurde von der oberen Forstbehörde Anweisung zur Erhaltung der Bäume, zur Ausmauerung und Pflege hohler Exemplare gegeben. Das Gesetz vom 16. Juli 1902, den Denkmalschutz betreffend, erstreckt sich auch auf Naturdenkmäler. Hierdurch werden auch hervorragende Bäume der Fürsorge der Behörde unterstellt.

Über den reichen Inhalt dieser so dankenswerten, eigenartigen Veröffentlichung kann hier nicht in erschöpfendem Maße berichtet werden. Wir müssen uns auf den Hinweis ihres idealen Zweckes, die Bevölkerung in ihrer Gesamtheit zu veredelnder und sinniger Naturbetrachtung anzuregen, beschränken. Hervorheben wollen wir hier nur, daß mit Gewißheit behauptet werden kann, daß der stärkste Baum Deutschlands auf hessischem Boden steht. Es ist dies die sog. „Schimsheimer Effe", eine Feldulme in Schimsheim in Rheinhessen. Sie mißt 13,2 Meter 1 Meter über dem Boden und ist wohl die stärkste Rüster des Kontinents. Ihr Alter läßt sich auf etwa 600 Jahre berechnen.

Es sind insgesamt 57 Bäume behandelt. Jedoch sind durchaus nicht alle hervorragenden Bäume, sondern nur die Hauptrepräsentanten in Wort und Bild dargestellt, wie ausdrücklich in der Einleitung betont wird. Am Schlusse des Buches wird ein Verzeichnis der Standorte einiger Bäume gegeben, die nicht besonders behandelt sind. Wir möchten hierzu einen kleinen Nachtrag liefern, indem wir wünschen, daß der eine oder andere Baumriese in einer neuen Auflage, die wir dem verdienstvollen Buche recht bald wünschen, noch Aufnahme finde. Sehr bemerkenswert ist die Linde im Zwinger des Schloßberges zu Homberg an der Ohm, der ein so entzückendes Landschaftsbild bietet; dieser Baum hat einen Umfang von 9 Metern, 1 Meter oberhalb des Bodens gemessen. Ebenso zeichnet sich die „Große Eiche" zu Winnerod bei Gießen (im Wiesengrunde vor der mit einem Ringwall versehenen „Burg") durch ihre Größe und mächtigen Wuchs aus; sie hat gegen 7 Meter Umfang 1 Meter über dem Boden. Aus der Gegend von Gießen sind noch zu nennen die „Linde am Hölzernen Brunnen" zwischen Daubringen und Alten-Buseck und die „Dicke Eiche" zwischen Rödchen und Annerod. Bemerkenswert sind auch noch durch ihren Standort auf geschichtlichem Boden zwei stattliche Linden: die weithin sichtbare Linde auf Kastell Altenburg bei Arnsburg (innerhalb der Apside der früheren Basilika aus der Mitte des 12. Jahrhunderts) und die altehrwürdige, sagenumwobene Klosterlinde auf dem Wirberg bei Grünberg. Auch die herrlichen Buchen am „Alten Gericht" bei Laubach, sowie diejenigen am idyllischen Ruthardshäuser Kirchenstumpf zwischen Laubach und Schotten verdienen Beachtung.

Möge das prächtige Buch zur Verehrung unserer großen Mutter Natur anregen und die Liebe zur hessischen Erde fördern.

Gießen, 5. Januar 1905.

Dr. August Roeschen.

Zeitschrift des Vereins für Hennebergische Geschichte und Landeskunde in Schmalkalden, Heft XV. Selbstverlag des Vereins. 123 S. 8°. [1905.]

Das vor kurzem erschienene Heft bringt zunächst S. 1 bis 45 einen längeren Aufsatz von Ernst Koch (Meiningen), welcher, aus Akten und Briefschaften des Meininger Archivs geschöpft, von mannigfaltigem Interesse ist. Er behandelt „Die Badereisen des Grafen Georg Ernst zu Henneberg", des letzten seines Stammes. Wer für die Würdigung der Bäder im 16. Jahrhundert, für fürstliche Reisen, Teuerungsverhältnisse jener Zeit Interesse hat, sollte den Aufsatz nicht ungelesen lassen. Dreizehn Badereisen wurden von dem Grafen und seiner Gemahlin während der Jahre 1558—83 unternommen, am häufigsten, fünf- bis sechsmal, waren sie nach Ems gerichtet, viermal nach Kissingen, je einmal nach Göppingen, Wildbad und Marburg. Unser Marburg ist zwar auch damals kein Badeort gewesen, aber auf die freundliche Einladung des Landgrafen Ludwig nahm der letzte Henneberger im Juni 1583 seine Badekur in unserer Stadt als des Landgrafen „Badegeselle" vor, er trank hier Langenschwalbacher Sauerbrunnen und hat dann Wildunger Wasser baden wollen. Es war einige Zeit zweifelhaft gewesen, ob der Graf nicht nach Wildungen gehen sollte, Wasser und Luft dieses Bades waren ihm stark empfohlen worden, aber die Wohnungsgelegenheit war unbefriedigend, wenn der Graf nicht als Gast des Grafen von Waldeck auf dem Schlosse wohnen wollte, und auch sonst wurde ihm minder anziehendes aus Wildungen gemeldet — der Mist liege in der ganzen Stadt auf den Gassen vor den Häusern, um demnächst auf die Äcker gefahren zu werden, dabei werde er „desto sterker reuchen", der Wein (alles Rheinwein) sei sehr teuer, desgleichen der Hafer, es wurde geraten, allerlei mitzunehmen — Wein, Badewannen und geschmelzte (d. i. ausgelassene) Butter. Wildungen war offenbar noch längst nicht auf der Höhe angekommen, welche es, wie uns z. B. die hübsche Schilderung des Waldeckschen Chronisten Praffer zeigt, im 17. Jahrhundert als Modebad einnahm. Wenn der Graf auf seiner letzten Reise wochenlang in Marburg verweilte, so hatte er es auf früheren Reisen, auf dem Rückweg von Ems zum Besuch des Landgrafen Ludwig schon wiederholt berührt. Die Heimreise nach Ems wurde mehrfach auf dem Wasserwege ausgeführt, von Gemünd oder Lohr auf dem Main

bis Aschaffenburg im Schiff des Bischofs von Würzburg, dann auf Main und Rhein bis Lahnstein in Schiffen des Mainzer Erzbischofs. 1577 brauchte man von Lohr bis Lahnstein nur fünf Tage. Da der Graf und die Gräfin ein Gefolge von dreißig Personen hatten, so war wenigstens für die Küche ein Nebenschiffchen vorgesehen. Auch Kulinarisches erfahren wir bisweilen. In Marburg aber wurde vom Landgrafen nur eine schlichte geringe Tractation, so gut sie der liebe Gott bescheren mag, und ein williger Wirt versprochen. — Die Briefe sind vielfach im vollen Wortlaut mitgeteilt, man wird sich ihrer erfreuen. Die Badereise nach Marburg war die letzte des Grafen, sechs Monate später am 27. Dezember 1583 endete der vom Podagra und anderen Leiden viel geplagte einundsiebzigjährige Herr sein Leben. Noch am selben Tage —, so eilig, um sächsischen Gelüsten auf das Erbe zuvorzukommen, hat ein Vertreter Landgraf Wilhelms von Hessen-Kassel Besitz von Schmalkalden ergriffen und die Huldigung für den neuen Herrn eingefordert. Der Hennebergische Leibarzt, Dr. Ortholph Maroldt, welcher dem Grafen zum Gebrauch des Schwalbacher Brunnens in Marburg riet, stand im Solde des Landgrafen Wilhelm (vergl. Karl Knetsch, Die Erwerbung der Herrschaft Schmalkalden durch Hessen. Marburg 1898). — Von den übrigen kürzeren Abhandlungen mehr lokalen Interesses führe ich nur die Titel an: 2. Ernst Koch, Burg Hallenberg im Jahre 1584 [Inventar] S. 46 bis 51. 3. Ders., Bestallung Heinrichs von Bitzenhagen zum Amtmann von Hallenberg. 1556, S. 52 bis 55. 4. Ders., Der Verkauf des gräflich Hennebergischen Wirtshauses zu Steinbach-Hallenberg an die dortige Gemeinde im Jahre 1595, S. 56 bis 61. 5. Karl Knetsch, Zur Schmalkalder Häuser- und Familiengeschichte, S. 62 bis 69. 6. Ders., Die hessische Erbhuldigung vom 7. August 1567 und die hennebergische Erbhuldigung vom 13. August 1568 zu Schmalkalden, S. 70 bis 77. 7. August Vilmar, Visitationsakten der Pfarrei und des Klosters zu Herrenbreitungen vom Jahre 1555 („es seint noch viel Papisten in der pfahrr"), S. 78 bis 83. 8. Ders., Zehrungskosten bei der Einführung des Pfarrers Joh. Konr. Armack sen. zu Herrenbreitungen am 24. Juni 1707, S. 84 bis 85. 9. Ernst Koch, Einige Nachrichten über das frühere Schloß zu Schmalkalden (Urkundliches aus dem 15. u. 16. Jahrhundert), S. 86 bis 118. 10. Karl Knetsch, Burger, die imm hehir (d. h. im hessischen Heer) zu Westfaln sint gewest (aus der Schmalkalder Stadtrechnung des Jahres 1465) [über hundert Namen nach dem Gewerbe der Träger geordnet], S. 119. 11. Übersicht über die Tätigkeit des Vereins von 1900 bis 1904, S. 120 u. 121. 12. Mitgliederverzeichnis und Vorstand des Vereins, S. 122 u. 123. — Aus der „Übersicht" ergibt sich, daß während der fünf Jahre fünfundzwanzig Vorträge gehalten und elf Ausflüge gemacht wurden. In wie großem Maß diese rege Vereinstätigkeit des 99 Mitglieder zählenden Vereins seinem Vorsitzenden, Herrn Metropolitan August Vilmar, zu verdanken ist, zeigt die Zahl seiner eigenen Vorträge.

Karl Wenck.

Personalien.

Verliehen: dem Amtsphysikus a. D. Sanitätsrat Dr. Bock in Kassel der Rote Adlerorden 4. Kl. mit der Zahl 50; dem Seminardirektor Dr. Polack in Frankenberg der Rote Adlerorden 4. Kl.; der Frau Oberin des Diakonissenhauses Marie Behre in Kassel die Rote Kreuzmedaille 2. Kl.; dem Pfarrer D. Sardemann in Kassel der Kronenorden 3. Kl.; dem Rentner Witmer in Kassel der Kronenorden 4. Kl.; dem Lehrer Neuhaus zu Harmuthsachsen der Adler der Inhaber des Hausordens von Hohenzollern; den Regierungs- und Bauräten Démanget, Buchholtz und Prins sowie dem Eisenbahndirektor Maercker in Kassel der Charakter als Geheimer Baurat; den Oberlehrern Dr. Brede am Königl. Friedrichsgymnasium, Dr. Schreiber, Spitzbarth und Zimmermann am Königl. Wilhelmsgymnasium, Dr. Peters und Dr. Meyer am Realgymnasium, Dr. Völker und Dr. Bächt an der Oberrealschule, Dr. Wetzell an der Realschule, sämtlich in Kassel, Dr. Regener am Königlichen Gymnasium in Rinteln und Reinhard am Königlichen Gymnasium zu Marburg der Charakter als Professor.

Geboren: ein Sohn: Kaiserl. Bankassistent Müller und Frau Helene, geb. Saelzer (Barmen, 13. Februar); Domänenpächter August Kiele und Frau Kläre, geb. Meyer (Dom. Besendorf bei Schwerin, 15. Februar); Pfarrer Steinmetz und Frau Doris, geb. Hurttig (Raboldshausen, 20. Februar); Oberlehrer Rath und Frau (Marburg a. L., 20. Februar); Kaufmann Rudolf Beer und Frau Anna, geb. Hoelting (Kassel, 27. Februar); — eine Tochter: Rittmeister Freiherr von Lepel und Frau, geb. von Baumbach (Hofgeismar, 16. Februar); Dr. Georg Schöfer und Frau Anna, geb. Stölzel (Portici bei Neapel, 17. Februar); Dr. Theodor Hoffa und Frau Hanni, geb. Erb (Barmen, 18. Februar); Kaufmann Gustav Trost und Frau, geb. Hördemann (Kassel, 20. Februar); Dr. med. Walter Horn und Frau Agnes, geb. von Ditfurth (Charlottenburg, 18. Februar); Kaufmann Hermann Weiler und Frau Frieda, geb. Dellevie (Kassel, 24. Februar).

Gestorben: verw. Frau Rektor Emilie Fuchs, geb. Schröder, 63 Jahre alt (Kassel, 6. Februar); Professor Dr. Lic. theol. Oertel, 65 Jahre alt (Hersfeld, 13. Februar); Landgerichtsrat a. D. Theodor Schimmelpfeng, 72 Jahre alt (Erfurt, 14. Februar); Bürgermeister August Söfker aus Ostendorf, 40 Jahre alt (Minden, 15. Februar); Frau Bürgermeister Elise Schöffer, geb. Weiß, 60 Jahre alt (Gelnhausen, 15. Februar); Ziegeleibesitzer Karl Daue, 58 Jahre alt (Rinteln, 17. Februar); Frau General Emilie Hummell, geb. Ehrhardt, 65 Jahre alt (Marburg, 17. Februar); Frau Bauinspektor Marie Jäger, geb. von Hobe, 67 Jahre alt (Wahlershausen, 18. Februar); Kaufmann Heinrich Reuffurth, 51 Jahre alt (Kassel, 18. Februar); Frau Pfarrer Vilmar, geb. Knoll, 74 Jahre alt (Volkmarsen, 18. Februar); Rentner Karl Heyde aus Treysa, 67 Jahre alt (Kassel, 19. Februar); Privatmann Simon Berger, 83 Jahre alt (Kassel, 19. Februar); Rechtsanwalt Wilhelm Henrici (Göttingen, 21. Februar); Privatmann Wilhelm Schnell, 78 Jahre alt (Kassel, 25. Februar); Konsistorialrat und Pfarrer a. D. Heinrich Cornelius Reimann, 93 Jahre alt (Witzenhausen, Februar); Kaufmann Peter Bode, 66 Jahre alt (Kassel, 28. Februar).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 6. XIX. Jahrgang. Kassel, 16. März 1905.

Heimweh.

Kam das Heimweh die Straße entlang.
Das Heimweh nach den verschollenen Dingen.
Schritt vorüber an meinem Gehöft,
Hört' ich im Traume sein schluchzendes Singen:
Weißt du die alten Wege nicht mehr?
Hast du verloren die tragenden Flügel?
Wanderst nicht wieder im Abendgeläut
Über die Buchen-bestandenen Hügel?
Suchst du nicht heimlich dein Vaterhaus?
Gräbst du nicht nach den verschütteten Bronnen,
Sehnest du dich nach den Augen nicht,
Deiner Jugend allmächtigen Sonnen?
Nach den Worten so stolz und so frei,
Nach den Herzen voll lauterer Flammen —
Nach den Liedern von blinder Treu,
Die deinem heiligen Volke entstammen?
Träumst nicht am duftenden Heidebehang
Süßestes Märchen — Joringel — Jorinde —
Während die Amsel das Herz sich zerbricht
Singender Weis' in der blühenden Linde.
Kehrest du nicht mehr zum Friedhofstor —
Traute, verklungene Namen zu lesen?
Bist du so lange der Heimat fern,
Bist du zu lang in der Ferne gewesen?
Klang die Stimme so hold und so weich,
War mir's, als ob aus unendlichen Tiefen,
Wo noch flüstert der Jugendborn,
Alte Hessengesänge mir riefen.
Fragt' es und klagt' es von fern, von fern,
Halb verhallend und innig und leise.
Wie die Harler Glocke im Tal
Sang es die fromme, begrabene Weise.
Wie ein Kind seine Stimme hebt,
Daß ihm leichter ums Herze werde,
Schrie ich dem wandernden Heimweh nach:
Küss' mir die heilige Muttererde!

Regensburg. **M. Herbert.**

Der Ruf!

Ein weicher, süßer, dunkler Sang
Aus weiter Ferne zu mir drang,
Schwebt durch die Lüfte zu mir her
So sehnsuchtsvoll — und tränenschwer!
Erbebend meine Seele lauscht
Dem Klang, der mächtig sie umrauscht,
Der sie wie Flügelwehn umhüllt, —
Tiefzärtlich, — wehvoll, — gluterfüllt!
Und in der Nächte schwerem Gang
Dann schwillt zum Sturm der Zaubersang,
Den eines Herzens Einsamkeit
Mir! — mir in jähem Sehnen weiht!
Ein Königsreif auf meinem Haar?! —
Und bin doch aller Würde bar, —
Doch wie im Sturm die Blume sich
Erschauernd beugt, — so neig' ich mich
Und grüße dich!

Kassel. **Mary Holmquist.**



Spießruten- oder Gassenlaufen.

Von G. Eisentraut.

Das Spießrutenlaufen war ursprünglich ein Spießlaufen. „So bei den Landsknechten, wenn sie über einen der ihrigen Gericht hielten und ihm den Tod gaben, ... wird von den Spießen (d. h. von den Spießträgern) eine Gasse gemacht, also daß der Arme gegen Aufgang der Sonne laufe." (Kirchhof, mil. disc. 225.) Später, als die Spieße durch Ruten ersetzt wurden, was unter Gustav Adolf geschehen sein soll, entstand die Bezeichnung Spießrutenlaufen und Gassenlaufen.

Im Anfang des 18. Jahrhunderts war es eine Art der gewöhnlichsten Strafen für Gemeine bei der Infanterie und den Dragonern. „Bei den Reitern aber werden die Spießruten nicht genommen, sondern an deren Stelle die Steigbügelriemen." (Zedler, Universal-Lexikon.) Nach der hannoverschen Verfassung von 1766 konnte jeder Bataillonskommandeur ohne Niedersetzung eines Kriegsgerichts, gemäß den Kriegsartikeln, ohne weitere Anfrage die Strafe des Gassenlaufens zuerkennen.

Diese bestand darin, daß der Verbrecher durch eine Gasse von ein-, zwei- und mehr hundert Soldaten drei-, vier-, fünf- und mehrmals laufen mußte, je nachdem das Verbrechen gering oder groß war, und von jedem Manne der Gasse mit einer Spießrute auf den bloßen Rücken geschlagen wurde. Der Schuldige war dabei bis zum Gürtel entblößt. Häufig wurde die Strafe auf mehrere Tage verteilt; es wurde auch wohl ein Tag ausgesetzt, „da dann der Delinquent, weil die Wunden schon etwas verharscht, noch größere Schmerzen empfindet".

Konnte nun einer gut laufen, so kam er desto leichter von der Strafe. Allein wenn das Verbrechen groß, mußte wohl auch ein Unteroffizier mit verkehrtem Kurzgewehr vor dem Delinquenten Schritt vor Schritt hergehen, „daß die Soldaten desto besser zuhauen können". In der Gasse standen die Mannschaften dicht neben einander. Die Soldaten setzten ihre Gewehre etwas vorwärts vor den Fuß, „damit der Delinquent recht mitten in der Gasse bleiben müsse und von einem jedweden recht getroffen werde". Die Unteroffiziere traten mit ein, die Oberoffiziere aber stellten sich meist vor an beide Flügel, woselbst auch die Tambours bei der Exekution ihren Wirbel zu schlagen pflegten. „Der Major und der Adjutant, oder wer den Trupp anführte, waren zu Pferde und ritten außerhalb der Gasse hin und her und gaben Achtung, daß nicht allein der Delinquent gebührend fortlaufe, sondern auch die Andern recht zuhauen." Die Spießruten mußte der Steckenknecht anschaffen. Er nahm sie je nach der Zahl der kommandierten Soldaten unter einen oder beide Arme und ging damit durch die Gasse, wobei jeder Soldat bei dem dicken Ende eine Rute erfaßte und in dem Vorbeigehen des Steckenknechtes hinterwärts herauszog. War die Exekution vorüber oder sollten die Spießruten gewechselt werden, so pflegten die Soldaten die Ruten an ihren Gewehren zu zerschlagen und dann hinter sich zu werfen.

Daß bei dem Gassenlaufen in den verschiedenen Armeen auch verschiedene Auffassung herrschte in betreff der Bestimmung: einmal, zweimal, achtmal usw. Laufen durch die Gasse, zeigt ein Vorfall in der hessischen Armee im Jahre 1761.

Zum besseren Verständnis desselben sei vorausgeschickt, daß Landgraf Friedrich II., der in schwerer Kriegszeit am 1. Februar 1760 den hessischen Thron bestiegen hatte, infolge des erneuten Vordringens der Franzosen gegen Kassel sein Land im Juli 1760 verlassen mußte. Mit seinem Hofstaat hat er sich bis gegen das Ende des siebenjährigen Krieges im Auslande, zumeist in Braunschweig, aufgehalten, während die von ihm bald nach seinem Regierungsantritt geschaffene Leibgarde teils in Braunschweig, teils in dem unweit davon gelegenen Städtchen Wolfenbüttel untergebracht war. Diese Leibgarde bestand aus dem 1. Bataillon Garde (400 Mann Infanterie), bis 1762 unter dem Kommando des Obersten und Flügeladjutanten v. Schlieffen, und dem Regiment Garde du Corps (ca. 100 Mann Kavallerie) unter Oberst Graf v. Görtz. Die landgräfliche Leibwache hat keinen Anteil an den für die übrigen hessischen Truppen so ruhmreichen Feldzügen von 1760, 1761 und 1762 genommen.

Im Frühjahr 1761 machten sich mehrere Angehörige der hessischen Garde du Corps schweren Diebstahls schuldig. Der Vizekorporal Peters

und die Gemeinen Bachmann, Bader, Jäckel, Hasenflug und Wege, sämtlich von der Kompagnie des Grafen v. Görtz, waren überführt, wiederholt nächtlicher Weise und unter Anwendung von Nachschlüsseln in das herzoglich braunschweigische Proviantshaus in Wolfenbüttel eingestiegen zu sein, daraus an Roggen, Hafer und Säcken den Wert von 192 Rtlr. entwendet und das Gestohlene an einige dortige Bürger für ein Spottgeld verkauft zu haben. Hasenflug und Wege waren entflohen. Nach Rückgabe eines Teiles des gestohlenen Proviants seitens der Hehler blieb noch ein Schaden von 134 Rtlr., den die verhafteten Diebe aus ihrem Vermögen zu ersetzen sich bereit erklärten. Dennoch sollte wider sie nach Schärfe der Kriegsartikel verfahren und auf Todesstrafe gegen sie erkannt werden. „Da aber", heißt es in dem vom Landgrafen unterschriebenen Erlaß vom 16. Juni 1761, „die jetzigen Kriegs-Konjunkturen und damit gegenwärtig besonders verknüpften Umstände den ferneren ordentlichen Lauf der Justiz hemmen, so haben wir beschlossen, den Delinquenten für dieses Mal in Ansehung der sonst nach den Kriegsartikeln wohl meritirten Todesstrafe Gnade für Recht widerfahren zu lassen, und einen jeden derselben à proportion der Umstände, mit harter Leibesstrafe anzusehen." Jeder der genannten sechs Gardes du Corps sollte gleichmäßig für den Ersatz der fehlenden 134 Rtlr. aus seinem Vermögen haften. Außerdem aber sollte

1. der Vize-Korporal Friedrich Peters als Anstifter und Verführer, auch weil er den Raub zu Gelde gemacht und verteilt, das meiste aber, und zwar über 15 Rtlr. bar, an sich behalten, mit 24mal Gassenlaufen durch 200 Mann in 2 Tagen abgestraft und infam weggejagt werden.
2. Christian Bachmann, wenn er auch nur zweimal mitgestohlen und einer von denen sei, die am wenigsten davon profitiert hätten, dennoch als der erste Urheber und Anführer dieser Dieberei auf gleiche Weise wie Peters mit Gassenlaufen bestraft und im Dienst beibehalten werden.

In Anbetracht der Verführung, wodurch sie mit zu diesem Diebstahl geraten, sollte

3. Andres Bader mit 12mal Gassenlaufen durch 200 Mann in 1 Tage und
4. Johann Jäckel wegen seines freimütigen Bekenntnisses nur mit 8maligem Gassenlaufen durch 200 Mann in 1 Tage angesehen werden.

Außerdem wurden diese vier Schuldigen zu andern Kavallerie-Regimentern versetzt, bei denen auch die vorstehend genannten Strafen zur Vollstreckung gebracht werden sollten.

Bei der Besprechung dieser Angelegenheit scheint Landgraf Friedrich darauf aufmerksam geworden zu sein, wie sehr die Art und Weise, nach der das Gassenlaufen bisher in der hessischen Armee vollstreckt worden, von dem „Fuße" abwich, der bei der preußischen Armee dem Gassenlaufen zugrunde lag. Durch eine Denkschrift des Kriegsrates Fr. Wilh. Wangermann vom hessischen Kriegskollegium ließ der Landgraf feststellen: 1. in hochfürstl. hessischen Diensten heißt einmal Gassenlaufen „wan der Kerl vom rechten Flügel bis nach dem linken gekommen und alsdann wieder nach dem rechten Flügel zurückgekommen ist". 2. in königlich preußischen Diensten ist einmal Gassenlaufen „wan der Kerl einmal vom rechten Flügel nach dem linken gelaufen. Und wan er alsdann vom linken nach dem rechten wieder zurück gekommen, hat er zweimal gelaufen." 3. „die 24mal, 12mal und 8mal Gassenlaufen, so denen Arrestanten Peters, Bachmann, Bader und Jäckel diktiret worden, sind nach dem preußischen Fuß genommen und ist auf der Art einmal gelaufen, wan der Kerl vom rechten Flügel nach dem linken gekommen. Vom linken nach dem rechten ist abermal einmal und so weiter."

Es beweist diese Milderung in der bisherigen Vollstreckungsart ebenso die Vorliebe des Landgrafen für die preußische Art wie seine oft hervorgetretene humane Denkweise.

Mit den vier ehemaligen Gardes du Corps erging ein Schreiben des Landgrafen Friedrich an den Generalleutnant v. Wutginau, den Höchstkommandierenden der hessischen Truppen in der alliierten Armee. Letztere stand in jenen Tagen, zur Fortsetzung des Feldzuges bereit, teils im Münsterschen, teils an der Diemel, teils im Paderbornschen. Wutginaus Hauptquartier war in Büren, das des Herzogs Ferdinand von Braunschweig in Neuhaus bei Paderborn. Das Schreiben lautet:

„Mein lieber General-Lieutenant v. Wutginau. Hierbei überschicke 4 Arrestanten, welche bisher bei Meiner Garde du Corps gedienet, sich aber durch begangenen Diebstahl die anliegende Sentenz zugezogen haben. Der Herr General-Lieutenant wolle deswegen zur Vollziehung dieser Ordre den Peters nach dem Rgt. Gensd'armes, den Bachmann zum Rgt. von Erbprintz, den Bader zum Rgt. von prince Friedrich und den Jäckel zum Regt. von Einsiedel abliefern lassen und verfügen, daß obgedachte hierbei kommende Sentenz den Delinquenten gehörig publiciret und alles ihres

Inhalts nach ihnen vollstrecket werde. Ich gebe zugleich bei dieser Gelegenheit zur Nachricht, daß das Gassenlaufen künftig nicht mehr auf den bisherigen Fuß genommen werden soll, sondern, wan der Kerl vom rechten bis zum linken Flügel der Gasse gekommen, solches heißet einmal, und wan er wieder vom linken zum rechten Flügel zurückgekommen, solches heißet zweimal, und solcher gestalt wird weiter fortgezählet. Auf diese Art ist mein Wille, daß hinfüro das Gassenlaufen determiniret und vollzogen werde, weshalben der Herr General-Lieutenant sowohl denen oberwähnten Regimentern, als überhaupt dem ganzen Corps Meine intention hierunter bekannt machen wollen, damit die Sentenzen in vorkommenden Fällen danach abgefasset und executiret werden mögen. Anstatt der vier jetzt überschickten Delinquenten erwarte vier andere Pursche von den Regimentern Gensd'armes, Erbprinz, prince Friedrich und Einsiedel zurück, und anstatt der zwei echapirten, zwei andere von den Regimentern Leib-Dragoner und Wolff. Zu welchem Ende der Herr General-Lieutenant selbigen die Ordre erteilen wolle, daß Mir jedes einen Purschen, der zum Garde du Corps tauglich, baldmöglichst übersende; und verlange insbesondere von den Gens'darmes den Reuter Schmidt von der Leib-Compagnie, von prince Friedrich aber den Dragoner Laubinger von der ehemaligen Geyso'schen compagnie. Zu Hameln können diese Leute anfragen und erfahren, ob sie Meine Garde du Corps noch hier in Braunschweig antreffen, oder wohin sie marschiren müssen. Ich verharre u. s. w.

Braunschweig, den 17. Juni 1761.

Friedrich."

Die am Schluß des Briefes ausgesprochene Ungewißheit, ob die Gardes du Corps beim Eintreffen der Ersatzmannschaften in Hameln noch in Braunschweig sein würden, erklärt sich aus den Kriegsereignissen, welche den herzoglich braunschweigschen und den hochfürstlich hessen-kasselschen Hof in Braunschweig nötigten, bei dem drohenden Vormarsch der Franzosen gegen Braunschweig Vorbereitungen zu treffen, um sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen.

Ruhmestat eines hessischen Ingenieurs.

Der Durchstich des Simplons, der gegenwärtig die Welt mit Bewunderung erfüllt, bietet uns Hessen eine ganz besondere Befriedigung, da es einer der unseren ist, der in erster Linie das große Werk vollendet hat. Karl Brandau ist in Kassel als Sohn des dortigen städtischen Oberinspektors Wilhelm Brandau am 12. März 1849 geboren. Er besuchte die polytechnische Schule seiner Vaterstadt und studierte von 1866—69 auf der technischen Hochschule in Zürich. Dort lernte er den Hamburger Brandt kennen, und beide vereinigten sich nach beendigter Studienzeit zur Ausführung größerer technischer Unternehmungen, durch welche die Firma Brandt, Brandau & Ko., deren Träger nach dem schon vor einigen Jahren erfolgten Hinscheiden Brandts unser Landsmann allein ist, nunmehr einen Ruf erlangt hat, der durch die ganze Welt geht.

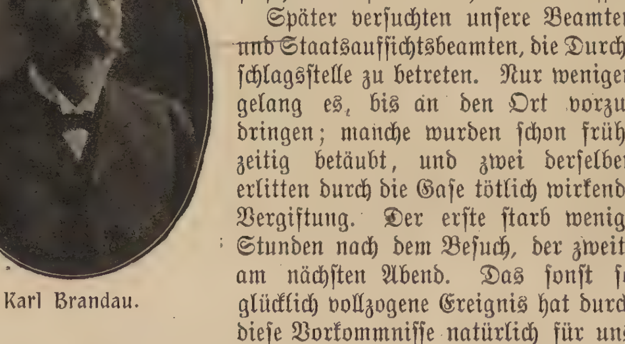
Beide begannen ihre Tätigkeit mit der Erschließung von Silberminen bei Posadas in der Provinz Cordova in Spanien, ihren ersten Tunnel erbauten sie bei Gundelsheim am Neckar, diesem folgte der Pratellino-Tunnel bei Florenz, dann der Brandleite-Tunnel bei Oberhof in Thüringen, ferner der Tunnel zwischen Batum und Tiflis im Kaukasus. Darauf verlegte Brandau seine Tätigkeit wiederum nach Spanien, um zu Cuevas in der Provinz Almeria ein unter Wasser stehendes Bergwerk trocken zu legen. Nachdem dies zustande gebracht, begann die Durchbohrung des Simplons, das Riesenunternehmen, das nun glücklich zu Ende geführt ist.

Der Durchstich war wiederholt zu früheren Zeitpunkten erwartet worden, doch immer neue Schwierigkeiten stellten sich ein. Sie alle wurden mit außerordentlichem Scharfsinn überwunden. Endlich am 24. Februar d. J. um 8 Uhr morgens kam aus dem Tunnel heraus auf den äußeren Bauplatz die Nachricht von dem gelungenen Durchschlag und ging sofort weiter in alle Welt. Direkte Telegramme an den König von Italien, den schweizerischen Bundesrat, die Benachrichtigung der Agenzia Stefani, eine Anzahl Korrespondenten und viele Privatdepeschen beschäftigten bis tief in die Nacht fünf Telegraphenbeamte. Auf der kleinen schweizerischen Grenzstation Gondo wurden nicht weniger als 22000 Worte an diesem ersten Tage nach allen Himmelsrichtungen telegraphiert. Herr Brandau, dem wir letztere Notizen verdanken, hätte auch dem deutschen Kaiser, nachdem er sich mit eigenen Augen von der Sachlage überzeugt, gern in einer direkten Meldung das Gelingen des Werkes berichtet, aber infolge einer zufälligen Zugentgleisung war er im Tunnel festgehalten worden, und als er endlich gegen Mittag herauskam, war es leider zu spät. Aus dem uns über den Durchbruch zuteil gewordenen

Schreiben des Herrn Brandau, das unsere Leser jedenfalls in hohem Grade interessieren wird, sei nun das nachfolgende wörtlich mitgeteilt:

„Der Stollendurchschlag war von uns allen mit denkbarster Sicherheit schon zu verschiedenen weit früheren Terminen vorausgesehen. Hemmnisse verschiedener Natur bewirkten jedoch, daß die Voraussicht sich nicht erfüllte. In Brig kam die Bohrung im November 1903 auf einige Monate zum Stillstand durch das Anschlagen heißer Quellen vor Ort. Durch eine neu beschaffte mächtige Pumpanlage wurde es möglich, im Februar die Arbeiten wieder aufzunehmen, allein im Mai kamen aufs neue heiße Quellen in solcher Menge und so hoher Temperatur, daß unter diesen Umständen jede Aussicht abgeschnitten war, eine entsprechende Maschinenanlage und die erforderlichen Kräfte noch zeitig genug zu installieren. Man mußte sich nun darauf verlassen, daß die Arbeiten auf der Südseite besser vom Glück begünstigt sein möchten und von hier aus der Durchschlag gelänge. Daher gaben wir im August im Norden die Vortriebsarbeiten auf und ließen eine Stollenstrecke von 250 Meter Länge mit ca. 1800 Kubikmeter Wasser ersaufen. Von Süden her erlitt dann die Bohrung im September 1904 auch ihrerseits durch das Anbohren heißer Quellen lange Aufenthalte, und statt, wie erwartet, im Anfange Oktober durchzuschlagen, verzögerten stets neue heiße Wasserzuflüsse das Gelingen bis zum 24. Februar 1905. Und nun wurde dem Durchschlag um dessentwillen mit einiger Aufregung entgegengesehen, weil mit der ersten durchschlagenden Mine die im Norden aufgespeicherten 1800 Kubikmeter heißen Wassers ausströmen mußten. Durch Dämme und Barrieren war der Stollen mit Hindernissen ausgestattet, die das Vordringen einer großen Welle verhindern und damit Schäden für den Tunnel und für die Arbeiter vorbeugen sollten und gleichzeitig das Wasser aus dem Haupttunnel langsam in den Parallelstollen mit seinem Wasserabführungskanal zu leiten bestimmt waren.

Die am Morgen des 24. Februar nach dem letzten Abschießen heranbrausenden Wassermassen hatten uns die Gewißheit des erzielten Durchschlages verschafft und die Verkündung des Ereignisses veranlaßt. Nun erst begab ich mich mit einigen Ingenieuren und Arbeitern als erste an die Durchschlagsstelle, voll größter Spannung, wie sich dieselbe dem Auge wohl präsentieren werde. Der Anblick, der sich uns bot, übertraf jede Erwartung. Die Richtung der Achse war von beiden Seiten derart genau, daß die Seitenwände der Stollen genau aufeinandergetroffen waren. Hätte die aus Gründen der Zweckmäßigkeit absichtlich herbeigeführte Höhendifferenz in der Stollensohle nicht bestanden, man würde nicht haben erkennen können, wo das Zusammentreffen stattgehabt hatte, da auch das ganze Stollenprofil vollkommen exakt herausgesprengt war. Wohl waren wir bis ins Innerste von der Gewißheit des sicheren Erfolges überzeugt, und doch konnten wir der Spannung nicht Herr werden, ob nicht irgend etwas Unvorhergesehenes bei so komplizierten Verhältnissen die Berechnungen störe. Die Lösung dieser Spannung kam in einem begeisterten Hurrah! zum Ausdruck. Dies und wenige flüchtige Beobachtungen mußten uns genügen. Eine erstickende Hitze, völlig mit Feuchtigkeit gesättigte Luft und Ansammlungen von schädlichen Gasen — vermutlich Kohlensäure und Kohlenoxyd — benahmen uns beinahe das Bewußtsein. Mit Mühe und Not und zitternden Gliedern erreichten wir die rückliegenden Tunnelpartien mit frischerer Luft und kühlendem Wasser.



Karl Brandau.

Später versuchten unsere Beamten und Staatsaufsichtsbeamten, die Durchschlagsstelle zu betreten. Nur wenigen gelang es, bis an den Ort vorzudringen; manche wurden schon frühzeitig betäubt, und zwei derselben erlitten durch die Gase tötlich wirkende Vergiftung. Der erste starb wenige Stunden nach dem Besuch, der zweite am nächsten Abend. Das sonst so glücklich vollzogene Ereignis hat durch diese Vorkommnisse natürlich für uns alle einen recht schmerzlichen Eindruck hinterlassen.

Nach sofort eingeleiteter Verstärkung der Ventilatoren und Kühlung der Arbeitsorte haben sich die Arbeitsbedingungen wiederum normal gestaltet, und die Arbeit ist wieder aufgenommen. 4 Wochen sind aber immerhin nötig für die Vorbereitungen zur geplanten festlichen Begehung bzw. Befahrung des Tunnels durch eine große Zahl Eingeladener und die Angehörigen der Regierungen und der höheren Behörden, an welche Befahrung sich die üblichen kirchlichen Zeremonien und ein solennes Bankett anschließen werden und speziell ein großes den Arbeitern zu gebendes Fest.

Die Vollendung des Tunnels erfordert weitere 6 Monate. Ehe die ersten Reisenden statt des Gotthards den Simplon wählen und ihre Reiseberichte schreiben, verstreicht aber vielleicht auch noch mehr Zeit als 6 Monate. Auch kann es sein, daß die Einrichtungen für Schaffung angenehmer Temperatur-

verhältnisse im Betriebe des Tunnels noch einige Zeit nach Vollendung des Baues erheischen werden.

Ein kurzer Rückblick auf die bisher für den Bau des Tunnels aufgewendete Zeit von 6½ Jahren gibt uns ein Bild von einer unermüdlichen, nie unterbrochenen, Tag und Nacht, Sonntag und Werktag betriebenen Tätigkeit, die anstrengender und entsagungsreicher kaum gedacht werden kann. Das schön gedachte Programm ist durch die mannigfachsten Komplikationen gestört. Beamte und Arbeiter haben Familienleben, Vergnügen, Gemütlichkeit und die Annehmlichkeiten eines von den Genüssen der Kunst und den Anregungen, die sonst die menschliche Gesellschaft bietet, verschönten Lebens entbehren müssen. Das sind wahrlich große Opfer, mit denen der heutige Erfolg erkauft ist! —

Von Interesse halte ich es, an die Antwortsdepesche zu erinnern, die am Durchschlagstage des Gotthardtunnel-Stollens — am 29. Februar 1880 — Kaiser Wilhelm auf die erhaltene telegraphische Mitteilung des erfolgten Durchschlages absendete — freilich ist sie mir nicht in ihrem Wortlaut mehr erinnerlich. Kaiser Wilhelm antwortete: „Ich saß mit der Kaiserin beim Tee in der Unterhaltung über den nahen Durchschlag. Wir sprachen von den Schwierigkeiten, die auf solcher Länge das genaue Aufeinandertreffen der Stollen bieten müsse, und fragten uns: Werden sie wohl zusammentreffen? Und in diesem Augenblick kam die telegraphische Nachricht vom glücklich vollzogenen Durchschlag."

Einige wenige statistische Notizen mögen folgen: Die genaue Länge des Tunnels beträgt 19 803 Meter, die höchste Schienenlage in der Mitte des Tunnels 704 Meter ü. M., die höchste Bergspitze über der Tunnelaxe ist 2 900 Meter ü. M. hoch. Die Menge des ausgebrochenen Gesteins eines jeden der beiden Tunnel beträgt 700 000 Kubikmeter. Etwas mehr als 1 500 000 Kilogramm Dynamit sind bis heute zur Sprengung verwendet. Die höchste im Tunnel angetroffene Gesteinstemperatur betrug nahezu 56°."

Hiermit schließt das Schreiben des Herrn Brandau. Der Simplontunnel bildet auch ein unvergängliches Denkmal der Tatkraft unseres hessischen Landsmannes. Sein Name wird stets in Verbindung damit auf das ehrenvollste genannt werden.

Margritt und der Templer.

Erzählung von Theodor Metz.

(Fortsetzung.)

Die Pest war verlosche, unn doch is in der Nacht vom erschte uff de zweite Ostertag die Margritt aus em Hinnerpörtche von de Schönberger Burg leis entwiche unn hat niemand bei sich gehabt als n große schwarze Hund, der hieß Werwolf, unn is ins Tal enunner gegange nachm Wald zu üwer der Sandmühl, denn das war der halwe Weg zwische dem Humercher Schloß unn der Burg im Schönberg. Unn zur selwig Zeit is aus em Türche in de Humercher Schloßmauer, das war fast ganz mit Epheu üwerwuchert, n Mann erausgestiege, der hat Knechtskleider an unn is uff er Leiter abwärts geklettert, unn die Leiter hat ihm der Kasper gehalte. Wie er unne war, hat der Kasper die Leiter versteckelt in Gras unn Brennessel, unn sie sinn alle beid, der Rupert unn der Kasper, de Berg enunner unn üwer de Steg bei der Sandmühl unn in de Wald uff der anner Seit von der Ohm. . .

Am Samstag druff hatt der Kasper en Ritt zu tun uff die Amöneburg zum Klosterabt, unn wie er da so im Ohmtal dahin trabt, da kommt ihm vor Nieder-Ofleide die Hannelies entgege, denn die stammt daher, unn hatt n Henkelkorb am Arm. „Gute Tag, Wääs," ruft er unn will vorbeireite. „Jung," ruft se, „mach dich emal von deim Gaul erab, ich hab dir was zu verzeehle." Unn als der bei ihr steht, de Zaumrieme vom Gaul im rechte Arm unn die Hänn in de Hose, da hebt se an: „Ach du lieb Gottche, ach Gott, ach Gott! Was soll dann das wern mit deim Herr unn meim Fräulein, ach du lieb Gottche! Ei, wann mich doch unser Herrgott zu sich nähm, bevor ich das End erleb."

Unn die Träne sinn ihr aus de Auge unn üwer die spitz Nas' gelaufe, unn se hat se mitm Ärmel abgeputzt.

„Daß mir das noch mit meim Fräulein bassiern muß unn muß mir das Herz schwer mache, ich kann kei Aug mehr zutun in der Nacht! Von ihrm dritte Jahr an, seit ihr Mutter tot is — Gott hab se selig —, da halt ich se wie mei Kind, unn wie war se immer so gut zu mir unn so brav — unn jetzt das, ach Gott, ach Gott! Awer es hilft ja alles nix, alles nix, was ich aach zu ihr sag. Unn wann du n Feuerbrand wirfst im August in e Ährnfeld, dann kannste eher den Brand erssticke als mei Fräulein abbringe von seim Sinn. Ei, wann das uns' Herr erfährt, der Herr Graf, der wirft se in Turm un läßt se fest verstricke, wo der die Paffe schon nit leide kann, unn die vom Schloß erscht recht nit von wege ihrm alte Streit um die Hochmühl. Unn dein Herr, der doch n Gelübd

getan hat bei Gott unn alle Heilige, kei Fraa zu begehrn, wann das sei Owere erfahrn, ei der wird ja gefoltert unn geschunne unn gebrannt . . Awer was ich aach zu ihr sag, „Hannelies,“ sagt se, „ich hab dir stets gehorcht und weiß, wie gut du's mit mir meinst, aber darin kann ich dir nicht nachgeben, und spar deine Worte. Wenn ich nachts fortgeh, nehm ich nur meinen Werwolf mit, der wird von meinem Vater seinem Zorn nichts zu fürchten haben. Was ich tu, dazu treibt mich mein Herz, und ich fühl's, daß es gut ist; und unser Herrgott, wenn er Ruperts Gelübde annahm, warum hat er ihm dann nicht auch das Herz aus dem Leib genommen? Und was draus werden soll, das kümmert uns nicht, wenn wir uns lieb haben können, und wär's nur für ein klein Weilchen. Hannelies, sieh' mich mal an, seh ich aus wie eine, die Schlechtes tut?“ Ach Gott, unn dann sieht se mich an mit so fröhliche Auge unn lacht unn fällt mir um de Hals unn küßt mich . . . Unn was soll ich da mache? . . . . Jung, unn da hab ich ewe gemeint, wie ich dich geseh hab, kannst du's dann nit emal beim Herr sage?“

„Ja, Hannelies,“ hat der Kasper da gesagt, „was kann ich da viel sage?“

„Ja, da magste recht hawe, Jung, was könne wir zwei da viel mache, wir müsse abwarte, was kommt, unn stillhalte . . . Reit wieder weiter, unn unser Herrgott mag's richte nach seim Sinn. Amen.“ Unn se sinn mit schwere Gedanke von enanner gegange . . .

Wie das awer zugegange is, daß die Margritt unn der Templer sich lieb gewonne hawe, das hat nachher kein Mensch zu sage gewußt, nit emal der Kasper. Unn es wird so gegange sei, wie's allerwege zu geh pflegt, daß zwei junge Mensche sich gegenseitig an de Auge gefalle hawe, unn uff eimal hatte se sich lieb. Unn daß der Rupert n gar gelehrter Herr war, der viel Bücher unn Schrifte verstann, das mag aach mitgespielt hawe, denn die Margritt war aach von Jugend uff unn von ihrer Muttersejt her uff die Bücher verrannt . . .

Nu is der Kasper jeden dritte Tag am Nachmittag de Ohm entlang gegange unn manchmal noch öfter, unn zwar zwische de Herrnmühl unn de Sandmühl, unn wenn ihm einer begegnet is unn hat n gefragt, was er da macht, da hat er zur Antwort gegewe, er tät nach de Fisch gucke unn seh, wo die Hecht stünne, awer er hat nur uff die Erle geacht, ob er nit n Zweig fänd, der doppelt geknickt unn wie e Dreieck zusammengesteckt wär; denn das war das Zeiche, daß die Margritt in der Nacht komme könnt, unn der Leinewewersch Christian aus de Waulsgaß, der hat's von de Margritt aus in die Erle gebroche . . .

Unn so sinn der Rupert unn die Margritt in mancher Aprilnacht im Wald üwer de Sandmühl zusammengetroffe, der Kasper awer mitm Werwolf newe sich is bald uff de ei Waldseit, bald uff de anner uff unn ab gegange unn hat die Wacht getan. Unn oft hat er die ganz Nacht weiter nix gehört als das Wehr von de Sandmühl unn dann unn wann e Otter, die mit em leise Platsch in die Ohm enein geschluppt is, oder manchmal aach e Flüstern unn e heimlich Lache. Eimal allerdings, da is er an de Ohm gegange unn die Margritt unn der Rupert hawe uff em Baumstamm owe im Wald gesesse; der Wind is grad von owe komme, unn da hat der Kasper gehört, daß die Margritt geweint hat unn geschluchzt, unn der Rupert hat immer mit seiner klar Stimm uff se ingesproche; unn manches hat der Kasper aach verstanne: „Macht mir doch das Herz nicht noch schwerer, Margritt, als es schon ist. Seht doch erst mich an. Ein Weib hab' ich lieb und kann doch keinen Finger rühren, sie zu gewinnen; Gottes und der Menschen Gebot knebeln mir die Hände auf den Rücken. Was meint Ihr, wie das nagt und frißt bei Tag und Nacht an einem Mann, der sich kein Feiger weiß?“ . . . Unn in der Nacht is der Rupert mit de Margritt bis hoch in de Schönberg unn bis fast unner die Burgmauer gegange unn der Kasper hinnerher, awer die Margritt hat gar manchmal gelacht unn war wieder fröhlich. Als der Rupert awer unn der Kasper endlich kehrt gemacht hawe unn schon e schön Streck nach heim zu gegange warn, da hat's uff einmal hinner ihne geraschelt, unn herangesprunge is wieder die Margritt unn is dem Rupert um de Hals gefalle . . .

Das war alles gut soweit; in er anner Nacht awer nit viel später, da war der Werwolf so unruhig, unn hat immer geschnuppert unn de Kopp in die Höh gestreckt, der Kasper awer, wie er aach gehorcht hat unn gespannt unn die Ohrn gespitzt, der hat nix hörn könne. Uff eimal awer hat der Werwolf angeschlage unn am Seil nach vorn gerisse, unn da hat's aach schon vor ihne im Wald geraschelt unn owe drüwer noch emal geraschelt, unn der Kasper hat geseh, wie e paar Gestalte im Newel fortgesprunge sinn nach de Ohm zu. Rasch hat er de Werwolf los gemacht unn is selwent nachgesprunge, die Kerle awer sinn im Zickzack gelaufe, unn bald hat's de Ohm entlang geschallt von Trab unn Hufschlag; da hat er de Werwolf abgerufe, unn als der herankam, da war ihm die Schnauz blutig gehaue . . .

Von da an sinn die Margritt unn der Rupert nit mehr im Sandmühlewald zusammegetroffe, denn was sollte das anners gewese sei in der Nacht als Spione unn Späher, von Gott weiß wem geschickt?

Der Kasper awer hat sein Herr, de Rupert, beredt, ob's nit am beste wär, in die Waulsgaß in's Hannphilippe ihrn Garte zu geh, denn da tät se doch niemand suche, unn wär's am sicherste. Unn der Rupert unn die Margritt — der hatt's de Leinewewersch Christian ausgericht — die hawe's aach für gut befunne, der Kasper hat de Hannphilipp, unn de die nächste Nachbarn ins Vertraue gezoge, unn grad in de Walpurgisnacht, wo die Hexe uff de Bese reite, da sinn der Rupert unn die Margritt zum erschtemal in Hannphilipp sein Garte gekomme. Da drin hat e Gartehüttche gestanne, das war aus lauter lewende Hainbuchestämmcher gebildt, unn e Bank war drinn unn e Tisch aus Eicheholz. Das Hüttche steht heut noch an derselwig Stell; freilich sinn das jetzt annere Hainbuche dran als damals, awer ein uralter Stamm is noch drunner, der is unne so hohl, daß wir zwei uns kommod eneinsetze könnte, unn die Rind drum erum is ganz verknorzt unn versplittert unn geplatzt unn gerisse — ach, du kennst n doch aach, grad unners Klinkersch Garte steht die Hütt', wo ihr Stadtjunge immer erumlauft, wann die Welschnüß zeitig sinn; na gelle ... — ja, der Stamm mag schon zu der Margritt ihrer Zeit gestanne hawe ...

Dort hawe die Zwei in mancher Nacht gesesse, unn die Margritt is bald unner dem Sandweg, bald owig, bald nah an der Humercher Schloßmauer, bald aus der Hardt her komme, daß mer ihr nit so leicht uff die Spur komme sollt, unn immer hat se nur de Werwolf bei sich gehabt. Der Rupert awer hat sich manchmal uffm Schloß e Ausred gemacht unn is schon am Tag oder am Awend durch de Schloßgarte vor de Schloßmauer nach de Waulsgassegärte gegange; manchmal awer is er aach noch in der Nacht komme, heimlich unn verkleidt. Die Wacht in de Waulsgaß hat nu nit mehr der Kasper alleins getan mitm Werwolf, nein, der alt Hannphilipp unn sei Junge, die wollte sich das nit nemme lasse, unn aus der Nachbarschaft das bucklig Schneiderche unn der Schäfer unn n arme Schuster unn wer's sonst noch war, die hawe aach Posto gefaßt, der ei in der Eck, der anner in der, der hatt sei Schäferschipp bei sich, der sei eisern Ell, der sein Pfriem, unn wahrhaftig, das kannste glauwe, die Margritt unn der Rupert, die warn besser bewacht, wie der Kaiser nit is von em ganze Rechement Soldate ...

Das war alles gut, da hat, so um Himmelfahrtstag erum, der Kasper, wie er das als tat, emal gege Awend im Batzehäusche gesesse, das war e klei Wirtshaus in de Stadt in de Näh von de Kirch, mein Ällervatter hat's noch gekannt, unn es gab e gut Dünnbier dort — unn hat an nix Böses gedacht unn hat n Schoppe getrunke. Da warn viel Gäst drin unn auch zwei fremde Reiterschleut, die hatte ihr Gäul drauß vor de Tür steh unn hawe drin das große Wort geführt. Einer besonners mitm rote Gesicht unn Narwe drinn unn em gewaltige fuchsige Schnauzbart, der grad so aussah, als hätt der Kerl ewe in jeder Mauleck e Eichhörnche verschluckt unn die Schwänz guckte noch eraus —, der hat vor sich uff de Tisch geschlage, daß das Bier aus de Gläser gehüppt is unn hat gerufe:

„Wirt, alter Spitzbub, nehm er mir mal das Bier vom ganze Tisch weg, so schlecht Zeug saufe wir Reiter nit, und wer sonst noch hier is, soll heut aach emal was anneres saufe, und bring er mal Wein her, gute rote, Muskateller und Malvasier, heisa, juchheisa! Was, er hat kein rote,, dann bring er weiße, aber das sag' ich ihm, spürn muß man ihn bis in die große Zehe."

Unn bald hat alles Wein getrunke im Batzehäusche, der Kasper hat sich erscht gesträubt, awer der Reiter mitm Schnauzbart hat n mit freundliche unn lustige Worte aach dazu gebracht, unn bald hat's gesunge unn juchhe gekrische, als wär's heut Kirmes. Nach er Weil hat der Reiter mitm Schnauzbart dem Kasper gewinkt, er sollt sich emal bei en setze dort in die Eck. Der Kasper hat gedacht, was will der, unn hat sich bei en gesetzt. Da hat der Reiter unnerm Tisch n Beutel, so e Schweinsblaf', ausm Sack getan, hatn ausenannergezoge, unn da war der Beutel ganz voll mit lauter Goldstücke.

„Siehste," hat er zum Kasper gesagt, „den ganze Beutel voll Gold sollste dir verdiene!"

„*Mit welcher ehrlich Tat?*" *hat der Kasper* gefragt.

„Das Geld kannste wohl brauche, unn viel von dir verlangt wird aach nit, unn niemand soll e Sterwenswörtche erfahrn. Das Gold ist dein, wann du mir sagst, ob nit dein Herr e Schätzche hat, ob's nit Margritt heißt unn ..."

Weiter is der Reiter gar nit komme, da war der Kasper schon uffgesprunge.

„Schlechter Hund, meinste, ich wär so einer wie du, Kujon?" unn hat ihm mit der Faust in die Fressasch gehaue, daß die rot Brüh aus Maul unn Nas gequolle is, unn der Beutel mit de Goldstücke in die Stub gerollt. Da hat's nu e groß Getümmel gegewe unn e Gerauf, etliche hawe dem Kasper beigestanne, unn so konnt er noch entwische ohne große Schade, awer als der Reiter hernach sei Goldstücke zusammegesucht hat, da war er in dem Tumult doch manch schön Stück losgeworn, unn in die Dieleritze wern se aach nit all gerollt sei. Der Kasper hat seim Herrn von der Geschicht nix verzeehlt, awer er hat doppelt unn dreifach acht gegewe.

E paar Tag später hawe in der Nacht die Margritt unn der Rupert wieder im Hannphilipp seiner Gartehütt uff der Bank gesesse, unn der Mond war nit da, unn die Stern hawe vom Himmel gefunkelt. Die Glock hatt noch nit lang Zwölf geschlage, da is uff einmal n Peil am Rupert seim Ohr ganz nah vorbeigesurrt unn is zitternd im Tisch stecke geblíwe. Gleich druff is aach e Geräusch gewese an dem große Nußbaum, der nit weit von de Gartehütt gestanne hat, als ob jemand dran erunnerrutscht, unn es is einer fortgelaufe. Der Rupert wollt gleich hinner her, awer die Margritt hatn gehalte, da sinn aach schon dem Hannphilipp sei Junge komme, die aach was gehört hatte — der Kasper mitm Werwolf hatt mehr drunne nach der Ohm zu uff Wacht gestanne — unn sinn hinner dem Kerl drein, der hatt awer schon n Vorsprung unn war bald hinner Hecke unn Gebüsch verschwunne. Wie se wieder komme sinn, da hawe se e Bündelche gehabt, unn in de Hütt hawe se's uffgemacht, unn da is es e Mönchskutt gewese, die war mit Bast zusammegeschnürt . . . Am annern Tag hawe dem Hannphilipp sei Junge üwerall erumgehorcht, ob kein Mönch am Awend vorher in de Hinnergaß unn de Waulsgaß geseh wär worn, unn e klei Mädche aus der Hinnergaß hatt aach in de Dämmerung n Mönch in de Gärte an de Hecke geseh, der hatt so getan, als ob er Arzneikräuter sucht. Da is das Schneiderche, das hatt natürlich aach von der Sach gehört, uff de Gedanke komme, sich die Kutt emal genau anzugucke, unn wie er das getan hat, unn der alt Hannphilipp unn sei zwei Junge hawe drum erum gestanne, da hat er uff eimal gerufe: „Gott verdamm mich, die Kutt kenn ich ja. Guckt emal hier, den Lappe, der is ganz neu, den hab ich vor vier Woche ingesetzt, ich kenn n noch genau an der bossig Gestalt, ich hab noch zu meiner Fraa gesagt: „Geh mal her, Kathrinche, da muß ich uff so n artliche Riß n Lappe insetze, der sieht grad aus wie e klei Mäusche, nur e bißche größer."

Da hat ihn der alt Hannphilipp unnerbroche: „Schneiderche, vergiß dei Red nit, awer wem haste dann de Lappe ingesetzt?"

„Ei," hat das Schneiderche gesagt, „dem Kuno ausm Kloster, der war bei mir unn wollt was hawe an Eier unn Butter für sei Brüder, da hab ich gesagt, davon könnt ich selbst noch brauche, awer sei Kutt hätt da hinne n Riß, den wollt ich ihm mache für en Gotteslohn."

„So, so, der Kuno," hat da der Hannphilipp gesagt, „der is vor zwei Jahr noch mitm Boineburger geritte unn war n Kriegsmann; gebt acht, gebt acht, hinner dem Schuß steckt der Boineburger, so wahr ich Hannphilipp heiß."

Wieder e paar Tag später, grad am Freitag vor Pingste, mittags gege drei Uhr, wo's gar kei Zeit dafür war, da hat's uff eimal in de Stadt mit alle Glocke geläut, unn als die Leut gefragt hawe, was das bedeut, ob's Feuer wär oder sonst Alarm, da hat's geheiße, nein, der Schönberger hätt nur Friede gemacht mitm Boineburger, der Boineburger hätt uff de Herrnwald Verzicht getan unn der Schönberger hätt ihm sei Tochter verlobt.

Am selwige Awend, wie's schon anfing dämmerig zu wern, da is der Kasper uffm Schönberg in de Fichtedickung erumgekroche, die vom Zuwerwiesteteich grad bis an die Schloßmauer ging, unn am Rand von de Dickung, hat er nach dem Schloß enuff unn nach dem Fensterche geguckt von seiner Wääs, der Hannelies, hat awer nix geseh, hat aach nix gehört als das Zechgeschrei unn das Uffstoße von de Gläser im große Saal. Uff eimal awer hat's ihm doch so geschiene, als wär die Hannelies ewe an ihrm Fenster vorbeigegange, unn da is er hervorgesprunge, hat zweimal laut gepiffe unn de Arm dabei in die Höh geworfe, unn dann is er wieder zurückgekroche. Unn wirklich, nach em halwe Stünnche, wie's dunkel war unn das Geschrei im Schloß immer lauter wurd, da hat's newe ihm geknackt unn die Hannelies hat newe ihm gestanne.

„Jung," hat se gesagt, „um so besser, daß du hier bist, weißte, unser Christian, der baßt drowe vor euerm Schloß uff dich mit Botschaft."

„Awer, schwätzt doch emal, Hannelies, is denn das wahr vom Boineburger unn deim Fräulein?"

„Ja, gefreit hat er um se zum Friede, unn unser Herr hat se ihm aach schon versproche, awer sie hat geheult unn getan unn hat ihrm Vater gesagt, liewer sollt er se totschlage, als dem Mensch zur Fraa gewe, oder ging se in die Ohm. Der Herr awer hat nur gelacht unn hat gesagt, sie sollt sich die Sach emal e paar Tag üwerlege, unn dann würd se aach schon zu seiner Meinung komme. Ach Gott, ach Gott, mei zart Fräulein, das gute, dem Boineburger gewe, dem Säufer unn Wüstgesell — hörste, der ewe so geplärrt hat wie e Stück Vieh, das is er —; freilich, daß se reich is unn das einzige Kind unn gar manch Stück Land mitbringt in die Eh' unn noch mehr zum Erwe kriegt, das steckt dem Kerl wohl in der Nas . . . Unn was meinste, was der frech Hund ihr zugebispelt hat, wie er heut mittag mal n Augeblick mit ihr alleins war: „Überlegt's euch wohl, edel Fräulein," hat er gesagt, „bevor ihr mir Bescheid gebt, ich könnte sonst eurem Herrn Vater vermelden, wer euer Schätzlein ist im Knechtsgewand" . . .

Awer der Kerl soll se nit kriege, der soll's nit, unn wann die Ohm rückwärts läuft. Ach Gott, warum ist aach dein Herr n Priester unn kann nit

aus seim Gewand eraus, ach Gott ... Ja, unn weshalb wir unsern Christian schon fortgeschickt hawe, morge Awend is Tafelei beim Boineburger drunne uff seiner Burg, unn da hat mei Fräulein gesagt, da müßt se dein Herr noch emal seh, möcht's geh wie's wollt, unn richt's gut aus unn sag Antwort durch de Christian. Unn wann de Boineburger sich aach mit blanke Goldstückelcher hinner das Gesind steckt unn alle Schlüssellöcher verspioniern läßt, ich will ihm doch e Rübche schawe ... Unn jetzt muß ich wieder enein, unn richt's gut aus!"

Am folgende Tag, am Pingstsamstag, da is die Margritt so am Nachmittag in de Wald gegange, wie se das gewohnt war, um e bißche zu lustwanneln, unn wie's schon stark gedüstert hat, da is se wieder in die Burg komme unn is uff ihr Stub gegange. So is es wenigstens dem Boineburger verzeehlt worn von dem Reitknecht unn der Küchemagd, die er sich gedunge hatt, unn er hat se gut dafür bezahlt, awer se hawe n doch, ohne daß sie's wußte, falsch bericht. Wer am Awend in die Burg eneingegange is unn ausgeseh hat wie die Margritt, das war se doch nit, das war e jung Magd, die die gleich Statur hatt wie sie unn in ihre Kleider stak. Die Magd war aach, wie die Hannelies, aus Ofleide, unn mer konnt sich uff se verlasse, unn so hatt se die Hannelies ins Vertraue genomme unn schon am Mittag in de Wald geschickt mitm Henkelkorb am Arm, in dem warn Kleider vom Fräulein.

Die Margritt awer is erscht am annern Morge heim komme, als die Sonn schon hoch stann, unn uff ihrer Stub is se der Hannelies um de Hals gefalle. „Hannelies, Hannelies," hat se gesagt, „du treu Seel du, wie gut bin ich dir unn dankbar! Jetzt mag kommen, was will, jetzt bin ich sein Weib, sein Weib, wie kann ich jetzt noch einem Andern gehören? Und was geschieht, es ist mir alles recht, alles recht, und wie's unser Herrgott auch beschließt und will, das weiß ich von dieser Nacht her, daß er ein gnädiger Gott ist" ...

(Fortsetzung folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Erinnerungen aus der Burschenzeit. Der 4. August des Jahres 1846 war ein glühend heißer Sommertag. Das Bier beim „Daniel" kühlte nicht, und so beschlossen wir, Kugler, der Ritter Dehaie von der Kleppermühle und ich, noch spät am Abend unter den Rädern der Untermühle ein Bad zu nehmen. Gesagt, getan; wir glaubten uns unbeobachtet, sahen aber beim Aussteigen aus dem Wasser eine Gestalt im nahen Garten, bei welcher das Ebenmaß der Glieder weit übers Menschliche hinausging. Aber sie bewegte sich und kam auf uns zu. Ritter Dehaie erfaßte einen dicken Prügel und schlug auf das Schreckgespenst, das sich als ein harmloser Esel entpuppte, den die heiße Sommernacht ins Freie gelockt hatte. Das erste oder zweite Abenteuer ließ uns neue aufsuchen. Wir faßten den Entschluß, ins Lumdatal zu wandern, und kamen nach drei Stunden in Trais an, wo uns der gastliche Wirt eine Schlafstelle auf dem Heuboden anwies. Am 5. morgens war die Hitze so groß, daß wir nicht schon wieder drei Stunden bis Gießen wandern wollten, und setzten uns zu Flaschenbier und Schlauch in einem Kaufhaus nieder. Nachmittags fragte uns ein Bauer, ob wir Studenten von Gießen seien, und meldete uns, daß in Gießen ein Student von einem Polizeidiener Säbelhiebe bekommen habe, alle Studenten im Aufruhr seien und Anschlagzettel zu einer allgemeinen Versammlung in den Schloßhof einlüden. Wir verschafften uns einen Wagen, der uns noch vor Dunkelheit nach Gießen brachte. Tiefe Stille umfing uns am Walltor, auf dem Brand sah man Studenten jeder Farbe sich nach dem Schloßhof bewegen und wir folgten. Rektor war damals der Professor theol. Knobel, Trygophorus war Universitätsrichter. Im Schloßhof ragte über den Köpfen der gährenden Masse der stud. theol. Groh (später Pfarrer in Vielbrunn) hervor. Mit dröhnender Stimme rief er: „Trygophorus hat ums Wort gebeten; soll er das Wort haben?" „Nein!" brüllte die Masse. „Trygophorus hat das Wort nicht!" „Knobel hat ums Wort gebeten, soll Knobel das Wort haben?" „Ja!" war jetzt die Antwort. „Knobel hat das Wort!" rief Groh, und Knobel hielt eine längere Ansprache, womit er wohl zur Ruhe und Ordnung ermahnte. Und wirklich, die 500 bis 600 jungen Leute gingen nach Haus oder auf die Kneipen. Nun erst erfuhren wir drei Abenteurer, daß wirklich ein Student (Briegleb, später Arzt in Newyork) von der Polizei einen Säbelhieb erhalten habe, daß Unruhen unter den Studenten deshalb entstanden seien und man drei: Schlosser (später Pfarrer in Schönberg gen. Schwurz), Schneider („der lange Samstag", als Distriktseinnehmer in Großfelda gestorben) und Schlich (Pfarrer in Rheinhessen) eingesperrt und sofort mit dem consilium abeundi bestraft habe. Dagegen hätte die Demonstration stattgefunden.

Es wäre nun alles ruhig verlaufen, wenn nicht am folgenden Morgen die Chevauxlegers von Butz=

bach unter einem Offizier eingerückt und vor dem Einhorn Biwak bezogen hätten und gleichzeitig am schwarzen Brett verkündet worden wäre, daß jedes Zusammenrotten von mehr als drei Studenten auf den Straßen durch die bewaffnete Macht verhindert werden würde.

Dieser Angriff auf die „akademische Freiheit“ veranlaßte den Ruf „Burschen heraus“ und die Losung lautete: „an die katholische Kirche“. Bald waren alle Studenten dort versammelt bis auf einen aus Darmstadt, Zimmermann, Bruder des Kabinettsrats, der „sich die Hofkarriere nicht verderben wollte“ und hiernach sein lebenlang den Spottnamen „Hofkarriere“ auf sich lasten hatte.

Nun kam der vierspännige Eilwagen den Seltersberg hinauf. Die drei Exilierten saßen oben drauf, wir empfingen sie mit brausenden Zurufen und wollten sie zu uns herunterreißen. Karl Völcker fiel den Vorderpferden in die Zügel und drückte sie nach der jetzigen Liebigstraße ab, dem Postillion, der mit der langen Peitsche dreinhauen wollte, bedeutete man, daß ihm jeder Hieb übel bekommen sollte, und so kam Schlosser zum Wort. Er lehnte es mit dem Schlich und dem langen Samstag ab, der Behörde zu trotzen, und bat uns, sie ziehen zu lassen. Dann gab es brausende Abschiedsrufe, und der Postwagen durfte mit den erschreckten Insassen weiterfahren.

Sofort wurde einstimmig beschlossen, daß alle Studenten in der Stadt sich mit Kleidung und Geld versehen und innerhalb einer halben Stunde vor dem Walltor erscheinen sollten. Hiermit war der Auszug auf den Staufenberg in Szene gesetzt. Dorthin zogen wir in Masse. Die Soldaten behielten den Platz ohne Kampf besetzt.

Auf dem Staufenberg traten die Senioren und Delegierten der studentischen Korporationen zusammen und faßten eine Resolution etwa dahin ab, daß die fragliche Verordnung am schwarzen Brett zurückgenommen und die Soldaten zurückgezogen werden müßten, andernfalls wir alle nicht in die Stadt zurückkehren würden. Ich wurde mit Wilhelm Liebknecht, Levi aus Mainz und Prätorius von da beauftragt, dem Universitätsrichter hiervon Kenntnis zu geben und die Entschließung des akademischen Senats einzuholen. Mit vier Fahnen fuhren wir in die Stadt, dort von der Bevölkerung mit Jubel und Blumen empfangen.

Die Starkenburgia war damals noch nicht bei uns, weil sie auf dem Schiffenberg ihren Jahreskommers feierte. Aber sie kam, ohne die Stadt zu berühren, und schloß sich allem an, was wir oben beschlossen hatten.

Trygophorus empfing uns sehr höflich und versprach, uns am Nachmittag weiteres vom Senat mitzuteilen. Als wir wieder erschienen, wurden wir vor den versammelten akademischen Senat geführt. Dort wollte Liebknecht eine Ansprache halten, wurde aber vom Rektor Knobel mit den Worten unterbrochen: „Sie haben hier nichts zu sagen, sondern nur zu hören. Der akademische Senat erklärt die auf Staufenberg versammelten Studenten für einen aufrührerischen Haufen. Wollen sie zur gesetzlichen Ordnung zurückkehren, so können väterliche Rücksichten für sie eintreten!“ Die Pedellen schlugen die Flügeltüren zu, und wir vier standen allein im Vorzimmer. Ich warf meine Mütze in die Luft mit dem Ruf: „Hurra, die Hochschule ist aufgelöst!“

Nachdem wir Proviant requiriert, fuhren wir sehr zornig nach Staufenberg zurück, am zornigsten war Liebknecht. Auf unser Referat wurde einstimmig beschlossen, daß wir alle, mit Ausnahme der Stipendiaten, Gießen zu verlassen hätten, wenn unserm Verlangen nicht bis zum Sonntag entsprochen würde. Diesem Beschluß unterwarfen wir uns unter Verpfändung des Ehrenworts. Nun begann aber der Stadtvorstand unter Leitung des Advokaten Bansa, der später mit dem Titel Geheimerat Minister von Hessen-Homburg wurde, Unterhandlungen mit unserm durch die Starkenburger komplett gemachten Ausschuß, und die Herren, die mehrmals zwischen Gießen und Staufenberg hin und her fahren mußten, setzten es durch, daß der akademische Senat nachgab. Die Verordnung am schwarzen Brett fiel, die Soldaten rückten ab, zum großen Gaudium ihres Offiziers, der gar nicht begreifen konnte, weshalb er in die so absolut ruhige Stadt kommandiert worden war.

Nachdem wir zwei herrliche Sommertage und zwei himmlische Nächte hindurch auf der romantischen Burg ein wahres Zigeunerleben geführt hatten, kehrten wir am folgenden Sonntag-Morgen unter Führung der Gemeinderäte mit fliegenden Fahnen in die Stadt zurück. Straffrei blieben wir ja nicht, aber die Märtyrer waren stolz auf diese Strafe. Einer von ihnen ist vor wenigen Jahren als Reichsgerichtsrat gestorben.

Am 6. August 1847 feierten die Studenten mit den Gießener Bürgern einen Erinnerungskommers auf dem Staufenberg zum Dank für die mancherlei Unterstützungen, welche sie von diesen an den Auszugstagen erfahren hatten. —

Und es war doch schön!

Ein alter Oberhesse.

Ein Märtyrer unter den spezifisch hessischen Titeln. Zu dieser Mitteilung in voriger Nummer wird uns geschrieben: Im Jahre 1888 trug ein niederhessischer Metropolitan, der sich zur Kur in Karlsbad aufhielt, sich mit seinem Amts-

titel in das Verzeichnis der Badegäste ein und wurde auch so in der gedruckten Kurliste aufgeführt. Am folgenden Morgen fand eine große Ansammlung von Kurgästen, die der griechisch-katholischen Kirche angehörten, vor seiner Wohnung statt. Alle wollten den vermeintlichen hervorragenden Kirchenfürsten ihrer Religionsgemeinschaft ehrfurchtsvoll begrüßen und waren sehr enttäuscht, als ein bescheidener, einfach gekleideter Mann, der nicht einmal mit einem Vollbart geziert war, zum Vorschein kam. Die 88 verschiedenen Falschschreibungen des in Rede stehenden Titels können übrigens um zwei vermehrt werden: „Petermoldrian“ und „Metolpoldrian“.

Aus Heimat und Fremde.

Geburt eines Prinzen. Dem Prinzen Chlodwig von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, der mit Prinzessin Karoline von Solms-Hohensolms-Lich vermählt ist, wurde am 1. März im Schloß zu Rotenburg ein Sohn geboren.

Hessischer Geschichtsverein. An dem wissenschaftlichen Unterhaltungsabend des hessischen Geschichtsvereins zu Kassel, der am 6. März stattfand, erteilte der Vorsitzende Herr General Eisentraut, zunächst Herrn Regierungsbaumeister Genth das Wort zu einem Vortrag „Über Wert und Bedeutung der Familiengeschichte“. Der Herr Redner gab zuerst in eingehender Ausführung die Mittel an, deren man sich zur Erforschung der Familiengeschichte bedienen müsse, als Kirchenbücher, Pfarr-Chroniken, Grund-, Lager- und Stockbücher der Gemeinden, Schöffen- und Lehnsbriefe, Eintragungen in Bibeln, Stamm- und Tagebüchern. Von größtem Werte sind selbstverständlich schon vorhandene Stammbäume oder Stammtafeln. Im Anschluß hieran erörterte der Vortragende die eigenen Bemühungen zur genauen Feststellung der Familie Genth, die nach Holland geführt hätten, wo seit dem zehnten Jahrhundert sich Glieder dieser Familie in ununterbrochener Reihenfolge finden. Die sehr lehrreichen Ausführungen wurden durch eine Anzahl Stammbäume, Stammtafeln und Familienbücher unterstützt. Als zweiter Redner schilderte Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf in seiner farbenreichen, fesselnden Weise die kurhessischen Lager auf dem langen Feld und bei Harleshausen, von denen besonders das im Jahre 1858 noch lange einen willkommenen Gesprächsstoff bildete, da am Schluß desselben auf Anordnung des Kurfürsten ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt worden war. Herr Rentner Plitt teilte darauf zu dem in letzter Zeit schon vielfach und verschieden geschilderten Ritt der hannoverschen Husaren nach Kassel am 19. Juni 1866 seine eigenen Erinnerungen, sowie Briefe zweier früheren kurhessischen Offiziere, des jetzigen Generalleutnants z. D. von Ende in München, und des Majors von Kietzell in Darmstadt mit, nach denen die Darstellung des hannoverschen Jägerleutnants Vogt, die früher schon von Herrn Major von Löwenstein als unzutreffend bezeichnet worden ist, mit der Wirklichkeit in Widerspruch steht. Zu einem abschließenden Urteil dürfte die seitherige so erhebliche Müheaufwendung jedoch nicht führen, da weitere Augenzeugen wiederum durch ihre Schilderung die Angaben Vogts bestätigen. Herr Rechnungsrat Woringer besprach sodann die kürzlich von Dr. Boltenstern herausgegebenen „Erinnerungen eines westfälischen Pagen und Offiziers“, welche das Leben am Hofe des Königs Jérôme teilweise in neuer Beleuchtung erscheinen lassen. Ferner ist noch zu bemerken, daß Herr General Eisentraut, Kenntnis von einem Schreiben gab, das der Kommandeur des Füsilier-Regiments von Gersdorff (kurhessischen) Nr. 80, Herr Oberst von Jacobi, in Wiesbaden an Herrn Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf gerichtet hat, demzufolge daselbst in dem neu erbauten Kasino des Regiments ein kleines Museum für Erinnerungszeichen der früheren kurhessischen Leibgarde geschaffen werden soll. Diesen löblichen Plan empfahl der Herr Vorsitzende den Mitgliedern des Geschichtsvereins in wirksamer Weise zu unterstützen. Inzwischen ist uns der nachstehende Aufruf zugegangen, den wir im Interesse der Sache gern veröffentlichen:

„Das Füsilierregiment von Gersdorff (Kurhessisches) Nr. 80, dessen Stamm im Jahre 1866 durch 22 Offiziere und 389 Mann des Kurhessischen Leibgarde-Regiments gebildet wurde und dem infolgedessen Seine Majestät der Kaiser und König durch Allerhöchste Kabinetts-Ordre vom 24. Januar 1899 die Traditionen des genannten ruhmreichen Regiments zu verleihen die Gnade hatte, hat den Wunsch, in seinem demnächst in Wiesbaden neu zu erbauenden Kasino durch Aufstellung von Andenken an sein Stammregiment eine Stätte der Erinnerung an dasselben zu schaffen und hofft hierdurch ebenso der hochherzigen Absicht Seiner Majestät des Kaisers und Königs wie den Gefühlen aller derjenigen Hessen zu entsprechen, deren Vorfahren im Leibgarde-Regiment oder den Stammtruppen dieses Regiments (grünes und weißes Regiment, Leibregiment zu Fuß, Regiment Prinz Carl, Leibgarde zu Fuß, Grenadierregiment zu Fuß, Regiment Garde zu Fuß, Grenadierbataillon von Linsingen, Regiment Garde) gedient haben und die sich freuen werden, daß auf diese Weise das Andenken an dies stolze Regiment und damit an ein schönes und ruhmreiches Stück deutscher und kurhessischer Geschichte wach erhalten wird.

Das Regiment wendet sich daher an alle diejenigen, in deren Besitz sich Erinnerungen an die genannten Truppen befinden, und die die Güte haben wollen, sich ihres Besitzes zu Gunsten des beim Regiment zu errichtenden kleinen Museums zu entäußern mit der Bitte, ihm diese Stücke zu übersenden. Falls einzelne nicht das Eigentum an den betreffenden Stücken aufgeben wollen, würde das Regiment gern bereit sein, dieselben als nur leihweise überlassene Sachen gewissenhaft aufzubewahren und sich verpflichten, sie jederzeit auf Wunsch dem Eigentümer zurückzugeben.

Es würde sich handeln zunächst um Bilder aus der Geschichte des Regiments und früherer Offiziere des Regiments, ferner um Uniformen, Waffen und Ausrüstungsstücke, sowie endlich zur Ergänzung des schon beim Regiment bestehenden Archivs auch um auf die Geschichte des Regiments und seiner Stammtruppen bezügliche Schriftstücke, Tagebücher, Briefe, Rapporte, Ranglisten, Entlassungspapiere einzelner Mannschaften und Offiziere und dergleichen.

Allen denjenigen, die die vorstehend entwickelte Absicht des Regiments durch Rat und Tat, auch durch gütige Mitteilung, wo sich noch derartige Erinnerungen befinden, oder durch Weiterverbreitung dieses Aufrufs unterstützen wollen, spricht das Regiment im voraus seinen herzlichen Dank aus.

Wiesbaden, den 12. März 1905.

gez. von Jacobi,

Oberst, Flügeladjutant Seiner Majestät des Kaisers u. Königs u. Kommandeur des Füsilier-Regiments von Gersdorff (Kurhessischen) Nr. 80."

Der Geschichtsverein in Marburg hielt am 8. März eine Sitzung ab, in der Herr Pfarrer Sippel aus Schweinsberg einen Vortrag hielt, der die Geschichte der Stadt und Pfarrei Schweinsberg behandelte. Herr Landgerichtsrat Gleim machte auf Grund eines von Professor D. Wachler verfaßten Schriftchens Mitteilungen über einen 1814 zwischen sächsischen Truppen, die damals in Marburg in Garnison lagen, und dortigen Studenten ausgebrochenen Streit. Sodann gab Herr Professor Dr. Wenck einige Auszüge aus den von Reinhold Steig unlängst veröffentlichten Briefen von Jakob und Wilhelm Grimm, die im 3. Band des Werks „Achim von Arnim und die ihm nahestanden" enthalten sind.

Geburtstag. Am 9. März beging Konsul Dr. Karl Ochsenius in Marburg, ein geborener Kasselaner, in den weitesten Kreisen als Autorität auf dem Gebiete der Montangeologie hochgeschätzt, den 75. Geburtstag.

Gedenktafel. Am Hause Nr. 12 der Barfüßergasse in Marburg wurde zur Erinnerung an den bekannten Obersten Emmerich, der dort gewohnt hat, eine Gedenktafel mit folgender Inschrift angebracht:

Oberst Andreas Emmerich wohnte hier.
Er fiel am 18. 7. 1809 als Held unter französischen Kugeln.
Vorbildlich für den deutschen Kriegsmann. Den Helden zu ehren, setzte diese Tafel ein alter preußischer Soldat.

Todesfall. Am 9. März starb in Kassel der letzte Kammerdiener des letzten Kurfürsten, Eduard Müller. Er versah seinen Posten vom Jahr 1865 an, folgte dem Kurfürsten nach Stettin sowie nach Prag, wo er, durch unbegrenztes Vertrauen seines Herrn geehrt, diesem bis zu seiner letzten Lebensstunde getreulich und unverdrossen gedient hat. In Anerkennung dessen wurde ihm vom Großherzog von Hessen das Ritterkreuz des Ordens Philipps des Großmütigen verliehen.

Hessische Bücherschau.

Boerner, Gustav Dr. Die Annalen und Akten der Brüder des gemeinsamen Lebens im Lüchtenhofe zu Hildesheim. Eine Grundlage der Geschichte der deutschen Bruderhäuser und ein Beitrag zur Vorgeschichte der Reformation. 8°. 111 S. Fürstenwalde (Spree), Verlag von Johannes Seyfarth.

In den Nummern 16 ff. des „Hessenland" von 1904 habe ich „Beiträge zur Geschichte der Brüder des gemeinsamen Lebens (Kugelherren) in Hessen" veröffentlicht, die sich wesentlich auf den Inhalt der von Doebner herausgegebenen Annalen und Akten des Lüchtenhofs zu Hildesheim stützten. Der Verfasser des vorliegenden Buches, von dem ein Teil vorher als Inaugural-Dissertation der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin erschienen war, hat nun das Doebnersche Werk zur Grundlage einer sehr eingehenden und tief durchdachten Studie gemacht, in der er den hohen Wert dieser vom Rektor des Lüchtenhofs Dieppurch, eigentlich Dieburg, verfaßten Annalen und Akten und ihre volle Glaubwürdigkeit darlegt und daran, zum Teil im Widerspruch mit Doebner, wertvolle Erörterungen über die Brüder des gemeinsamen Lebens, diese Vorläufer der Reformation, anschließt. Die Arbeit führt den Verfasser dazu, die Zuverlässigkeit eines Zeitgenossen Dieppurchs, des Priors im Sültkloster zu Hildesheim, Johannes Busch, zu prüfen, der in seinem Buche über die Klosterreform (liber de reformatione monasteriorum) zum Teil den gleichen Stoff wie die Annalen und Akten behandelt. Busch galt bisher, namentlich auch auf die Autorität des Herausgebers seiner Werke, Grube, für einen im großen und ganzen getreuen Gewährsmann, der Verfasser ist aber in der Lage nachzuweisen, daß Busch ein durchaus oberflächlicher, unkritischer Schriftsteller ist, dessen Nachrichten sehr wenig Glauben verdienen. Da in dem Buche auch die Bruderhäuser zu Marburg und Kassel gestreift werden, so ist das Werk auch für Hessen von Wert.

Hildesheim. Otto Gerland.

Vetterlein, Dr.-Ing. Ernst. Heimat-Kunst. Leipzig (Bernhard Richter) 1905. Mk. 1,20.

Der Verfasser, dessen Konkurrenzarbeiten schon wiederholt preisgekrönt wurden, zeigt in klaren und einleuchtenden Worten, wie man auch in der Baukunst wieder zu

einer schlichten und natürlichen Kunst kommen kann. Der Grundfehler der unnatürlichen Bauweise ist ihm der, daß durch bloß formalistische Betrachtung der alten Kunst die Ansicht groß gezogen sei: die Form an sich sei schön. Ihm ist aber die Form nur ein Mittel zum Zweck. Um ein harmonisches Bauwerk zu schaffen, muß man erst auf die Bestimmung desselben sehen, damit man gut charakterisiere. Zweitens aber wird die Form auch durch den Standort beeinflußt; denn die Kunst des Bauens ist zugleich ein ästhetisches Problem. Ferner ist die Wahl des Materials von großer Wichtigkeit, bei der aber auch noch die Farbe sorgfältig berücksichtigt werden muß. Kurz, wir sollen so bauen, daß jede Einzelheit eine innere Berechtigung in sich trägt, das Ganze ebensowohl im Dienste einer Idee steht wie einen harmonischen Teil unserer Heimat ausmacht. Wir wollen eine Kultur im Stile unserer Zeit. Zu ihr gelangen wir nicht durch bloße „Wisser", sondern nur durch „Schöpfer".

Wir haben es also mit einer sehr zeitgemäßen Schrift zu tun, die jedem Gebildeten warm zu empfehlen ist. Die beigegebenen Zeichnungen sind instruktiv und für den Laien unentbehrlich. Valentin Traudt.

Zwei Schriften des Münsterschen Wiedertäufers Bernhard Rothmann. Bearb. durch Dr. Heinrich Detmer †, Oberbibliothekar, und Dr. Robert Krumbholtz, Archivar zu Münster. Mit einer Einleitung über die zeitgeschichtlichen Verhältnisse. LXX u. 132 S. 8⁰. Dortmund (Fr. Wilh. Ruhfus) 1904.

Der Aufruhr der münsterischen Wiedertäufer bildet den Höhepunkt der sehr ausgedehnten und weitverzweigten anabaptistischen Bewegung des Reformationszeitalters. Wenn auch in der letzten Zeit Männer wie Johann Matthys und Johann v. Leiden in dem neuen Jerusalem die Hauptrolle spielten, so hatte doch der in weiteren Kreisen weniger bekannte Bernhard Rothmann aus Stadtlohn den ersten Keim zu der Bewegung gelegt, die so furchtbare Früchte zeitigen sollte. Der verstorbene Oberbibliothekar Dr. Detmer in Münster hat in seinem letzten Werke: „Bernh. Rothmann. Kirchl. u. soziale Wirren in Münster 1525 bis 1535, Münster 1904" das Leben dieses merkwürdigen Mannes beschrieben, der anfangs nur als Prediger der neuen lutherischen Lehre in Münster wirkte und erst allmählich in den Bann der Wiedertäuferei geriet. Lange Zeit war R. der Führer der antipapistischen Bewegung in Münster. Die Wiedertäufer, die er selber in die Stadt gebracht hatte, rissen ihm dann das Heft aus den Händen, die Geister, die er gerufen hatte, wurden mächtiger als er und zogen ihn schließlich mit sich in den Abgrund. Detmer hatte die Absicht, sämtliche wiedertäuferische Schriften Rothmanns herauszugeben, die vorliegende Publikation, die von dem Archivar Dr. Krumbholtz besorgt und mit einer ausführlichen historischen Einleitung versehen ist, enthält jedoch nur zwei niederdeutsche Traktate: „Bekenntnisse van beyden Sacramenten Doepe unde Nachtmaele" von 1533, sowie die letzte radikale Schrift Rs.: „Van erdesscher unde tytliker Gewalt", die er kurz vor dem Falle Münsters geschrieben hat. Diese letzte Abhandlung ist: „dem redelichen Philiptzen, uith gothlicher Verhencknissen Landtgraven u. Forsten der Hessen" gewidmet. Landgraf Philipp der Großmütige stand bei den Wiedertäufern in ganz besonderem Ansehen, und das hatte seinen guten Grund. Ein kaiserliches Mandat von 1529 hatte den deutschen Fürsten auferlegt, gegen die verhaßten und gefürchteten Wiedertäufer, die Anarchisten der damaligen Zeit, mit Feuer und Schwert vorzugehen. Während nach Seb. Franks Chronik bis zum Jahre 1530 schon 2000 Täufer in deutschen Landen hingerichtet waren, konnte der Landgraf 1540 schreiben, daß in seinem Lande noch kein Anabaptist die Todesstrafe erlitten hatte. Für die Verhältnisse in Münster hatte nun Landgraf Philipp ein ganz besonderes Interesse, hatte er doch seinerzeit hessische Prädikanten dorthin gesandt, „um das Feuer so die Widertäufer angezündet, wieder auszulöschen" (Lauze). Er verhandelte auch noch während der Belagerung der Stadt mit den Aufrührern, die ihn dabei „Lieber Lipps" titulierten, mußte aber schließlich einsehen, daß mit Milde hier nichts mehr zu erreichen war. Bei der Erstürmung von Münster am 25. Juni 1535 scheint Bernh. Rothmann den Tod gesucht und gefunden zu haben und entging so der furchtbaren Strafe, die der gefangenen Propheten harrte. R. war ein ehrlicher Fanatiker, das beweisen auch seine Schriften. Ihre vorliegende gewissenhafte Publikation ist nicht nur sachlich, sondern auch sprachlich von hohem Interesse. L.

Holzamer, Wilhelm. Ellida Solstratten. Roman. 2. Aufl. 8⁰. 203 S. Berlin und Leipzig (Verlag von Hermann Seemann Nachf.). Brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—

Dieser neuste Roman Holzamers bietet gegenüber seinem meisterlichen Vorgänger „Inge" eine große Enttäuschung. Wenn man auch befürchten mußte, daß der Dichter, der in „Inge" sich so ganz und gar ausgegeben hatte, in so kurzer Zeit nicht schon wieder etwas dem Gleichwertiges schaffen würde, so hätten wir doch nie geglaubt, daß der Abstand zwischen beiden Werken ein so gewaltiger sein könnte, daß der jetzt in Paris lebende Dichter so tief von der Höhe seines künstlerischen Könnens herabsteigen würde. Fast wäre man versucht anzunehmen, daß der Dichter der „Inge" mit dem Urheber dieses Produktes nicht identisch sein könnte, wenn man bei der Lektüre nicht unwillkürlich an den Schluß von „Inge" erinnert würde, als dessen Fortsetzung gewissermaßen sich dieser neue Roman präsentiert. Übermenschentum, ins Weibliche oder vielmehr ins Gräßliche übertragen, das ist das unselige Motiv, der uns „Inge" bereits in seinem letzten Teil unerquicklich machte und das uns nun als schwacher Abklatsch wieder in der Figur des Überweibes und der Rechtsstudentin Ellida Solstratten entgegentritt.

Aber abgesehen von dieser Tendenz leidet der Roman an Unfertigkeit der Charaktere — trotzdem ihrer nur drei sind — und Unwahrscheinlichkeit der Handlung. Diese kraft- und saftlosen Charaktere sind nicht dichterisch erlebt, sondern mechanisch konstruiert, und daß ein Lebemann wie Ewald Dranmor so leicht aus dem Leben scheidet ist ebenso unwahrscheinlich wie der Charakter dieser kalt berechnenden Ellida, die sich so leicht mit dem Schicksal ihrer beiden Geliebten abfindet. Wie gesagt, unwahrscheinlich bzw. unfertig trotz aller Nietzscheschen Herrenmoral! Etwas glaubwürdiger erscheint uns die tragische Figur Werner Staufers und man merkt, daß der Dichter hier viel aus seinem eigenen Leben hineingelegt hat. Aber auch diesen Charakter, meinen wir, hätte Holzamer noch mehr herausarbeiten, uns das Zwingende seines Schicksals noch menschlich näher bringen können. So erscheint das Ganze oft sprunghaft, flüchtig.

Was wir mit am meisten vermissen, ist das tief empfindende Dichtergemüt, das aus allen früheren Dichtungen Holzamers so stark, oft ergreifend zu uns spricht. Auch der glänzende Stil, der uns wie lauter Musik in „Inge" entgegentönt, das tiefe Heimatgefühl — nichts von alledem

verspüren wir mehr in diesem Roman. Kalt wie der Norden Schwedens und das Meer Helgolands, wo sich die Handlung abspielt, lassen uns die Charaktere und das ganze Kolorit des Romans. — Und so schließen wir das Buch mit den Eingangsworten des Dichters „Gott bewahre uns vor solchen Frauen!“ und mit dem Wunsche zugleich, daß der Dichter bald wieder in glücklichere Bahnen gelenkt werden möge! W. S.

Knodt, Karl Ernst. Aus meiner Waldecke. Gedichte. Mit Zeichnungen von G. Kampmann. 2. Aufl. Altenburg (Stephan Geibel) 1904. Eleg. geb. Mk. 4.—

Von dem im Jahre 1900 in der Deutschen Verlagsanstalt erschienenen Gedichtbuch unseres Landsmanns Karl Ernst Knodt ist nun, nach vier Jahren, eine neue Auflage erschienen. Da sich dieselbe inhaltlich von der ersten Auflage in keiner Weise unterscheidet und diese von mir bereits früher (Hessenland 1900, S. 279) ausführlich besprochen worden ist, erübrigt es wohl, noch einmal darauf einzugehen, umsomehr als Knodts ausgeprägte Dichtungen inzwischen in allen deutschen Landen die verdiente Anerkennung gefunden haben. In dieser neuen, reicheren Ausstattung haben die Gedichte durch die Zeichnungen Kampmanns einen feinfühligen, verständnisvollen Interpreten gefunden. W. S.

Schwab, Gottfried (†). Wolkenschatten und Höhenglanz (zweite Auflage) und Gedichte aus dem Nachlaß. Steinzeichnungen und Buchschmuck von J. V. Cissarz. Augsburg (Verlag von Lampart & Co.) 1904.

Gerade zwei Jahre sind es nun, daß der liederfrohe Mund Gottfried Schwabs verstummt ist. Ich habe s. Zt. an dieser Stelle („Hessenland“ 1903, S. 90 f.) auf das Wirken dieses Darmstädter Poeten, als die Kunde von seinem Tode zu uns gedrungen war, hingewiesen. Heute wo ein Teil seines Lebenswerkes in neuer Ausgabe, in einer Pracht der Ausstattung vorliegt, wie sie selten einem hessischen Dichter zuteil wird, kann ich mich auf das dort Gesagte berufen. Denn der voluminöse vorliegende Band enthält ja, wie der Titel schon besagt, in seinem ersten Teile einen unveränderten Abdruck des 1902 erschienenen Liederbuches „Wolkenschatten und Höhenglanz“, während der besonders paginierte zweite Teil neben einer Lebensskizze Schwabs, in knappen Zügen von Karl Hepp entworfen, eine Reihe von Nachlaßgedichten bringt. Es ist auch unter ihnen viel Ungleichwertiges, aber auch manche Perle, schlicht gefaßt im Volksliedton, den ja Schwab so gut zu treffen wußte. Und neben diesem Einfachen, Schlichten die tiefsinnige Dichtung „Der Führer“. Die Sehnsucht nach dem Höchsten — Holzamer nennt sie „zum Lichte“, für Schwab, der die Berge liebte wie kein zweiter, verkörpert sich in dem Ringen des Bergsteigers nach der höchsten Spitze — gelangt in der leider unvollendet gebliebenen Dichtung zu elementarem Ausdruck. Es ist die Kraft, die hier spricht — es ist aber auch die Verzweiflung um die Hindernisse, die sich dem höchsten Streben entgegenstellen. Man erinnert sich immer und immer wieder an des Dichters Kämpfen mit dem kranken Körper, wenn man in den Dichtungen den Klagen und leidenschaftlichen Ausbrüchen begegnet.

Schwabs Humor, der dann auch wieder wie ein feiner Faden seine Gedichte durchzieht, bildet sich in den zwei dem Nachlaß entnommenen Dichtungen „Kunst und Büttel. Eine Schicklichkeitskomödie“ und „Die Unbekannte. Eine Wintermär“ zur Satire aus. „Kunst und Büttel“ hat seinen Grund in den Kämpfen gegen die famose „lex Heinze“. Auch die Darmstädter literarischen Kreise hatten sich damals zu einem Protest gegen das Gesetz zusammengetan. Und als auch der frei empfindende künstlerische Geist Gottfried Schwabs sich über die Knechtung, die das neue Gesetz dem deutschen Schrifttum antun wollte, erzürnte, entstand die Wintermär. Auch die Dichtung „Die Unbekannte“ ist von dem Geiste gerechten Zornes, wenn auch durch die Satire ausgedrückt, getragen. In den Ecken herumgestoßen und verachtet hat man die Poesie, bis ein einfaches aber poetisch empfindendes Gemüt die bescheidene „Unbekannte“ findet und erkennt.

So sind die Gaben aus dem Nachlasse des Dichters wertvoll für alle, die ihn gekannt und geschätzt haben und müssen wir seiner Witwe dankbar sein, daß sie uns das Wichtigste wenigstens aus der gewiß nicht kleinen Hinterlassenschaft zugängig gemacht hat. Voll Lobes müssen wir auch über die prächtige Ausstattung sein, die das Mitglied der Darmstädter Künstlerkolonie J. V. Cissarz geliefert. Steinzeichnungen und Initialen aus der Hand des berühmten Künstlers schmücken das auf geripptem Papier prächtig gedruckte Buch. Es ist ein würdiges Denkmal, das Herausgeberin und Verleger dem verstorbenen Dichter gesetzt haben. Möge es dazu beitragen, den Ruhm Schwabs weiter und weiter zu verbreiten, und auch im Hessenlande erkennbar machen, daß es ein Dichter war, der ihm am 2. März 1903 entrissen wurde.

Alexander Burger.

Karillon, Adam. Michael Hely. Zweite durchgesehene Auflage. Berlin (G. Grotesche Verlagsbuchhandlung) 1904. Geb. Mk. 5.—

Seit Gustav Frenssens „Jörn Uhl“ hat sich eine wahre Flut von Romanen, die das Werden oder Sein eines „kleinen Mannes“ zum Vorwurf haben, über Deutschland ergossen. Max Geißlers „Jochen Klähn“, Josef Lauffs „Pittje Pittjewitt“ gehören ebenso wie das vorliegende Werk zu dieser Reihe. Auch Holzamers „Peter Nockler“ und „Der arme Lukas“, zeitlich vor dem „Jörn Uhl“ liegend, lassen sich zwanglos hier anschließen. Es ist natürlich, daß alle diese Romane der sogenannten Heimatskunst angehören, liegt doch eben ihr Hauptreiz darin, das Wirken eines Mannes im Verein mit oder im Kampfe gegen seine Umgebung, wozu Boden und Menschen zu rechnen, zu zeigen. So hat Frenssen seinen Roman auf dem Boden seiner Heimat aufgebaut, wie es Josef Lauff tat, und in deren Spuren wandelt auch Adam Karillon. Der Name ist noch unbekannt im deutschen Dichterwalde, denn außer einer so ziemlich unter Ausschluß der Öffentlichkeit erschienenen Reisebeschreibung hat Karillon noch nichts veröffentlicht. Sein „Michael Hely“ freilich ist älteren Datums. Bereits im Jahre 1901 ist das Buch erschienen, blieb aber unbekannt, wohl meist durch die Schuld des Verlegers. Nunmehr hat sich Grote seiner angenommen und ihn durch Aufnahme in seine „Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller“ zu neuem Leben verholfen. Und mit Recht. Denn es ist ein gutes Buch. Keines von der Art, die man in einem Zug herunter zu lesen vermag, sondern eines, das zur Ruhe, zum Nachdenken anregt. Also wieder einmal ein „Lebensbuch“? Nein, denn zum „Lebensbuch“, auch der „Jörn Uhl“ ist keines, bedarf es doch anderer Voraussetzungen. Vor allem fehlt dem Buche die Kraft der Konzentration, jener Konzentration, die nur einen Teil erzählen läßt und uns doch glauben macht, daß sie alles vor uns ausgebreitet. Karillon will uns die Lebens-

geschichte seines Michael Hely erzählen, aber er kommt oft kaum über Skizzen hinweg. Namentlich der zweite Teil wird beherrscht von einer Anzahl ganz nett erzählter Episoden, die an und für sich sehr interessant anzuhören sind, zu dem Inhalte des Buches aber doch in recht geringem Konnex stehen. So zersplittert sich die Kraft des Verfassers — ich habe denselben Vorwurf s. Zt Valentin Traudts prächtigen „Leute vom Burgwald" machen müssen. Das Beiwerk, das doch schließlich nur zur Ausschmückung der Handlung da ist, gewinnt das ganze Terrain, an die Stelle der tiefgründigen Charakterschilderung, von der wir in Karrillons Buch manch schöne Probe erhalten, tritt die Detailschilderung, die zudem noch mit dem Hauptthema in nur loser Verbindung steht. Und dann der ominöse „fünfte Akt". Man ist es gewohnt gewesen, daß der fünfte, letzte Akt eines Dramas, der doch den Höhepunkt bringen sollte, gegen die vorhergegangenen abfiel. Muß das beim Roman, der doch einen dramatischen Höhepunkt im Sinne des Dramas nicht kennt, auch so sein? Es scheint beinahe so werden zu sollen — bei Holzamers „Inge" vermißt man im zweiten Teile das speziell Holzamersche —, die innige Lyrik, das Träumerische der Stimmung, die Biederkeit und den Frohmut, der sonst des Dichters Werke durchzieht. Auch bei Karrillons Buch fällt der zweite Teil gegen den ersten ab. Der Autor hat seinen Helden, den Sargtischler Hely, von der Wiege begleitet bis zu dem Augenblicke, wo er in Amt und Würde kommt; hier scheint auf einmal sein Interesse an dem Helden seines Romanes abzubrechen —, ich machte schon auf das Skizzenhafte aufmerksam, das dem zweiten Teile anhoftet. Den interessantesten Teil des Lebens seines Helden hat freilich der erste Teil vorweggenommen, das war der Krieg im großen, den der „Dorfteufel" gegen seine Mitmenschen führt — jetzt beginnt bald der Kleinkrieg, denn der Michael hat auf der sozialen Leiter die höchste Stufe erreicht, die er erklimmen konnte. Das Interesse für den Helden erlischt, denn all sein redliches Streben führt doch nur seinen Untergang herbei. Es ist nicht zu ersehen, warum Karrillon seinen Helden, den er uns hat liebgewinnen lassen, untergehen läßt, warum er ihn nicht vielmehr aus dem Kampfe mit dem Mitmenschen siegreich hervorgehen läßt.

Wir haben so, alles in allem, einen Roman vor uns, der nicht zu denen gehört, die man kritiklos bewillkommnen darf. Aber Karrillons Buch gehört zu denen, deren man sich freut, über denen man doch manche Stunde zubringt, weil sie uns mehr bieten als gewöhnliches Lesefutter, weil sie ein Menschenschicksal darstellen in Freud und Leid, mit Schwächen und mit der Stärke, die das „Original" für sich beanspruchen darf. Alexander Burger.

Freier Almanach deutscher Studenten. (Deutschland, Österreich, Schweiz.) Zwanglose Hefte. Herausgeber: Hanns Holzschuher. 3. Jahrg. Nr. 1. München (Süddeutscher Freier Verlag).

Bei der Wandlung, die sich seit einigen Jahren im akademischen Leben der deutschen Studenten vollzieht, muß eine gut geleitete akademische Zeitschrift, der die Fragen der Couleur und des Comments keine Haupt- und Staatsaktion mehr bedeuten, Aussicht auf Erfolg haben. Goethes Satz: „Was der lebendigen Gegenwart interessant sein könnte, darüber hat eine gebildete Jugend am ersten zu entscheiden!" steht an der Spitze des vorliegenden Heftes, das in einer Reihe ansprechender Aufsätze sein Programm entfaltet und zeigt, daß es dem deutschen Studenten keine Steine statt Brot reichen will. Die angefügten „Randglossen" wollen etwas Ähnliches bieten wie das „Notizbuch" der Hardenschen „Zukunft". Wir wünschen dem Unternehmen ein kräftiges vivat, crescat, floreat. Kandidat Jobs freilich, der Münchener Theaterreferent, wird in erheblich höherem Maße als bis jetzt zu dessen Gedeihen beitragen, wenn er zuvor in seinen Mußestunden durch eingehende grammatikalische und stilistische Übungen seine Kenntnis der deutschen Sprache vervollständigt haben wird.

Heidelbach.

Personalien.

Verliehen: Seiner Erlaucht dem Grafen von Schlitz genannt von Görtz zu Schlitz, Oberhessen, der Hohe Orden vom Schwarzen Adler; dem Provinzialschulrat Dr. Otto in Kassel der Charakter als Geheimer Regierungsrat; den Oberlehrern Reinhard am Gymnasium, sowie Dr. Hoffmann und Rausenberger an der Ober-Realschule in Hanau, Dr. Stamm am Gymnasium in Hersfeld, Dr. Ritter an der Friedrich Wilhelms-schule in Eschwege der Charakter als Professor.

Ernannt: Dr. Roselieb in Abterode zum Kreisarzt des Kreises Wolfhagen; Pfarrer extr. Uffelmann zu Hersfeld zum zweiten Pfarrer in Grebenstein; die Referendare Baumann, Mohr, Löber und Israel zu Gerichtsassessoren.

Bestellt: Pfarrer Noll zu Haueda zum reformierten Pfarrer in Karlshafen.

Geboren: ein Sohn: Dr. med. Keyßer und Frau Lina, geb. Ricke (Landwehrhagen, 4. März); — eine Tochter: Dr. med. H. Weber und Frau Hedwig, geb. Schenck (Frankfurt a. M., 4. März) Königl. Landmesser Otto Hasselmann und Frau Paula, geb. Stauß (Marburg, 7. März).

Gestorben: Technischer Eisenbahn-Betriebssekretär Oskar Scholz, 54 Jahre alt (Kassel, 27. Februar); Kapellmeister und Komponist Josef Häser (Düsseldorf, 28. Februar); Pfarrer a. D. Hermann Ochs, 82 Jahre alt (Kassel, 2. März); Oberstleutnant a. D. Theodor von Trott, Obervorsteher der althessischen Ritterschaft, 70 Jahre alt (Oberurff, 4. März); Steuerrendant a. D. Heinrich Schramm, 79 Jahre alt (Fritzlar, 6. März); Maschinenfabrikant Fritz Müller, 46 Jahre alt (Kassel, 8. März); Kurfürstlicher Kammerdiener a. D. Eduard Müller, 71 Jahre alt (Kassel, 9. März).

☛ Mit dem heutigen Heft beschließt das „Hessenland" das I. Quartal des XIX. Jahrgangs. Wir bitten namentlich die verehrlichen Post-Abonnenten um rechtzeitige Neu-Bestellung. Mit dem 1. April neu zugehenden Beziehern können die Hefte 1–6 nachgeliefert werden. Probe-Hefte stehen jederzeit gern zur Verfügung. Der Verlag des „Hessenland".

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 7. XIX. Jahrgang. Kassel, 3. April 1905.

Die Sprache der Töne.

> Die Musik ist eine Art unartikulierter, unfaßbarer Sprache, welche uns bis an den Saum der Unendlichkeit führt und uns auf Augenblicke in dieselbe hineinschauen läßt. Carlyle.

Ist eine Sprache traut, unsagbar wundersam,
— Vom Volk der Staubgebornen stammt sie nicht —
Die, wie auf ihres Wohllauts Wellenstrom,
Die Sehnsucht weit hinweg, in unermeff'ne Fernen,
Bis zu des Paradieses Uferschwelle trägt —
Die warme Wundersprache heißt: Musik.

Sie weckt mein tiefstes Sein.
Sie lacht und weint mit mir.
Was nie ein Auge sah,
Was nie ein Wort genannt,
Was überirdisch ist,
Unfaßbar, rätselvoll:
Das offenbart sie mir....

Wann sie mich grüßt?
Des Windes Lied im Schilf,
Der Orgel frommer Ton,
Kristallner Glöcklein Klingen,
Der Regentropfen leise Litanei,
Der Zweige Zwiegespräch,
Der Harfe Hymnensang
Und einer Menschenstimme seelenvoller Psalm:
Der Trauten Laute sind's....
Der Kindheit Märchenwald,
Der Träume Inselgärten
Tun sich in ihr vor meinen Sinnen auf.
Die Fesseln, die mich an die Scholle binden,
Löst die Beglückerin.
Sie schenkt mir heimlich Kron' und Herzogtum,
Senkt in die Wasser der Vergessenheit
Mein Herzeleid — — —
Ob sie gewaltig klingt,
Ob schmelzend, hingehaucht,
Sie bannt, bezaubert mich....
Und wenn's im Fremdland wär':
Dort weil' ich gern, wo jene Sprache tönt....

Ravolzhausen. **Sascha Elfa.**

Gruss.

Sieh, es lächelt die Natur
Aus verträumten, lieben Augen,
Streifet ab die Winterspur,
Sonnenleben einzusaugen.

Schenkt von ihrer Brust, der Flur,
Mir ein Sträußlein, dir zu reichen,
Ein paar blaue Veilchen nur,
Doch ein sanftes Lebenszeichen.

Remscheid. **Auguste Wiederhold.**





Die Landgrafen von Hessen-Homburg von 1622—1866.

Von Ottilie Weber=Thudichum.

(Fortsetzung.)

Erbprinz Friedrich, der nunmehrige Landgraf Friedrich VI., hatte auch nach dem zweiten Pariser Frieden sein Verhältnis zu der österreichischen Armee fortbestehen lassen und löste dieses jetzt erst auf. Er reiste nach Wien, um sich von dem Kaiser und von seinen Waffengefährten zu verabschieden. Zu den hohen Auszeichnungen die er besaß, zählte auch das Großkreuz des ungarischen Stephansordens, das ihm nach der Einnahme von Lyon 1814 zuteil geworden war, nachdem er dem Kaiser die goldenen Schlüssel der Stadt, die ihm der Maire überreichte, zugesandt hatte.

Mit Beginn seiner Regierung führte der Landgraf zunächst aus, was ihm zur Verschönerung von Homburg nötig schien, u. a. legte er den „englischen Garten" an, der sich jetzt im Besitz der Frau von Brüning befindet. Die 1490 in Gelnhausen erbaute Heiliggrabkapelle, die 1824 beseitigt werden sollte, ließ er ankaufen und in 21 Wagen nach Homburg bringen, wo sie auf dem Friedhof der reformierten Gemeinde durch dieselben Maurer, die sie abgebrochen hatten, nach genau genommenen Maßen wieder errichtet wurde.

Obgleich der Landgraf für seine Person ohne Ansprüche war, hielt er es doch als souveräner Fürst und seiner Gemahlin, der Tochter des Königs Georg III. von Großbritannien, zu Liebe für nötig, seinen Hofhalt auf glänzenden Fuß zu setzen. Dabei war er von großer Wohltätigkeit und unbegrenzter Freigebigkeit. So schenkte er beispielsweise einem österreichischen Hauptmann, der Adjutant bei ihm gewesen war, und sich verheiraten wollte, bevor er zum Major aufgerückt war, die ganze Kaution von 12000 Gulden. Patengeschenke gab er nicht unter 500 Dukaten. Ganze Scharen von Armen holten ihr Essen aus der Schloßküche, und die Kranken erhielten dazu noch Geldgaben und eine Flasche Ungarwein, den er in großen Sendungen kommen ließ.*)

*) Einer armen brustkranken Frau hatte der Landgraf einen Rollstuhl machen lassen und sie, wenn sie vor ihrer Türe saß, freundlich getröstet. Als sie starb und der Haushofmeister von dem großen Schmerz ihres Mannes erzählte, sagte der Landgraf: „Was soll man nur mit dem Manne machen? Schickt ihm einen Korb Ungarwein."

Durch nachlässige Beamte und Unordnung in der Verwaltung gerieten indes die Finanzen in solche Verwirrung, daß der Landgraf sich nach einer Hülfe umsah, um dem drohenden Unheil zu steuern. Er fand denn auch in der Person des vormaligen nassauischen Regierungspräsidenten von Ibell einen ausgezeichneten Finanzmann, den er an die Spitze der Verwaltung berief und dem es auch gelang, das schwierige Werk, allerdings erst unter dem Nachfolger des Landgrafen, zu einem glücklichen Ende zu führen.

Ohne längere Krankheit — eine in der Schlacht bei Leipzig erhaltene Wunde war wieder aufgebrochen — verschied der Landgraf am 2. April 1829. Die Landgräfin Elisabeth hatte nach dem Tode ihres Gemahls ihre eigene kleine Hofhaltung und verwandte ihr jährliches Einkommen von 6000 Pfund Sterling, das sie aus England bezog, größtenteils zum Besten des Landes. Sie wohnte während ihrer letzten Lebensjahre in Frankfurt a. M., starb auch dort am 10. Januar 1840 und wurde in der Fürstengruft zu Homburg beigesetzt.

Prinz Ludwig Wilhelm Friedrich, der zweite Sohn des Landgrafen Friedrich V., hatte 1787 die Akademie zu Genf besucht und war dann in die preußische Armee eingetreten, in der er die Rheinkampagne mitmachte und nach dem Friedensschluß zum Kommandeur des Regiments von Wedell ernannt wurde, das in Bielefeld garnisonierte. Auf den Wunsch seiner Eltern bewarb er sich um die Hand der Prinzessin Auguste Amalie, Tochter des Fürsten, späteren Herzogs von Nassau-Usingen. Die Prinzessin war 23 Jahre alt und nahm, da ihr Herz noch frei war, auf Zureden ihrer Mutter die Bewerbung an. Bald nachher faßte sie aber zu dem 20jährigen Hofjunker und Infanterieleutnant Friedrich Wilhelm von Bismarck eine leidenschaftliche Zuneigung, die zu einem geheimen Liebesverhältnis führte. Ungeachtet ihrer Verlobung setzte die Prinzessin den heimlichen Verkehr fort, entdeckte endlich ihrer Mutter ihre Neigung und bat um Aufschub der Vermählung — allein die Mutter erklärte es für eine Ehrensache, das gegebene Wort zu halten, und am 2. August 1804 wurde die Trauung in Biebrich vollzogen. Die

Prinzessin begegnete ihrem Gemahl aber mit solcher Kälte, daß ein Zusammenleben sich als unmöglich erwies, infolgedessen schon am 13. Juni 1805 eine Resolution des Konsistoriums zu Wiesbaden auf den Scheidungsantrag beider Teile die Trennung der Ehe aussprach. Die Prinzessin vermählte sich zwei Jahre später zu Frankfurt nach Einwilligung ihrer Eltern mit Bismarck, der sich als tapferer Offizier und als Militärschriftsteller auszeichnete, von König Friedrich von Württemberg in den Grafenstand erhoben wurde und 1860 in Konstanz starb. Die Prinzessin war bereits 1846 zu Wildbad verschieden und als die letzte des Nassau-Usingischen Fürstenstammes zu Usingen beigesetzt worden. —

Prinz Ludwig führte nach der Schlacht bei Jena sein Regiment, das viel gelitten hatte, in geordnetem Rückzug nach Erfurt und geriet dort, wie schon früher bemerkt, durch die Kapitulation des Kommandanten von Prüschenk in französische Gefangenschaft. Nach seiner Freilassung wurde er in Königsberg als Generalmajor der ostpreußischen Infanterie angestellt und konnte mit seiner Schwester Marianne, der Prinzessin Wilhelm von Preußen, verkehren, die mit dem Hof fast drei Jahre lang dort verweilte. 1813, wo er mit seiner märkischen Brigade dem Bülowschen Korps zugeteilt war, nahm er an der Eroberung von Halle, den Schlachten von Dennewitz, Großbeeren und Leipzig teil. In der Völkerschlacht ging er am 19. Oktober nach Vertreibung der Franzosen aus Reudnitz zum Angriff auf das äußere Grimmasche Tor vor. Er stellte sich an die Spitze der Sturmkolonne, erhielt aber einen Schuß zwischen Brust und Schulter und mußte fortgetragen werden. „Kinder, haltet Euch auch ferner brav!“ rief er seinen kämpfenden Truppen zu. Zwölf Soldaten trugen ihn, da sein Zustand das Fahren nicht erlaubte, nach Dessau, wo er unter der Pflege seiner Schwester, der Erbprinzessin Christiane Amalie, seine Herstellung abwartete. Im Dezember übertrug ihm der König von Preußen das Oberkommando des Reservekorps zwischen Elbe und Rhein und ernannte ihn zum Gouverneur von Luxemburg, eine Stellung, die er nach dem Feldzug von 1815 antrat. Er widmete sich dem Ausbau der Festung und benutzte die reiche Muße, die ihm sein Dienst bot, zu wissenschaftlichen Studien, auch unternahm er große Reisen durch die meisten europäischen Länder, sowie durch die Türkei, deren Verlauf er in höchst anziehend geschriebenen Briefen an seine Schwester Marianne geschildert hat.

Durch den Tod seines kinderlosen Bruders wurde er zur Regierungsnachfolge berufen. Er wechselte zwischen Homburg und Luxemburg als Residenz ab, da er seinen Gouverneurposten auch als Landgraf beibehielt. Unter seiner Regierung wurden eine Witwen- und Waisenversorgungsanstalt und eine allgemeine Sparkasse errichtet, Homburg trat in den deutschen Zollverein und in das großherzoglich hessische Zollsystem und schloß sich der süddeutschen Münzkonvention an. Durch Erschließung einer neuen Trinkquelle wurde der Grund zu der Bedeutung Homburgs als Kurort gelegt. Nachdem der Landgraf am 18. November 1838 das 50 jährige Jubiläum seines Eintritts in den Militärdienst begangen hatte, begab er sich um Weihnachten nach Luxemburg, wo er am 8. Januar von einem Schlaganfall betroffen wurde, an dessen Folgen er am 19. verschied. Der hohen Stellung des Verewigten entsprechend waren die letzten Ehren, die ihm erwiesen wurden. Am 22. Januar setzte der Trauerzug mit dem Sarkophag sich zur Überführung nach Homburg in Bewegung. An der Grenze der Festung waren die Truppen in Schlachtordnung aufgestellt und erwiesen durch Abfeuerung von 30 Kanonenschüssen, unter den Klängen der Trauermusik, der Trommelwirbel und dem Geläute sämtlicher Glocken dem Dahingeschiedenen die letzten Ehren. Um Mitternacht des 23. Januar traf der Kondukt vor den Toren der Bundesfestung Mainz ein, wurde hier von der Garnison mit allen militärischen Ehren empfangen und nach Kastell geleitet.

Der nun zur Nachfolge berufene dritte Bruder, Philipp, geb. 11. März 1779, hatte schon mit sechzehn Jahren unter seinem mütterlichen Oheim, Prinz Christian, der das Regiment Hessen-Darmstadt befehligte, an dem Krieg, welcher in den Niederlanden gegen die französische Republik geführt wurde, teilgenommen und war, als die Festung Sluys sich 1794 an Pichegru ergeben mußte, in französische Kriegsgefangenschaft geraten. Er wurde nach Amiens gebracht, aber entgegen der Kapitulation nicht ausgewechselt, sondern als Geisel für die durch Dumouriez an Österreich ausgelieferten Nationalkonventsmitglieder nach Paris geführt und im Palais Luxemburg eingekerkert. Beim Transport durch die Straßen von Paris imponierte er der wütenden Menge, die schimpfend und fäusteballend den Wagen umringte, durch seine furchtlose Haltung. Nach fast zehn Monaten strenger Haft wurde er endlich ausgewechselt und traf im Juni 1795 bei seinen Angehörigen in Homburg ein. Vom folgenden Jahre bis zum Frieden von Luneville (1801) focht er in der österreichischen Armee gegen die Franzosen. Die Friedensjahre benutzte er zu seiner wissenschaftlichen Weiterbildung, die er außer in taktischen und strategischen Studien auch in Geschichte und Politik erstrebte, und erwarb sich die Einsicht in Staatsgeschäfte, die ihm, dem

geistig begabtesten der Homburger Prinzen, den Namen des „Diplomaten“ eintrug. Wieder zur Armee abgegangen, machte er in Italien die Schlacht bei Caldiero und später die Schlachten bei Aspern und Wagram mit; in der letzteren erhielt er eine schwere Verwundung durch eine Kartätschenkugel. 1813 kämpfte er bei Dresden und bei Kulm gegen die Franzosen. In den darauf folgenden Friedenszeiten wurde er von Wien aus vielfach mit diplomatischen Sendungen betraut. 1832 wurde er zum Generalfeldzeugmeister erhoben und Kommandant von Graz.

Zu Anfang des Jahres 1838 überraschte Prinz Philipp seine Geschwister mit der Nachricht, daß er sich morganatisch zu vermählen beabsichtige, und zwar mit einer Freifrau von Schimmelpfennig, der Witwe eines österreichischen Offiziers. Man fügte sich in das Unvermeidliche, und Landgraf Ludwig gab der Verlobten seines Bruders den Rang einer Gräfin von Naumburg. Seine Schwestern konnten nur schwer diese unwillkommene Heirat verschmerzen, und noch nach einigen Jahren schrieb die Erbprinzessin Amalie von Dessau, die Verse aus Tassos „Befreitem Jerusalem“ zitierend: „Muß doch auf seinen Ruhm ein Schatten fallen, So ist's der Liebe holde Raserei.“

Im Juni 1838 wurde die Vermählung vollzogen, und bereits im Januar 1839 berief der Tod seines Bruders den Prinzen zur Regierung. Da er sich aber nicht wohl genug fühlte, die weite Reise im Winter nach Homburg auszuführen, ermächtigte er seinen Bruder Gustav zur Stellvertretung. Eine schwere Nervenkrankheit machte auch im folgenden Frühling die Reise unmöglich, und erst im Juli traf er mit seiner Gemahlin in seinem Lande ein. Seine Ernennung zum Gouverneur von Mainz nötigte ihn, bis 1844 abwechselnd dort und in Homburg zu residieren.

Die Errichtung der Spielbank zu Homburg fällt unter seine Regierung. Vom Kaiser Ferdinand wurde der Landgraf 1846 zum Feldmarschall ernannt, der höchsten militärischen Würde, die keiner seiner Brüder erlangt hatte; aber er konnte sich dieser Auszeichnung nicht mehr lange erfreuen. Seine Gesundheit war durch die langen und mühevollen Kriegsjahre schwer erschüttert, und am 15. Dezember 1846 schied er aus dem Leben, das er auf 67 Jahre gebracht hatte. Die Gräfin Naumburg war bereits im Februar 1845 gestorben.

(Schluß folgt.)

Morgenstunden in der Kasseler Galerie.

Von Hans Altmüller.

III.

Wenn die Sonne untergeht, geht sie zugleich in einem anderen Land wieder auf. Als die Sonne der Kunst in Italien zu sinken begann, stieg sie über den Niederlanden glanzvoll empor. Zwar fehlt es in Italien nach der Epoche der Renaissance keineswegs an hervorragenden Talenten, aber ein großes Genie ist dort bis jetzt nicht wieder aufgetreten. Das 17. und 18. Jahrhundert, das Zeitalter des Barock und Rokoko, das in der Geschichte der italienischen Malerei hauptsächlich durch die drei großen Gruppen der Manieristen, der Eklektiker und der Naturalisten bezeichnet wird, hat in der Schule von Bologna, eben den Eklektikern, Meister hervorgebracht, die wir heute in genau dem Verhältnis zu unterschätzen geneigt sind, wie besonders die Höfe in früheren Zeiten sie zu überschätzen pflegten. Wohl in den meisten großen Galerien stellen diese Künstler zum italienischen Aufgebot das größte Kontingent, und auch in unserer Sammlung wird die Abteilung der Italiener in numerischer Hinsicht bei weitem durch die Maler dieser Richtung charakterisiert: Guido Reni, Domenichino, Guercino und vor allem die drei Caracci. Die Klarheit und Leichtigkeit ihrer Formensprache machte sie früheren Zeiten, die im ganzen viel unbefangener ästhetisch gestimmt waren als das kirchliche Mittelalter und unsere, entschieden unkünstlerische, aber technische und historisch-politische Zeit, zu besonderen Lieblingen, etwa wie jetzt das Quattrocento Mode ist. Uns erscheinen die Bolognesen, die, als Epigonen, unter dem Reichtum ihrer großen Vorgänger litten und die bequemen Formen bis zum Abgetragenen ausnutzten, kalt und akademisch, mehr Plastiker als Maler, und das sind sie auch. Und daß sie bewußt auf Nachahmung und Auswahl ausgingen (das berühmte Kochbuchsonett „Chi farsi un buon pittor cerca e desia“ beweist es leider komisch genug), will in unserm Zeitalter des Impressionismus nun gar verächtlich scheinen. Und doch hätte die bloße Anlehnung an große Meister nicht geschadet. Auch Rafael ist, z. B. dem großen Fra Bartolommeo gegenüber, nicht anders vorgegangen. Aber es war eben Rafael, der hier lernte und annahm, der aber von seinem Eigenen genug hinzutun konnte. Das war (in höherem Sinn) den Eklektikern versagt. Sie waren

samt und sonders keine eigentlich schöpferischen Persönlichkeiten, überhaupt keine Persönlichkeiten, immerhin aber eminent geschickte und höchst geschmackvolle Künstler, und das letzte ist es gerade, was wir heute (aus leider keinen erfreulichen Gründen) allzu leicht übersehen. Eine in jeder Art so fein und zart gestaltete Szene wie z. B. die Heilung des blinden Vaters des Tobias von Annibale Caracci (1560—1609), mit dem sozusagen dramatischen Parallelogramm der Hauptlinien, dem schwül gedämpften Goldton des Kolorits und dem anmutig innigen Ausdruck, ist eine kleine Perle unserer Galerie. Freilich, wenn wir dann von demselben Caracci den Herkules am Scheidewege sehen (eine kleine Kopie nach dem großen Bild im Museum zu Neapel), begreifen wir nicht, wie derselbe feinfühlige Künstler eine so derbe, fast manieristische Darstellung hat schaffen können. Diesen Künstlern fehlt eben bei allem Sinn für Stil und Geschmack die selbständige Einheit der Person. Der Charakter ihrer Kunst ist bereits ein wesentlich dekorativer. Das schönste Werk der Schule von Bologna, ja des ganzen 17. Jahrhunderts in Italien, Guido Renis weltbekannte Aurora, ist, charakteristisch genug, ein dekoratives Deckengemälde im Palazzo Rospigliosi in Rom, und einer der originellsten Eklektiker, Francesco Albani, der liebenswürdige Maler der Putten, zeigt schon durch seine Stoffe, wie er aufgefaßt sein will. So können wir an allen diesen Werken wie durch einen schöngemalten Saal hergehen, uns an ihnen erfreuen, aber nicht uns in sie vertiefen. Wenn das Wasser seicht ist, braucht *man nicht schwimmen zu können.*

Aus der Gruppe der gleichzeitigen Naturalisten jagt uns der schauderhafte Prometheus von Ribera einen Schrecken ein. Wer sich an solchen Bildern zu erfreuen vermag, verwechselt eine Gemäldegalerie mit dem Schlachthaus oder steht allenfalls auf dem Standpunkt jenes Kindes, das vor einer Prometheusdarstellung die armen Geier bedauerte, daß sie immer Leber essen müßten. Wirklich erfreulich dagegen ist der Naturalismus oder besser Realismus nicht sowohl auf den dunkelglühenden Gemälden des wilden Abenteurers und Mörders (nicht des einzigen in der Kunstgeschichte) Caravaggio als vielmehr auf den treu und sauberscharf gemalten Veduten aus Venedig von Canaletto.*) Hier, in der alten Lagunenstadt, finden wir überhaupt die letzten italienischen Maler von Bedeutung. Gerade an der nördlichen Grenze Italiens, gleichsam ein Bollwerk gegen die übermächtig vordringende Kunst des germanischen Nordens, rettet die wundervolle venezianische Malerei noch einmal ihre Ehre. Denn die bedeutendsten Meister Italiens aus dem 18. Jahrhundert stammen sämtlich aus Venedig: neben Canaletto und Belotto der pomphafte Freskenmaler Tiepolo, der brillante Kupferstecher Piranesi und die elegante Pastellmalerin Rosalba Carriera. Auch Piazettas Madonna mit dem kokettverzückten Schutzengel, Andrea Celestis kranker Königssohn (in seiner anspruchsvollen Äußerlichkeit sehr bezeichnend für die absterbende Kunst in Italien), Molinaris allzuweich aufgefaßte, aber nicht unedle Ehebrecherin und, allerdings aus früherer Zeit, Palma Giovanes, eines Großneffen des bekannten Palma Vecchio, aufdringliche Frauenzimmer gehören noch Venedig an. Wie heitergraziös diese mehr ornamentale Kunst zu wirken vermag, zeigt der leicht und sicher aufgebaute Triumph der Galatea von Francesco Trevisani (der große, im Saal IV, denn wir haben zwei). Und doch lehrt der Vergleich mit der Galatea Rafaels den großen Unterschied zwischen Renaissance und Barock: dort wahrhaft antike Unbefangenheit, hier bewußt theatralische Gefallsucht. Ein Beweis, wie jetzt nicht mehr Italien, sondern die Niederlande die herrschende Stellung in der Malerei behaupten, ist die Tatsache, daß nun der Norden den Süden beeinflußt und nicht wie früher umgekehrt der Süden den Norden, selbst der Stoffwahl nach: auch in Italien kommt mehr und mehr die Landschaft (vor allem durch Salvator Rosa) und das Genrebild auf. Beide Stoffgattungen sind es ja, in denen die niederländische, überhaupt die germanische Malerei ihre eigentümliche Größe erreicht hat, während die italienische von jeher in der Historienmalerei und auch im Porträt bedeutend war, von sehr wenigen illustren Ausnahmen, wie z. B. Rembrandt, natürlich abgesehen.

Dieser Unterschied der Stoffwahl ist für das Verständnis der beiden größten Malervölker wichtiger, als er vielleicht im Durchschnitt betrachtet wird. Er bedingt nämlich, wie mir scheinen will, schon von vornherein ein künstlerisches Wertverhältnis. Denn wie im Leben überhaupt, ist insbesondere in der Kunst für den Menschen der Mensch selber die Hauptsache. So wichtig, so poetisch, so malerisch, ja so unentbehrlich für uns auch die unbeseelte Natur, die Landschaft, sein mag, nie kann sie uns die menschliche Gesellschaft, die menschliche Teilnahme, die menschliche Förderung ersetzen. Es ist doppelt falsch, was Schiller mit so schönen Worten predigt: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual“, sondern umgekehrt, die Welt ist, noch so reich, doch arm, wo ein Robinson in mühsamer Einsamkeit hülflos sich die notdürftigsten

*) Von Canaletto selbst haben wir leider keine, sondern nur von einem seiner Nachfolger, der gerade die kühle Schärfe und Akkuratesse des Meisters vermissen läßt.

Elemente zu einigermaßen menschlichem Dasein zurechtarbeiten muß, die Welt ist unvollkommen überall, wo der Mensch allein ist mit seiner Qual. Und so wohltätig zeitweise der lösende Einfluß einsamen Naturgenusses für uns gehetzte und bedrückte Menschenkinder sein kann und sein muß, so wird doch kein Vernünftiger auch den schönsten Naturanblick einer treuen und teilnehmenden Menschenseele vorziehn wollen; abgesehen davon — und darum sage ich vorhin „doppelt falsch“ —, daß auch die Natur ohne Menschen, aber für den menschlichen Anblick im einzelnen Unvollkommenheiten, ja Grausamkeiten genug bietet. Folglich ist auch in der Kunst eine schöne Darstellung des Menschen einer schönen Darstellung der Landschaft von vornherein überlegen. Denn menschlich ist, wie überall in der Welt, so besonders in der Kunst unser Standpunkt ein für allemal. Niemand kann aus seiner Haut, und solange wir Menschen sind, bleibt auch unsere Auffassung aller Dinge eine in erster Linie menschlich-subjektive, und wer uns über das Wesen des Menschen höhere Aufschlüsse gibt, leistet uns mehr, als wer nur die Natur verherrlicht. Und so kann es nur eine modische Schrulle oder verblendete Idiosynkrasie sein, wenn man die niederländische Malerei der italienischen auch nur gleichsetzt, geschweige denn vorzieht. Denn daß etwa der Satz „Es läßt sich nicht vergleichen“ oder gar der bequeme und flache Gemeinplatz „Über den Geschmack läßt sich nicht streiten“ (wo es doch eine Wissenschaft des Geschmacks gibt, die Ästhetik, über die seit Aristoteles die gescheitesten Leute ernsthaft nachgedacht haben) für einen denkenden Menschen keine Geltung hat, braucht nicht weiter bemerkt zu werden.

Immerhin müssen wir uns auf diesem Standpunkt wohl hüten, die glorreiche, köstliche und uns Germanen besonders nah und tief berührende Malerei Hollands und Belgiens irgend zu unterschätzen. Gewiß, die Größe der Niederländer liegt im Genre und in der Landschaft, während die italienische Malerei im Fach der Historie und des Porträts groß ist und die herrlichsten, höchsten und heiligsten Erscheinungen des Menschenlebens unvergleichlich schön gestaltet hat. Oder kann sich nur ein einziges Frauenporträt der Niederländer mit Lionardos Mona Lisa messen oder gar eine religiöse Darstellung mit seinem Abendmahl? Allerdings, vielleicht eine einzige, Rembrandts „Hundertguldenblatt“, doch nur eine Radierung und kein Gemälde. Aber innerhalb jener beschränkteren Gebiete danken wir den Niederländern unzählige Anregungen und Genüsse. Sie haben die Poesie des Hauses, des Gartens, der Straße, der Kirche, des Waldes, Feldes und Meeres entdeckt und uns eingeprägt. Sie haben das Wesen der Tiere liebevoll erfaßt und Blumen und Früchte zu selbständigem Dasein erhöht, ja selbst in einem Krautkopf noch malerischen Reiz gefunden. Sie haben Licht und Luft mit frischen Farben neu geschaffen. Sie haben den Wechsel der Jahreszeiten zuerst verwertet. Sie haben die nordische Gemütlichkeit der Wohnung, des häuslichen Stillebens und der häuslichen Geselligkeit traulich geschildert. Das Leben des Marktes und der Küche, der Gasthäuser und Kaufläden haben sie uns malerisch erschlossen. Poetisch, beschaulich, idyllisch ist ihre Kunst, echt germanisch ihre Vorliebe für das Bescheidene, Geringe, Alltägliche. Eine gewisse Nüchternheit und Schwunglosigkeit, ein Mangel an höherem Formgefühl (selbst bei Rembrandt) kommt ebenso auf Rechnung ihres Nationalcharakters wie bei den Italienern der angeborene Sinn für Grazie und Pathos.

Hier darf in der Tat mehr wie sonst von einem „Milieu“ geredet werden. Ein Volk, gründlich und phlegmatisch angelegt, mühsam und stolz für seine Freiheit kämpfend, dann zu üppigem Wohlstand gelangend, aber von einer kargen Natur umgeben, mußte auch in seinem Luxus, auch in seiner Kunst alles Vorhandene mehr wie andere beachten, würdigen und verwerten. So berühren sich die Niederländer mit ihrem gesunden Realismus gerade mit unserer modernen Auffassung mehr als die idealeren Italiener, wie denn auch unsere heutige Kunst der Malerei wie der Poesie nur noch im naturalistischen Genrebild und der Landschaft Hervorragenderes leistet, nur noch in der Schilderung, nicht mehr in der Erzählung, nur noch im „Milieu“, nicht mehr in der Hauptsache.

Wenn es wahr wäre, daß, wie von einigen Historikern behauptet worden ist, die alten Bataver ursprünglich Katten seien, ein Teil des Stammes, der aus der Gegend der Eder wegen Zerwürfnisse nach dem Norden ausgewandert sei, so hätte unsere Galerie auch noch ein inneres Recht, hauptsächlich Niederländer zu besitzen. Und Landgraf Wilhelm VIII., der Gouverneur von Maastricht und Breda, dessen Porträt übrigens, statt von Philipp van Dyck, besser von Tischbein gemalt, gesehen wird, hätte sich nicht nur von künstlerischer Vorliebe, sondern auch vom unbewußten Gefühl engerer Stammesverwandtschaft leiten lassen, indem er die Hauptschätze unserer niederländischen Kunst ankaufte. Es ist ein eigentümlicher Gedanke, Rembrandt, Frans Hals und Ruisdael Nachkommen der alten Katten! In Wirklichkeit werden aber leider, wie ich fürchte, die Bataver mit den Katten weniger zu tun haben, und außer der allgemeinen germanischen Stammesbrüderschaft (denn Kelten sind die Bataver wohl keinenfalls) wird sie wohl nur noch

die Eigenschaft näher verbinden, die das deutsche Sprichwort den Holländern und Hessen bekanntlich nachrühmt. Inzwischen haben wir Hessen immerhin Grund, solange nichts absolut Bestimmtes strikt nachgewiesen ist, uns jener Hypothese zu erfreuen.

So scharf in mancher Hinsicht die beiden Hauptgruppen der niederländischen Malerei, die flämische und die holländische, zu trennen sind, so ähnlich ist doch wieder ihr Grundcharakter. In Flandern bedingt das Festhalten an der katholischen Kirche, die bleibende Zugehörigkeit zum Hause Habsburg doch nur äußere Verschiedenheiten gegenüber dem protestantischen und freigewordenen und nun auch politisch mächtig aufblühenden Holland. Die Richtung auf das Nächstliegende in der Wahl der Stoffe, der behäbige Lebensgenuß, die vorwiegende Tendenz nach spezifisch malerischer und zugleich (nicht am wenigsten) poetischer Wirkung ist hier wie dort zu finden. Geister ersten Ranges ragen nur — im Gegensatz zu Italien — ganz wenige hervor: auf der einen Seite Rubens (van Dyck schon eigentlich nicht), auf der anderen Rembrandt, der allergrößte. Und die Zeit, auch wesentlich kürzer wie in der italienischen Kunstgeschichte, umfaßt nur drei Jahrhunderte, das 15., 16. und 17., von denen gar das mittlere so dürftig ist, daß es kaum mitzählen kann. Im 16. Jahrhundert nämlich treten von weltberühmten, aber z. T. nicht einmal sehr bedeutenden Künstlern eigentlich nur drei auf, in Flandern Quentin Massys und Pieter Brueghel, der „Bauernbrueghel", und in Holland Lucas van Leyden. Als vierter und fünfter wären dann von Bedeutung noch etwa der schon von mir genannte Joachim Patinir und namentlich Pieter Aertsen in Holland zu erwähnen. So blieben schließlich nur zwei Jahrhunderte übrig, die freilich reich genug sind. Während im 15. Jahrhundert Flandern und Holland sich kaum noch unterscheiden lassen und sich die Künstler alle um die Brüder van Eyck scharen, denen hauptsächlich Rogier van der Weyden und Hans Memling folgen, während ferner im 16. Jahrhundert mehr flandrische als holländische Künstler auftreten, ändert sich das Verhältnis im 17. Jahrhundert zugunsten Hollands in höchst auffallender Weise. Dem Dutzend flämischer Meister stehen ganze Massen holländischer gegenüber, die man zwar in Schulen hat einteilen wollen, die Schule von Utrecht, von Haarlem, von Amsterdam usw., die aber meist so originell sind, daß jeder für sich gelten kann.

Unser ältester Niederländer ist Hugo van der Goes (Chus ausgesprochen), der 1482 starb. Hochberühmt und mit vollem Recht ist sein köstlicher Portinari-Altar, jetzt in den Uffizien, einst für Santa Maria Nuova in Florenz gemalt und schon damals, in der Blütezeit der italienischen Frührenaissance, der Gegenstand allgemeiner Bewunderung, die noch heute dem Bild einen eigens nach ihm benannten Raum geweiht hat. Was den Florentinern so imponierte, war neben der tiefen Farbenglut, die auch noch jetzt in klarer Echtheit glänzt, und die der flandrische Künstler der Schule der van Eyck, der Verbreiter der Ölfarbentechnik, verdankte, auch der frappante Realismus in den Gestalten der anbetenden Hirten und die ganze Sorgfalt der Ausführung überhaupt, lauter Eigenschaften, die mehr oder weniger ja auch die späteren Niederländer ausgezeichnet haben. Unser Bild, neu erworben und darum noch nicht numeriert (es hängt über Nummer 2, der Madonna aus der Schule des Rogier van der Weyden), ist bedauerlicherweise so schlecht erhalten, daß man es wie ein Palimpsest nur mühsam lesen kann und mit den Augen gleichsam abkratzen und mit historischer Phantasie wieder frisch ergänzen muß. Aller dieser vielverlangten Arbeit ist das Werk aber reichlich wert. Wenn wir diese Madonna mit unserm frühsten italienischen Bild von Lorenzo Monaco, der allerdings beträchtlich älter ist, vergleichen, finden wir schon einen Grundunterschied in der malerischen Auffassung beider Nationen. Jener David, so hölzern er auch noch ist, hat einen Zug von monumentaler Pose, von Größe der Gesamterscheinung, von mächtigem Linienschwung, der dieser Madonna durchaus fehlt. Bei ihr reizt und rührt die treue Sorgfalt im einzelnen, die unschuldige Ehrlichkeit des Ausdrucks, die liebevolle Zartheit der Naturbeobachtung. Man sehe sich die Hände an, ihr feingliedriges Leben, wie sanft und sorgsam sie fassen und fühlen, und das ganz in den Moment versunkene Antlitz der Madonna, ihren sozusagen sachlichen Ausdruck! Und dazu die artige Landschaft! Von der Farbe leider läßt sich nichts mehr ahnen.

Noch älter als dies Bild würde, wenn sie ein Original wäre, die Verkündigung nach dem „Meister von Flémalle" (tätig von 1430—1450) sein. Doch ist das kleine Gemälde auch als Kopie schon darum wichtig, weil sein Urbild bis jetzt noch nicht nachgewiesen ward. Interessant ist hier der perspektivische Versuch des Künstlers, vom erhöhten Standpunkt aus die Szene zu geben, die sonst noch ganz im Stil der van Eyckschen Schule gehalten ist, mit ihrem fleißig und zierlich gemalten Detail (selbst das Handtuch ist mit Liebe ausgeführt), dem echt niederländischen Phlegma in der Haltung beider Figuren und dem scharf gebrochenen Faltenwurf.

Hundert Jahre später ist zunächst ein Rückschritt in der niederländischen Kunstgeschichte zu vermerken. Die italienische Malerei ist allzu mächtig und verlockend. Die nordischen Künstler werden von

Lionardo angezogen und von Rafael. Scharenweise strömen sie über die Alpen, studieren in den Werkstätten der großen Italiener und geben ihre Eigenart auf, ohne doch die Vorbilder auch nur annähernd zu erreichen.

Das Triptychon von Barend van Orley (1489—1541), (ebenfalls neu erworben und noch ohne Etikette, im gleichen Kabinett 15 befindlich), gibt uns ein Beispiel aus dieser Periode, aber gerade ein sehr günstiges. Hier ist zwar der italienische Einfluß deutlich zu erkennen, namentlich in der Gestalt oder vielmehr der Stellung der heiligen Barbara auf dem rechten Flügel, aber zugleich ist doch bei allem idealen Zustutzen der treuherzige Niederländer unverdorben geblieben, was besonders die poetische, wennauch nicht allzu geschickt ausgeführte Landschaft beweist. Viel weniger glücklich als italienisierenden Niederländer zeigt sich Jan van Coninxloo auf seinem sonst so lieblichen Flügelaltar, aber völlig zum Italiener geworden ist in seiner heiligen Familie Hendrik Bles, genannt Civetta nach seinem Käuzchen-Monogramm.

Besonders tüchtig ist zu dieser Zeit (dem 16. Jahrhundert) gerade in Flandern, dessen Kunst wir zunächst allein betrachten, die Bildnismalerei. Porträts wie Adriaan Keys Wilhelm von Oranien und Lambert Lombards brillantes Selbstporträt vereinigen italienische Größe und Freiheit mit niederländischer Treue. Denn auch diese Meister sind durch die italienische Schule gegangen.

Schon früh hat die flämische Malerei sich der Landschaft bemächtigt. Joachim Patinir können wir zwar bei uns nicht kennen lernen, ebensowenig den „Bauernbrueghel", der auch schon in der Landschaft bedeutend ist, aber von seinem Sohn Jan Brueghel (Bröchel auszusprechen) (1568—1625), dem „Sammetbrueghel", der seine Bilder gern auf Kupfer malt, besitzen wir eine ganze Reihe von Werken. Leider sind einige durch die sogenannte Blaukrankheit entstellt, so auch die erfrischende Kälte atmende Winterlandschaft. Gut erhalten dagegen ist z. B. seine „Dorfstraße" (Nr. 54), nur ein kleines Bild, aber wie voll von Leben, Reichtum, Poesie! Und wie sauber gemalt! Das Auge kann lange Spaziergänge machen, ehe es alles herausgeholt hat. Die Landstraße ist belebt von Wagen, Menschen und Tieren. Wieviel Tiere allein! Pferde, Kühe, Hunde, Hühner und Enten! Man sieht das bunte Durcheinander, man hört den fröhlichen Lärm. Das Aufgelegtsein des Wanderns, die Erregung des Reiseverkehrs, die erhöhte Anspannung, was alles das Unterwegs der Landstraße mit sich bringt, lebt und webt auf diesem Bilde. Eine vornehme Familie ist aus dem Reisewagen gestiegen. Der Kavalier fragt nach dem Weg. Fern, im blauen Duft, winkt ja schon die Stadt. Rechts, das Gasthaus von roten Backsteinen, links die zartbelaubten Bäume, gegen den hellen Himmel abstechend, wie heiter, frisch und wunderhübsch ist das alles!

Aber auch in die Ferne schweift die malerische Phantasie. Joos de Mompers (1564—1634) großartige Alpenlandschaft beweist es. Und daß sich auch die reine Dichtung in diesen frühen Landschaften märchenhaft ergehen kann, zeigen die effektvollen Phantasiestücke von Peter Schaubruck, besonders die Zerstörung Trojas, deren magische Architektur, unter rotes Feuer gesetzt, wunderbar unheimlich in der blauen Mondnacht erglüht.

Ein bestimmter Zweig der flämischen Landschaftsmalerei ist die Darstellung von Kircheninnern. Pieter Neefs (1570—1661) und Hendrik van Steenwyk (1580—1649) zeichnen sich hier aus. Fein wie mit einer Nadel gemalt sind diese Architekturen, schlicht und sachlich ihre Auffassung, rein malerisch ihre Wirkung. Ruhig belebt werden diese kühlen Hallen von langsam sie durchwandelnden Personen; das Ganze eine Baukunst, einfach in Malerei übersetzt. Schon früher hatte man angesetzt zu dieser Spezialität. Jan van Eycks Gemälde z. B. in der Dresdener Galerie stellt die Madonna in einer ausführlich geschilderten Kirche sitzend dar. Die Holländer konnten derartiges nicht schaffen. Denn bei ihnen wurden ja die Kirchen selbst ihres Schmucks beraubt. Im Jahr des Bildersturms, 1566, hat man dort in drei Tagen 400 Kirchen und Kapellen zerstört.

(Wird fortgesetzt.)

Margritt und der Templer.

Erzählung von Theodor Metz.

(Fortsetzung.)

Vielleicht e Woch danach sinn beim Hannphilipp in de Waulsgaß in seiner Häfnerwerkstatt e paar Hinnergässer unn Waulsgässer zusamme gewese, das Schneiderche, der Hannphilipp mit seine Junge, der Schäfer unn sein Jung unn noch e paar junge Kerlercher unn hawe beratschlagt. Sie hawe kei Licht gebrannt, denn sie hawe keins gebraucht unn gewollt, der Mond hat ihne schon zu hell gemacht. Unn sie hawe um die groß Drehscheib gestanne, unn an de Drehscheib hat der Kasper gesesse, denn

der war aach dabei unn war ewe erscht vom Schönberg erunnerkomme. Unn der hat ihne nu verzeehlt: „Ach, unn mit de Margritt," hat er gesagt, „da steht's noch viel schlimmer, als ihr habt schwätze hörn. Se liegt wirklich im Turm verstrickt, zwar noch nit im allertiefste Verließ, awer wo se liegt, da finn aach schon Mäus unn Ratte unn Ungezieffer genug, unn hat als Lager nur e bißche Stroh, unn jeden Awend kriegt se Wasser unn Brot, unn mei Wääs, die Hannelies, darf nit emal an die klei Luk, von wo des bische Licht neinfällt, unn darf nit emal e Trostwörtche zu ihr sage; awer das hat die Hannelies doch ausm Mägdgeschwätz erausgenomme, daß se ganz ruhig is unn gefaßt ... An dem all awer is nur der Boineburger schuld, der Schuft, der Hund, den e Feuer verzehrn muß. Wie se sich geweigert hat, ihn zum Mann zu nemme, standhaft, da hat er ihrm Vatter das gesagt mitm Herr Rupert vom Schloß, meim Herr. Da is der Schönberger wütend worn wie e junger Stier unn hat gebrüllt unn geschworn, er würd die Dirn zum Hof enauspeitsche lasse, nackicht, unn ihr n Mühlstein an Hals hänge unn se in de Ohm versäufe lasse; awer der Boineburger hat n beruhigt, denn der will se doch gern lewig hawe, unn so is se bloß in das Loch enabgeseilt worn. Heut sitzt se schon de zweite Tag drin, unn fünf Tag hat se jetzt noch Bedenkzeit, unn gibt se sich nit bis dahin, wer weiß, was da geschieht, de Schönberger kennt ihr ja doch all ... Unn nu hört emal, ihr Leut, hört mich emal an! Wollt ihr bei all dem zugucke unn die Hänn in Schoß lege? Hat die Margritt aach zugeguckt, wie euch die Pestilenz im Nacke saß?"

„Nein, nein," hat da das bucklig Schneiderche laut ausgerufe, unn die Träne finn ihm aus de Auge geschosse, „helfe, helfe wolle wir ihr, wie se uns geholfe hat."

„Ja, ja," hawe die annern gesagt, unn genickt, unn manchem is es nah gegange gleich dem Schneiderche.

„Ein Mittel gibt's," hat der Kasper wieder gesagt, „das heilt. Morge awend is wieder Sauferei uffm Schönberg, unn wann dann der Boineburger heimreit unn hat de Kopp schwer, dann haue unn steche unn schieße wir'n zusamme, den räudige Hund, unn unser Herrgott wird mit uns sei. Unn wenn's noch so stockfinster wär, ich will ihn schon erauskenne unner seine Reiter, denn der kann's ja nit groß genung treiwe, der Großhans, unn an seim Hengst is das ganze Zaum- unn Sattelzeug mit Silber beschlage bis uff de Schwanzrieme."

Unn, wirklich, in de nächst Nacht hawe im Schönberg, e halb Stünnche von de Burg entfernt, da, wo der Waldweg ging nachm Boineburger seim Schloß, in em Buchegestrüpp fünf starke Bursch im Hinnerhalt gelege unn hawe dem Boineburger achtgepaßt, unn das war der Kasper, dem Hannphilipp sei Junge, dem Schäfer sein Jung unn en Küferbursch, aach e Hinnergässer, mit Namens Reinhard, der war der stärkste von n all unn war n Kopp größer als se all. Es war awer noch einer bei en, das war das klei bucklig Schneiderche; den hatte se erscht nit mitnemme wolle, awer er hatt's nit anners getan, hatt sei stärkst Ell uffgepackt unn aus seim Holzställche die Axt unn war mitgegange. Schwere Wolke finn am Himmel gezoge unn hawe de Mond verdeckt, unn erscht uff ein, zwei Schritt konnt mer de Mann erkenne. So hawe se lang gelege, endlich, lang nach Mitternacht, is es de Waldweg hergetrabt komme; drei Reiter warn's, unn wirklich hat bei eim das silberne Sattel- unn Riemezeug geblunke. Wie se ganz in de Näh warn, hat der Kasper gerufe: „Raus!". Da finn se hervorgekroche, der Reinhard unn dem Schäfer sein Jung finn de zwei annern in die Zügel gefalle, das Schneiderche mit seiner Ell is aach an die gehüppt, der Kasper awer unn die zwei Hannphilippe hawe uff de Boineburger ingeschlage mit Knüppel unn gestoche mit Spieß, daß er gleich vom Gaul gesunke is. Unn wie er ihm so vor de Füß gelege hat, da hat der Kasper uff eimal gemerkt, daß es gar nit der Boineburger war; unn der Kasper is dadrüwer so erschrocke, daß er gleich gerufe hat: „Zurück, zurück," unn is ins Holz gesprunge. Die annern hawe aach gleich abgelasse, nur das Schneiderche hatt grad n Anlauf genomme uff ein von de Reiter unn hat aach den noch emal angesprunge mit seiner Axt, der Reiter awer hat sich blitzschnell ausm Sattel geboge, hat die Axt gefange unn das Schneiderche am Hosebund gepackt, hat's üwern Sattel gelegt unn is im Galopp, was gibste, was haste, fortgejagt ... Der Boineburger awer hat in der Nacht uffm Schönberg besoffe unnerm Tisch gelege, unn da hatt's ein von seine Junker gejuckt, sein schöne Hengst zu reite ...

Was mitm Schneiderche geworn is, das hat kein Mensch erfahrn. Unn wann des Hannphilippe nit so gute Leut gewese wärn, da hätt's später seiner Fraa noch arg kratzig geh könne mit ihrn Kinnercher ...

Am folgende Mittag, wie der Reinhard in de Arbeitspaus in seiner Mutter ihrm Holzstall gestanne hat unn ihr e bißche Lesholz kleingemacht hat, denn se war e arm Wittfraa, da finn uff eimal siwe Häscher komme, die warn vom Schönberger geschickt, unn bei en war der Stadtscholtes, unn hawe de Reinhard, ohne daß er sich viel hätt wehrn könne, uffgehowe unn ins Stockhaus gebracht, weil er beim Üwerfall im Schönberger Wald dabei gewese wär.

Wie das erauskomme is, daß grad der Reinhard dabei war, ob n einer von de Reiter erkannt hat, weil's so n langwuchsiger Mensch war, oder ob das Schneiderche vielleicht uff die Marterbank gelegt is worn unn da sein Name genannt hat, unser Herrgott wird's wisse.

Am gleiche Tag gege Awend, grad als die Sonn im Unnergeh war, da hat's einer vom Schönberger seine Leut durch die Stadt verkündigt unn durch de Burgberg unn die Hinnergaß unn die Waulsgaß, daß am Gleismerschhain in de Hinnergaß e Hochgericht stattfänd, unn kei halb Stunn druff hat dem Reinhard sein blutiger Kopp dort uff er Stang gesteckt, unn alle arme Weiwer durch ganz Humerch durch hawe geheult unn gewehklagt . . .

An dem Awend is der Rupert grad von de Jagd her durch die Waulsgaß enuffgeritte nachm Schloß zu. Da stürmt in de Hinnergaß dem Reinhard sei Mutter mit de Schürz an de Auge uff n zu unn ruft n an: „Siehste da hinne mein Jung, unn du bist sein Mörder, du hast n dahin gebracht, unn unser Herrgott wird dich strafe, so wahr ich e arm Wittfraa bin."

Der Rupert is ruhig unn verwunnert weitergeritte; denn der Kasper hat sich gar wohl gehüt gehabt, vom Anschlag uffn Boineburger seim Herr was zu sage . . .

Die Nacht, die dadruff gefolgt is, war e furchtbar Gewitternacht, unn nach fufzig Jahr hawe die Ällervätter ihrn Enkelcher noch von der Nacht verzeehlt. Uffm Schloß is em uralte Eichbaum, den der Bonifatius noch gesetzt hawe sollt, von em Blitzstrahl die ganz Kron erausgeköppt worn, im Brauhausturm hat's ingeschlage, awer kalt, aach im Ohmtal hat's e paarmal ingeschlage, unn in Maulbach hat's gezündt unn is e groß Anwese abgebrannt. Wie am annern Morge in aller Herrgottsfrüh der Kasper im Gäulsstall kaum uffgestanne war unn grad angefange hatt, sei Gäul zu putze, da is uff eimal die Stallstür uffgegange unn sein Herr, der Rupert, is ereinkomme. Der Kasper is ordentlich erschrocke, wie er sein Herr angeguckt hat, so hat der ausgeseh im Gesicht, ganz bleich mit eingefallene Backe unn so em Geflimmer in de Auge. Es war grad sonst niemand im Stall, unn der Rupert hat dem Kasper n Brief hingehalte: „Kaspar, eil dich, lauf, daß du den Leinewebers Christian noch erwischst, bevor der auf den Schönberg geht, und gib ihm den Brief mit, er ist für das Fräulein, und die Hannelies soll ihn ihr bald darreichen lassen; um die Mittagszeit wird ja Licht genug im Turm sein, ihn zu lesen, und er ist ja auch nur kurz. Lauf, Kaspar, es gilt." Der Kasper hat sein Herr noch emal verwunnert betracht, wie der so artlich aussah, dann hat er sein Striegel in die Eck geworfe unn is spornstreichs durch de Schloßgarte nachm Sandweg zu gelaufe, denn er hat gemeint, der Christian wär wohl schon aus der Waulsgaß fort, unn richtig hat er n aach dort abgefange . . .

Von dem Tag ab is es dem Kasper so vorkomme, als wenn sein Herr mit de annern Brüder was vorhätt unn mit ihne zwistig wär; er hat sein Herr mit keim annern im Hof steh unn spreche seh, immer is sein Herr alleins gegange, unn meist hat er aach uff seiner Stub gegesse unn nit im große Saal mit de annern. Wie nu der Kasper so zwei, drei Tag später in die Stadt gegange is, um was zu besorge, da is ihm am Marktplatz die Hannelies begegnet unn hatt n Henkelkorb am Arm. Der Kasper is freundlich uff se zugetrete unn hat gesagt: „Gute Morge, Wääs." Die awer hat sich uffm Absatz erumgedreht, als hätt se e Otter gebisse, unn is weitergegange, ohne e Wort dagege zu sage. Der Kasper is ihr nach unn hat se am linke Arm gepackt. „Ei, Wäsi, Wäsi, was is Euch dann?" hat er gesagt unn hat se gar verwunnert angeguckt. Der alt Hannelies awer is das Blut ins Gesicht geschosse vor Zorn. „Mach dich aus meine Auge, Bursch, das will ich dir gerate hawe, du bist der Kerl grad so schlecht wie dein Herr." Da hat se der Kasper losgelasse . . . Was sollt das heiße, was sollt das heiße? Das is dem Kasper bei Tag unn Nacht im Kopp erumgegange, unn er hat de Häuwel gehängt wie die Blum, wann's regent. Oft is m ingefalle, wann ich nu mal mein Herr frag, da muß ich doch was hörn, awer er hat doch kei Kurasch gehabt. Endlich, wie sein Herr mal wieder im Schloßpark gegange is, hat er sich doch e Herz gefaßt unn is vor ihn getrete; awer wie er dem in sei krank Gesicht unn in die matte Auge geguckt hat, da hat er nur gefragt, ob er die Gäul jetzt nit beim Hennerk-Schmied in de Hinnergaß beschlage lasse dürft, der könnt's grad so gut wie der reich Schmied newig de Kirch . . .

So sinn zwei Tag verstriche, da is der Kasper am annern Morge um die Frühstückszeit mal ins Batzehäusche gegange, weil er nit recht gewußt hat, wie's ihm zu Mut war. Wie er da eneinkommt, is es schon recht lustig zugegange; e paar Knechte vom Schönberger hawe dringesesse, unn aus dene ihrm Gespräch hat er entnomme, daß se in Humerch warn unn hatte für de Graf die zwei städtische Backhäuser gedunge zum Kuchebacke, denn ihr Fräulein wär wieder ausm Turm, unn am nächste Sonntag tät se Hochzeit mache mitm Boineburger.

Der Kasper hat erscht seine Ohrn nit getraut, dann awer is ihm e Licht uffgegange, unn jetzt hat er gewußt, warum sein Herr so bleich aussah. Awer wie kam nur die Margritt zu so was? Unn

weshalb war sei Wääs, die Hannelies, so falsch uff ihn gewese?

Am selwige Mittag noch hat ihm sein Herr de Ufftrag gegewe, für sei Gäul Quartier in der Stadt zu besorge, denn am Sonntag bekäme se viel Besuch von auswärts unn von hohe Herrn, unn da wär aach Platz für Gäul nötig. Am Awend hatt der Kasper schon e Unnerkunft besorgt ...

Bis zum Sonntag is der Kasper nu üwerall erumgegange unn hat sein Kopp bald hierhin gestreckt unn sei Ohrn bald da gespitzt, awer alles, was er erfahrn konnt, das hat er in de Waulsgaß vom Leinewewersch Christian gehört, daß an dem Tag, an dem die Margritt den Brief kriegt hätt, se sich aach dem Boineburger zur Eh gelobt hätt. Der Kasper awer hat de Kopp geschüttelt ...

Endlich is der Sonntag erankomme, unn es war der zweite Sonntag nach Pingste, da is der owerste von de Templer mit e paar Brüder schon in aller Herrgottsfrüh fortgeritte uff Alsfeld naus, dem Besuch entgege; denn es hat sich angeschickt, als wollt's wieder, wie die Tag vorher, n glühend heiße Tag gewe. Der Kasper hat an dem Morge sei Gäul geputzt in de Stadt, unn wie er damit fertig war, is er uffs Schloß gegange unn hat sich, weil er nix Besseres zu treiwe wußt, am Gäulsstall uff n Stein in er Eck gesetzt, hat de Kopp mitm Ellnboge gestäuwert unn hat vor sich hingestiert. Da is uff eimal der Ulrich daherkomme, was der Schreiwer unn e jung frech Bürschche war, das hatt n Spatz im Kopp, weil's mit em Gänskiel e bißche kratze konnt; der hat de Kasper angesproche:

„No, Kasper, was sitzste da unn guckst in die anner Woch? Hast aach freilich Ursach genug, wann du's aach nit recht weißt. Denn ich will dir's sage, — morge mußte's ja doch erfahrn, unn ich weiß es, weil ich viel Schreiwerei damit gehabt hab —, heut awend is e groß Gericht, unn es komme viel Owere von weither, unn das Gericht wird verhängt üwer dein Herr, der hat sich selbst angeklagt wege de Margritt des Treubruchs gege Satzung unn Gelübd, unn er säß schon längst hinner Schloß unn Riegel, wann unser Herr ihn nit so gut leide möcht unn wüßt, daß er ihm aach nit durchgeht. Awer das heut awend, das wird sei Letze sei ..."

Der Kasper hat große Auge gemacht unn hat sich das Bürschche betracht von owe bis unne.

„Schreiwerche, Schreiwerche, is das aach dein Ernst, oder machste mir nu e Wippche vor?"

„Schäferche, Schäferche," hat der Schreiwer zurückgegewe, „du bist mir gar nit recht zum Wippchesmache; lang genug haste bei de Gäul geschlafe, jetzt kannste dich bald wieder unner die Schafläus lege."

Da is dem Kasper das Blut in Kopp gestiege, unn all das Betumbene unn der Groll von de letzt Zeit hat sich Luft gemacht, das Schreiwerche hat er im Gnick erwischt unn hat's emal durchgewalkt, daß es e Art hatt. Unn wie er damit fertig war, da is m so wohl gewese unn so frei ums Herz, wie eim, der in m Kaste unnerm Deckel gesesse hat unn uff eimal erausgelasse wird ...

Mit dene Templer awer, wann die Gericht gehalte hawe, da muß das grad so gewese sei, wie heutsetag mit dene Freimaurer. Haste de alte Steuerrat Bast noch gekannt? Das war nämlich so e Freimaurer, unn im Sommer, gege neun, wann's anfängt, Nacht zu wern, da is er daheim fort unn heimlich durch die Gärte unn is üwer Erfurtshause, Roßdorf unn de Lehberg nach Marburg gelaufe. Unn da sitze se in em geheime Keller bei gedüsterte Fackel unn beratschlage, unn wer was Böses getan hat gege sie, den gewe se de Vögel preis unn dem Wind, unn dann durchsteche se e Bild, das an der Wand hängt, unn in derselwig Nacht noch stirbt der Mann, unn kein Mensch weiß, wie das zugegange is ... So muß es aach mit dene Templergerichte gewese sei; die Nacht stockfinster, die Fackeln rot, unn weh dem, der vor dene schwarze Richter stann, der mußt gar grausam sterwe ...

(Fortsetzung folgt.)

Die Murhardsche Bibliothek in Kassel.

Die Fertigstellung des zur Aufnahme der Murhardschen Bibliothek bestimmten Gebäudes gibt zu einem kurzen Abriß der Entstehung und Entwickelung dieser Büchersammlung Veranlassung.

Die Gründer derselben waren die Gebrüder Murhard. Der ältere von ihnen, Hofrat Dr. Friedrich Murhard, war am 7. Dezember 1779 in Kassel geboren, hatte in Göttingen Mathematik und Philologie studiert und sich dort habilitiert, von 1799 bis 1801 bereiste er den Orient. Das Ergebnis dieser Reise waren zwei größere Werke über Konstantinopel und den griechischen Archipelagus. Nach Gründung des Königreichs Westfalen übernahm er die Redaktion des westfälischen Moniteurs, als jedoch der Zusammenbruch der Fremdherrschaft erfolgt war, siedelte er nach Frankfurt a. M. über, von wo er nach Bern ging, um die Redaktion der „Europäischen Zeitung" zu übernehmen. Nachdem

diese unterdrückt worden war, gab er die „Allgemeinen politischen Annalen" heraus. Als 1823 in Kurhessen die Drohbriefangelegenheit zu außerordentlichen politischen Maßnahmen führte, geriet auch der wieder in Frankfurt wohnende Hofrat Murhard als ausgesprochen liberaler wissenschaftlicher Schriftsteller in Verdacht, dabei beteiligt zu sein. Ein früherer hessischer Offizier namens Kelch, der erst den Demagogen gespielt hatte, nunmehr aber im geheimen Polizeiagent war, drängte sich an ihn heran und bewog ihn im Februar 1824 zu einer Spazierfahrt nach Hanau. Auf kurhessischem Boden angelangt, wurde Murhard verhaftet, und trotzdem er eine hohe Kaution bot, festgesetzt. Erst nach sieben Monaten erhielt er, da nichts gegen ihn ausgerichtet werden konnte, seine Freiheit wieder. Eine weitere Verhaftung zog er sich 1844 zu, weil die kurhessische Regierung durch einen Artikel in Rottecks und Welckers Staatslexikon sich verletzt fühlte. Damals aber wurde seine Kaution angenommen. Er lebte in Kassel als Privatmann mit seinem Bruder zusammen in größter Zurückgezogenheit und starb am 29. November 1853. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Die Volkssouveränetät im Gegensatz der sog. Legitimität", Kassel 1832, „Der Zweck des Staates", Göttingen 1832, „Das Recht der Nationen zur Erstrebung zeitgemäßer Staatsverfassungen", Frankfurt a. M. 1832. Auch gab er den von Martens begründeten „Recueil général des traités" heraus.

Sein Bruder Dr. Karl Murhard war am 23. Februar 1781 zu Kassel geboren. Er studierte in Göttingen und Marburg Rechts- und Staatswissenschaft. 1800 wurde er im Archiv der Oberrentkammer in Kassel angestellt und vier Jahre später zum wirklichen Archivar ernannt. Unter der westfälischen Regierung war er als Auditeur Mitglied des Staatsrats. Nach Wiederherstellung des Kurfürstentums erhielt er seine Stelle als Archivar wieder, als er aber 1816 als Regierungssekretär nach Fulda versetzt werden sollte, nahm er seine Entlassung und siedelte gleich seinem Bruder nach Frankfurt a. M. über. Später nahm er mit diesem seinen Wohnsitz wieder in Kassel, wo er am 8. Februar 1863 starb. Seine Schriften, durch die er sich einen hochgeachteten Namen als staatswirtschaftlicher Gelehrter gemacht hatte, sind: „Ideen über wichtige Gegenstände aus dem Gebiete der Nationalökonomie und Staatswirtschaft", Göttingen 1808, „Geld und Münze", Kassel und Marburg 1809, „Theorie des Geldes und der Münze", Leipzig 1817, „Theorie und Politik des Handels", 2 Bände, Göttingen 1831. Sein Hauptwerk aber ist „Theorie und Politik der Besteuerung", Göttingen 1834.

Das Vermögen, das nach dem letzten Willen der Verewigten als Murhardsche Stiftung der Stadt Kassel zufiel, bestand in einem Kapital von rund 341 000 Mark und in einem Grundbesitz von fast 5 ha, auch ging ihre nicht unbeträchtliche Büchersammlung durch ihr Vermächtnis in den Besitz der Stadt über.

Durch den Bildungsgang der beiden Brüder und ihre hervorragende schriftstellerische Beteiligung an den politischen Zeitfragen erklärt es sich auch, daß nach ihrer Bestimmung die zu gründende Bibliothek sich hauptsächlich im Fache der Staatswissenschaften auszeichnen solle, sodann in der Pflege der Literaturgeschichte, der Geschichte der Wissenschaften und Künste und der Bibliographie. Überhaupt sollen vorzügliche Bücher gemeinnützigen Inhalts zum Unterricht des gebildeten Publikums auf dem Gebiete der Geschichte, Geographie, Biographie, Memoiren, Naturwissenschaften, Philosophie usw. angeschafft werden. Doch soll die Bibliothek durchaus wissenschaftlichen Charakter tragen, zeitvertreibender, unterhaltender und belustigender Lesestoff ist ausgeschlossen.

Die aus dem Nachlaß der Gebrüder Murhard stammende Büchersammlung, die anfangs in dem aus der Erbschaft überkommenen Hause in der Wilhelmshöher Allee belassen worden war, wurde, durch Geschenke und Ankäufe wesentlich vermehrt, 1874 dem Publikum zugänglich gemacht, nachdem sie bereits zwei Jahre zuvor in der für jährlich 3900 Mark ermieteten Villa Sambarth, ebenfalls in der Wilhelmshöher Allee gelegen, eine weitere Unterkunft gefunden hatte. 1881 siedelte sie sodann in eine Villa auf der Terrasse, 1884 wegen Raummangels in ein anderes dort gelegenes Haus (Nr. 7) über, von dort aber 1899 in das geräumige etwa 20 Zimmer enthaltende erste Stockwerk des Hauses obere Königsstraße Nr. 2. Nunmehr wird sie endlich in das eigens für sie erbaute großartige Bibliotheksgebäude, das im sog. Fürstengarten, an einer der schönsten Stellen Kassels, im Stil der deutschen Renaissance errichtet worden ist, übergeführt.

Bei dem s. Z. ausgeschriebenen Wettbewerb erhielt der Architekt Emil Hagberg in Berlin-Steglitz den ersten Preis, nach dessen Projekt und unter dessen künstlerischer Leitung die technische Ausführung seitens des Kasseler Stadtbauamtes erfolgt ist. Das Gebäude besteht aus drei Teilen und einem offenen Vorhof, der durch einen monumentalen Brunnen geziert werden soll. Im Erdgeschoß des Hauptgebäudes befinden sich die Verwaltungsräume, im Obergeschoß der 215 Quadratmeter große Ausstellungssaal, Handschriftenzimmer und Bücherspeicher, die durch Brandmauern geteilt und durch mehrere schmiedeeiserne Treppen miteinander verbunden sind. Das Erdgeschoß des Zwischenbaus und des eigent-

lichen Magazinbaus enthält die zum inneren Betrieb der Bibliothek erforderlichen Räume, Bücherausleihe, Katalogzimmer und zwei Lesesäle. Die Büchermagazine, die eine lichte Höhe von 2,30 m haben, befinden sich teils im Erdgeschoß, teils in den Obergeschossen. Die Bibliothek, die im Laufe der Jahre auch durch Schenkungen bedeutend bereichert worden ist, enthält gegenwärtig ungefähr 127 000 Bände, in den zur Verfügung stehenden Räumen können aber 250 000 Bände untergebracht werden.

Ein besonderer Vorzug der Bibliothek besteht in dem Gebrauch gedruckter Katalogzettel, der eine vielseitige Verwendbarkeit derselben und eine genaue Spezialisierung des systematischen Katalogs erlaubt, sowie in der handlichen Büchleinform der Kataloge, die ihre Benutzung unmittelbar durch das Publikum gestattet.

Die Bibliothek ist Eigentum der Stadt, doch ist für die Verwaltung der gesamten Stiftung ein besonderer Verwalter bestellt. Als solche fungierten nacheinander die Stadtratsmitglieder Grimmel, Hentze, Bürgermeister Klöffler und Stadtsyndikus Brunner.

Die Leitung der Bibliothek lag zuerst in den Händen von Dr. Karl Altmüller, der als gemütvoller Dichter und dabei doch scharfblickender Kritiker sich allgemein bekannt gemacht hatte. Von seinen mit feinem künstlerischen Geschmack ausgeführten Erzählungen seien „Die Ironischen", von seinen Gedichten das von Meyerbeer komponierte und in allen hessischen Kreisen bekannte, so recht aus der Heimatliebe hervorgegangene Lied von dem „*teuer werten Land, dem lieben Land der blinden Hessen,*" von seinen sonstigen Schriften die vortreffliche Abhandlung über den „Humor" genannt. Leider sollte der verdienstvollen Tätigkeit Karl Altmüllers schon im Jahre 1880 durch den Tod ein Ziel gesetzt werden.

Sein Nachfolger war Dr. Oskar Uhlworm, seither Kustos an der Universitätsbibliothek zu Leipzig. Dieser führte Zetteldruck sowie äußere Form der Kataloge, deren große Handlichkeit schon hervorgehoben wurde, nach holländischem Muster ein. Auf der Weltausstellung in Chicago sind die Kataloge der Murhardschen Bibliothek mit der bronzenen Medaille prämiiert worden.

Dr. Uhlworm, der von 1881 bis 1901 an der Bibliothek wirkte, folgte alsdann einem Ruf als Oberbibliothekar an die Bibliothek in Berlin.

Der gegenwärtige Vorstand der Bibliothek, Herr Dr. Georg Steinhausen, der sein Amt im November 1901 antrat, war vorher Universitätsbibliothekar in Jena. Er ist der verdienstvolle Herausgeber mehrerer Zeitschriften für Kulturgeschichte und Verfasser zahlreicher, Gegenstände aus diesem Gebiete behandelnder Bücher. In seiner kürzlich im Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig erschienenen „Geschichte der Kultur" hat er ein bahnbrechendes Werk geschaffen, das seinem Namen bleibende Bedeutung verleiht.

Die Benutzung der Bibliothek hat sich seit dem Amtsantritt des jetzigen Bibliothekvorstandes sehr stark gesteigert. Die Zahl der Benutzer betrug 1900/1: 5531, 1901/2: 6834, 1902/3: 8320, 1903/4: 12111 Personen. Die Zahl der ausgeliehenen Bände 1900/1: 3740, 1901/2: 4078, 1902/3: 5215, 1903/4: 6598.

Aus Heimat und Fremde.

Taufe. Im Schloß zu Rotenburg a. F. fand am 22. März die Taufe des am 1. desselben Monats geborenen Prinzen von Hessen statt, der an der Spitze zahlreicher hoher Verwandten der Großherzog und die Großherzogin von Hessen beiwohnten. Der kleine Prinz, der von dem Großherzog von Hessen zur Taufe gehalten wurde, empfing die Namen Wilhelm Ernst Alexis Hermann.

Hessischer Geschichtsverein. Am 27. März fand unter dem Vorsitz des Herrn Generals Eisentraut die letzte Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel im Winterhalbjahr 1904/5 statt. Nach einigen geschäftlichen Mitteilungen des Herrn Vorsitzenden, bei denen auch das ständige Wachsen des Vereins, der jetzt 1768 Mitglieder zählt, festgestellt wurde, hielt Herr Superintendent a. D. Wolff einen Vortrag, der ein „Stimmungsbild aus der Festung Ziegenhain zur Zeit des Königsreichs Westfalen" gab. Der Grund, damit gerade jetzt in die Öffentlichkeit zu treten, sei einesteils der Umstand, daß im nächsten Jahr 100 Jahre seit der französischen Invasion verflossen sind, andernteils, daß die Erinnerung an jene Zeit immer mehr abstirbt und nicht mehr viele da sind, die aus den Erzählungen ihrer Eltern oder Großeltern darüber etwas im Gedächtnis behalten haben. Er selbst könne noch Überlieferungen aus seiner Kinderzeit folgen und habe diese in dem heutigen Stimmungsbild wiedergegeben. Mit lebhaften Farben schilderte Herr Superintendent Wolff sodann die Tage nach der Auflösung der kurhessischen Armee 1806 in Ziegenhain, das Einrücken der Franzosen in die alte berühmte Festung, die aber gar bald geschleift wurde, da sie für die neuere Kriegsführung von

keiner Bedeutung mehr war, und die Durchstechereien, die angeblich von Ziegenhainer Einwohnern, dem Bürgermeister an der Spitze, mit den französischen Machthabern betrieben wurden. Diese Manipulationen, deren Tatsächlichkeit aber die Beweise mangeln, haben Stoff zu einem längeren Spottgedicht in Knittelversen gegeben, „Ziegenhainer Aufmerksamkeit“ benannt, das damals weit verbreitet war. Herr Superintendent Wolff verlas das ganze, der Fassung und dem Ausdruck nach aus dem Volk hervorgegangene Gedicht, das sein Vater 1816 als 13jähriger Knabe abgeschrieben hatte. Herr General Eisentraut drückte dem Redner, der zum ersten Male im Geschichtsverein gesprochen hatte, den Dank der Versammlung aus, worauf Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf noch Aufschluß über den ersten französischen Truppenteil, der in Ziegenhain eingerückt war, gab. Es waren dies neu Konskribierte, die nicht zur eigentlichen Armee zählten. Diese hielten sich größtenteils musterhaft, wogegen die darauf folgenden Voltigeurs schon weit mehr zu Ausschreitungen geneigt waren.

50jähriges Jubiläum. Am 1. April beging der Präsident des Oberlandesgerichts Wirklicher Geheimer Oberjustizrat Dr. Max Eccius zu Kassel sein 50jähriges Amtsjubiläum. Im Regierungsbezirk Kassel hat Herr Präsident Dr. Eccius seit 19 Jahren als oberster Richter gewirkt und in seiner verantwortungsvollen Stellung sich als ein Jurist von großer Bedeutung erwiesen. Er tritt nunmehr als Präsident der Prüfungskommission für die große juristische Staatsprüfung an die Stelle unseres Landsmanns, des Geh. Oberjustizrats Stölzel.

---

70. Geburtstag. Am 8. April d. J. begeht Josephine Gräfin zu Leiningen-Westerburg ihren 70. Geburtstag. Zu Bamberg als Tochter des weitbekannten Kartologen und Geschichtsforschers von Spruner geboren, erhielt sie eine vorzügliche Bildung und vermählte sich mit dem Grafen zu Leiningen, der in späteren Jahren seinen Wohnsitz in Kassel nahm, wo sie auch nach dem Dahinscheiden ihres Gemahls verblieben ist. Sie ist trotz aller Anhänglichkeit an das Land ihrer Geburt bei uns so heimisch geworden, daß wir ein Recht haben, sie zu den Unsern zu zählen. Gräfin Leiningen trat zuerst 1897 mit einem stattlichen Band „Dichtungen“ (Verlag von Th. G. Fisher & Ko., Kassel) in die größere Öffentlichkeit, dem im Verlag der Keßlerschen Buchhandlung (H. Kempf, Kassel) zwei Jahre später ein zweiter Band folgte. Diesem schlossen sich bis 1904 in demselben Verlag noch zwei weitere Bände an. Dazwischen erschienen zwei Bändchen Skizzen und kleine Erzählungen unter dem Titel „Erlebtes und Fabuliertes“ und das fünfaktige Schauspiel „Die Kaiserin“ (Theodora), sämtlich bei H. Kempf. Aus den Gedichten und Erzählungen der Gräfin Leiningen spricht eine hohe sittliche Lebensanschauung, ein warmes Mitgefühl mit der Menschheit und dabei ein herzerfrischender Humor. Diese Eigenschaften im Verein machen die Dichterin zu einer überaus sympathischen Erscheinung. Zur Feier ihres Geburtstags ist von der Intendanz des Königlichen Theaters in Kassel „Die Kaiserin“, die schon vor einigen Jahren mehrfach gegeben wurde, wieder in den Spielplan aufgenommen worden. Möge die Dichterin, der wir einen heiteren Lebensabend wünschen, uns noch manche Gabe bescheren.

Major Georg August Gissot. Am 4. April werden es 100 Jahre, daß ein in weitesten Kreisen beliebter, verdienter hessischer Offizier, der Major Georg August Gissot, der letzte Kommandant der ehemals kurhessischen Staatsfestung Spangenberg, das Licht der Welt erblickte. Geboren zu Marburg als zweiter Sohn des Kapitäns im Regiment Kurfürst Jean Paul Gissot*), erwählte er gleich seinem Vater den militärischen Beruf und trat am 1. März 1824 in das Garde-Jägerbataillon ein, stand als Sekondleutnant in seiner Vaterstadt Marburg und später in Hanau in Garnison und ward 1839 als Premier-Leutnant in das Schützenbataillon nach Kassel versetzt. Im Jahre 1849 erfolgte Gissots Beförderung zum Hauptmann und Kompagnie-Chef im Jägerbataillon. In dieser Eigenschaft wurde er zu dem mobilen Truppenkorps nach Hanau, als Kommandant der Jägerabteilung in Kesselstadt, kommandiert. Seine Ernennung zum Hauptmann I. Kl. brachte ihn wieder ins Schützenbataillon zurück. Hier ward der fernern Karriere des äußerst tüchtigen und bei seinem Landesherrn in großer Gunst stehenden Offiziers im Jahre 1856 beim Herbstmanöver ein jähes Ziel gesetzt. Durch einen unglücklichen Sturz im Ihringshäuser Manöverfeld in einen mit Gras bewachsenen Graben erlitt er einen starken Doppelbruch, infolgedessen er invalid ward und nie wieder ein Pferd besteigen konnte, wodurch die schöne Aussicht, in nicht allzu ferner Zeit Kommandeur des Schützenbataillons zu werden, für immer vernichtet wurde. Am 2. Oktober desselben Jahres ward Gissot zum funktionierenden Kommandanten von Marburg ernannt, in welcher Stellung er bis zum 1. Oktober 1858 verblieb. Am 1. April 1859 wurde ihm in Anerkennung seiner treuen Dienste von seinem Landesherrn die sehr gut dotierte Stellung

*) Vgl. über ihn den Aufsatz von Anna Bölke, geb. Gissot, im „Hessenland“ 1903, Nr. 2 ff. Dessen Verfasserin verdanken wir auch obige Notizen.

als Kommandant der Stadt und der Bergfestung Spangenberg verliehen, und am 6. Juni selbigen Jahres erhielt er den Charakter als Major. Die Stellung als Kommandant der Bergfeste begleitete er bis zum Herbst des Jahres 1870 und trat dann nach 46 jähriger treuer Dienstzeit in den Ruhestand über. —

In seiner Vaterstadt Marburg, wo er sich allgemeinster Beliebtheit erfreute, waren dem wackern alten Offizier noch 20 Lebensjahre beschieden; am 27. Dezember 1890 ward er zur großen Armee abberufen, tief betrauert von den Seinen, hochverehrt und geliebt von allen, die ihn kannten! —

Gedächtnisfeier. In Marburg wurde am 20. März anläßlich des 100. Geburtstags des früheren Direktors des dortigen Königlichen Gymnasiums, Friedrich Münscher, eine Schulfeier veranstaltet. Herr Gymnasial-Direktor Dr. Aly legte sodann mit einer Deputation von Lehrern und Schülern der oberen Klassen einen Kranz auf dem Grab des Dahingeschiedenen nieder.

Gedenktafel. An dem Ostgiebel der reformierten Kirche in Rinteln ist eine Marmorplatte mit folgender Inschrift angebracht worden: „Diese Kirche ist der letzte Rest des St. Jakobs-Klosters, in dessen Räumen Graf Ernst von Schaumburg im Jahre 1621 eine Universität, und Wilhelm I., Kurfürst von Hessen, am 31. Oktober 1817 nach deren im Jahre 1810 unter Jérôme, dem König von Westfalen, erfolgten Aufhebung ein Gymnasium gründete."

Hessische Bücherschau.

Geschichte der deutschen Kunst von den ersten historischen Zeiten bis zur Gegenwart. Von Dr. H. Schweitzer, Direktor des städtischen Suermondt-Museums in Aachen. Mit 472 Textabbildungen und 25 Einschaltbildern. Ravensburg (O. Maier) 1905. Brosch. Mk. 14.—; geb. Mk. 16.—

Ein Kriterium über den Wert dieser kurz vor Weihnachten erschienenen, deutschen Kunstgeschichte ist zweifellos die vielleicht manchem etwas kleinlich erscheinende Untersuchung, wie sich unsere heimatliche Kunst im Rahmen der allgemeinen Kunstgeschichte eines nichthessischen Kunsthistorikers widerspiegelt. Da der Verfasser die einmal hergebrachte Reihenfolge, zuerst die Architektur, dann die Plastik und zuletzt die Malerei zu behandeln, für die Hauptepochen der Kunst beibehalten hat, so unterziehen wir zunächst die von ihm besprochene hessische Architektur einer näheren Betrachtung.

Die Baukunst der Karolingerzeit ist durch die Erwähnung der einst vielen deutschen Kirchen als Vorbild dienenden, aber längst verschwundenen Salvatorkirche in Fulda und die knappe Schilderung der trotz mancher Veränderungen hochinteressanten Michaelskirche gebührend hervorgehoben. Die Blütezeit des romanischen Stils vertritt glänzend, selbst noch in ihren Ruinen, die Stiftskirche zu Hersfeld, eine flachgedeckte Säulenbasilika von ungewöhnlich großen Abmessungen. Den Übergangsstil repräsentiert die prächtige Marienkirche in Gelnhausen, von der eine instruktive Abbildung von der Chorseite aus gegeben ist. Die Bezeichnung „Dom" (S. 71) ist historisch unbegründet. Die romanische Profanarchitektur wird in der Kaiserpfalz zu Gelnhausen genügend gewürdigt. Die gotische Baukunst nimmt in der Elisabethenkirche zu Marburg eine hervorragende Stelle ein. Eine Vorderansicht und ein Grundriß erläutern die kurze, aber erschöpfende Beschreibung des herrlichen Baus. Die unter seinem Einflusse entstandenen Kirchen zu Frankenberg und Wetter und die älteren Marburger Kirchen sind nur kurz angedeutet. Aus der Renaissancezeit sind in Hessen Bauwerke, die für die allgemeine Kunstgeschichte eine Bedeutung haben, nur wenig vorhanden. Wohl hätte jedoch die Wilhelmsburg in Schmalkalden eine Erwähnung verdient. Ein glänzendes Beispiel der Spätrenaissance mit einem Überwiegen des Barocks bietet der Dom zu Fulda, die Meisterschöpfung Johannes Dientzenhöfers. Von demselben Architekten werden auch die Schlösser zu Fulda und Bieberstein noch kurz angeführt. Als eine der schönsten Blüten des Rokoko wird vom Verfasser mit Recht das Kassel nahegelegene Wilhelmstal bezeichnet. Eine gute Autotypie gibt uns eine Vorstellung von dem Interieur dieses reizenden Schlößchens. Die Schreibweise des Namens der berühmten Architektengeneration „Dury" (S. 521) ist für einen Hessen eine etwas ungewohnte. Von den modernen hessischen Baukünstlern findet die Tätigkeit Karl Schäfers Worte der höchsten Anerkennung. Daß Hessen auch im Kunstgewerbe des frühen Mittelalters eine wichtige Rolle spielte, wurde von Dr. Schweitzer nicht übersehen. Auf Seite 62 wird die Tätigkeit des Presbyters Theophilos, der *wahrscheinlich ein Mönch im Benediktinerkloster* unseres Diemelstädtchens Helmarshausen war, und die Bedeutung seines Lehrbuches des Kunsthandwerks, der Schedula diversarium artium, hervorgehoben.

Die mittelalterliche Plastik beschränkt sich nur auf die Erwähnung zweier Portalskulpturen der Marienkirche in Gelnhausen. Sie sind nicht frei von byzantinischen Anklängen und stammen von dem Künstler Heinrich Vingerhut. Die Renaissanceplastik ist durch das künstlerisch bedeutende Grabdenkmal des Landgrafen Ludwig III. (nicht IV.) von Gerhard Wolf in der Pfarrkirche zu Marburg und das schöne, aber kunsthistorisch noch wenig gewürdigte Grabdenkmal des Grafen Philipp Ludwig I. in der Marienkirche zu Hanau vertreten. Von neueren Bildhauern wird die künstlerische Eigenart des genialen Adolf Hildebrand an der Hand seiner wichtigsten Werke einer eingehenden Besprechung unterzogen. Die etwas klein ausgefallene Abbildung seines Wittelsbacherbrunnens in München soll uns einen Begriff seiner stimmungsvollen Monumentalplastik geben. Als ausgezeichneter Tierplastiker wird der Begasschüler August Gaul erwähnt. Nebenbei bemerkt war dieser aus Großauheim stammende Künstler zuvor jahrelang Schüler der Hanauer Akademie.

Von den aus Hessen stammenden Malern treffen wir als ältesten Matthäus Gondelach, der als Hofmaler Rudolfs II. und später in Augsburg eine unserem heutigen Geschmacke nur noch teilweise zusagende künstlerische Tätigkeit entfaltete, an. Die verzweigte Malerfamilie Tischbein ist durch ihre beiden klangvollsten Namen repräsentiert. Bei

Johann Heinrich Tischbein dem Älteren finden wir seine ausgesprochene Künstlerindividualität betont und von Wilhelm Tischbein, dem Goethes Freundschaft die Unsterblichkeit verlieh, ist eine vorzügliche Reproduktion seines berühmten Bildnisses „Goethe in der Campagna“ gebracht. Von neueren Malern begegnen wir Georg Cornicelius, dessen Kunst mit kurzen, aber treffenden Worten charakterisiert wird. Eine wohlgelungene Autotypie seines Gemäldes „König Enzio und Lucia Viadogli“ soll uns seine sinnige und tiefe Auffassung veranschaulichen. Von den jüngeren hessischen Künstlern ist Karl Bantzer, der mit virtuoser Technik und einem urgesunden Realismus Szenen aus dem oberhessischen Bauernleben malt, besonders hervorgehoben. Von den Meistern der graphischen Künste sind dem in Fulda geborenen Hans Brosamer einige Worte gewidmet. Noch bekannter ist als Erfinder der Schab- oder Schwarzkunst Ludwig von Siegen, der einen Teil seiner Jugend in Kassel verbrachte und später dem jungen Landgrafen Wilhelm VI. Zeichenunterricht erteilte. Für Hessen ist seine Erfindung noch insofern interessant, daß die erste Probe der neuen Kunst ein Brustbild der Mutter seines ehemaligen Schülers, der großen Landgräfin Amelie Elisabeth, war. Eine gute Reproduktion dieses Schabkunstblattes finden wir auf S. 479.

Wie wir gesehen haben, ist der Anteil Hessens an der Entwicklung der deutschen Kunst gebührend berücksichtigt. Stichproben, die sich auf andere Teile Deutschlands erstrecken, ergeben ein ähnliches Resultat. Man kann daher ohne Bedenken die Schweitzersche Kunstgeschichte allen denen empfehlen, die über die Gesamtentwicklung der bildenden Kunst unseres Volkes Belehrung suchen. Ihre einfache und schlichte Sprache wird auch in den weitesten Kreisen verstanden werden.

Freiburg i. Br. Dr. Karl Siebert.

Kriegsgeschichtliche Wanderungen durch Gießen und Umgegend. Von Rudolf Mohr, Hauptmann und Kompagniechef im 2. Großh. hess. Inf.-Rgt. Kaiser Wilhelm (Nr. 116). Gießen (Verlag der Brühlschen Universitäts-Buch- u. Steindruckerei [R. Lange]) 1905. M. 0,50.

Vorstehende Schrift ist die erweiterte Fassung von verschiedenen vom Autor im Offizierkasino und im oberhessischen Geschichtsverein gehaltenen Vorträgen. Der Geschichtsfreund erhält eine sehr willkommene Übersicht der wichtigsten Kriegsereignisse, die sich von den ältesten Zeiten bis zur gegenwärtigen Epoche auf dem Gebiete der oberhessischen Provinzialhauptstadt abgespielt haben. Naturgemäß haben der Siebenjährige Krieg und die Revolutionskriege besondere Berücksichtigung erfahren. Wir wünschen der frisch und anregend geschriebenen Abhandlung, deren Veröffentlichung zugunsten des Museums des oberhessischen Geschichtsvereins erfolgt, die weiteste Verbreitung.

Gießen, 25. März 1905. Dr. August Roeschen.

Personalien.

Verliehen: dem Justizrat Aulig in Rotenburg das Ritterkreuz I. Kl. des Verdienstordens Philipps des Großmütigen; dem Forstassessor Ludwig Gerland in Gumbinnen die Rettungsmedaille am Bande; dem Revierförster Jckler in Frankenhain der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem städtischen Steuerinspektor Appel in Hanau und dem Hegemeister Döring in Oberaula der Kronenorden 4. Kl. mit der Zahl 50; den Ärzten Dr. Jsrael in Hersfeld und Dr. Schlaefke in Kassel der Charakter als Sanitätsrat.

Ernannt: Landrat Freiherr von Dalwigk-Lichtenfels in Naumburg a. S. zum Polizeidirektor in Kassel; Landgerichtsrat Droste in Marburg zum Landgerichtsdirektor in Berlin; Landgerichtsrat Schmidt in Hanau zum Oberlandesgerichtsrat in Naumburg a. S.; Amtsrichter Aselmann in Kassel zum Landrichter daselbst; Gerichtsassessor Auth zum Amtsrichter in Abterode; Gerichtsassessor Dr. Eisenmann in Kassel zum Landrichter in Dortmund; Gerichtsassessor Lissauer in Kassel zum Landrichter in Bochum; Gerichtsassessor Heußner in Kassel zum Staatsanwalt beim Landgericht daselbst; Regierungsbaumeister Becker in Fritzlar zum Landesbauinspektor daselbst; Forstassessor Kohlhepp zum Oberförster in Roßberg.

Übertragen: dem Dr. phil. Legband aus Braunschweig die Hilfsbibliothekarstelle an der Murhardschen Bibliothek in Kassel.

Versetzt: Postdirektor W. Kördell von Neudamm nach Hamburg 18.; Kreisbauinspektor Baurat Schneider in Homberg nach Marburg; Landesbauinspektor Schmohl von Kirchhain nach Marburg; Archivassistent Dr. Knetsch von Wiesbaden an das Königl. Staatsarchiv in Marburg.

In den **Ruhestand** getreten: Kreisbauinspektor Geheimer Baurat Scheele in Fulda.

Entlassen: Gerichtsassessor Dr. Weber aus dem Justizdienst infolge seiner Zulassung zur Rechtsanwaltschaft bei dem Amts- und Landgericht in Kassel.

Geboren: ein Sohn: Rechtsanwalt Dr. Bartels und Frau, geb. Peine (Kassel, 18. März); — eine Tochter: Apotheker Ritz und Frau Margarete, geb. Barth (Hardegsen, 16. März); Dr. Ernst Thesing und Frau Agnes, geb. Podesta (Magdeburg, 22. März).

Gestorben: verw. Frau Pfarrer Dorothea Bohne, geb. Steinmetz, 88 Jahre alt (Allendorf, Kr. Wetzlar, 13. Februar); Frau Mathilde Hein, geb. Kellner, 82 Jahre alt (Kassel, 12. März); Oberlandmesser J. Weide (Rinteln, 14. März); Militäroberpfarrer a. D. Konsistorialrat Georg Osterroth, 72 Jahre alt (Kassel, 14. März); Rechnungsrat Karl Heldberg, 58 Jahre alt (Kassel, 15. März); Privatmann Wilhelm Stephani, 84 Jahre alt (Kassel, 16. März); verw. Frau Geheime Justizrat Justine Röstell, geb. Ritter, 85 Jahre alt (Marburg, 16. März); Privatmann Louis Hallo, 77 Jahre alt (Kassel, 18. März); Geheimer Regierungsrat Wilhelm Zeidler, 78 Jahre alt (Minden i. W., 18. März); verw. Frau Bürgermeister Sophie Rang, geb. Adolph, 71 Jahre alt (Marburg, 19 März); Frl. Louise Vietor, 66 Jahre alt (Kassel, 20. März); Fräulein Franziska Wack, 67 Jahre alt (Kassel, 20. März); Oberingenieur Wilhelm Luis, 54 Jahre alt (Kassel, 22. März); Instrumentenfabrikant Hans Nolda, 51 Jahre alt (Kassel, 22. März); Privatmann Jakob Schaub, 85 Jahre alt (Kassel, 24. März); Generalagent Wilhelm Meyer, 61 Jahre alt (Kassel, 25. März); Frau Wilhelmine Marchand, geb. Bindernagel, 73 Jahre alt (Kassel, 28. März); Regierungssekretär Heinrich Jakob, 49 Jahre alt (Kassel, 28. März); Forstrat a. D. Bodo Freiherr von Bodenhausen-Witzenhausen (München, 28. März).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 8. XIX. Jahrgang. Kassel, 17. April 1905.

Märzmorgen.

O Wonne! o goldenes Heute!
Schneeglockengeläute!
Und die Berge leuchten tiefblau,
Wie Türkis und Saphir,
Und, gleißendem Kleide gleichend,
Glänzet des Haselstrauches
Holdselige Kätzchen-Zier.

Schon hob sich vom moosigen Lager
Im Walde der Frühlingswind.
Schlug ein Ton an sein Ohr,
Sprang er geschwind
Lind-lächelnd empor.
Nun schleicht er, wie mich zu necken,
Ganz leise an mich heran,
Und rührt meine glühenden Wangen
Liebkosend an
Und küßt mich dazu.
Das raubt mir die Ruh'.

Horch! kommt von den schimmernden Bergen
Nicht ein zitterndes Klingen her?
Hör' ich nicht Wogen rauschen?
Rufen mich Strom und Meer?
Tauchen nicht marmorne Tempel,
Wie aus Tales Tiefen, herauf,
Tun sich vor meinen trunk'nen Blicken
Nicht Paradiesesgärten auf,
Gefilde, von Palmen beschattet,
Ein unbekanntes Land
Und Städte, — die Türme blinken — —

O Frühlingswind, du hast in meiner Brust
Den Wandertrieb geweckt, der lang geschlafen hat!
Wie wird's erst sein, wenn an den kahlen Zweigen
Sich öffnet Blatt um Blatt,
Wenn Sonnengriffel in der Bäche Spiegel
Nun Jubelhymnen schreiben —
— Kann ich dann bleiben?!

Ravolzhausen. **Sascha Elfa (Helene Bechtel).**

Ich geh' am Waldessaum allein.

Ich geh' am Waldessaum allein,
Die Zweige nicken im Winde,
Einen süßen Namen ritz' ich ein
In zarte Buchenrinde.

Mit blütenweißem Schlehenreis
Will ich ihn liebend schmücken,
Es sollen meine Lippen heiß
Viel Küsse darauf drücken.

Wie ist's so feierlich im Wald!
Schon sinkt der Abend nieder,
Doch meine Stimme freudig hallt
Ins Tal noch viele Lieder.

Die wehen alle weit, so weit,
Um in ein Herz zu dringen,
Daß sie ihm noch vor Schlafenszeit
Von meiner Liebe singen.

Remscheid. **Auguste Wiederhold.**

Ostern.

Leise wehten die Flocken,
Da du zur Ruh' gebracht;
Nun klingen Osterglocken,
Der Lenz kam über Nacht.

Nun duften auf deinem Hügel
Die Veilchen im Morgenwind.
Nahst du mit leisem Flügel,
Mein auferstand'nes Kind?

Kassel. **Meta Artzt.**



Die Abschaffung der Abendmahlsröhrchen in Kassel.

Von Professor D. Friedrich Wiegand in Marburg.

Durch die evangelischen Landeskirchen Deutschlands geht gegenwärtig eine liturgische Bewegung, bei der es sich um eine Änderung des bisherigen Abendmahlszeremoniells handelt. An die Stelle des einen und allen Kommunikanten gemeinsamen Kelches soll der sog. Einzelkelch treten, d. h. in Wirklichkeit eine größere Zahl von kleinen Bechern, welche nach jedem Gebrauche sofort gereinigt und gewechselt werden. Die für die Neuerung ins Feld geführten Gründe sind ästhetischer und vor allem hygienischer Natur: trotz einer ablehnenden Erklärung des kaiserlichen Gesundheitsamtes betont man die Ansteckungsgefahr, welche der gemeinsame Kelch mit sich bringen kann. Ohne Frage ist eine liturgische Änderung im vorgeschlagenen Sinne durchaus möglich. Denn eine einheitliche Kelchsitte hat in der Kirche nie bestanden. Nicht nur das Mittelalter, sondern auch die vier Jahrhunderte der evangelischen Kirche kennen sehr verschiedene Formen der Abendmahlsspendung und besonders der Weindarreichung. In Brandenburg ist die heutige Spendeform erst im 18. Jahrhundert, in Hamburg sogar erst in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts zur Durchführung gelangt.

Angesichts dieser kirchlichen Erörterungen liegt es deshalb nahe, die Frage aufzuwerfen: Wie alt ist in Hessen die heutige Spendeform? Ist sie so alt wie die evangelische Kirche Hessens selbst? Oder hat sie irgend eine Vorgängerin gehabt, und welche? Wie wurde etwa unter Philipp dem Großmütigen das Abendmahl ausgeteilt? Ich bin in der Lage, heute wenigstens ein Datum aus der Geschichte der Kelchspendung zu geben, das in weiteren Kreisen unbekannt sein dürfte. Und zwar entnehme ich das Faktum einem Aktenstück, das sich in zwei Exemplaren, als eigenhändiges Konzept und als Abschrift aus späterer Zeit, unter den Kasseler Kirchensachen des Marburger Archives findet und das in einer Eingabe des Pfarrers Johannes Strack in der Neustadt zu Kassel an den Landgrafen Moritz vom 20. Februar 1596 besteht.

Pfarrer Johannes Strack war ein Münchhäuser Kind, er hatte seine Studien in Wetter und Marburg gemacht und war dann Pfarrer zu Schröck und Bauerbach geworden, wozu im Laufe der Zeit noch die Verpflichtung trat, die Predigten im Deutschen Hause zu Marburg zu halten. Das war unter Landgraf Ludwig IV. zwischen 1573 und 1588. Wir Theologen kennen diese Jahre als eine verhängnisvolle Periode. Die gemeinsamen Generalsynoden erwiesen sich als unzureichendes Mittel, um die kirchliche Einheit Hessens aufrecht zu erhalten. Der politischen Spaltung folgte die konfessionelle Trennung auf dem Fuße. Immer stärker trat der Gegensatz zwischen der lutherischen Orthodoxie, wie sie Landgraf Ludwig und sein Lieblingstheologe, der Württemberger Aegidius Hunnius, in Marburg vertraten, und den kalvinistischen Neigungen Wilhelms IV. und der Kasseler Pfarrer hervor. Jede Frage, die angeschnitten wurde, führte zu unerquicklichen Erörterungen, zu Kompromissen, die niemanden befriedigten, vor allem zu Eigenmächtigkeiten, die jeder vernünftigen Ordnung spotteten. Wohl niemals hat sich der hessische Pfarrer erlaubt, so souverän mit den kirchlichen Ordnungen, den gottesdienstlichen Vorschriften, den vorgeschriebenen Lehrbüchern umzuspringen, wie in den nächsten Jahrzehnten nach dem Tode Philipps. Es war eigentlich gar nichts Auffälliges, wenn Pfarrer Henrich Sprenger in Bauerbach aus eigener Machtvollkommenheit den lutherischen Abendmahlsritus durch den reformierten ersetzte, ein Bierglas als Kelch benutzte und statt der Hostien Weckescheiben austeilte. Immerhin mußte er sich gefallen lassen, daß ihn die Synode daraufhin absetzte und die Pfarreien Bauerbach und Schröck in der Hand unseres Johannes Strack vereinigte.

Aber auch Johannes Strack führte sich nicht gerade günstig in Bauerbach ein, wenngleich ohne seine Schuld; ein unangenehmer Zufall spielte ihm einen bösen Streich. Der Bauer Henchen Weintraut hatte als Abgabe am Palmsonntag eine halbe Maß Abendmahlswein an die Kirche zu liefern. Das Unglück wollte nun, daß Henchen Weintraut am Sonnabend vor Palmsonntag 1575 in Marburg zu gleicher Zeit Essig und Wein kaufte, daß er die Krüge verwechselte, und daß in Bauerbach tags darauf der Essig beim Abendmahle zur Verwendung kam. Das unangenehme

Versehen hatte zwar weder für Weintraut noch für Pfarrer Strack schlimme Folgen, machte aber doch soviel Rumor, daß Strack sich noch nach beinahe dreißig Jahren wegen dieses Vorfalls gegen die Spöttereien der katholischen Polemik verteidigen mußte. Auch die Sage hat sich bekanntlich des Zwischenfalles bemächtigt. Die Bauern von Schröck und Bauerbach sollen erklärt haben, ehe sie sich Essig im Abendmahle reichen ließen, wollten sie lieber überhaupt auf den Wein verzichten, und so seien sie insgesamt wieder in den Schoß der römischen Kirche zurückgekehrt. Daran ist natürlich kein wahres Wort. Beide Dörfer gehörten zu der Mainzer Enklave Amöneburg, in welcher Hessen wohl einige Patronate besaß, der Kurfürst von Mainz aber als Landesherr schaltete. Mit der planmäßig durchgeführten Gegenreformation mußten daher diese sämtlichen Mainzer Ämter in Hessen, Naumburg und Fritzlar, Amöneburg und Neustadt, nach einem kurzen protestantischen Zwischenspiel, zur Konfession ihres Landesherrn zurückkehren.

Dieses fatale Erlebnis war es also jedenfalls nicht, was Johannes Strack aus Oberhessen vertrieb. Wohl aber geriet Strack mehr und mehr mit der in Marburg herrschenden Theologie und speziell mit ihrem Hauptvertreter Aegidius Hunnius in Konflikt, so daß er sich schließlich genötigt sah, das Land Ludwigs IV. zu verlassen und um Aufnahme in dem Refugium aller mit der lutherischen Orthodoxie zerfallenen Theologen zu bitten, in Niederhessen bei Wilhelm IV. Hier hat man ihn denn auch mit offenen Armen aufgenommen. Strack wurde 1588 Pfarrer in der Kasseler Neustadt, 1598 in der Altstadt und abermals zehn Jahre später (1608) Superintendent von Kassel. Moritz speziell ist ihm und seinem gleichnamigen Sohne Johannes, der ebenfalls von der Neustadt zur Altstadt in Kassel übersiedelte, stets ein sehr gnädiger Herr gewesen.

Als Strack im Jahre 1588 Pfarrer in der Neustadt geworden war, fand er zu seinem großen Erstaunen unter den Abendmahlsgeräten auch noch mehrere sog. Abendmahlsröhrchen vor. Der Gebrauch dieser Abendmahlsröhrchen geht nachweislich bis in das 9. Jahrhundert zurück. Der alte Abendmahlskelch war ungefüge und unhandlich; die Abendmahlsgäste entnahmen ihm daher den Wein, indem sie, mit dem Röhrchen schlürfend, an ihn herantraten. Aber die Sitte hielt sich auch noch, als die Kelche leichter und kleiner geworden waren. Nur daß man den jetzt unverständlich gewordenen Brauch mit abergläubischen Gründen zu rechtfertigen wußte. Man wies auf die Gefahr hin, daß durch das Ungeschick des Kommunikanten oder wohl auch des amtierenden Priesters etwas von dem Blute Christi verschüttet werden oder in den starken Bärten der Männer hängen bleiben konnte. Drum legte der Priester nach wie vor das Trinkröhrchen auf den Kelch, aus welchem dann der Kommunikant den Wein einsog. Auch auf Luther hat jenes fromm-abergläubische Motiv Eindruck gemacht; er kennt und ehrt die Sitte des Trinkröhrchens, nur daß dasselbe damals bereits so gut wie ganz in der Kirche außer Gebrauch gesetzt war. Denn da man ja den Laien überhaupt nur ausnahmsweise noch den Kelch spendete, so begegnet das Trinkröhrchen eigentlich bloß noch als liturgische Merkwürdigkeit bei der Papstmesse.

Aber auch in weiten Gebieten der evangelischen Kirche sah man von seiner Handhabung ab. Strack selbst hatte auf seinen oberhessischen Pfarreien niemals ein Trinkröhrchen zu Gesicht bekommen. Daher seine große Verwunderung, als er mit einemmale „ein solch Bepstisch Rörlein" in der Kasseler Neustadt fand, eine Verwunderung, welche auch die Gesandten fremder Fürsten teilten, die sich zeitweise am Hofe Wilhelms IV. aufhielten und die Gottesdienste in der Neustadt besuchten. Sie machten aus ihrem Ärger über diesen veralteten Brauch keinen Hehl. Aber noch schwerer als die Ausstellungen der fremden Diplomaten wogen für den Pfarrer Strack eine Reihe von praktischen Mißständen. Die Alten stellten sich beim Saugen ungeschickt, die schüchternen Konfirmanden berührten das Röhrchen nur flüchtig mit den Lippen. Es war Tatsache, daß ein großer Teil der Kommunikanten infolge dessen überhaupt keinen Tropfen zu trinken bekam; das ging schon aus dem auffallend geringen Weinverbrauche bei großen Kommunionen hervor. Einen solchen Mißstand mußte aber ein Zeitalter doppelt schwer empfinden, das erst jüngst die Spendung des Abendmahles unter beiderlei Gestalt als eine der wichtigsten Punkte des evangelischen Kultus durchgesetzt hatte. Noch schlimmer freilich stand es mit der ästhetisch-sanitären Seite des Zeremoniells. Da nur alle drei Wochen Kommunion stattfand, so setzten die Röhrchen inzwischen Schimmel an. Es hatte sehr unangenehm berührt, daß, als Strack das Röhrchen dem Jägermeister Otto von Wildungen reichte, solche Schimmelpilze in den Kelch fielen und den Wein verunreinigten. Aber es regte sich überhaupt der Widerwille gegen ein Röhrchen, das von Mund zu Mund ging. Besonders die vornehmeren Kreise der Residenz wollten von dem unappetitlichen Röhrchen nichts mehr wissen; in der Schloßkapelle war dasselbe deshalb bereits abgeschafft; auch der Superintendent

Bartholomäus Meier hatte in der Martinskirche Konzessionen machen müssen. Für gewöhnlich zwar war er ein konservativer Mann, der nicht erlauben wollte, daß jemand am Althergebrachten rüttelte; er verteidigte das Röhrchen, eben weil es da war. Das schloß aber nicht aus, daß Superintendent Meier als Mann von Welt zugleich Fühlung mit der Gegenwart suchte. Kam ein Kommunikant von Stand und Namen, ein Glied der Hofgesellschaft, ein höherer Beamter, so erhielt er den Wein direkt aus dem Kelche; trat hingegen ein einfacher Bürger aus der Freiheiter Gemeinde an den Altar, so griff Meier der Tradition zuliebe sofort wieder zu dem unschönen Röhrchen.

Ein solches Messen mit zweierlei Maß an heiliger Stätte war nicht nach Pfarrer Stracks Sinn; er erklärt ironisch, zu diesem Vorgehen des Herrn Superintendenten weder in der Bibel noch in der hessischen Kirchenordnung einen Anhalt finden zu können. Vielmehr entschloß er sich kurzer Hand, da die Röhrchen in andern Gemeinden bereits abgeschafft waren und in den hessischen Kirchenordnungen über sie nichts zu lesen stand, sie auch in der Neustadt einfach beiseite zu legen. Kein Gemeindeglied nahm an diesem eigenmächtigen Verfahren irgendwelchen Anstoß. Die Gemeinde sprach sich sogar, als die Kastenrechnung abgelegt wurde, für die Strackſche Neuerung unbedingt aus und betonte zugleich mit einer unverkennbaren Spitze gegen den weltklugen Superintendenten, daß bei der Feier des heiligen Abendmahles Gleichförmigkeit herrschen müsse. Meier freilich urteilte anders. Zwar verlangte er auch Gleichförmigkeit der Zeremonien, aber nur im althergebrachten Sinne. Und wenn er als landgräflicher Superintendent sich eine Abweichung von der liturgischen Regel erlaubte, so war dies nur sein gutes Recht. Deshalb hatte ein Pfarrer in der Neustadt noch lange nicht dieselbe Freiheit; dessen Pflicht bestand vielmehr nur darin, unbedingt beim Alten zu bleiben. Der Superintendent verklagte den Pfarrer beim Landgrafen, und Strack erhielt den Befehl, sich wegen seiner Eigenmächtigkeit zu rechtfertigen.

Strack knickte keineswegs zusammen. Seine Verteidigungsschrift atmet Freimut und Sicherheit; er ist sich bewußt, eine gerechte Sache zu vertreten. Denn dafür, daß es auch in der Kirche äußere Ordnungen geben muß, die der einzelne nicht ungestraft übertreten darf, fehlt ihm natürlich jedes Verständnis; dafür war er zu sehr ein Kind des alles neugestaltenden 16. Jahrhunderts und zugleich ein Vertreter jenes hessischen Konfessionskampfes, der aller subjektiven Willkür Tür und Tor öffnete. Dazu hatte ihm ja sein Superintendent selbst in der Nichtachtung gegenüber den gottesdienstlichen Ordnungen ein böses Beispiel gegeben. „Da doch nicht ich, sondern der Superattendens mit seinen zweyfachen Ceremonien verursacht, daß die Leut gleichförmigkeit in Handlung des Herrn Abendtmahls zu halten begert." „Solt ich aber einerley Ceremonien halten undt die ander faren lassen, so mußte ich die welen, welche in Gottes wort begründet, undt in allen wol bestelleten Kirchen gebreuchlich waren."

Im Gefühle dieses seines guten Gewissens rückt er deshalb sofort mit dem schweren Geschütz seiner biblischen und kirchenhistorischen Kenntnisse vor. Dem Superintendenten, der das Herkommen gewahrt wissen will, hält er unter Berufung auf Tertullian und Cyprian die vom ganzen 16. Jahrhundert vertretene Auffassung entgegen, daß nicht das Alter eines Brauches für seine Wahrheit entscheidet, sondern allein der Wille Jesu und das Wort der Bibel. Denn sonst „hetten unser Vorfaren alle Bepstische Ceremonien behalten müssen". Christus hat aber bei der Einsetzung des heiligen Abendmahles kein Röhrlein gebraucht und auch nicht zu brauchen befohlen. „Er sagt nicht: Sauget, sondern: Trinket." Ebensowenig ist bei den Aposteln oder in den Tagen der alten Kirche von einem Röhrlein die Rede. Dieses gehört vielmehr zu den Menschensatzungen und Erfindungen des mönchischen Mittelalters, ist zur Seligkeit nicht notwendig und wird deshalb besser beiseite gelegt. Mit breiter Gelehrsamkeit und vielen Zitaten werden diese Beweise erbracht. Sie nehmen den bekannten Standpunkt der reformatorischen Zeit ein, daß nur die Bibel und die alte Kirche für die Gegenwart maßgebend sein können, weil mit dem Beginne des Mittelalters die Verderbnis der Kirche eingesetzt hat, ein Standpunkt, den im Prinzipe damals alle Evangelischen vertraten, die Reformierten nur noch etwas ausschließlicher als die Lutheraner. So kann sich Strack darauf berufen, daß man jüngst in Kassel die altehrwürdige und, wie er sich ausdrückt, notwendige Litanei außer Gebrauch gesetzt habe, ohne daß jemand darum ein Wort verlor. „Undt man will mich strafen, daß ich den pepstischen Saurteig still, ohne Tumult und mit meiner Kirchenfreudigkeit abgeschafft. Tempora, mores." Superintendent Meier hätte wahrlich allen Grund gehabt, seinerseits mit der Abschaffung des Röhrleins voranzugehen, statt der Neustadt aus ihrer echt evangelischen Auffassung einen Vorwurf zu machen.

Und Strack schließt mit der festen Überzeugung, daß der Landgraf als ein zweiter Hiskia oder Josia für den wahren Gottesdienst eintreten und

die hergebrachten, die Kirche beschwerenden Mißbräuche beseitigen werde.

Bei des Landgrafen theologischer Denkweise mußte dieser Appell zum Ziele führen. Der neue Josia kannte keine höhere Aufgabe als den Tempel Gottes zu reinigen. Schon drei Tage später, am 23. Februar 1596, erfolgte der Bescheid, daß nicht nur die Neustadt ihren Brauch beibehalten dürfe, sondern daß in allen Kirchen — es ist nicht gesagt, ob nur Kassels oder ganz Niederhessens — die Abendmahlsröhrchen abzuschaffen seien. Von diesem Tage datiert also in Kassel jedenfalls der neue Ritus, die ausschließliche Handhabung des einen und allen gemeinsamen Abendmahlskelches. Im Darmstädtischen hingegen scheint das Schwanken noch länger angedauert zu haben. Denn wenn Landgraf Philipp III. von Butzbach 1624 eine Abendmahlskanne in Auftrag gab, welche die Gestalt eines Kreuzes haben und mit zwei Röhren versehen sein sollte, so ist darunter vielleicht nur ein Kelch mit einschiebbaren Trinkröhrchen zu verstehn, wie ein solcher noch viel später für die Katharinenkirche in Hamburg bezeugt wird.

Aus hygienischen und ästhetischen Gründen hat man 1596 in Hessen dem gemeinsamen Kelche gegen das Trinkröhrchen zu seinem Rechte verholfen. Aus hygienischen und ästhetischen Gründen fordert man heute seine Beseitigung. Tempora, mores.

Die Landgrafen von Hessen-Homburg von 1622—1866.

Von Ottilie Weber-Thudichum.

(Schluß.)

Gustav Adolf Friedrich, der vierte Sohn des Landgrafen Friedrich V., war am 17. Februar 1781 geboren und wird der schönste der schönen Homburger Prinzen genannt. Da König Gustav III. von Schweden, sein Pate, ihn bereits im sechsten Lebensjahre zum Leutnant der Garde ernannt hatte, begab er sich 1798 nach Schweden, wo er zum Hauptmann befördert wurde. Aber schon nach einem Jahre erbat er sich Urlaub und eilte zu seinen Brüdern auf den Kriegsschauplatz, um an der Seite seines ältesten Bruders als Freiwilliger gegen die Franzosen zu kämpfen. Er nahm an allen Kriegsereignissen teil, bei denen sein Bruder mitwirkte.

Im März 1801 erbat er seine Entlassung aus schwedischen Diensten und trat als Major in die österreichische Armee ein. In der Schlacht bei Caldiero focht auch er bei dem Regiment Kaiser-Chevauxlegers gegen Massena. In der Zeit nach dem Preßburger Frieden stand der Prinz in Ungarn und Ostgalizien in Garnison, gleich seinen Brüdern voll Unmut die Zeit erwartend, wo er gegen Napoleon kämpfen dürfe. „Es ist keine Ehre mehr einzulegen bei diesem unseligen Treiben", schreibt er gegen Ende des Jahres 1806 aus Miskolz, und aus Wien unterm 5. März 1808: „Übermorgen reise ich nach Hause, ob ich wiederkomme, weiß ich nicht, denn wenn sie keinen deutschen Sinn vertragen können, habe ich hier nichts mehr zu suchen."

1809 führte der Prinz ein Kürassierregiment bei Regensburg, bei Aspern und Wagram, stürzte aber bei einem Angriff auf überlegene feindliche Kavallerie vom Pferde und kam, obwohl die feindlichen Reiter über ihn hinritten, wie durch ein Wunder mit dem Leben davon. Zum Kommandeur des 4. Husarenregiments ernannt, führte er dieses gegen die polnischen Insurgenten in Ostgalizien. Während der Friedensjahre blieb er in Zolkiew in Garnison. Als Österreich 1812 mit Napoleon den Vertrag auf Stellung eines Hülfskorps von 30 000 Mann gegen Rußland abgeschlossen hatte, wurde Prinz Gustav mit vier Schwadronen seines Regiments der Brigade Mohr zugeteilt, die zu jenem Korps gehörte. Eine glänzende Waffentat, die er am 9. Oktober bei Wielki-Zelo ausführte, brachte ihm das Ritterkreuz des Maria-Theresiaordens. Er erhielt nämlich Kunde, daß zwei Schwadronen Husaren von drei Pulks*) Kosaken und Tartaren bedrängt waren. Sofort ließ er aufsitzen, zum Angriff blasen und stürzte sich in das dichteste Kampfgewühl. Fünf Attacken unternahm er, ein Lanzenstich durch beide Schultern und Hals streckte ihn zu Boden, seine tapferen Husaren umringten ihn schützend, er schwang sich wieder aufs Pferd, führte seine Leute, die Wunde nicht achtend, von neuem zum Angriff, und endlich gelang es, den achtmal überlegenen Feind zum Weichen zu bringen. Den Kosaken, der ihn verwundet hatte, wollten seine Husaren in Stücke hauen, voller Großmut und Herzensgüte rief der Prinz aber ihn bei der Hand fassend: „Der Mann ist mein Gefangener, kein Haar darf ihm gekrümmt werden!" Der dankbare Kosak bat, als sein Diener bei ihm bleiben zu dürfen. Nach Beendigung des russischen Feldzugs kam Prinz Gustav nach Saaz in Böhmen und wurde hier zum Generalmajor und Brigadier befördert. Er nahm an der Schlacht

*) 1 Pulk ist gleich 4—500 Pferden.

bei Dresden teil, bei Leipzig befand er sich in der Reserve und konnte sich daher nur an der Verfolgung der französischen Armee beteiligen. Nach den Feldzügen 1814 und 1815 stand er als Brigadier in Ungarn, dann in Siebenbürgen.

Am 12. Februar 1818 vermählte Prinz Gustav sich mit seiner Nichte, der Prinzessin Louise von Anhalt-Dessau. Er nahm seinen Wohnsitz im Schlosse zu Homburg, behielt aber seine Stellung in der österreichischen Armee und wurde 1842 vom Kaiser Ferdinand zum General der Kavallerie ernannt. —

Nur kurze Zeit war es dem Prinzen Gustav vergönnt, als Nachfolger des 1846 verstorbenen Landgrafen Philipp zu wirken. Von einer schweren Krankheit noch nicht ganz hergestellt, traf ihn ein erschütternder Schlag, den er nicht überwinden konnte, der Tod seines einzigen Sohnes Friedrich, der auf der Universität Bonn im 18. Lebensjahre von einer Lungenentzündung dahingerafft wurde. Außer diesem besaß er noch zwei Töchter, von denen die älteste, Karoline, die Gemahlin des Fürsten Heinrich XX. von Reuß-Greiz war, die zweite, Elisabeth, blieb unvermählt.

Die Körperleiden des Landgrafen führten zuletzt zu einer Auflösung aller Kräfte, und er verschied 67 Jahre alt am 8. September 1848. Seine Gemahlin überlebte ihn zehn Jahre. Da sie schwerhörig war, beschränkte sie ihren Umgang fast nur auf ihre Tochter Elisabeth.

Mit dem nun folgenden Prinzen Ferdinand kam der letzte des Homburgischen Hauses zur Regierung des Landes.

Er war am 26. April 1783 geboren, mit seinem Bruder Gustav, später mit dem Prinzen Leopold durch den trefflichen Hofprediger, nachherigen Geheimrat von Roques erzogen worden, mit dem er durch innige Freundschaft verbunden blieb. Gleich seinen Brüdern machte er von 1800 an die Kriege gegen Frankreich unter österreichischen Fahnen mit. An stattlichem Wuchs und Körperstärke übertraf er alle seine Brüder, in späteren Jahren galt er als das Ideal eines Panzerreiters und erregte durch seine Hünengestalt überall, wo er sich zeigte, Aufsehen. Vor Beginn des Krieges 1809 wurde er zum Oberstleutnant im Regiment Prinz Hohenlohe-Dragoner ernannt und mit diesem Regiment der Armee des Erzherzogs Johann zugeteilt, die in Italien dem Vizekönig Eugen gegenüberstand. Prinz Ferdinand rückte am 16. April zu Pordenone in Venetien ein, kämpfte noch an demselben Tage bei Fontana fredda und Sacile mit siegreichem Erfolge, doch ungeachtet aller schönen Waffentaten mußten die Österreicher nach der unglücklichen Wendung der Ereignisse in Deutschland den Rückzug antreten. In der Schlacht bei Conegliano an der Piave wurde der Prinz durch einen Stich in den rechten Arm und zwei Hiebe verwundet. Am 26. August erfolgte die Ernennung des 26-jährigen Prinzen zum Obersten des Kürassier-Regiments Prinz von Lothringen, dessen Offiziere sich ihn zum Kommandeur erbeten hatten.

1813 kämpfte Prinz Ferdinand in der Schlacht bei Dresden sowie bei Leipzig mit Auszeichnung. 1815 zum Generalmajor ernannt, blieb der Prinz noch neun Jahre im österreichischen Militärdienst. Dann lebte er, beurlaubt, ununterbrochen in Homburg, wurde 1830 Feldmarschalleutnant und 1845 General der Kavallerie.

Seine liebste Erholung war die Jagd, zu der er in der Regel ging, selten ritt oder fuhr. Ungern nur erlaubte er die Holzfällungen im Walde, wie sie die Forstverwaltung für nötig hielt, da er „diese alten Bäume schon als sechsjähriger Knabe gekannt habe“.

Prinz Ferdinand überlebte seine sämtlichen Brüder und auch seinen Neffen, den Erbprinzen Friedrich, dessen Hinscheiden die letzte Hoffnung auf Erhaltung des Hessen-Homburgischen Fürstenstammes erlöschen ließ. Da auch vier seiner Schwestern vor ihm starben, so vereinsamte er immer mehr.

Am 8. September 1848 übernahm Prinz Ferdinand, der bereits im 66. Lebensjahre stand, in schwerer Zeit die Regierung. Der Wahlspruch seines Ahnherrn: „Schlecht und recht, das behüte mich!“ ist, wie des ganzen Hauses, so auch seine, des letzten Landgrafen Devise gewesen. Er erfüllte die von seinem Bruder Gustav in den Märztagen gegebenen Zusagen, obgleich er gegen das konstitutionelle Wesen eingenommen war.

Gegen die Spielbank war er von Widerwillen erfüllt, betrat niemals die Spielsäle und vermied jede Berührung mit Personen, die mit der Spielbank in Verbindung standen. Seinen Untertanen war das Spielen auf das strengste untersagt. Gegen das von der deutschen Nationalversammlung erlassene Gesetz, das die Aufhebung der Spielbanken im ganzen deutschen Reiche anordnete, protestierte aber die Landesregierung, da sie durch Verträge gebunden sei. Darauf rückten am 7. Mai 1849 achthundert Mann österreichisches Fußvolk und Reiterei als Exekutionstruppen wegen Nichtbeachtung des Reichsgesetzes in Homburg ein, zogen jedoch am 10. Mai wieder ab, nachdem die Einstellung des Spiels erfolgt war. Eine neuere Erzählung berichtet jedoch, daß das Spiel nur in die oberen Säle des Kurhauses verlegt worden sei und die Offiziere der Exekutionstruppen eifrigst mit gespielt hätten.

Der Landgraf beschäftigte sich gern mit Forschungen über die Denkmäler und Überreste der Römerzeit in der Taunusgegend und hat die Ergebnisse dieser Studien in einem sorgfältig ausgearbeiteten, noch im Privatbesitz vorhandenen Manuskript niedergelegt. Er behauptet, der von Tacitus erwähnte Taunus sei ein Höhenzug an der Lippe, und das Gebirge bei Homburg müsse mit dem im Mittelalter gebräuchlichen Namen „die Höhe“ bezeichnet werden; demgemäß verwarf er für eine neue, nach dem Gebirge ziehende Straße den Namen „Taunusstraße“ und benannte sie „Höhenstraße“. Wegen des Namens der Stadt erließ er eine Verordnung, der zufolge nicht „Bad Homburg“, sondern „Homburg vor der Höhe“ zu schreiben sei und alle Behörden sich darnach zu richten hätten.

Der Landgraf lebte in höchst einfacher Weise in dem kleinen, fast mansardenartigen Zimmer des Orangeriegebäudes und die ganze Dienerschaft bestand aus seinem Kammerdiener, der auch sein „Leibdragoner“ gewesen war, dem Leibjäger Konrad, einem Kutscher und einem Auslaufer. Der Wohnung entsprach die Einfachheit seiner Kleidung, ein schlichter, grauer Jagdrock, eine Mütze, zuweilen auch ein Zylinderhut, und derbe Stiefel zu den Wanderungen in Wald und Feld. Uniform trug er nur bei Anwesenheit fürstlicher Besucher, die er auch im Schloß empfing. Bei besonderer Veranlassung ließ er es an fürstlichem Aufwand nicht fehlen.

Als der Großherzog Ludwig III. von Hessen nach seinem Regierungsantritt dem Landgrafen seinen Besuch ankündigte, erwiderte dieser, es zieme sich, daß vielmehr er dem Großherzog, als dem Chef des Hauses, zuerst seinen Besuch mache. Dieser wurde verschoben, unterblieb ganz und der Großherzog kam auch nicht nach Homburg.

Am 7. Oktober 1848 kam der Erzherzog Johann, damals Reichsverweser, ohne Anmeldung von Frankfurt nach Homburg, um den alten Kriegsgefährten zu überraschen. Er ging direkt nach dem Orangeriegebäude, der Kammerdiener konnte seinen Herrn nicht mehr verleugnen, öffnete die Türe und rief: „Herr Landgraf, es ist der Herr Erzherzog“. Dieser trat ein und fand den Landgrafen bei seinem sehr einfachen Mittagessen.

An dem Fürstenkongreß, der im Jahre 1863 in Frankfurt stattfand, beteiligte der Landgraf sich nicht. Als der Kaiser Franz Joseph mit dem Prinzen Alexander von Hessen nach Homburg kam, um den Landgrafen zu besuchen, erhielten sie den gewöhnlichen Bescheid, daß er nicht anwesend sei. Beim Eintritt in den Schloßgarten rief ihnen der Wachtposten zu: „Hier wird nicht geraucht!“ Die beiden Fürsten warfen, lächelnd über diese Begrüßung, ihre Zigarren weg, ergingen sich eine Zeitlang im Park und kehrten dann nach Frankfurt zurück. Der Landgraf hatte von seinem Zimmer aus hinter den Jalousien den Vorgang mit angesehen, kam bald nachher in den Schloßgarten und fragte den Posten; „Doch nicht grob gewesen?“ „Halten zu Gnaden, Durchlaucht, nur der Instruktion nachgekommen, daß im Park nicht geraucht werden darf.“ „So, so. Schon gut. Sind vornehme Herren.“

Seinen Geburtstag pflegte er stets auswärts zuzubringen, als aber sein achtzigster am 26. April 1863 in Stadt und Land unter großen Zurüstungen gefeiert wurde, machte er eine Ausnahme. An der Seite des Oberbürgermeisters ging er durch alle im Festschmuck prangenden Straßen Homburgs bis zum kleinsten Gäßchen und war tief ergriffen von den ihm gezollten Beweisen der Anhänglichkeit und Liebe.

Drei Jahre später, am 24. März 1866, entschlief er als der letzte Sprosse des hochgesinnten und heldenmütigen Hauses Hessen-Homburg.

Die Beisetzungsfeierlichkeiten am Karfreitag, dem 30. März, gestalteten sich äußerst großartig. Die Abgesandten der verwandten fürstlichen Familien, die Generale und andere höhere Offiziere von Darmstadt, Frankfurt und Mainz, die Geistlichen, die Minister und Hofbeamten bildeten die Trauerversammlung. Der militärische Teil der Leichenfeier ging von Österreich aus, und Prinz Alexander von Hessen-Darmstadt befehligte die aus Frankfurt eingetroffenen Truppen, zu denen auch eine hessische reitende Batterie kommandiert war. Der Hofprediger hielt eine tief ergreifende Leichenrede, die Musik spielte den Beethovenschen Trauermarsch und unter dem Geläute aller Glocken, der Abfeuerung von 101 Kanonenschüssen ging der feierliche Akt zu Ende.

Der letzte Landgraf war zu seinen Ahnen eingekehrt. Die Fürstengruft zu Homburg wurde geschlossen.

Uhlands schöne Strophen kommen dabei in die Erinnerung:

„Die Särge seiner Ahnen,
Die standen die Halle entlang,
Aus der Tiefe tät ihn mahnen
Ein wunderbarer Gesang.
Wohl hab' ich euer Grüßen,
Ihr Heldengeister, gehört.
Eure Reihe will ich schließen,
Heil mir, ich bin es wert!“

Nach dem Aussterben der landgräflichen Linie fiel Hessen-Homburg an Hessen-Darmstadt und wurde von diesem an Preußen abgetreten.*)

*) Vgl. auch „Hessenland“ Jahrgang 1902, S. 253.

Der Maler Heinrich Faust.

Skizze von Friedrich Reul.

Heinrich Faust ist nach seinen eignen Angaben am 6. Oktober 1844 (nach anderen 1843) zu Reinsdorf im Schaumburgischen geboren, wo sein Vater Steuerinspektor war. Seine Kinderjahre verlebte er mit fünf Geschwistern in der ländlichen Abgeschiedenheit seines Geburtsortes. Oft betonte er seine einfache Erziehung — bis zu seinem neunten Jahre, in welchem die Übersiedelung der Familie nach Kassel stattfand, hatte er nie Schuhe getragen —, und daß die Einfachheit ihn auch im späteren Leben beherrscht habe. In Kassel führte ihn sein schon früh sich aussprechendes Talent als Schüler zu dem Lithographen Georg Koch, dem nachherigen Professor der dortigen Akademie der bildenden Künste, unter dessen Leitung er vom 12. bis 15. Jahre arbeitete. Sein Vater war sehr zufrieden mit ihm, weil er wöchentlich 5 Taler verdiente, die dem elterlichen Haushalte eine sehr wertvolle Unterstützung waren. Faust neigte sich aber immer mehr der Malerei zu, und so entstand denn eines Tags ein Familienstreit, wobei der Vater dem unfolgsamen Sohne den Stuhl vor die Tür setzte. Faust war aber wie viele Künstler sehr eigensinnig, er mietete sich kurzer Hand ein kleines Zimmer am Steinweg und hauste darin schlecht und recht.

Er trat nun als Schüler der Akademie in die Malklasse des Professors Friedrich Müller ein. Nach glücklicher Absolvierung dieses Kursus reiste er mit Hülfe eines Stipendiums der kurhessischen Regierung, das er auf Grund eines ungewöhnlich gut gelungenen Studienkopfes erhalten hatte, nach Antwerpen, wo er ein halbes Jahr lang das Atelier von van Lerius besuchte. Ältere, seinen Entwicklungsgang mit Interesse verfolgende Freunde erinnerten sich, daß er als Ergebnis dieser Reise eine Menge eigenartiger Studien mitgebracht habe. Nachdem er alsdann einige Zeit auf der Kasseler Akademie gemalt hatte, zog es ihn nach Italien, wo er mehrere Jahre verbrachte und sich sehr heimisch fühlte. In dies Land der Sehnsucht aller Künstler kehrte er dann noch zweimal zurück. Einmal noch, um seiner Kunst zu leben, ein letztes Mal, um Heilung zu suchen. Leider vergebens. Hier muß sogleich, um den richtigen Standpunkt zur Beurteilung Fausts als Künstler und Mensch zu gewinnen, der Tragik seines Lebens, des Brustleidens gedacht werden, das nicht allein seine Körperkräfte lähmte und frühzeitig verzehrte, sondern auch seine außerordentliche Begabung untergrub, sie nicht zu völliger Entfaltung kommen ließ.

Zwischen die Studienreisen nach Italien fällt sein Aufenthalt in München, der für seine künstlerische Entwickelung der eigentlich entscheidende werden sollte, denn hier lernte er die Werke Makarts kennen, dessen Eigenart fortan von bestimmendem Einfluß auf ihn wurde. Indes war er nie sein Schüler, wie er ihn auch nie sklavisch nachahmte. Bezeichnend für den Charakter Fausts wie für sein Verhältnis zu Makart ist ein Besuch, den er ihm in späteren Jahren in Wien machte, wohin er eigens zu diesem Zweck gereist war. Bei dieser einzigen Begegnung zwischen beiden führte Faust sich nämlich nur als ein großer Verehrer der Werke des Meisters bei diesem ein und verschwieg ihm in seiner Bescheidenheit gänzlich, daß er selbst Maler sei. Wie viele hätten wohl an seiner Stelle eine gleiche Selbstentsagung geübt? Was Faust an Makart anzog, war die glühende malerische Phantasie, der üppige dekorative Schaffensdrang und auch das Bewältigungsvermögen dieses großen Koloristen, der fortan der Pol wurde, um den sich das Streben Fausts drehte. Er fühlte ein ähnliches Vermögen, einen gleichen Drang in sich, nur war seine ethische Natur eine andere als die Makarts, ohne daß er es selbst wußte. Es ging ihm die gewaltige Sinnlichkeit — im künstlerischen Sinne — ab, von der die Schöpfungen Makarts erfüllt sind, was wohl mit in seinem gebrechlichen, leidenden Körper begründet war. Dadurch haftet seinen Gestalten zuweilen der Mangel voller, warmer Körperlichkeit an, dagegen sind sie aber frei von jenem phrynenhaften Zug, den man so oft mit Widerwillen an Makarts Frauengestalten wahrnimmt. Eine gewisse Schemenhaftigkeit der Gesichtstypen hat er andererseits wieder mit ihm gemein.

Später erinnern seine weiblichen Köpfe zuweilen an Max, und einzelne Gegenstände, die er behandelte, an Böcklin, um auch gleich den dritten zu nennen, der ihn anzog und einigermaßen beeinflußte. Dabei blieb er aber doch immer er selbst, der ein gewisses Etwas, eine originelle malerische Subjektivität in sich hatte, die nur ihm eigen war. Freilich, die meisten kannten ihn nur aus seinen Kostümfiguren, wie er sie gelegentlich ausstellte. Sie malte er sozusagen fürs tägliche Brot, wenn seine Phantasie pausierte und er körperlich erlahmte. An diesen meist lebensgroßen Kniefiguren, angetan mit reichem, phantastischem Kostüm und ausgestattet mit Blumen und sonstigen dekorativen Zutaten, worin sich der koloristische Trieb des Künstlers nicht genug tun konnte — an ihnen rieb sich dann der Unverstand und die Nörgelsucht der sogenannten Kunstverständigen. Faust, der kranke, in seinen Mitteln knappe Künstler, war zumeist nicht imstande, ein Modell zu

seinen Arbeiten zu benutzen. Er malte unter Zuhilfenahme seiner reichen malerischen Intuition sozusagen aus dem Handgelenk, und so liefen ihm zuweilen akademische Zeichenfehler unter, weshalb man ihm dann Zeichnung und jegliche Natur absprach. Faust, der in der Kunstgeschichte gradezu vortrefflich bewandert war, kannte die Techniken aller hervorragenden Meister; er hat sie alle gründlich studiert, und interessant war es, wenn er mit Pinsel und Palette seine Worte in Taten umsetzte und Rubenssche oder Rembrandtsche Köpfe in ihrer Eigenart in kurzer Zeit auf die Leinwand zauberte.

In seinen verhältnismäßig kräftigeren Jahren — denn gesund war er von seinem 17. oder 18. Jahre ab, wo er den ersten Blutsturz hatte, nie wieder — schuf er eine Anzahl auch größerer Werke, unter ihnen eine egyptische Königstochter*) und eine schlafende Titania*). Die Titania fand bei ihrer Ausstellung in München außerordentlichen Beifall. In München schuf er überhaupt am frischesten, quantitativ und qualitativ gleich reich. Dann aber, als er, nach Kassel zurückgekehrt, von der tückischen Krankheit aufs neue niedergeworfen wurde, brachte er nur vereinzelt gutes zustande. Daraus sticht die Ideallandschaft, die die Kasseler Galerie schmückt, sehr vorteilhaft hervor. Ihr Thema ist ein melancholischer Spätherbsttag im Walde. In ihrer feinen poetischen Empfindung, ihrer schönen malerischen Stimmung und in ihrem breiten sicheren Vortrag findet sie den Beifall vieler Künstler und Kunstfreunde. Auch unser jetziger Kaiser hat sich über dieses Bild in ebenso herzlicher als frischer Weise geäußert.

*) Im Besitz des Herrn Antiquar Kramer in Kassel.

*) Im Besitz des Herrn Galeriedirektors Geheimrat Dr. Eisenmann in Kassel.

(Schluß folgt.)

Neue Briefe der Brüder Grimm.

Von Dr. Wilhelm Schoof.

Das Jahr 1904 hat uns zwei wichtige Ausgaben neuer Briefe der Brüder Grimm gebracht. Die erste (vom Schreiber dieser Zeilen herausgegebene) weniger umfangreiche enthält den Briefwechsel Jakobs und Wilhelms mit ihrem Landsmann und Schulkameraden Ernst v. d. Malsburg [1]), die zweite bedeutend umfangreichere liegt uns in einem 39 Bogen starken, hochinteressanten Werke vor, das den Titel führt: „Achim von Arnim und Jakob und Wilhelm Grimm" (Stuttgart und Berlin 1904, 8°, 633 S.). Der durch seine Forschungen über die Romantiker rühmlichst bekannte Herausgeber, Professor Reinhold Steig in Friedenau bei Berlin, der Freund Herman Grimms und Testamentsvollstrecker und Verwalter des gesamten Grimmschen Nachlasses, war wie kein zweiter dazu der berufene Mann. Von ihm besitzen wir bereits die in denselben Rahmen sich fügende Briefpublikation „Goethe und die Brüder Grimm" (Berlin 1892) und wir werden bald noch ein weiteres Werk „Clemens Brentano und die Brüder Grimm" von ihm zu erwarten haben, das die zwischen Brentano und den Brüdern gewechselten Briefe enthält.

Der Briefwechsel mit Malsburg beginnt am 18. Mai 1802 und endigt am 9. Juli 1823, von seiten der Brüder bereits 1812 bzw. 1817. Jakob tritt hier als Briefschreiber fast ganz hinter seinem Bruder Wilhelm zurück (von den 28 Briefen entfallen nur 3 auf ihn). Ihm muß Malsburg wenig sympathisch gewesen sein, denn er äußert sich öfters ziemlich verächtlich über ihn, wie z. B. aus folgender Stelle [2]) eines Briefes aus Paris an Wilhelm (April 1805) hervorgeht:

> „Der Junge wird sich bei Dir wohl viel über mich beklagen, ich muß Dir gestehen, ich gehe immer schwer dran, wenn ich zu ihm gehe, ich sehe, daß er ein sehr guter, aber schwacher und kindischer Mensch ist, der eigentlich gar nichts weiß und bei dem man viel Langeweile empfindet."

Am 4. August desselben Jahres (1805) schreibt er aus Paris an Wilhelm Grimm:

> „Vermutlich werden wir in Kassel einmal recht eingezogen und einsam leben, denn wir werden nicht viel Freunde haben und Bekannte mag ich nicht. Wir wollen recht gemeinschaftlich arbeiten und alle anderen Verhältnisse abschneiden. Der Malsburg wird sich nie aus diesem Nichtsthun herausziehen können." [3])

Malsburg muß dies wohl empfunden haben, denn auch zwischen ihm und Wilhelm erkaltet das anfangs herzliche Verhältnis mit den Jahren zusehends. Am 5. November 1809 schreibt Jakob von Kassel an Malsburg:

> „Lieber Malsburg, Sie lassen auch gar nichts von sich hören in den zwei Jahren, daß wir uns nicht gesehen haben. Die Ursache, warum ich Ihnen schreibe, ist die einfache, daß es mir neulich beim Anblick Ihres

[1]) Zeitschrift für deutsche Philologie Bd. 36, Heft 2. — Vgl. „Hessenland" 1904, S. 183/84.

[2]) Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit, hrsg. v. Hinrichs (Weimar 1881), S. 31.

[3]) ebenda S. 62.

Onkels einmal mehr als sonst aufgefallen ist, daß ich es hier unterlassen habe; wenn ich auch letzteres für kein Unrecht halte, so kommt mir doch das Gegenteil für Recht vor ... Dennoch wollen wir beiderseits darauf halten, daß unsere frühere Verbindung nicht vergehe; mir könnte es leid thun, ganz abgesehen davon, ob einer oder der andere mehr Schuld daran hätte, denn wer kann oder mag das messen?"

Malsburg antwortet hierauf aus München am 12. Dezember 1809:

... Unsere Zuneigung zu einander war eine so lebhafte Freundschaft gewesen, wie wir mit dem Buch unter dem Arm in die Schule gingen, und dann mit der Mappe in die Kollegia, da wir mit einerley Interesse an andern Dingen auch ein recht lebendiges an uns selbst hatten, weil unsere Gemüther sich nahe lagen und unser Verstand nicht zu weit auseinander, daß es mir schon oft schien, noch ehe ich ganz hinwegkam, als wären wir recht weit getrennt worden, und als wenn es unmöglich seyn möchte, wieder so zusammen zu kommen. Je mehr ich Achtung für Ihren Fleiß und für Ihr sicheres Bestreben nach Einem hin haben mußte, das am Ende doch wieder so viel Anderes zuläßt und in sich faßt, desto schwankender und nach vielen Seiten hingezogen bin ich mir vorgekommen gewesen, daß es mir am Ende klar schien, und so notwendig, daß Sie mich nicht mehr nach einem so hohen, inneren Preise schätzen, und deswegen nicht mehr so lieb haben könnten wie vorher. Deswegen bin ich auch ganz allein Schuld daran, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe .... Wenn ich nach Ihnen gefragt habe, wenn ich gelesen, was Sie geworden, als ich Ihren Bruder gesehen, so hatte ich eine so schöne Erinnerung, als wenn liebe Personen mich ansprächen oder anriefen, aber sie waren mir abgestorben, und ich durfte nicht zu ihnen hin. Noch weit mehr ist es mir so mit den Sachen gegangen, die ich hin und wieder mit Ihrem Namen bedruckt gelesen; es war mir empfindlich, daß ich es kalt ansah, weil es nicht ein geschriebenes an mich war ..."

Hierauf antwortet Wilhelm, an den der Brief mit gerichtet war, am 10. Januar 1810 von Kassel:

"... Warum Sie weniger zu uns gekommen, lag blos in einer andern Lebensgewohnheit, die Sie ergriffen, und weil manche Bedürfnisse, die Sie hatten, bei uns nicht befriedigt wurden; zu Ihnen konnte man nicht gut kommen, da Sie selbst wissen werden, daß Sie Ihre Wohnung nur auf den Fall hatten, als Sie nicht anderswo wären. So war es gleichsam eine Naturnotwendigkeit, daß wir uns weniger sahen, gar nicht ein Mangel an Liebe oder Achtung, wie Sie meinen, wenigstens von meiner Seite, und ich habe auch niemals ungern zurückgedacht an die frühere Zeit, sondern mit Freude, weil ich Freude darin gehabt, ich dachte daran wie an eine Gegend oder an einen Platz, auf dem ich gespielt und lustig gewesen, wohin ich aber dies Jahr nicht gehen könnte. Und so denke ich noch heute daran und dank Ihnen lieber Malsburg für so manches Zeichen von Liebe und Freundschaft, das mir noch immer vor Augen steht, und wenn ich es Ihnen in etwas vergelten kann, so werde ich es jetzt so gern thun wie damals, denn ich habe Sie noch eben so lieb."

Dann unterbricht eine mehr als zweijährige Pause die Korrespondenz und erst am 15. Juni 1812 wieder schickt Wilhelm auf Bitten des Fräulein von Calenberg[4]) einen längeren Geburtstagsbrief an Malsburg mit nach Wien, und dies ist zugleich der letzte uns erhaltene Brief der Brüder an Malsburg. Im Juni 1817 schicken die Brüder dann den ersten Teil ihrer deutschen Sagen an Malsburg mit einem Brief, der verloren gegangen ist. Hierauf antwortet dieser am 7. Dezember 1818 von Dresden aus:

„Mein herzliebes, gutes Grimmchen. Es ist nun ein Jahr her, daß ich Ihren lieben Brief bekommen habe, und doch ist meine Liebe mit ihm nicht alt geworden, sondern noch eben so stark als sie in Kassel auf der Schule und in Marburg war, und so soll sie auch mit mir sterben und dort wieder aufleben ... Durch unsere gute Freundin Calenberg höre ich recht oft und viel von Ihnen, mein teurer Wilhelm, und es freut mich, Ihre gegenseitige innige Anerkennung gar sehr ... Halten Sie doch nächsten Sommer Wort, mich hier zu besuchen; daß Sie bey mir wohnen, versteht sich von selbst. Mein Herz würde Sie auf Händen tragen und es sollte alles so seyn wie sonst. Ewig, ewig Ihr Ernst.

Von hier an stockt (mit Ausnahme von zwei noch folgenden Billets) der Briefwechsel vollständig. Tatsächlich aber war das innere Verhältnis schon viel früher gelockert worden, etwa zu derselben Zeit, als der Briefwechsel und die Freundschaft der Brüder mit Achim von Arnim beginnt. Jedenfalls steht in schroffem Verhältnis zu diesem letzten Brief Malsburgs ein etwa gleichzeitiges (6. Juni 1818) Urteil Wilhelms, das sich bei Steig, a. a. O., S. 418, wiedergegeben findet:

„Über den Calderon ist von beiden Seiten [d. h. von Arnim und Brentano in den Theaterbriefen der Göttinger Wünschelruthe] viel Wahres gesagt, ich glaube, nachdem der Malsburg auch anfängt seine Uebersetzungen drucken zu lassen, wird er sich ganz der Aufmerksamkeit entziehen; so lange der Schlegel die Sache hielt, hatte sie durch seinen Namen und seine Fertigkeit einen gewissen äußern Reiz, auch Gries fehlt es an letzterem nicht; aber was ich von Malsburgs Arbeit gesehen, ist von Herzen holperig und unlesbar."

Dann finden wir in Wilhelms Tagebuch noch folgenden Eintrag (Steig, a. a. O., S. 495):

„20. Juli 1821. Nach 3 Uhr in Malsburgs Equipage nach Glimerode abgereist. Dort fanden wir den Ruhl. Abends schweres Gewitter."

3 Jahre später, am 24. September 1824, stirbt Malsburg plötzlich und unerwartet auf Escheberg, und damit hatte das Verhältnis auch äußerlich seinen Abschluß erreicht.

Um dieselbe Zeit, als die Freundschaft der Brüder zu Malsburg zu erkalten beginnt, setzt der Briefwechsel mit Arnim ein, der im Mai 1808 beginnt und über volle zwei Jahrzehnte sich erstreckt. Auch hier tritt Jakob als Briefschreiber hinter seinem

[4]) Wie die Brüder über diese schöngeistige Dame urteilten, geht aus Ruhl, Erinnerungen an J. und W. Grimm (Melsungen 1885) S. 20 hervor.

Bruder zurück, aber es waren doch andere Gründe, die ihn nicht so oft zum Schreiben kommen ließen. Jedenfalls hatte er seine Freude an diesem Verkehr, und wenn er auch oft selbst keine Zeit zum Schreiben hatte, so ließ er sich's doch nicht nehmen, Wilhelms Briefe vor Absendung in der Regel durchzulesen und an dem Rand oder am Schluß noch einige Bemerkungen und Grüße hinzuzufügen.

Arnim wurde zuerst durch Clemens Brentano, der die Grimms in Marburg bereits kennen gelernt hatte, und den Savignyschen Kreis mit den Brüdern bekannt. Jakob und Wilhelm lebten damals mit ihren Geschwistern und ihrer Mutter (die im Mai 1808 starb) in Kassel an dem Wilhelmshöher Tor[5]), später, in den zwanziger und dreißiger Jahren, in der Bellevue (an der Ecke der Georgenstraße). Die erste Wohnung wurde ihnen im Dezember 1821 vom Kurfürsten gekündigt[6]), doch durften sie noch bis Ostern darin wohnen bleiben.[7]) Wilhelm schreibt darüber an Arnim am 11. Dezember 1821[8]):

„Heute Morgen ist uns unsere Wohnung aufgekündigt, und schon binnen 14 Tagen soll sie geräumt sein, wo eine Behörde einziehen will. Wir sind in großer Verlegenheit, wo wir ein Unterkommen finden, da die Wohnungen schnell rar geworden und im Preis gestiegen sind. Dabei verlieren wir so ungern unsere schöne Aussicht; wir waren wie in einem Garten ..."

Welchen Eindruck übrigens ihre neue Wohnung in der Bellevue auf Arnim bei seinem letzten Besuch in Kassel im August 1828 gemacht hat, geht aus einem Brief hervor, den er am 5. August von dort an seine Frau Bettina schrieb:

„... Schönere Landschaft, als den Grimms in ihrer Wohnung täglich vor Augen liegt, kann man kaum denken, sie wohnen dicht neben den churfürstlichen Häusern drei Treppen hoch an der Straße, welche die Aue überblickt."

Jakob war 1806 aus kurhessischen Diensten in westfälische übergegangen, Wilhelm blieb noch lange ohne Anstellung. Bereits im Herbst desselben Jahres hatte Arnim auf der Reise nach Heidelberg Jakob aufgesucht, ihn aber verfehlt. In Steigs Buch „Achim v. Arnim und Clemens Brentano" (1894, S. 194) finden wir das Nähere darüber; wir lesen dort auch, wie Arnim die mit Grimms in derselben Straße wohnende Philippine Engelhard[9]) und ihre Tochter Karoline antraf. Die eigentliche Bekanntschaft mit Arnim wurde durch Clemens Brentano angebahnt. Dieser kam 1807 von Heidelberg nach Kassel, wo seine Schwester Lulu an den Hofbankier Jordis verheiratet war (dieser wohnte ganz in der Nähe der Grimms im sogenannten Fürstengarten), und schrieb am 19. Oktober 1807 von dort folgende Einladung an Arnim, in der zum erstenmal die entscheidende Erwähnung der Brüder Grimm Arnim gegenüber geschieht:

„Es ist äußerst notwendig, daß Du mit mir zusammen und zwar hierher kömmst, um den ewig aufgeschobenen zweiten Teil des Wunderhorns zu rangiren. Ich hoffe, daß Du Deinen Liederkasten bei Dir hast, ich habe einen ganzen Karren voll. Wir können es hier außerordentlich gut und besser noch als damals in Heidelberg. Denn ich habe hier zwei sehr liebe, liebe altteutsche vertraute Freunde, Grimm genannt, welche ich früher für die alte Poesie interessiert hatte, und die ich nun nach zwei Jahre langem, fleißigen, sehr konsequenten Studium so gelehrt und reich an Notizen, Erfahrungen und den vielseitigsten Ansichten der ganzen romantischen Poesie wiedergefunden habe, daß ich bei ihrer Bescheidenheit über den Schatz, den sie besitzen, erschrocken bin ... Du wirst diese trefflichen Menschen, welche ruhig arbeiten, um einst eine tüchtige teutsche poetische Geschichte zu schreiben, sehr lieb gewinnen."

Im November 1807 traf Arnim in Kassel ein und sogleich ging es an die Fortsetzung des Wunderhorns, wie ihre gemeinsame, aus Hessen-Kassel damals in die gelesensten Zeitschriften erlassene Aufforderung zu allgemeiner Mitarbeit ausweist. Das Manuskript zum zweiten und dritten Band des Wunderhorns wurde unter Mitwirkung der beiden Brüder bis Ende 1807 hergestellt und anfangs Januar 1808 verließ Arnim wieder Kassel.

Dieser Aufenthalt hatte das innigste Freundschaftsbündnis zwischen Arnim und den Brüdern Grimm zur Folge, das über zwei Jahrzehnte dauerte und erst durch den frühzeitigen Tod Arnims im Jahre 1831 ein Ende fand. Dem Freundschaftsbunde verdankt der vorliegende Briefwechsel sein Dasein. Wir lernen daraus die Brüder Grimm — und zwar nicht bloß Wilhelm und Jakob — in einem vielfach neuen Lichte und außerdem so viele andere hessische Beziehungen kennen, daß es schwer fällt, aus der Überfülle an interessantem Stoff hier das Wichtigste zu skizzieren, soweit es Hessen angeht.

Eins der ersten Ereignisse, das zu Beginn des Briefwechsels der Brüder fällt, ist der Tod ihrer Mutter Dorothea geb. Zimmer am 27. Mai 1808. Infolgedessen gingen die nun ganz verwaisten sechs Geschwister trüben Tagen entgegen. Schärfer trat an Jakob und Wilhelm die Sorge um die jüngeren Geschwister heran. Wilhelm war noch ohne Anstellung, und man machte sich deshalb wohl nicht geringe Sorgen, wie aus einem Brief an Arnim vom Jahre 1808 hervorgeht[10]):

[5]) Steig a. a. O. S. 477/78.

[6]) Gedenkbuch 11. Dezember 1821: „Heute ließ uns der Kurfürst die bisherige Wohnung aufkündigen."

[7]) Gedenkbuch 17. Dezember 1821: „Rivalier sagte, der Kurfürst habe erlaubt, daß wir noch bis Ostern wohnen blieben."

[8]) Steig a. a. O. S. 501.

[9]) Vgl. „Hessenland" 1887, S. 17 ff.

[10]) S. 12 des Werkes.

„Mit meiner Anstellung haperts noch immer. J. Müller macht mir Hoffnung zu einer Stelle beim Archiv, die mir auch ziemlich entspräche, doch ists noch nicht nah damit, und ich wollte, ich wäre die Quälereien los, die ich darüber von meiner Familie habe, und die doch ihren recht guten Grund haben."

Jakob dachte wohl schon damals daran, außerhalb Hessens eine einträglichere Stelle anzunehmen, aber die Fürsorge für seine Geschwister hielt ihn davon ab. Dadurch kam er freilich in einen nicht geringen Zwiespalt zwischen sich und seinen Geschwisterpflichten, wie aus folgendem Brief an Arnim vom 24. September 1810 hervorgeht[11]):

„... Mit welcher Freude fand ich Deinen und daneben einen von Wilhelm auf dem Tisch liegen[12]); überhaupt wie gern schüttele ich den Staub aus meinen Seidenstrümpfen, um die alten zu Haus gebliebenen weiten Hosen anzuziehen und einen Abend bei den andern Geschwistern zu bleiben. Von diesen habe ich zwar manchen Kummer und gewiß durch ihre Schuld, aber wir haben uns dennoch von Herzen lieb und so mags gehen, wie Gott will. Auf der einen Seite ist es mir klar, daß ich stark an ihnen, an Einrichtung und Gewohnheit hänge, dann aber steht es mir auch lebhaft und wahr vor, daß ich manchmal über Berg und Thal möchte, an eine andere Lebensart. Denn Du müßtest es hier versucht haben, um zu glauben, wie gebunden man ist durch jeden Dienst, es fehlt an aller Anhänglichkeit und Sicherheit; ich wüßte keinen unter denen, die mir vorgesetzt, der mir Achtung eingeflößt hätte und den ich ehrte ... und es fällt mir manchmal aufs Herz, so wird es nur durch den Gedanken wieder leicht, daß ich Geld verdienen muß für mich und meine Geschwister, und ich mag nicht freier sein, ohne sie, um alles in der Welt."

(Schluß folgt.)

[11]) S. 71.
[12]) Wilhelm war seit drei Wochen nach Marburg und Fulda verreist.

Margritt und der Templer.

Erzählung von Theodor Metz.

(Fortsetzung.)

Am Nachmittag hat sich der Kasper im Schloßgarte erumgedrückt unn hat sich an dem Buche-Laubgang, der heut noch nach der Waulsgaß zu is, unner die Eck gesetzt, da, wo's am kühlste war. Denn es war e Hitz drauße wie vor em Backofe, unn die Stechfliege, weißte, die lange schmale schwärzliche, die Mißgebürter — wir Schäfer hawe ja am meiste drunner zu leide, unn mein Ällervatter hat immer gesagt, die hätt unser Herrgott nit geschaffe, die hätt der Satan gemacht aus seim Dreck —, die Ööser hawe sich bis in die Gärte unn an die Häuser gewagt, wo se doch sonst nur im Wald unn im Feld räuwern, so gierig unn frech warn se unner de Hitz geworn. Wie der Kasper nu so e Weil da gesesse hatt, unn das Herz war ihm schon wieder schwer genug, da hat er Tritte im Laubgang gehört unn hat sein Herr langsam drin uff unn ab geh seh. Da is uff eimal heiß in m uffgequolle, was m das Schreiwerche gesagt hatt, unn er hat sich e Herz gefaßt, is raus unn is vor sein Herr getrete.

„Nemt emal an, Herr," hat er gesagt, „was mir das Schreiwerche verzeehlt hat." Unn er hat dem Rupert alles bericht; daß er das Schreiwerche durchgewamst hatt, das hat er awer für sich behalte.

Wie der Rupert nu das alles hört, hat er gestutzt, unn in seim Gesicht hat's gezuckt, unn das Blut is eneingeschosse, awer nit vor Zorn, das hat der Kasper wohl gemerkt. E Weil is der Rupert still gewese, dann awer muß n doch die Kümmernis im Kasper seine Auge gerührt hawe, denn er hat dem Kasper sei Hand genomme unn hat ihn angesproche:

„Kaspar, Kaspar", hat er gesagt, „du treue Seel du! Was hast du für mich alles getan, und ich will ungeschieden von dir gehn. Das soll nimmermehr geschehn. Mach dich drüben auf der anderen Seite vom Garten in das Hollergebüsch und setz dich vor die Brombeerhecken am Geröll, da will ich dich hernach aufsuchen; hier könnten andre Brüder herkommen."

Gleich is der Kasper, wie geheiße, fortgesprunge, unn bald is der Rupert nachkomme.

„Kaspar", hat der Rupert da zu ihm gesagt, wie se uff em breite Feuerstei im Schatte von de Brombeerheck zusamme gesesse hawe, „der Ulrich hat dir wahrgesprochen. Heut abend werd ich geurteilt und morgen siehst du mich nicht mehr".

„Herr Jeeses!", is der Kasper da uffgesprunge, awer sein Herr hat ihm die Hand uff die Schulter gelegt.

„Es ist das beste so, Kaspar. Hörst du die Trompeten herüberschallen und das Festgeschrei?" — Vom Schönberg hat's nämlich erüwergeklunge durch die still Luft, unn der Burgberg hat de Schall zurückgeworfe. — „So ist's am besten."

„Herr, das alles kommt von dem letzte Brief her, den Ihr mir gegewe habt, daß ich n dem Christian bringe sollt in de Früh ..."

„Ja, Kaspar, der Brief hat dem Boineburger sein Gemahl verschafft."

„O Herr, o Herr, wie kamt Ihr nur uff so Gedanke?"

„Sei still, Kaspar, du sollst erfahren, was niemand weiß; du bist gut."

De Kopp in die Hand gestützt, hat der Rupert dagesesse, unn er hat ruhig vor sich hingesproche, ohne den Kasper anzuguckе.

„An dem Abend, weißt du, an dem dem Reinhard seine Mutter mich angerufen hatte in der Hintergaß und mir schuld gegeben hatte an ihrem Unglück, da ist mir das im Kopf herumgegangen und hat in mir gewurmt, und ich habe mir am Ende gesagt, daß sie nicht ganz im Unrecht stünde. Und wie nun das Gewitter aufgezogen ist in der Nacht, da hab' ich mich lange im Blitzgeleucht auf meinem Bett hin- und hergeworfen. Als ich schließlich eingeschlafen war, da hab' ich auf einmal im Traum von meiner Lagerstätt aus Blut fließen sehn, kleine Rinnsale erst und dann Bächelchen und dann ein Band so breit wie die Ohm von Blut und Blut, das ist hinabgeflossen über den Burgberg und nach der Hintergaß und der Waulsgaß zu und hat alle Gassen überschwemmt mit Blut, und so ein Wehklagen ist aus den Häusern durch die Luft erschallt, daß ich aufgewacht bin . . . Wie ich aber wieder eingeschlafen war, da ist mir's so vorgekommen, als wenn das Wehklagen nicht aus den Häusern dränge, sondern aus einem hohen, finstern Turm, und als wenn's nur eine Stimme wär. Und auf einmal hab' ich im Blitz- und Feuerschein im Turm angekettet eine junge Frauensgestalt gesehn mit bleichem Gesicht, die hat sich die Nägel ins Gesicht gekrallt und die Haare gerauft und hat gewehklagt, nur leis, aber so herztraurig und krank und bitterlich. Und das hat mir so ins Herz geschnitten, daß ich aufheulen wollt', aber ich konnt' nicht, und darüber bin ich aufgewacht. Und zum drittenmal bin ich eingeschlafen, und da hab ich unter Blitzen wieder die Frauensgestalt gesehn im Turm, und jetzt hab ich sie erkannt, daß es die Margritt war, und sie hat nicht mehr gewehklagt, sondern hat still und stier dagesessen. Aber auf einmal ist was Rotes zwischen den grünen, modrigen Steinen hervorgequollen, erst in dünnen Streifchen, dann mehr und mehr, und es war Blut, und bald ging ihr das Blut bis ans Knie, bis an die Brust, bis an die Schulter, und da, wie sie im Blut zu versinken droht, da ist ihr ein Schrei entdrungen, so gräßlich, daß mich's wie Krampf durchschüttelt hat; und wieder bin ich aufgewacht. Von da an hab ich keinen Schlaf mehr finden können, ich bin aufgestanden und hab die Nacht an meinem Fenster gestanden und hab die Blitze das ganze Ohmtal durchzucken sehn bis über die Amöneburg hinaus. Und in der Nacht ist mir's wie Schuppen von den Augen gefallen, was ich tun muß, um die Margritt aus dem Turm zu lösen. Gegen Morgen hab ich den Brief geschrieben, den ich dir gegeben hab, und darin hab ich ihr geschrieben, daß ich andern Sinnes geworden sei, und unsere Lieb' ein End' haben müßt', und absichtlich hab ich dazugesetzt, für mich gibt's ja noch Weibsleut genug, und auf sie warte ja schon ein Anderer. Mir selber aber hab ich keinen besseren Rat gewußt, als daß ich mich dem Gericht der Brüder stellte, daß es mein Tod würd'. Und so möcht' sie sich auch, hab ich mir gedacht, leichter hineinschicken, wenn sie sieht, daß alles unabänderlich ist. Was sie aber tun würd', das mocht' ich nicht berechnen und ging mich nichts mehr an; frei sollt' sie sein von mir, ich wollt' ihrem Leben nicht zum Verderben werden."

„Herr, ach Herr, müßt Ihr Euch dann dem Gericht stelle, is da gar nix mehr dagege zu mache?"

„Kaspar, dagegen ist kein Kraut mehr gewachsen; und wär's auch, ich bin auf den Tod gefaßt und erwart' ihn gern."

„Herr," hat der Kasper da gefragt, „awer daß Ihr annern Sinnes seid zu ihr als früher, das is doch nit wahr?"

Der Rupert hat ihm in die Auge] geseh unn hat ganz still gelacht.

„Kaspar, Kaspar, wie fragst du so töricht."

Da is der Kasper vor Freud in die Höh gesprunge, is awer gleich wieder kleinlaut geworn un hat gefragt:

„Ach, wenn ich ihr das noch sage dürft, bevor se heut awend mitm Boineburger uff sei Schloß zieht, das möcht doch zu ihrm Friede sei! Darf ich, Herr?"

„Mach's, wie du willst; es wird dir auch schon nicht mehr gelingen. Leb wohl, Kaspar, und hab Dank."

„Herr, ach Herr, ewe noch nit, ich seh Euch noch emal heut awend; ewe noch nit, Herr!"

Der Rupert is dann fortgegange; kaum war er awer hinner dem Gebüsch verschwunne, da is der Kasper gesprunge wie n Has de Berg enunner zwerch durch die Gärte unn is üwer Mauern unn Plankezäun enüwergesetzt, stabaus bis an de Sandweg. Von da is er langsam gegange, weil ihm viel jung Volk begegnet is, das aach nachm Schönberg wollt, unn unner em Trupp Bursche is er enuffgegange. Drowe vorm Burgtor awer unn im Burghof sinn, weil's doch Hochzeit war, Brezeln unn Zuckernüß unn Geldstückelcher unner die Kinner unn was sonst da erumschmarotzt hat, geworfe worn, unn es war e groß Getümmel unn Geschrei unn Tumult. Der Kasper hat e Weil mit zugeseh, dann hat er in er Eck vom Schloßhof die Hannelies erspäht. Uff die is er losgegange unn hat sich bei se gestellt, unn wie se fortschlitze wollt, hat er se am Rockbund festgehalte.

„Hannelies," hat er eilends gesagt, „ich muß bei Herrin spreche, ich muß bei Herrin spreche."

Die Hannelies hat m gleich am Gesicht angeseh, daß was im Spiel war, unn hat ihrn Groll verschluckt.

„Was is los, was is los?" hat se gesagt.

„Das kann ich dir ewe nit sage, bestell mir das Fräulein drauße vors Tor in die Dickung. Da wart ich uff se, unn wenn's Nacht wird."

„Ja, Jung, ich will seh, was sich mache läßt", hat die Hannelies gesagt unn is fortgehuscht. Der Kasper is gemächlich de Weg vom Schönberg enunner nach Humerch zu gegange, wie er awer e Streck drunne war, hat er sich hinner de Erle am Schächerbach heimlich wieder enuffgemacht unn hat sich in die Dickung gesetzt, wo er schon emal uff die Hannelies gepaßt hatt.

In der Weil awer war die Hannelies in de große Saal gegange, wo die Hochzeitstafelei war, unn wo aach newig dem Boineburger als sei Fraa die Margritt gesesse hat. Dort hat se sich in e Eck gestellt unn hat die Mägd allerhand, was nötig wurd, kommandiert. Wie awer grad emal e groß Rundtrinke war unn Gläseranstoße, da hat se de Margritt heimlich zugeblunke unn hat ihr mitm Finger gewinkt, awer so, daß se beim Winke sich immer selwent an ihrer spitz Nas' gekratzt hat, daß es nit so uffällig war. Die Margritt hat se verstanne unn hat zum Boineburger gesagt:

„Gebt mir Urlaub, mein Gemahl, auf ein halb Stündchen, hier ist's so schwül, und ich will mich ein Weilchen ergehn."

Der Boineburger hat kein Argwohn gehabt, warum aach, unn hat se geh lasse. Nit lang druff hat se beim Kasper gestanne in de Fichtedickung, unn der hat ihr alles gesagt, von dem Brief, daß den sein Herr ihr geschriewe hätt, weil er se ausm Turm hätt löse wolle unn kein annern Ausweg gewußt hätt, unn wie er selwent heut awend vorm Gericht stänn, das sein Tod wär. Da hat die Margritt sich hoch uffgericht, hat die Hänn zusammegefalt, unn ihr vorher ganz bleich Gesicht das hat geleucht, wie bei eim, dem e groß Freud widerfährt.

„Du guter Gott, du gnädiger Gott," hat se leis vor sich hingesproche, „und ich hab an dir gezweifelt. Er hat mich noch lieb, o Gott, so lieb hat er mich. Ach, du gütiger Gott, und ich hab an dir gezweifelt und an ihm . . . Hör, Kaspar!" is se plötzlich wie ausm Traum uffgefahrn, unn sie hat so rasch uff de Kasper ingesproche, daß er Müh gehabt hat, zu folge; „hör, Kaspar! Das Gericht über ihn heut abend muß verhindert werden; er soll nicht sterben, so nicht. Kaspar, ich weiß, du bist treu und gut; verstehst du mich, das Gericht darf nicht stattfinden. Schlag Alarm, schrei Mordio, was du willst, mach Feuerlärm, und was an Schaden entsteht, hier hast du mein Geschmeide; und ich will dir noch mehr geben; hier nimm! . . ." Un se hat ihr kostbar Halsband abgemacht unn hat's ihm in die Hand gedrückt.

„Kaspar, steh doch nicht so da, begreif doch, ich rechne auf dich, ich hab doch sonst niemand. Und sag deinem Herrn, wenn die Nacht anbricht, dann wär ich am letzten Waulsgarten nach der Hardt zu an der Ecke, wo der alte breite Haselbusch steht, — ach Gott, mein Herz wußt's ja, daß ich nicht mit dem Boineburger zu ziehn braucht' —, und sag ihm noch, ich wolle mit ihm die Fahrt tun nach der stillen Insel, die im Meere liegt ganz weit, und ich sehne mich so danach. Du vergißt's auch nicht, Kaspar? Willst du alles tun, Kaspar? Willst du mir helfen, Kaspar?"

„O Fräulein," hat der Kasper gesagt, „was tu ich nit für euch."

Da hat n die Margritt so fröhlich angeguckt unn hat m die Hand gedrückt unn is fortgeeilt. Der Kasper awer is verstohle durch de Wald unn üwer die Sandmühl unn in die Waulsgaß gegange. Unn dort hat er gefunne, was er gesucht hat . . .

(Schluß folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Hessische Geschichtsvereine. An dem am 3. April stattgefundenen wissenschaftlichen Herrenabend des hessischen Geschichtsvereins in Kassel machte Herr Oberbibliothekar Dr. Brunner die Versammelten mit einem Abschnitt aus der bis jetzt noch im Manuskript vorliegenden Geschichte des 3. Kurhessischen Infanterie-Regiments Nr. 83 von Herrn Hauptmann Freiherrn von Dalwigk*), Lehrer an der Kriegsschule in Anklam, bekannt. Die vorgelesene Schilderung betraf die 1814 von dem Kurfürsten Wilhelm I. verfügte Demobilisierung seiner Truppen, wodurch er mit der preußischen Regierung in Konflikt kam. Herr Kanzleirat Neuber rief die Erinnerung an die Tore Kassels durch eine Beschreibung derselben, die durch einige Bilder unterstützt wurde, wach. Der Vorsitzende, Herr General Eisentraut, erläuterte in eingehender Weise die für das ganze Reich in Ausführung genommenen „Historischen Grund-

*) Von Freiherrn von Dalwigk brachte unsere Zeitschrift in Nr. 24 des Jahrgangs 1903 ein Erinnerungsblatt an die Schlacht bei Speyerbach.

karten". Diese sind nach einheitlichem Maßstab ausgearbeitet und gestatten das Einschreiben von Begebenheiten, Daten usw. Besonders verdient um ihr Zustandekommen hat sich Professor von Thudichum in Tübingen gemacht, der die Grundkarten der süddeutschen Staaten nebst Elsaß-Lothringen und Hessen-Darmstadt sowie des Regierungsbezirks Wiesbaden fertiggestellt hat. Grundkarten für den Regierungsbezirk Kassel besitzen wir jedoch noch nicht, da die nötigen Geldmittel bisher gemangelt haben. Daß in nächster Zeit damit der Anfang gemacht werde, ist aber sehr wünschenswert, denn auch in Westfalen, Hannover, dem Königreich Sachsen, Mecklenburg-Schwerin und andern Gegenden ist mit der Arbeit bereits begonnen worden. Die Karten enthalten die Wasserläufe, die Ortsnamen und die Grenzen der Ortsfluren; durch Weglassung aller sonstigen Angaben ist Raum für Einzeichnungen aller Art gewonnen, denn die Grundkarten sollen den Forschern auf den verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten dazu dienen, die Ergebnisse ihrer Studien einzutragen. Herr Plitt schilderte das Kasseler Leben vor 40 bis 50 Jahren in zutreffender Weise. Anknüpfend an den Vortrag über die Kasseler Tore sprach sodann Herr Ingenieur Happel über die mittelalterlichen Befestigungen der hessischen Städte. Ferner machte Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf noch einige Mitteilungen über die bei Aschaffenburg 1866 verwundeten und gefallenen kurhessischen Husaren. Da noch mehrere Vorträge vorgemerkt waren, ist zu Anfang Mai ein weiterer Herrenabend angesetzt. — Am 3. April hielt auch der Geschichtsverein in Eschwege einen Vortragsabend ab, an welchem Herr Superintendent Wolff aus Kassel, der früher in Eschwege gewirkt hat, die von uns bereits erwähnten Vorkommnisse in Ziegenhain während der westfälischen Zeit schilderte.

Über die „Codices Bonifatiani in der Landesbibliothek zu Fulda" hielt am 12. April Herr Landesbibliothekar Dr. Scherer in der Vereinsversammlung des Fuldaer Geschichtsvereins einen Vortrag, der in der wissenschaftlichen Festschrift zur Feier der 1150jährigen Wiederkehr des Todestags des Bonifatius erscheinen wird.

Museums-Verein. Im Museum am Friedrichsplatz in Kassel war vom Dienstag den 4. bis Sonnabend den 15. April eine Sammlung alter orientalischer Teppiche, Perser und Kleinasiaten, ausgestellt, die in ihrer feinen Auswahl, seltenen Schönheit und Vorbildlichkeit ihresgleichen suchten. Von allem, was uns der Orient an Kunstgewerbe geschenkt hat, stehen von alters her die orientalischen Teppiche in erster Reihe als Sammelobjekte, aber auch als begehrte Stücke zur praktischen Ausstattung unserer Wohnräume. Allerdings hat der bürgerlich, um nicht zu sagen spießbürgerlich einfache Sinn der Deutschen bei der Ausschmückung ihrer Häuser sich selten zu solch gediegenem Besitz verstiegen, obgleich er vor wenigen Jahren für viele noch erschwinglich war, sondern sich meist mit schwachen Nachahmungen oder geschmacklosen Produkten europäischer Teppichindustrie begnügt. Jetzt sind erlesene orientalische Originale ebenso selten als teuer, und man wird sich deshalb nicht wundern, wenn man hört, daß Ihmsen & Co. den Wert ihrer zur Ausstellung gelangten Teppiche und Brokate (von letzteren war eine Auswahl berückend schöner Proben beigefügt) auf 350000 Mark bezifferten. Diese Firma, deren Chef ein Kasselaner, Herr Matthieu, ist, hat das Verdienst, vorbildliche alte Stücke mustergiltig zu kopieren und auf den Markt zu bringen. Man kann sich kein schöneres Ausstattungsstück für einen vornehmen Wohnraum denken als eine solch wundervolle Nachschöpfung eines orientalischen Teppichs, wie man z. B. einen im Museum sehen konnte. Es lagen dieser Ausstellung nicht etwa Spekulationszwecke, sondern rein ideale Absichten zugrunde. Die Schaustellung der Teppiche war kein Bazar, wo man einkaufen konnte, sondern sie sollte dazu dienen, unsern Farbensinn zu wecken, unsern Geschmack zu bilden und uns darüber nachdenken zu lehren, wie tief wir noch in dieser Beziehung unter dem so vielfach verachteten Orient stehen. Sie war unentgeltlich, und wie man hört, auch gut besucht. Zu danken haben wir sie dem eifrigen „Museums-Verein für Hessen", vorab der Tatkraft des Museumsdirektors Dr. Boehlau, der es sich besonders angelegen sein läßt, die Ziele des Vereins, Kunstsinn zu wecken, durch Vorträge und Ausstellungen zu fördern.

Votivblatt. Im Verlag des Polytechnischen Instituts zu Friedberg in Hessen ist zur Erinnerung an die Vermählung des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein mit der Prinzessin Eleonore von Solms-Hohensolms-Lich ein Votivblatt erschienen, das von dem Direktor der Anstalt Herrn R. Schmidt erfunden und entworfen ist und bei dessen Ausführung sich einige Künstler zur gemeinsamen Arbeit vereinigt haben. Dem fürstlichen Paar, das in Medaillonporträts, über denen die lorbeerbekränzte und von Engeln gehaltene Krone schwebt, die obere Mitte des Blattes einnimmt, huldigen zu beiden Seiten Künste und Wissenschaften und die verschiedenen Stände des Volkes. Vor einem Säulengang, dessen Rundung durch die von einem Altar aufsteigenden Weihrauchwolken verhüllt ist, erblickt man rechts und links von dem Großherzog und seiner Gemahlin Justitia und Caritas. Neben dem

Altar steht, auf den Reichsschild gestützt, Germania, während ihr gegenüber ein Genius mit der Friedenspalme schwebt. Darunter erhebt sich ein mit der Inschrift „Gott — Ehre — Vaterland“ und mit dem hessischen Löwen, sowie Adlern, Blumen und Laubgewinden reich geschmückter Triumphbogen, der den Ausblick auf drei Schlösser gewährt: das Residenzschloß und das Neue Palais in Darmstadt und das Schloß zu Lich. Ferner sind auf dem Blatt noch angebracht die bekannte Ludwigssäule und die Reiterstatue Ludwigs IV. Die untere Mitte des Blattes zeigt einen gewaltigen Löwen, der auf Kriegstrophäen ruht. Das ganze Bild, das sehr sinnig erdacht und in der künstlerischen Ausführung wohlgelungen ist, kann als ein schöner Zimmerschmuck empfohlen werden. In Lichtdruck beträgt der Preis 6 Mark, in Heliogravure (Kupferdruck) 12 Mark.

„Die Bildnisse Philipps des Großmütigen“, dieses bedeutende bereits vor Jahresfrist angekündigte Werk von Alhard von Drach und Gustav Könnecke, als Festschrift zur Feier des 400. Geburtstags des Landgrafen Philipp von der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck mit Unterstützung des Bezirksverbandes des Regierungsbezirks Kassel herausgegeben, ist nunmehr im Verlag von Elwert in Marburg erschienen und kostet in feinem Leinenband 20 Mark. Wir werden es in Kürze eingehend besprechen.

Personalien.

Verliehen: dem früheren Oberlandesgerichtspräsidenten von Holleben, Exzellenz, Kanzler in Preußen, zu Kassel, der Rote Adlerorden 1. Klasse mit Eichenlaub; dem Medizinalrat Dr. Faber, Metropolitan Rothnagel und Forstmeister Schurian, sämtlich zu Rotenburg, und dem Hofkammerrat Nebel zu Herleshausen das Ritterkreuz 1. Klasse des Philippsordens; dem Regierungs- und Schulrat Geheimen Regierungsrat Sternkopf zu Kassel bei seinem Übertritt in den Ruhestand der Rote Adlerorden 3. Kl. mit der Schleife; dem Kreisbauinspektor a. D. Geheimen Baurat Scheele in Fulda der Kronenorden 3. Kl.; dem Regierungsrat Buchholtz, Rechnungsrat Strothmann, Rechtsanwalt und Notar Justizrat Laymann, Gymnasialoberlehrer a. D. Professor Hunrath, sämtlich in Kassel, dem Oberlehrer a. D. Dr. Schäfer an der Oberrealschule in Marburg, dem Steuerinspektor a. D. Deckert zu Hofgeismar und dem Steuerinspektor Grossart in Kassel der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Postsekretär Wagner in Kassel beim Übertritt in den Ruhestand, dem Rektor Scherer in Salmünster aus Anlaß seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums und dem Brauereidirektor Tripp in Linden der Kronenorden 4. Kl.; dem Baurat Kahl zu Kassel beim Ausscheiden aus dem Dienst der Charakter als Geheimer Baurat; den Domänenpächtern Oberamtmann Otto zu Blankenheim, Oberamtmann Pfingsthorn zu Lippoldsberg und Oberamtmann Schäfer zu Rotenburg der Charakter als Amtsrat.

Ernannt: Präsident der Justizprüfungskommission Geh. Oberjustizrat Dr. Eccius in Berlin zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikat Exzellenz; Staatsanwaltschaftsrat Ganslandt in Königsberg i. Pr. mit dem Amtscharakter als Erster Staatsanwalt zum ständigen Vertreter des Oberstaatsanwalts daselbst; Hilfspfarrer Sommerlath in Tann zum Pfarrer in Rengershausen; Pfarrer Althainz in Grüßen zum Pfarrer in Amönau; Gerichtsassessor Klusmann zum Amtsrichter in Bünde i. W.; die Oberlehrer Brandes am Fürstlichen Gymnasium zu Corbach und Dietz am Königl. Realgymnasium zu Biedenkopf zu Oberlehrern am Königl. Gymnasium zu Rinteln; Baugewerkschullehrer Hummel in Kassel zum Oberlehrer; Generalkommissionssekretär Koch aus Kassel zum Geheimen Registrator im Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten.

Bestellt: Pfarrer Rübsam in Gelnhausen zum Pfarrer von Peterberg bei Fulda.

Versetzt: die Regierungs- und Schulräte Bottermann von Trier und Mühlmann von Merseburg nach Kassel; Regierungsbaumeister Mickel von Fulda nach Königsberg i. Pr.; Forstmeister Abesser in Schwiedt nach Neuhof; die Amtsrichter Stölzel in Niederaula und Jüngst in Kirchhain nach Kassel; Regierungsbaumeister Mahlberg in Marburg nach Kassel.

Geboren: ein Sohn: Dr. med. Ahlborn und Frau (Kassel, 10. April); eine Tochter: Bürgermeister v. Kupsz und Frau (Rotenburg, 4. April); Rechtsanwalt Rommel und Frau Mande, geb. Bohne (Kassel, 5. April); Buchhändler Ludwig Kay und Frau Bertha, geb. Jahn (Kassel, 11. April); Landmesser Leichsenring und Frau (Rotenburg, 11. April); Bankier Hans Herzog und Frau Martha, geb. Keller (Kassel, 12. April); Regierungsrat von Rumohr und Frau (Kassel, 14. April).

Gestorben: Frau Forstmeister Ida Wachs, geb. Kuchenbecker, 72 Jahre alt (Kassel, 30. März); Frau Geheime Sanitätsrat Bertha Klingelhöfer, geb. von Biedenfeld, 70 Jahre alt (Kirchhain, 30. März); Gutsbesitzer Karl Kaiser sen., 72 Jahre alt (Ebsdorf, 31. März); Tierarzt Heinrich Roos, 79 Jahre alt (Treysa, 31. März); verwitwete Frau Konsistorialrat Emilie Kratz, geb. Schomburg, 80 Jahre alt (Kassel, 2. April); Frau Anna Sibylle Zinn, geb. Brehm, 85 Jahre alt (Kirchbauna, 3. April); Kaiserlicher Baurat a. D. Hugo Friedrich von Kietzell, 77 Jahre alt (Kassel, 4. April); Frau Lina Geller, geb. Trube, 76 Jahre alt (Kassel, 4. April); Kaiserlich Deutscher Konsul Dr. jur. Heinrich Weipert, 49 Jahre alt (Bordeaux, 4. April); Kaufmann Gustav Brübach, 65 Jahre alt (Kassel, 7. April); Rechnungsrat Anton Hofmeister, 59 Jahre alt (Kassel, 7. April); Lehrer Friedrich Rosenblath (Bad Nenndorf, 11. April); Kaufmann Johannes Henrichs, 55 Jahre alt (Marburg, 13. April); Revierförster a. D. Johann Türk, 90 Jahre alt (Kassel, 14. April).

Briefkasten.

O. G. in K. „Sonnenuntergang“ und „Das tote Lieb“ eignen sich nicht zur Veröffentlichung in unserer Zeitschrift.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 9. XIX. Jahrgang. Kassel, 2. Mai 1905.

Unserem Schiller!

Den Blick hinauf zur ewigen Ruhmeshalle!
Der Größten Einer sieht auf Euch herab.
Ein Fürst, ein König, ja noch mehr: ein Mensch!
Laßt all' des Tages Kleinkram hinter Euch
Und kniet im Staub vor einer Majestät! — —
Wo solche Geister hundert Jahre wohnen,
Da muß ein Leben wahrhaft göttlich sein;
Wo solche Herzen, die in Liebe lohten,
Verklärt in dem verklärten Leibe ruhn, —
Wo solche Stirnen hoheitsvoll gebieten:
In diesem Himmel muß es herrlich sein! —
Und allen wird der Tempel aufgetan,
Die dankbar heut des großen Toten denken
Und seine Schätze, die er uns vererbt,
Mit heiligem Eifer und voll Andachtsglut
In ihrer Herzen Innerstes versenken. — —
Wir sind ja viel zu klein, um ihn zu messen:
Sein Lebenswerk liegt wie ein Sonnenbogen
Auf einem riesenhohen Bergesgipfel, —
Uns wärmen nur die Strahlen, doch die Quelle
Des Lichtermeeres sie bleibt uns verschlossen.
Wir danken heiß für jeden Sonnenstrahl,
Der unsern grauen Alltag oft vergoldet!
Wir danken heiß für jedes Dichterwort!
In Millionen Herzen lebt es fort
Und leuchtend von Jahrhundert zu Jahrhundert
Sein Genius schwebt, gepriesen und bewundert.

München. **Gustav Adolf Müller.**



Schillers Beziehungen zur Landgrafschaft Hessen-Cassel.

Von Dr. philos. Fritz Seeling.

So geringe Fäden äußerlich zwischen Schiller und dem Hessenlande angesponnen wurden, so tief ist Schillers innere Bedeutung später für Kurhessen, das ja im Mai 1803 an die Stelle von Hessen-Cassel trat, anzuschlagen, namentlich hervorgerufen durch den Druck der französischen Fremdherrschaft im Königreich Westfalen von 1807 bis 1813, in und seit den Freiheitskriegen.

Hoffentlich steht deshalb die Schillerfeier 1905, bei der Wiederkehr des 100jährigen Todestages, nicht allzusehr zurück hinter der Schillerfeier von 1859, zur Centennarfeier seiner Geburt, die freilich gerade in Kurhessen, gleichfalls unter dem Druck der Reaktion, nach Aufhebung unserer 1831er Verfassung seit 1850, mit aufrichtigster Begeisterung im ganzen Lande begangen wurde von Hoch und Niedrig, Jung und Alt.

Aber schon Ende 1759, gerade am 10. November, lenkten sich die Gedanken der Familien Schiller und Kodweiß von selbst aus Marbach nach Hessen-Cassel in die Ferne, wo der Vater, selbst bei der Geburt seines einzigen Sohnes, damals verweilte. Denn nicht nur 1758 zog der württembergische Leutnant (Johann Kaspar) Schiller in den ersten „hessischen" Feldzug, von dem er erst Anfangs 1759 heimkehrte, sondern auch am 28. Oktober mußte er wieder „in die 2te hessische Campagne aufbrechen". Diese endete, wie bekannt, schon am 30. November 1759 mit der vollständigen Niederlage des Herzogs Carl von Württemberg, des Verbündeten der Franzosen, durch die hessisch-braunschweigischen Truppen bei Fulda. Aber erst April 1760 kehrte Schillers Vater aus dieser zweiten hessischen Campagne zurück und sah damals zuerst sein bereits fünfmonatliches Söhnchen, das 21 Jahre später mit einem Schlag ein berühmter Dramatiker wurde.

Wie eine Bombe schlugen „Die Räuber" im Mai 1781 im ganzen heiligen römisch-deutschen Reiche ein, obwohl, wie wir jetzt sicher wissen, die im Selbstverlage erschienenen 800 Exemplare der ersten Auflage, welche als „Ein Schauspiel" Metzler in Stuttgart unter dem fingierten Druckorte „Frankfurt und Leipzig" anonym gedruckt hatte, fast alle an den Antiquar Betulius verschleudert und eingestampft wurden, die infolge davon jetzt als Seltenheiten mit Gold aufgewogen werden. Also können erst die jetzt unter Schillers Namen, bei Tobias Löffler in Mannheim anfangs 1782 (gleichfalls unter den fingierten Druckorten Frankfurt und Leipzig) erschienene zweite Auflage, mit dem (nach rechts, oder in einer anderen Ausgabe nach links) springenden Löwen auf dem Titelblatte und dem Motto: „In tirannos!" und die durchschlagende Erstaufführung, nach der bei Schwan gedruckten, vielfach abgeänderten Bühneneinrichtung als „Ein Trauerspiel", am 13. Januar 1782 in Mannheim, den Namen Schiller so berühmt gemacht haben. Damals nun soll, veranlaßt durch dies literarische Ereignis, sofort unser Landgraf Friedrich II. von Hessen-Cassel aus seinen Hofmaler Tischbein nach Stuttgart gesandt haben mit dem Befehle, von Schiller für ihn ein Bild anzufertigen.

Weltrich in seiner 1890 erst mit Bd. I (bis 1782) wenigstens vollendeten, neuen Schillerbiographie S. 327 und (im Register) S. 898 glaubt, daß dies Joh. Friedrich August Tischbein, späterer Akademiedirektor in Leipzig, gewesen sei, und daß Schillers jüngste Tochter, Emilie, spätere Freifrau von Gleichen-Rußwurm, das Original, einstmals in Ludwigsburg, besäße, über dessen Übermalung ein Artikel in der Berliner „Gegenwart" 1882 (Nr. 2) Näheres berichtet hat. Nun aber ist später auch das Casseler Original, irre ich nicht, aus dem Nachlaß des Geh. Hof- und Sanitätsrats Schmidt, der es aus dem Kurhause geschenkt erhalten hatte, ans Licht gekommen und um 1890 in der Leipziger „Illustrierten Zeitung" durch Holzschnitt veröffentlicht worden. Demnach muß Tischbein im Jahre 1782 Schiller gleich zweimal gemalt haben; wobei vielleicht jenes Ludwigsburger Bild nur eine übermalte Skizze gewesen ist.

Es ist aber gegenüber dem bis zum Ekel stets wieder und immer wieder aufgewärmten Märchen von den „verkauften Hessen-(Casselern)" nicht unnötig, auch in dieser Skizze zu betonen, daß Schiller für seine berühmte Szene aus „Kabale und Liebe" zwischen der Lady Milford und dem alten Kammerdiener (II Akt 2. Szene) nicht an Landgraf Friedrich II. von Hessen-Cassel als Vor-

bild gedacht hat; für diese vernichtende Kritik deutscher Duodez-Fürsten lagen ihm Württemberg selbst und die Markgrafschaften Ansbach und Baireuth unendlich viel näher, denn Vorkommnisse der Art aus Süddeutschland berechtigen dazu, von „verkauften“ und für Amerika oder das Kap gepreßten Truppen zu reden. Auch der „Geisterseher“ von Schiller bezieht sich nicht auf die Aufsehen erregende Konversion des Erbprinzen Friedrich von Hessen-Cassel.

Dann aber wollen wir daran erinnern, daß Schiller vom 30. November 1782 bis 24. Juli 1783, also über sieben Monate, wohl in der allertrübsten Zeit seiner mittellosen, mühevollen Wanderjahre, in Bauerbach am Südostabhang der Rhön, also an der äußersten Grenze althessischen Landes, ein Asyl auf dem einfachen Gutshof der Frau von Wolzogen gefunden hat, wo er, „Kabale und Liebe“ beendend und „Don Carlos“ beginnend, sowohl das im Winter und weit in das Frühjahr sehr rauhe Klima der Rhön vollauf kennen gelernt hat, als auch das spät, aber mächtig einsetzende Frühjahr, mit dem dann das Strohfeuer seiner Leidenschaft für die ganz junge Charlotte von Wolzogen parallel geht. Sowohl seine Hin- wie Rückreise muß Schiller, von bzw. nach Mannheim über Frankfurt a. M., durch die südliche Rhön bewirkt haben, erstmals bei bitterer Kälte mit dem Postwagen über Gelnhausen nach Meiningen und im Juli 1783 über „Wernerts“, d. i. wohl Wernartz bei Brückenau.

Eigentlich althessischen Boden hat Schiller, dessen Leben in Schwaben, der Pfalz, in Kursachsen und Thüringen, abgesehen von einigen Reisen nach Karlsbad, Berlin usw., verlaufen sollte, also selbst als Reisender nicht betreten; denn die hessenhanauischen Gebiete standen damals, seit 1736 immer abgetrennt verwaltet vom Hauptlande, unter der selbständigen Regierung des Erbprinzen Wilhelm von Hessen, der im Gegensatz zu seinem ganz der französischen Literatur huldigenden Vater deutsche Dichter, besonders Schiller, wieder auf die Casseler Bühne brachte. Der südliche Teil beider Hessen ist also glücklicher bei Schiller daran, wo man in Darmstadt ein Schillerhaus bezeichnet hat und wo, durch Vermittelung der Charlotte von Kalb, Schiller 1784 Zutritt zum Hofe erlangte zur Vorlesung eines Aktes seines „Don Carlos“, infolgedessen der Schwiegersohn des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, der junge Herzog Carl August von Weimar, Schiller zu seinem Hofrat ernannte; ein Ereignis, das erst später von folgenschwerster Bedeutung werden sollte.

Dagegen treten schon früh, dann aber immer mächtiger in beiden Hessen Nachahmer Schillerscher Verse auf, was man in Schoofs hessischer Literaturgeschichte bei noch fehlender Spezialuntersuchung nachlesen mag, wo wenigstens zur Probe einige Namen dafür angeführt werden, und das leider nicht fortgesetzte, poetische Jahrbuch für 1902, die von Heidelbach herausgegebene „Hessische Heimat“, brachte uns einen noch unveröffentlichten Schillerbrief (an Hofrat Starke vom 6. Dezember 1799) in Faksimile, der, in Pietät wohlgehütet, aus althessischem Familienbesitz herstammt.

Endlich aber kam Schiller in seinen historischen Vorarbeiten zum „Wallenstein“, denen als *πάρεργον* seine „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ entsprang, besonders nach 1635 mehrfach auf Hessen-Cassel als treuesten Bundesgenossen der Schweden, zu sprechen, ja er verfaßte, wie wir des näheren sehen werden, ein kleines Historienbild unserer großen Landgräfin-Witwe, der regierenden Vormünderin Amalie Elisabeth, deren früh verstorbenen Gemahl Wilhelm V. Schiller bereits ehrenvoll im zweiten Buche bei Gustav Adolfs Lager bei Warburg erwähnt hatte: es „erschien der Landgraf von Hessen-Cassel ... der erste regierende Fürst von Deutschland, der sich von freyen Stücken und öffentlich gegen den Kaiser erklärte ... Beyde Teile hielten redlich Wort. Hessen-Cassel beharrte in diesem langen Kriege bey der schwedischen Allianz bis an's Ende ...“ Weiter lesen wir im fünften Buche, ohne daß Schiller seine Quelle angibt, über Herzog Bernhard von Weimar folgendes: „Er warf seine Augen auf die Landgräfin Amalie von Hessen, die Witwe des kürzlich verstorbenen Landgrafen Wilhelm, eine Dame von eben so viel Geist als Entschlossenheit, die eine streitbare Armee, schöne Eroberungen und ein beträchtliches Fürstenthum mit ihrer Hand zu verschenken hatte.“ Hiervon weiß man sonst nichts, und Schiller erwähnt es selbst nicht in seinem „Bildnis“ der Landgräfin aus dem Jahre vorher.

Karl Hoffmeister schreibt darüber in seiner Biographie Schillers, Teil II S. 184, nachdem er nachgewiesen, daß im „Historischen Kalender für Damen“ 1792 drei von den vier kurzen Biographien, die zu den darin enthaltenen Bildnissen gehören, von Schiller herrühren, folgendes: „Das Lebensgemälde der Landgräfin von Hessen-Cassel, Amalie Elisabeth, ist lebendig anziehend und mit Neigung geschrieben.“ Weil es aber weder in die Vulgata der im Buchhandel befindlichen Ausgabe des 30jährigen Krieges bis heute Aufnahme fand, noch auch trotz des vierten Bandes der Hoffmeisterschen Nachlese (1858) S. 474—77 in der großen historisch-kritischen Ausgabe durch Goedeke, Österley u. a. Teil 8 (Stuttgart, Cotta 1869) abgedruckt ist, sondern

erst hier Bd. 10 auf S. 3 ff. einen Platz fand, so wollen wir es als biographischen Beitrag Schillers zur Geschichte von Hessen-Cassel hier im „Hessenland“ pietätvoll abdrucken und aus dem seltenen „Historischen Damenkalender für 1792“ wieder zur allgemeinen Kenntnis bringen, zumal selbst die überkritische Allgemeine deutsche Biographie Bd. XXXI es Schiller zuspricht, wie dies auch Goedeke a. a. O. tut. Es lautet:

„Amalie Elisabeth,
Landgräfin von Hessen-Cassel.
[Ein Bildnis von Fr. Schiller.]

Nach Betrachtung der vielen furchtbaren Gemälde des Dreißigjährigen Krieges weilt der Forscher mit stillem Vergnügen bei dem schönen Bilde Amaliens Elisabeth, der großen Tochter Philipp Ludwigs II., Grafen von Hanau. Durch eine liebenswürdige Bildung und durch die Grazie ihrer Sitten ist sie die Zierde ihres Geschlechtes, durch häusliche Tugenden das Muster eines guten Weibes, durch Weisheit und Standhaftigkeit, durch Verstand und Mut eine große Fürstin.

Mit den Reizen der Jugend geschmückt, wurde sie, im siebenzehnten Jahre ihres Alters, 1619 mit dem Landgrafen von Hessen-Cassel, Wilhelm V., vermählt, einem Fürsten, den die Geschichte einen Vater und Beschützer der Wissenschaften, einen Verteidiger der Freiheit und einen Freund Gustav Adolphs nennt. Acht Prinzen und sechs Prinzessinnen waren die Pfänder ihrer Zärtlichkeit und Treue. Unterdessen der Landgraf, in den allgemeinen Krieg verwickelt, an der Spitze seines Heeres fechten mußte, sorgte sie unermüdet für die Erziehung ihrer Kinder, um noch nach ihrem Tode durch ihre Nachkommen den Untertanen einen Segen zu hinterlassen.

Sie hatte ihren Sohn, Wilhelm VI., zu einem vortrefflichen Regenten gebildet, nicht bloß durch Grundsätze, sondern auch durch ihr eigenes Beispiel. Im Jahr 1637, während der Belagerung des Schlosses Stückhausen in Ostfriesland, starb ihr Gemahl in Leer, nicht durch Wunden, sondern nach den Mutmaßungen des Arztes Laurelius durch Gift. In seinem Testamente legte er den Beweis nieder, wie sehr er den Wert Amaliens kannte: sie wurde darin zur Regentin des Landes und zur Vormünderin seiner Kinder bestimmt. Das Land war am Rande des Untergangs; Amalie und ihre Kinder standen auf dem Punkte, desselben beraubt zu werden. Der Kaiser hatte den verstorbenen Landgrafen in die Acht erklärt; sein Freund, Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt, von einem kaiserlichen Heere unterstützt, sollte diese Achtserklärung in Ausübung bringen und Regent und Vormund werden. Aber Amaliens Klugheit war stärker als die Gewalt des Kaisers. Sie übernahm die Regierung des Landes, erklärte sich zur Vormünderin ihrer Kinder, verteidigte ihr Land, setzte den Krieg fort, rettete den Staat vom Untergang durch unerschütterliche Standhaftigkeit und regierte ihn dreizehn Jahre mit bewundernswürdiger Weisheit und mit unsterblichem Ruhme. Im Jahr 1650 übergab sie ihrem Sohn die Regierung des Landes, welches sie nicht nur in eine bessere Verfassung gesetzt, sondern auch durch ihre Staatsklugheit vermehrt und dessen Besitz im westfälischen Frieden für ihre Nachkommen befestigt hatte. Dann widmete sie ihr Leben der Stille und der Ausübung ihrer Religion. Sie starb 1651.

Wenn man alle Züge dieser großen und schönen Seele einzeln betrachtet hat und sich dann dem Eindruck des Ganzen überläßt, so fühlt man sich von Liebe und Bewunderung durchdrungen. So einnehmende und feine Sitten, deren Zauber selbst dem Corps diplomatique beim westfälischen Friedenskongreß unwiderstehlich war, sind selten mit so hohem Mute und heldenmütigen Geiste vereinigt; die bescheidene häusliche Tugend kommt selten neben hohen Heldentugenden empor; das Band der Freundschaft löset die Staatspolitik auf; durch die Sorge der Regierung wird die Aufmerksamkeit der Regenten auf die Veredelung und das Glück ihres Herzens gewöhnlich erstickt. Amalie Elisabeth, an die Grazie des Lebens gewöhnt, übernimmt die Verteidigung ihres Landes gegen mächtige Feinde, vermittelst des Schwerts und der Politik. Sie ist Mutter ihrer Untertanen und Mutter ihrer Kinder. In den größten Bedrängnissen bleibt sie ihren Bundesgenossen, den Schweden, treu. Sie rettet ihre Länder vor dem Untergange, wird, ungeachtet eines verwüstenden Krieges, Schöpferin des Hessen-Casselischen

Staates, wie er noch in unserm Zeitalter besteht, und beschützt aus Überzeugung ihres Wertes eine aufgeklärte Religion, der ihr ganzes Herz gewidmet war. Von ihren Untertanen angebetet, von ganz Europa bewundert, steigt sie, ohne von diesem Glanze geblendet, ohne von Eitelkeit und Ehrgeiz gefesselt zu sein, sobald es die Umstände erlauben, von ihrem Fürstensitz hernieder, um mit gesammeltem Gemüt und mit ruhigem Geiste der Stille des Grabes entgegen zu gehen.

So war Amalie Elisabeth die größte Fürstin ihrer Zeit, von keiner Fürstin der Nachwelt übertroffen, vielleicht von wenigen erreicht."

* * *

Mit Dank verzeichnen wir dies kleine, aber fein gezeichnete Kabinettbildchen unserer großen Landgräfin hundert Jahre nach Schillers Tode im Wiederabdruck für die Leser des „Hessenlandes", um uns nun der Schilderung von Ehrungen Schillers zuzuwenden, die Kurhessen, wie bereits erwähnt, am 10. November 1859 so reichlich und würdig den Manen des deutschesten Dichters zuteil werden ließ.

Unser großer Hesse, für den bereits im Jahre 1829 sein Vaterland zu klein geworden war, Jakob Grimm, hielt in Berlin in der Königlichen Akademie der Wissenschaften die gewaltige Gedenkrede auf Schiller, die turmhoch hervorragt über die vielen Festreden jenes Jahres und auch heute nach 46 Jahren jedem Leser warm ins Herze dringt, so daß mit Recht Neudrucke davon wie Pilze aus der Erde schießen. Aber auch in der hessischen Heimat Jakob Grimms stand man keineswegs zurück; man beging überall, bis ins kleinste Dorf, die Centennarfeier von Schillers Geburt, meist durch Vorführung von Schillers „Glocke" in Deklamation, Gesängen und feierlichen lebenden Bildern.

Von den Prologen für diese unzähligen Festfeiern verdient der in Cassel gesprochene von W. Lynker besonders hervorgehoben zu werden, dem sich viele andere anreihen, alle durchglüht von einer hehren, warmen Begeisterung, und getragen von der sehnsuchtsvollen Hoffnung nach endlicher Einigung des deutschen Vaterlandes. Vor mir liegt ein vergilbter Theaterzettel des Kurfürstlichen Hoftheaters von Donnerstag den 10. November 1859:

Abonnement suspendu.
Festvorstellung zur Feier des 100jährigen Geburtstags Friedrichs von Schiller.
Jubel-Ouvertüre von Carl Maria von Weber.
Hierauf Prolog,
verfaßt von Herrn W. Lynker, gesprochen von Fräulein Harke.
Darstellung lebender Bilder
aus den Schillerschen Tragödien mit Deklamation und Musikbegleitung, ausgeführt von Mitgliedern der Hofbühne.
[Wir verzeichnen letztere hier abgekürzt: Räuber III, 3; Fiesko I, 9; Kabale und Liebe III, 7; Don Carlos V, 11; Wallensteins Tod I, 1; Maria Stuart III, 4; Die Jungfrau von Orleans III, 10; Die Braut von Messina IV, 4; Wilhelm Tell III, 3, und zuletzt:]
Apotheose.
Allegorisches Tableau mit Musik von R. Wagner und L. van Beethoven.
Zum Schlusse:
Wallensteins Lager. . . .
Das „Reiter-Lied" wird von den Herren Schmid, Hochheimer, Hesse, Rübsamen und Wachtel gesungen. . . .

Ein mächtiger Applaus durchhallte das Haus und tränenden Auges, voll hehrster Begeisterung verließ man diese Casseler Festvorstellung. Überhaupt hat das Casseler Hoftheater bis heute stets die Pflege des klassischen Schauspiels sich angelegen sein lassen, und neben Shakespeare steht Schiller mit Recht im Mittelpunkt des Gesamt-Repertoirs.

Das „Hessenland" wird gern jede weitere vielleicht noch vorhandene Beziehung Schillers zur Landgrafschaft Hessen-Cassel und Kurhessen gern nachträglich noch verzeichnen, falls sie dem Herausgeber, Verleger oder dem Verfasser dieser Zeilen mitgeteilt wird.

Wahrlich, es wäre angesichts der herrlichen Schillerfeier im Jahre 1859, die überall über das Theater hinausgriff bis in die kleinsten Hütten, schade, wenn die bevorstehende Wiederkehr des 100jährigen Todestages im Mai 1905 auf das Theater und einen großen Saal eingeschränkt würde. Schiller ist der deutscheste Dichter, der Sänger der Freiheit und der Frauen, der Liebling des Volkes und der Jugend, sein Feiertag gehört, neben dem Theater, dem Saale und den Schulen, vor das ganze Volk, in die breiteste Öffentlichkeit.

Die Schiller-Aufführungen am Hoftheater in Kassel.

Von W. Bennecke.

Eine vollständige Geschichte des Kasseler Hoftheaters ist bis jetzt noch nicht geschrieben, was wir davon besitzen, ist Stückwerk, denn der Lynkersche Versuch kann nur als Leitfaden betrachtet werden und verdient als solcher auch volle Anerkennung. Statistisches Material aber ist darin nicht enthalten, wobei berücksichtigt werden muß, daß Wilhelm Lynker vor Vollendung seines Manuskriptes gestorben ist, sonst würde er jedenfalls mehr geboten haben.

Will man daher die Aufführung Schillerscher Dramen auf der Kasseler Bühne in nähere Betrachtung ziehen, so ist dies bis zum Jahre 1814 mit Schwierigkeiten verbunden, da die Bibliothek des Königlichen Theaters, die dem Forscher ja nicht verschlossen ist, die Zettelbücher nur von diesem Jahrgang an bis zur Gegenwart, mit Ausnahme der Bethmannschen Direktionsführung im Jahre 1833, enthält. Die Zahl der Schiller-Vorstellungen im Kasseler Hoftheater läßt sich nach dem jetzt vorhandenen Material also nur von 1814 an mit Sicherheit feststellen.

„Die Räuber" wurden nach den in Kassel in französischer Sprache erschienenen „Petites affiches" als „Tragédie en cinq actes par le Conseiller Schiller" von der Großmannschen deutschen Truppe am 7. Juni 1785 zum ersten Male aufgeführt und machten auf die an das französische Getändel gewöhnten Kasselaner einen tiefen Eindruck. Das Nähere darüber findet sich bei Lynker (Lynkers Werke, S. 321). Bemerkenswert ist eine weitere Ankündigung dieses Stückes am 16. September 1786 durch den damaligen Direktor Böhm. Es heißt da nach dem Personenverzeichnis des „großen von Herrn Friedrich Schiller verfertigten vortrefflichen Original-Trauerspiels" in einer Anmerkung:

„Das heutige Stück ist das Meisterstück eines jungen Dichters, der der deutschen Bühne das seyn wird, was Shakespear der Englischen war. Weder ein Hamlet, Mackbeth, noch Lear werden an Stärke des Ausdrucks, an Schilderung der heftigsten Leidenschaften, und grausen Schrecken die Räuber übertreffen, und der Kenner wird gestehen müssen, daß die deutsche Bühne nur wenige Stücke, die dem heutigen gleichen, aufzuweisen hat.

NB. Wegen Länge des Stücks wird mit dem Schlage halb Sechse angefangen werden."

Am 24. Februar 1787 werden „Die Räuber" mit derselben Anmerkung wiederholt.

Über eine Räuber-Aufführung unter dem Direktor Haßloch im September 1803 schreibt ein kritischer Reisender in dem von Bertuch in Weimar herausgegebenen „Journal des Luxus und der Moden":

„Die Räuber wurden mit vielem Theaterpompe gegeben. Karl Moor (Herr Hartwig) spielte vortrefflich, auch Mad. Haßloch als Amalia; die Übrigen aber alle nur höchst mittelmäßig."

„Die Verschwörung des Fiesko zu Genua" wurde von den „Petites affiches" als „La conspiration de Fiesque à Gênes" zuerst für den 30. Juni 1785 mit der genannten Großmannschen Gesellschaft angekündigt. Am 25. September 1786 gab Direktor Böhm das „große republikanische Trauerspiel von Herrn Rath Schiller nach der Umarbeitung vom herzogl. Curländischen geheimen Sekretair, Herrn Plümicke" mit nachfolgender erbaulichen Bemerkung:

„Das heutige Stück, das unter der vorigen Gestalt schon eines der größten und prächtigsten war, hat bey dermaliger Veränderung ungemein gewonnen. All das Ueberflüssige und Langweilige ist weggeblieben, und einige vortreffliche Scenen sind neu eingeschoben. Besonders ist der neue Auftritt am Ende des alten Andreas rührend, erschütternd, und giebt dem Stück den herrlichsten Ausgang."

Es ist seither wohl allgemein angenommen worden, daß „Kabale und Liebe" erst im Jahre 1870 in Kassel zum ersten Male gegeben worden sei. Auf der dortigen ständischen Landesbibliothek befindet sich aber ein Theaterzettel, nach welchem dieses Stück „mit höchster Erlaubnis" von „denen hier (in Kassel) anwesenden deutschen Schauspielern" der Direktoren Toskani und Santorini am 29. Mai 1789 schon aufgeführt worden ist. Der landgräfliche Hof muß sich also durch den Inhalt des Trauerspiels nicht berührt gefühlt haben.

Über eine Aufführung von „Maria Stuart" im September 1803 heißt es im „Journal des Luxus und der Moden":

„Mit Sehnsucht sah ich der „Maria Stuart" entgegen. Noch schwebte zwar das liebliche Bild der Unzelmann in dieser Rolle mir vor und dies mußte natürlich der Madam Leibniz in meinen Augen schaden, dennoch lasse ich dieser Schauspielerin Gerechtigkeit widerfahren. Sie deklamirte richtig und mit Gefühl. Ihre Bewegungen und Stellungen waren einfach und edel. Wäre es möglich, das singende in ihrer Stimme zu mildern und ihr zuweilen mehr Würde zu geben, so würde ihr Spiel dadurch noch sehr gewinnen. Eine so junge Künstlerin als sie, die ihre Rollen mit so viel Fleiß studirt, berechtigt indessen zu großen Erwartungen.

Elisabeth (Madame Haßloch) spielte, besonders die Szene mit Maria, vortrefflich. Auch Leicester und Burleigh erhoben sich über das Mittelmäßige, sowie Hanna, die die Jamben sehr richtig sprach. Mortimer (Hr. Haßloch) machte uns aber fast bis zu Thränen lachen. So gut dieser Schauspieler in andern Rollen seyn mag, so wenig paßte diese für ihn; wenig Schauspieler werden diese Rolle richtig darstellen — hier wurde sie aber völlig travestirt. Schon Hrn. Haßlochs Aeußeres, seine kleine Figur, paßte gar nicht dahin; alle Bewegungen, die Feuer ausdrücken sollten, schienen durch verborgene Drahtfäden hervorgebracht — und alle Stellen, worin die stärkste Schwärmerei liegt, schienen Spott zu sein. Eine niedliche kleine Frau, hinter deren Stuhl ich stand, sagte sehr treffend: ‚Mein Gott! der Mensch spricht das Wort göttlich! aus, wie Butterbrod!'"

Auch „Die Jungfrau von Orleans" wird unter Haßloch zum ersten Male in Kassel gegeben worden sein, worauf wenigstens der im Januar und Februar 1802 zwischen diesem Direktor und dem Dichter gepflogene Briefwechsel, die Erwerbung des Stückes betreffend, hinweist. (Vergl. „Hessenland", 1892, S. 251.)

Nach Lynker, S. 332, hätte Haßloch auch den „Tell" zuerst gegeben. Da dieses Schauspiel aber in Weimar am 17. März 1804 zur Uraufführung gelangte, Lynker aber selbst schreibt (S. 333), daß Haßloch die hessische Residenz bereits im Jahre 1803 verlassen habe, so muß seine Annahme auf einem Irrtum beruhen. Es ist aber in der Theaterbibliothek ein Zettel vorhanden, demzufolge am 20. März 1806 in der Frühjahrsmesse im Kurfürstlichen Theater auf höchsten Befehl „Wilhelm Tell" gegeben worden ist. Da der Zettel keinen Vermerk enthält, der auf eine Erstaufführung hinweist, so müssen schon anderweite Aufführungen des „Tell" vorhergegangen sein.

Mit der „Braut von Messina" eröffneten nach Lynker, S. 335, die Direktoren Kruse und Willmann am 14. April 1804 ihre Vorstellungen auf der Kasseler Bühne.

Nach den Aufführungsregistern der Königlichen Theaterintendanz sind bis jetzt gegeben worden:

Die Räuber vom 31. März 1814 an	65 mal
Die Verschwörung des Fiesko in Genua vom 25. August 1816 an . . .	26 „
Kabale und Liebe vom 10. November 1870 an	42 „
Don Carlos vom 13. Oktober 1816 an	81 ma
Wallensteins Lager vom 10. August 1814 an	47 „
Die Piccolomini vom 9. November 1869 an	24 „
Wallensteins Tod vom 1. September 1816 an	78 „
Maria Stuart vom 13. Juni 1814 an	103 „
Die Jungfrau von Orleans vom 10. März 1816 an	90 „
Turandot vom 8. Oktober 1814 an	17 „
Die Braut von Messina vom 6. Juni 1814 an	51 „
Phädra vom 1. Mai 1819 an . .	13 „
Wilhelm Tell vom 22. September 1814 an	90 „
Macbeth am 17. Dezember 1816 .	1 „
Das Lied von der Glocke vom 26. Dezember 1854 an	16 „
Demetrius vom 24. März 1871 an	7 „
Im ganzen Vorstellungen	751

Zum Gedächtnis an den 50. Todestag des Dichters wurde am 9. Mai 1855 „Maria Stuart", zur Vorfeier des 100. Geburtstages am 9. November 1859 „Wallensteins Tod" gegeben. Am 10. November fand mit Abonnement suspendu die Festvorstellung statt, die im vorhergehenden Aufsatz von Dr. Seeling näher beschrieben ist. Von Stücken, in denen Schillers Person im Mittelpunkt der Handlung steht, gelangten auf der Kasseler Hofbühne zur Darstellung: „Die Karlsschüler" von Laube, „Die Gustel von Blasewitz" von Schlesinger, und „Schiller in Bauerbach" von Julius W. Braun. Der erste Akt dieses historischen Lustspiels unseres dahingeschiedenen als Schillerforscher bekannten Landsmanns*) ist zuerst im „Hessenland", Jahrg. 1887, veröffentlicht worden. Schließlich sei noch bemerkt, daß am 9. Mai 1835 zum Besten des Schiller-Denkmals in Stuttgart auf der Kurfürstlichen Hofbühne eine Vorstellung gegeben wurde, in der ein Melodrama von Ignatz Walther „Schillerfeier" und „Wallensteins Lager" zur Aufführung gelangten. Der Ertrag bestand in 242 Talern 8 Ggr. (727 Mark).

*) Herausgeber der umfassenden Kritikwerke: „Lessing, Goethe, Schiller im Urteile ihrer Zeitgenossen."

Der Maler Heinrich Faust.

(Schluß.)

Es mochte gegen Ende der 60er Jahre sein, als ein Bild Fausts, es war das auf Goldgrund gemalte Porträt seiner Schwester, das er in Kassel ausgestellt hatte, die Aufmerksamkeit der damaligen Kronprinzessin Friedrich erregte. Die hohe kunstsinnige Frau spendete dem Werke das wärmste Lob zu einer Zeit, wo dem Maler solches wohl noch selten zuteil geworden war.

Fausts langsam aber sicher fortschreitendes Leiden übte, wie es gar nicht anders sein konnte, auch eine gewisse Wirkung auf seine Bilder aus. Daher der tiefe, melancholische Ernst, der ihnen eigen ist und in den wenigen Landschaften, die er noch gemalt, sich in düsterer Szenerie, die das Merkmal der Einsamkeit trägt, ausspricht. Eine schön komponierte italische Landschaft befindet sich im Besitz des Herrn Heinrich Schüßler in Kassel.

Obgleich Faust evangelisch getauft war, war er doch im katholischen Glauben erzogen worden, und so kam es, daß er die Mutter Gottes mit dem Christuskinde in den herrlichsten Farbentönen darstellte. Auch die heilige Elisabeth malte er in der lieblichen, herzbestrickenden Weise seiner besten Zeit. Dieser religiöse Zug hielt ihn aber nicht ab, sich auch mythologischen Gegenständen zuzuwenden und dem Spiele seiner unbegrenzten Phantasie zu folgen. Dahin gehört auch ein Meerweib, das sich auf den Wellen wiegt, während ein Triton auf der Lyra spielt.

Porträts, von Faust gemalt, sind nur wenige vorhanden, da ihm das Nachmalen nach der Natur im Grunde seines Wesens zuwider war und er das längere Festsitzen nicht aushalten konnte.

Einen Preis der Bose-Stiftung erhielt Faust auf eine koloristisch feine Skizze für ein dreiteiliges Bild: Glaube, Liebe, Hoffnung. Es befindet sich in der Königlichen Gemälde-Galerie zu Kassel. Die städtische Verwaltung, in deren Besitz dieses Bild ist, hat es der Galerie als Leihgabe überlassen, wofür man ihr zu Dank verpflichtet sein muß.

Im Jahre 1890 erschien im Verlage von Nördling in Lübeck ein glänzend ausgestattetes Faust-Album, das in 18 Lichtdruckblättern die bedeutendsten Bilder Fausts enthält. Der begleitende Text ist von dem vorzüglichen Kunstkenner Dr. Oskar Eisenmann, dem Direktor der Kasseler Gemälde-Galerie, und von Martin Greif, der dem Maler innig zugetan war. Auch Faust selbst ist mit einem kleinen Gedicht vertreten. Unter den Gedichten Eisenmanns trifft „Erinnerung an Venedig“ so recht das, was das Bild dem Beschauer bietet:

„Mondesschimmer, goldne Luft,
Wolken rötlich, braun in Duft,
Märchenstimmen, Zaubernacht,
Mädchenblüte, Jugendmacht.

Farben, Klänge, süßer Ton,
Genien, Blumen, Schönheitsthron,
Meeresleuchten, wonnig Licht,
Gondelfahrt — ein Traumgesicht.“

In den „Wilhelmshöhe oder der Winterkasten“ betitelten Sommerstudien des „Kasseler Spaziergängers“ ist dem Andenken Fausts ein ganzes Kapitel gewidmet, in welchem manche bemerkenswerte Einzelheiten über seine Lebens- und Denkweise, sowie die Art seiner Malerei enthalten sind. Einige Verse mögen das letztere dartun:

„Hochbegabt und eigenartig
Schuf er farbenprächt'ge Werke,
Märchenhafte Frau'ngestalten
Leuchten sinnig aus dem Goldgrund.

Böcklein ziehen goldne Wagen,
Drinnen holde Kinder sitzen,
Blaue Mondscheinnächte zittern
Über goldbeschwingten Blumen.

Gold — jedoch in seiner Kunst nur
Lockte es ihn unaufhörlich,
Selbst der luft'ge, grüne Wald
Schien ihm reizend nur im Goldton.“

Von dem phantastischen Gemälde „Des Liedes Anfang“ aber heißt es:

„Auf dem Meer in einer Barke,
Die von Engelshand geleitet,
Fährt ein Jüngling, jugendblühend,
Und ein schönes, bleiches Frau'nbild.

Nixen spielen in der Meerflut
Um den Kiel des schmucken Schiffleins,
Doch am Hintersteven sitzt
Ruhig lächelnd da der Satan. —

Zeigen soll uns dies Gemälde,
Wie so oft das Lied der Liebe
Seinen Anfang nimmt. Dem Engel
Sitzt der Teufel oft im Nacken.

Und des Liebesliedes Ende?
Planken treiben auf dem Meere . . .
Und am Strand kreist um des Jünglings
Leiche häßliches Gevögel.

Dieses Gegenstück zu malen,
War dem Künstler nicht vergönnt mehr.
Starr lag selber er als Leiche
An dem Strande seiner Hoffnung.“

Faust starb am 3. Januar 1891 zu Kassel in einem Hause der Holländischen Straße, an welchem der Besitzer, sein langjähriger treuer Freund Heinrich Schüßler, eine Gedenktafel angebracht hat.

Diese Skizze, zu der ein früher erschienener Lebensabriß Fausts zum Teil benutzt worden ist,

sei mit einem bisher noch nicht veröffentlichten Briefe geschlossen, den der Maler und Dichter Arthur Fitger in Bremen an W. Bennecke im Januar 1891 richtete.

„Die Nachricht von dem Tode des Malers Faust hat mich tief berührt, umsomehr, als ich mir wiederholt eine Art Vorwurf daraus gemacht hatte, nicht eifriger auf der letzten Kunstausstellung in Bremen nach seinen Werken mich umgesehen zu haben. Eine Überlast von Arbeit lag auf mir, ich verschob und verschob, und schmerzlich erkenne ich nun mit einem Male daß das Versäumte nicht mehr einzuholen ist. Es freut mich sehr, daß dem Verstorbenen meine aus aufrichtigem Herzen dargebrachte Anerkennung seines Album ein gewisses Vergnügen bereitet hat. Wie meine Meinung im einzelnen gelautet haben mag, darüber kann ich heute nicht viel mehr sagen, daß mich das große Schönheitsgefühl, welches sich namentlich nach der koloristischen Seite aussprach, daß mich die schwärmerische Poesie der Stimmung zu lebhaftestem Beifall hingerissen hat, das weiß ich ganz genau, und auch heute noch, wo ich das prächtige Buch noch einmal wieder zur Hand nehme, ändert sich meine Ansicht in nichts. Von manchen Zeichenfehlern habe ich nicht gesprochen, erstens weil ich mich nicht als Kunstrichter gerieren wollte, zweitens weil ich selber in diesem Punkte ein viel zu schlechtes Gewissen habe, um gegen andere den Stein zu erheben. — Nun das Leben dieses Künstlers abgeschlossen daliegt, zeigt es etwas Tragisches, mir wenigstens scheint heute der hoffnungslose Kampf für die alten Götter noch tragischer, als das siegesfrohe Untergehen für die neuen, womit ich indessen keineswegs gesagt haben will, daß ich den Herren der Mode einen siegesfrohen Glauben an neue Götter, geschweige denn die Bereitschaft, für sie unterzugehen, zuschreiben möchte. Die Feldgeschreie tun übrigens im ganzen wenig zur Sache, ob Pleinair, oder Clair-obscur, ob Naturalismus oder Klassizismus oder Idealismus oder was sonst — irgendwo muß ein Schönheitsgefühl stecken, dann mag ein Kunstwerk in aller Götter Namen fröhlich in die Welt segeln. Daß Faust mit den Phrynen der neuesten Mode niemals liebäugelte, das stellt ihn mir so hoch. Was hätte er leisten können, wenn er ein gesunder Mensch gewesen wäre! Die Kunstgeschichte wird ihn als einen getreuen Bannerträger nicht ganz vergessen, der, nachdem Makart gefallen, die Fahne hochgehalten, so lange die eigene Todeswunde es gestattete."

Heinz von Lüder.

Zu Ziegenhain am Tore, was rennt das Volk zu Hauf?
Es klettern kühn die Knaben auf Dach und Turm hinauf;
Die Schwälmer alle kommen herbei in vollem Staat,
Mit würdevollen Mienen harrt lang' der Magistrat.

Und mitten im Gedränge, den Blick hinausgewandt,
Da stehet Heinz von Lüder, der Festung Kommandant.
Jetzt fliegt ein frohes Flüstern die Reih' von Mund zu Mund:
„Er kommt, er kommt!" Die Glocken tun's laut dem Lande kund.

Philipp, der Herr zu Hessen, befreiet kehrt zurück.
Horch, wie sie alle jubeln und rufen Heil und Glück!
Es hat das Leid der Jahre wohl grau gefärbt das Haar,
Doch blickt das alte Feuer noch aus dem Augenpaar.

Da tritt dem Herrn entgegen zum Gruß der Kommandant,
Der trutz'gen Festung Schlüssel die hält er in der Hand.
„Herr Landgraf, langes Leben mag Gott Euch fürder leihn!
Es blieb Euch unversehret die Feste Ziegenhain!" —

„Des Kaisers Will' und Meinung Du hast geachtet nicht,
Drum trifft für Deine Fehle Dich kaiserlich Gericht,
In Ketten soll ich hängen Dich auf in diesem Tor."
Mit bangem Schweigen lauschte dem Wort da jedes Ohr.

Bleich stand Herr Heinz von Lüder: „Macht mit mir, was Ihr wollt!
Ich tat so, wie ich mußte, ich blieb mir selber hold." —
Darauf ein lautes Murmeln dumpf durch die Menge geht.
Still ist's wie in der Kirche bei Predigt und Gebet.

Der Landgraf ernsten Blickes jetzt einem Knechte winkt.
Was fließt aus seinen Fingern? Hei, wie das blitzt und blinkt!
„Sieh, Heinz, weil Du in Nöten mir bliebest treu und hold,
So nahm ich eine Kette von echtem, lautrem Gold."

Drauf legten ihm zwei Ritter die Kette um die Brust.
„Weh, Heinz, für Dein Vergehen du jetzo büßen mußt.
Zieht hoch! Halt! Sanft hernieder! Gesühnet ist die Schuld.
Nun, Heinze, stehst Du wieder in Deines Landgrafs Huld."

Der Landgraf stieg vom Rosse: „Komm, Heinz, an meine Brust!
Verzeih, daß ich Dich kränken in Kaisers Namen mußt.
Du hast allhier gehandelt wohl wie ein deutscher Mann,
Heil mir, daß solche Treue ich heut' Dir lohnen kann."

Und auf die Wangen küßte der Landgraf Heinzen da.
Wie hat das Volk gejubelt, als es die beiden sah.
Und wer der Tat gedenket, stimm' in die Losung ein:
Mög' Treu' in deutschen Landen allzeit zu finden sein!

Kassel. **H. Bertelmann.**

Neue Briefe der Brüder Grimm.

Von Dr. Wilhelm Schoof.

(Schluß.)

Sechs Jahre später endlich wurde Jakobs Lage eine seinen Wünschen mehr entsprechende und gesicherte; am 16. April 1816 erhielt er die Anstellung als zweiter Bibliothekar der Kasseler Bibliothek und auch Wilhelm hatte seit Jahresfrist dort eine Stelle gefunden. So hatten sie jetzt ihr bescheidenes Auskommen und führten ein den Wissenschaften gewidmetes, behagliches Dasein. Als dann später noch einmal die Möglichkeit einer Berufung nach auswärts (Bonn) an sie herantrat, da schreibt Wilhelm an Arnim (14. Juni 1822):

„ . . . wir müßten also an einem andern Orte ein unsern Arbeiten und Fähigkeiten angemessenes Verhältnis wiederfinden, wo wäre das aber? Ich habe voriges Jahr, wie ich den Bau der neuen Bibliothek in Frankfurt an der schönen Aussicht sah, daran gedacht, daß, wenn man uns dahin beriefe, wir dort

ein unserm hiesigen ähnliches Leben führen könnten, und doch würde ich zu so etwas nur geneigt sein, wenn hier keine Hoffnung bliebe. Ich habe eine ganz natürliche und herzliche Anhänglichkeit an mein Vaterland und selbst an diese Stadt, und wenn Du gleich recht gefühlt hast, daß es mir weniger als sonst gefällt, so wüßte ich doch keinen Ort, wo es mir besser gefiele ... Ich wollte, Du wohntest hier in Kassel; die Vorteile, die eine große Stadt gewährt, fändest Du allenfalls, und könntest auch wieder ungestört und zurückgezogen leben, wie auf dem Land ... Du würdest hier weniger Geist (wie in Berlin), vielleicht mehr Anhänglichkeit, Theilnahme und Herzlichkeit finden, und die sind am Ende doch mehr wert."

Als aber im Jahre 1829 die äußeren Verhältnisse für die Brüder unerträglich und sie förmlich gezwungen wurden, ihre Heimat zu verlassen und einem Rufe an die Bibliothek in Göttingen zu folgen, da wußten sie, was sie mit Hessen neben allem, was ihnen sonst lieb war, auch geistig aufgaben, und es ist rührend zu lesen, wie der Schmerz über den Abschied von der Heimat in ihren Briefen an Arnim wiederklingt. So schreibt Wilhelm ein paar Monate nach der Ankunft in Göttingen am 4. März 1830[1]):

„... Den dritten [Weihnachts-] Festtags Morgens früh reisten wir beide ab, die Sonne ging eben auf, und als wir an dem Museum vorüberfuhren, berührte ihr roter Schein ein paar Reihen wohlbekannter Bücher; ich nahm zum letztenmal von den alten Freunden, die fünfzehn Jahre lang mein täglicher Umgang waren, Abschied und gab mich im Thor als königlich hannoverscher Bibliothekar an. Vor 30 Jahren, im Oktober 1799, war ich als Knabe nach Kassel gekommen, ich erinnere mich deutlich, wie ich es Morgens, als die Sonne aufging, in einer Stunde Entfernung liegen sah. Jetzt lasse ich das Grab meiner Mutter und meines Kindes und anderer herzlich geliebter Menschen dort zurück."

Noch schmerzlicher klingt ein Brief Jakobs vom 13. März 1830[2]):

„Von unserm Abzug aus Kassel, unter wie mancherlei Sorgen und unvorausgesehenen Hindernissen er zu Stand gekommen ist, wird Dir Wilhelm geschrieben haben. Noch giebt es genug Augenblicke, wo ich mich heimlicher Reue nicht entschlage, daß ich die Veränderung angenommen habe. Wir waren an den Umgang mit der Schwester und mit Luis von Jugend auf gewöhnt und an viele andere Menschen. Wenn es mir auch in kurzem besser hier gefallen sollte und aus der neuen Lage neue Vorteile hervorgehen, so werde ich doch stets mit wahrer Dankbarkeit an das geliebte Vaterland zurückdenken, das uns so vieles gewährte. Gesetzt, wir wären schon vor 20 Jahren an diese Universität geraten, unsere Arbeiten hätten sicher einen weniger eigentümlichen Gang genommen. Der Umgang mit den gelehrten Leuten hätte uns die Lust genommen, Märchen und Sagen zu sammeln, statt der deutschen Grammatik hätte ich vielleicht ein sehr mittelmäßiges Buch im Fach der griechischen oder lateinischen Philologie geschrieben; kurz aus unserer dortigen Isolierung, Beschränkung und Armuth ist gerade das gute und lebendigere unserer Bestrebungen hervorgewachsen. Hier muß ich vieles ohne innere Lust thun. Die Bibliothek fordert 6 Stunden täglich, in Cassel kostete sie nur 3, das ist ein gewaltiger Unterschied. Dort konnte ich auch in den dreien manches Buch für mich lesen und alle bestellen, wie ich wollte. Hier muß ich mich der andern Einrichtung oder den Ansichten von Reuß und Benecke fügen und habe die ganze Zeit vollauf im Sinne der Bibliothek zu thun. ... Ich habe schon jetzt den Druck des dritten Teils meiner Grammatik, der im vollen Gang war, einstellen müssen, weil ich das Manuskript nicht mehr so ausarbeiten kann. Daß es nicht anders sein würde, habe ich mir vor Annahme der Stelle nicht verhehlt, aber unsere dortige äußere Stellung war unerträglich. Warum hat uns ein gütiges Geschick nicht unser übriges Leben, ungestört von unverschuldeten Collisionen, da wo wir es größtenteils hingebracht, verzehren lassen! Was giengen mich, als Privatmann, Kurfürst und Kurprinz an? so oft ich mich über sie betrübte. Ich fühle, daß ich aller ihrer Fehler ungeachtet mehr an ihnen hänge, als an meinem jetzigen König, den ich mir nur als ein ganz abstraktes Wesen denken kann" ...

Solche und ähnliche Beweise rührender Anhänglichkeit der Brüder an ihre alte Heimat finden sich mehrfach noch in diesen Briefen, ich erinnere nur an Wilhelms einzig schöne Schilderung seines Heimatortes Steinau in einem Briefe vom 26. Dezember 1826[3]), die uns leider wegen Raummangels versagt ist hier wiederzugeben. So bewahrheitet sich der Ausspruch Wilhelms in einem Brief vom 9. Oktober 1820[4]), „daß kaum ein deutsches Volk in der Fremde so die Liebe zur Heimat bewahrt, wie die Hessen" in ganz hervorragender Weise an den Brüdern selbst.

Ferner erhalten wir aus den vorliegenden Briefen ein gut gezeichnetes Bild von Jakobs Charakter und zwar aus dem Munde Wilhelms selbst, mit einem Freimut, den man bewundern muß. Es heißt in einem Briefe an Arnim vom 28. Mai 1811[5]) über Jakob:

„... Alle seine Irrtümer hängen so genau mit seinem Charakter zusammen, daß, jemehr sich dieser zu äußern Gelegenheit hat, jene immer härter werden. Ich weiß, er würde aus Treue zu mir die ganze Edda ohne Nachdenken verbrennen, aber er wird sich nie überzeugen, daß neben seiner Meinung noch eine andere bestehen könne. ... Wiewohl es mir leid thut, ganz allein hier zu sitzen, ist es mir doch lieb, daß er diese Reise unternommen, weil er doch mehr unter Menschen und in mancherlei Verhältnisse kommt; er hat einen großen Hang zum sich eingraben, und doch auch wieder eine eigene Lebendigkeit; wenn es so seine Natur ist, so ist nichts dagegen einzuwenden, allein das ist schlimm, daß er diese Neigung für das allein rechte hält, und daß er ihr zu sehr nachhängt. Weil er ohne Sinn für Geselligkeit, fehlt ihm auch gewissermaßen der Sinn für das Gemeinschaftliche, und er erkennt nicht recht, daß in den verschieden-

[1]) Steig a. a. O. S. 592.
[2]) Steig a. a. O. S. 607/08.
[3]) Steig a. a. O. S. 557—59.
[4]) Steig a. a. O. S. 473.
[5]) Steig a. a. O. S. 125/26.

artigsten Bestrebungen erst das Ganze gefördert werde. Darum haut er auch in allen Urteilen meinem Gefühl nach immer etwas über die Schnur, und es ist ihm nicht recht in den meinigen, daß ich es nicht thue. Dagegen werd ich andere Fehler haben."

Zehn Jahre später, in einem Briefe vom Juni 1822, heißt es weiter über ihn:

„Seine Natur neigt zu einer beständigen Kritik, und er hat diese Neigung noch immer ausgebildet, so daß er das Böse fast überall zuerst sieht oder was er dafür hält, und das meiste im menschlichen Leben, das gemischt mit natürlichen Mängeln muß hingenommen werden, ist ihm daher zuwider oder doch langweilig. Auf diese Art entfernt er sich, wie fast von allen Menschen, von vielem, was andere erfreut, und gehört zu denen, die es übel nehmen, wenn man sagt, sie könnten doch eigentlich glücklich leben. Mir macht dieser Zustand oft Kummer, er ist dann im höchsten Grad empfindlich, glaubt sich verlassen und zurückgesetzt und ist traurig darüber, während er durch ein gewisses stacheliges Wesen jedermann von sich entfernt hat."

Im direkten Gegensatz hierzu steht ein jüngeres Urteil Wilhelms in einem Brief an Malsburg aus Marburg vom 21. Februar 1805[6]), in welchem es über Jakob heißt:

„Die Trennung von meinem Bruder thut mir immer noch so weh, da ich jetzt erst recht sehe, wie einsam ich hier bin, und dennoch beneide ich ihn um sein Glück, er ist der einzige Mann, den ich in dem Grad verehre, mein Zutrauen zu ihm ist grenzenlos, ich würde ohne Bedenken mein ganzes Leben in seine Hände legen . . . Wie vieles vereinigt sich in ihm, diese Ruhe, dieses ewig heitere Gemüth, o das ist bei vielen erst das Resultat eines langen, mühevollen Lebens, dann sein Geist, und sein gutmütiges Wesen! in der That, wenn ein anderer diese Gelehrsamkeit und Scharfsinn besäße, ich würde mich darüber ärgern, daß es möglich wäre, denn wenn ich zu allem andern, was mir begegnet ist, Kraft in mir fühlte, einmal ebendas zu werden, so muß ich mir hier die Unmöglichkeit gestehen. Sein Muster muntert auf, es macht aber auch mutlos, weil man es nicht erreichen kann."

Durch seine beiden Brüder war auch Ludwig Grimm, der seit 1805 mit ihnen zusammen in Kassel lebte und bereits auf eigene Hand zeichnete und radierte, mit Arnim bekannt geworden, und es ist interessant in diesen Briefen zu lesen, wie in der Folgezeit sämtliche Brentanos, Savigny und Arnim mit eingeschlossen, bemüht sind, zu der Ausbildung des künstlerischen Talentes Ludwig Grimms mitzuwirken. Bereits 1808 wurde er von Clemens Brentano mit für die Einsiedlerzeitung herangezogen und reiste zu diesem Zweck im Juni, kurz nach dem Tode der Mutter, nach Heidelberg, wo er von Clemens und Arnim freundschaftlich aufgenommen wurde. Arnim schreibt darüber im Sommer 1808[7]) an die Brüder Grimm:

„Ihr Bruder ist uns sehr lieb geworden, ich denke in den ersten hellen Tagen ein paar Wanderungen in den Odenwald mit ihm zu machen, damit er recht abwechselnde Naturanschauung gewinnt."

Und weiter am 26. September[8]):

„. . . Ihr Bruder leidet ein wenig an Flüssen, sonst ist er recht fleißig, aber leider hier wenig zu lernen für ihn, ich wünschte ihm bald eine recht gute ernste Schule unter einem geschickten Maler, damit er mehr eigenen Unternehmungsgeist bekäme. Clemens will schreiben, ob in Landshut oder München etwas für ihn zu machen" usw.

Hierauf antwortet Jakob am 10. Oktober[9]):

„. . . Wegen des Luis bin ich schon die ganze Zeit her in Sorgen und Gedanken und hätte auf Ihre guten freundlichen Ratschläge billig schon eher geantwortet, wenn nicht der Clemens bei seiner letzten Anwesenheit in Allendorf[10]) von einer vorteilhaften Möglichkeit, ihn in Baiern unterzubringen, geredet. Ob er in München besser und mehr als etwa in Wien, Dresden ꝛc. lernt, weiß ich nicht, das hängt am End von vielen einzelnen Umständen ab; daß seine übrigen Verhältnisse in München leichter sein werden, glaube ich nicht . . . Wir sind ihm (Clemens) und Ihnen sicher herzlich dankbar dafür, daß Sie ihn so lang in Heidelberg gehabt haben, ohne welches wir gar nicht getrauten, ihn allein an einen andern Ort zu thun, was aber nun angehen wird. Von seiner Lust nach Paris zu reisen, wird er Ihnen auch gesprochen haben, wie er mir davon geschrieben; ich habe ihm aber sogleich abgerathen, weil er, wie ich glaube, vorerst in einer deutschen Schule besser, sicherer und wohlfeiler fortlernen kann. Mein fester Entschluß ist also der: etwas muß für ihn geschehen, 200—300 Thaler jährlich, wenn es auch schwer hält, gedenke ich für ihn zusammenzubringen, damit muß er an irgend einem guten Ort in Deutschland, welcher nun durch Correspondenz und den Rath guter Freunde ausgemacht und bestimmt würde."

Aus diesem Brief geht deutlich Jakobs Abneigung gegen Paris hervor, wohin sich, in die französisch-klassische Schule Davids, damals gerade eine Anzahl jüngerer Kasseler Künstler begeben hatte. Die Entscheidung fiel schließlich so, daß Ludwig zu Heß nach München in die Lehre kam. Die folgenden Briefe[11]) sowohl Arnims und seiner Angehörigen wie die der beiden Brüder nehmen fortgesetzt Notiz von seinem Schaffen und geben uns auf diese Weise einen klaren Einblick in seinen künstlerischen Entwicklungsgang, wie er uns aus früheren Quellen nicht bekannt geworden ist. Es dürfte sich verlohnen, — aber wir müssen es uns hier versagen —, an der Hand dieser Briefe eine besondere Darstellung seines Schaffens und wachsenden Künstler-

[6]) Briefwechsel der Brüder Grimm mit Malsburg [Separatabdruck] S. 31/32.
[7]) Steig a. a. O. S. 15.
[8]) Steig a. a. O. S. 16.
[9]) Steig a. a. O. S. 17.
[10]) Dort befand sich seine Frau bei dem befreundeten Pfarrer Mannel zu Besuch, auch Karl Grimm, der dritte der Brüder, war dort als Kaufmann tätig. Vgl. Steig a. a. O. S. 10 und 28.
[11]) Vgl. u. a. S. 366, 400, 406, 412, 438, 471, 476, 481, 538, 556 usw.

ruhmes als Ergänzung zu den bisher bekannten Quellen [12]) zu liefern.

Neben Ludwig Grimm interessieren uns die zahlreichen Mitteilungen über andere hessische Künstler wie die beiden Ruhl, Werner Henschel, Rohden, Hummel, Spohr, den Architekten Wolff, Straube (den Herausgeber der Wünschelruthe) u. a. Arnim hatte Wilhelm Grimm im Jahre 1817 gebeten, etwas für Gubitz' Gesellschafter über die Kasseler Künstler und Gemälde zu schreiben, aber dieser lehnte es ab mit den Worten (17. April 1817 [13]):

„. . . Ich kenne nämlich die meisten hiesigen Künstler, sie haben, wie das gewöhnlich der Fall ist, ihre Absonderlichkeiten und ihren Sparren und werden leicht beleidigt; da sie nun gleich herausbringen würden, daß es von mir herrühre, so kann Lob und Tadel, Verschweigen und Erwähnen ihnen ein Anstoß sein. Ich weiß ja, wie mirs der Hummel, der grundgut ist, in andern Dingen gemacht hat. Der bedeutendste hier ist der junge Bildhauer Henschel [14]), der gründlich arbeitet, eigenthümliche und neue Gedanken hat. Ein Sohn [15]) von dem fatalen Ruhl [d. h. dem Bildhauer Ruhl] ist in Rom, soll allerlei Talent haben, aber frühreif sein und in den Grundlagen, dem Zeichnen, zurück, so daß doch nichts aus ihm werden kann. Er hat ein Bild vom wilden Jäger hergeschickt, das schöne Einzelheiten und glückliche Gedanken haben soll, ich habe es nicht gesehen, weil mir der Vater zuwider ist: den hätte ich z. B. doch nicht übergehen dürfen. — Die Kurprinzessin [16]) arbeitet an dem Carton zu einem großen Bild, die heilige Elisabeth, der ihr Vater, als er von ihrer Armut hört, prächtige Kleider schickt; aber wie die Gesandten ankommen und sie in der Kirche finden, halten ihr Engel himmlische Gewänder um, die viel schöner sind, als ihre. Der Gedanke ist recht schön, aber ich glaube doch, daß die Ausführung über ihre Kräfte geht."

Diese Betrachtungen veröffentlichte Arnim in leichter Überarbeitung in Gubitz' Gesellschafter (1817, Nr. 73 vom 3. Mai) fast gegen den Willen seines Freundes.

Über Grimms und Henschels Freundschaft gibt uns Gerlands Buch Aufschluß, über Wilhelms Beziehungen zur Kurprinzessin und deren Sohn Friedrich Wilhelm, den er in Geschichte unterrichtete, handeln die Briefe bei Steig a. a. O. S. 518, 532, 604, 606, 618. So günstig Wilhelms Urteil über die ihm sehr gewogene, geistvolle Kurprinzessin lautet, so ungünstig lautet es über den jungen Kurprinzen. Der oben genannte Straube, der Freund Annettens v. Droste-Hülshoff, war lange Zeit bei uns vergessen und ist erst kürzlich wieder durch Karl Busses Buch über Annette (Bielefeld und Leipzig 1903) in der Erinnerung vieler wieder aufgelebt. Unter seiner Leitung erschien in Göttingen vom Januar bis Juni 1818 die „Wünschelrute", eine Zeitschrift, die trotz der kurzen Zeit ihres Bestehens eine gewisse Bedeutung für die Geschichte der späteren Romantik erlangt hat. Wilhelm Grimm schreibt darüber aus Kassel vom 12. Oktober 1817 an Arnim [17]):

„Ein Kreis von Studenten in Göttingen, meist adlige, will eine Zeitschrift unter dem Namen Wünschelruthe herausgeben . . . Von hier ist ein gewisser Straube dabei, ein kleiner, grundhäßlicher Kerl, der beständig lacht, dem aber jedermann gut ist. Er ist vielleicht nicht ohne Talent und hat etwas eigentümliches; aber was er von sich giebt ist noch sehr verworren, ohne Zusammenhang und Deutlichkeit, wahrscheinlich verderben sie ihn durch zu große Bewunderung, gewiß aber richtet er durch seine Beiträge die Zeitung früher zugrund, als es sonst auf dem natürlichen Weg geschehen wäre."

Trotzdem muß dieser Mann, wie Karl Busse nachweist, eine außergewöhnliche Anziehungskraft auf Annette ausgeübt haben. Auch Spitta war ihm sehr gewogen und Heine stand ihm nahe. Als Oberappellationsgerichtsrat nahm er bis zu seinem Tod im Jahre 1847 eine hervorragende Stellung in Kassel ein. Näheres über ihn und seine Beziehungen zu Annette, Heine u. a. hoffe ich später einmal in einem besonderen Aufsatz mitzuteilen.

Aber nicht nur für die Literärgeschichte, auch sonst ist über die mannigfaltigsten Fragen wie sogar über Politik (so werden die Verfassungskämpfe in Hessen eingehend dargelegt) und Landwirtschaft aus dem Briefwechsel der drei Freunde zu lernen. Wie modern uns manche ihrer Pläne anmuten, davon gibt folgender Brief Wilhelms an Arnim über die Herausgabe einer hessischen Volkskunde sprechenden Beweis:

„Die Idee zu einem gemeinschaftlichen Buche haben wir gewissermaßen auch schon gehabt. Du kennst doch die Meriansche Topographie, die zugleich für jedes Land besonders abgeteilt ist; für Hessen giebt es auch einen Teil, ob die Bilder gleich nicht die besten des Ganzen sind, so haben sie doch viel Wahrheit und Angenehmes. Das Buch wollten wir nun erneuern, der Ludwig sollte allmählig im Lande die besten Landschaften, die Trachten und sonstige Eigenthümlichkeiten sammeln; wir wollten den Text dazu liefern, wozu noch eins und das andere mehr über Sitten, Sprache und dergleichen kommen könnte."

---

[12]) Vgl. u. a. Herman Grimm in Ersch u. Grubers Encyklopädie, Hans Altmüller im „Hessenland" 1901, S. 240—43 u. S. 258—62, Steig, Goethe und die Brüder Grimm, Hinrichs, Briefwechsel der Brüder Grimm aus der Jugendzeit u. a. m.

[13]) Steig a. a. O. S. 574.

[14]) Vgl. über ihn Otto Gerland: Werner Henschel, ein Bildhauer aus der Zeit der Romantik. Leipzig 1898. Ein ganz ausgezeichnetes Bild Werner Henschels, das nicht bekannt ist, bewahrt (nach Steig a. a. O. S. 374 Anm.) noch ein Skizzenbuch Ludwig Grimms.

[15]) Ludwig Sigismund Ruhl, der „Erinnerungen an Jakob und Wilhelm Grimm" (Melsungen 1885) herausgab.

[16]) spätere Kurfürstin Auguste, Mutter Friedrich Wilhelms I.

[17]) Steig a. a. O. S. 366.

Erst 85 Jahre später sollte dieser Plan vom Verein für Erdkunde in Kassel seine Ausführung erhalten.

Es würde zu weit führen, noch näher den reichen Inhalt des Werkes zu skizzieren. Die hier mitgeteilten Briefauszüge sollen lediglich dazu anregen, selbst zu dem fesselnden Buch zu greifen und in einer stillen Stunde sich zurück zu versetzen in eine Zeit behaglicher Beschaulichkeit und Genügsamkeit. Der Nutzen, den wir, wenn wir es richtig zu lesen verstehen, daraus ziehen können, ist ein höchst mannigfaltiger, nicht zuletzt auch in ethischer Hinsicht. Denn die vorliegenden Briefe sind, abgesehen von ihrem wissenschaftlichen und rein künstlerischen Wert, zugleich ein Erziehungsbuch ersten Ranges (freilich nicht im landläufigen Sinn), und so möchte man nur wünschen, daß recht viele es in diesem Sinne auf sich wirken lassen möchten.

Zum Schluß noch ein Wort über die Art der Herausgabe. Der Herausgeber hat es mit feinem Takt vermieden, Fußnoten oder Anmerkungen am Ende des Buches beizufügen. Er beschränkt sich auf die notwendigsten Erläuterungen, und zwar geschieht dies möglichst unauffällig inmitten des Textes. Dadurch erhält das Ganze einen vornehmen, exklusiven Charakter und der Genuß der Lektüre wird durch das völlige Zurücktreten der Person des Herausgebers ungemein erhöht. Ein sorgfältig ausgearbeitetes Register mit zahlreichen Stichwortangaben macht es jedem möglich, sich mit Leichtigkeit über irgend eine Briefstelle zu orientieren.

Margritt und der Templer.

Erzählung von Theodor Metz.

(Schluß.)

Am Awend, als die Sonn sich schon hinnern Lehberg versteckelt hatt, unn's schon anfing, e bißche zu düstern, da sinn uffm Schloß in Humerch in gar feierlichem Zug unn mit lange, schwarze Mäntel die Brüder unn die Owere vom große Portal enunnergegange in e dunkel Kellergewölb, unn brennende Wachslichter sinn ihne vorangetrage worn. Der Rupert awer is noch im Hof uff unn ab gegange unner de alte Linnebäum. Unn wie nu en Bruder schon uffm Weg war, ihn vors Gericht zu rufe, da hat's uff einmal en Lärm gegewe in de Stadt unn e Geschrei, das is immer lauter geworn, unn da hatt mer aach schon die Rufe verstanne: „Feuer, Feuer, 's brennt, 's brennt an drei Ecke! Feuer, Hilfe!", unn gleich druff hat's aach schon in die Glocke gestürmt in de Stadtkirch unn in de Hinnergaß am Kapellche . . . Da is der Bruder rasch wieder zurückgelaufe zu de annern, unn die sinn eilends aus dem Gewölb eruffkomme unn hawe sich uff die Schloßmauer gestellt unn nach der Stadt enunnergeguckt. Die gelb Loh is schon zum Himmel uffgeschlage, unn die Owere hawe gleich de Brüder befohle, in die Stadt zu Hilf zu eile . . .

Der Rupert awer hatt abseits aach uff de Schloßmauer gestanne, unn grad wie er erunner wollt, um aach mit in die Stadt zu laufe, da hat der Kasper newig ihm gestanne.

„Kaspar", hat der Rupert da zu ihm gesagt, „was brennt da alles? Das Feuer muß angelegt sein."

„Herr," hat der Kasper gesagt unn hat sein Herr ruhig unn frei angeguckt; „das Feuer is angelegt, Ihr habt recht; awer es is gescheh, Herr, um das Gericht üwer Euch zu vereitele . . . Laßt mich ausrede, Herr! Dort die Loh am Sandweg, da brennt die Feldscheuer, die dem Schönberger gehört; unn in de Stadt da rechts von de Kirch, da brennt en Heuschuppe, der aach dem Schönberger gehört; unn in de Hinnergaß, wo das meiste Gekrisch is, da brennt e klei Holzställche, das gehört dem alte Stadtschäfer, unn die Hinnergässer unn Waulsgässer, die towe unn kreische nur so, weil's die Verabredung is. Der Schönberger kann das leicht verschmerze, unn um den Schäfer schadlos zu mache, hat mir das edel Fräulein vom Schönberg ihr Geschmeid gegewe" . . .

„Sie weiß um den Brand? . . ."

„So is es, Herr. Sie hat mir zugeredt, 's dürft nit gescheh, daß die Brüder Euch in de Tod verfälle; unn, Herr, sie hat gesagt, wann's dunkel würd, dann käm se an de letzte Waulsgarte nach de Hardt zu an den alte Haselbusch. Unn dann soll ich Euch noch ausrichte, sie freut sich so, mit Euch auszuwannern nach der Insel, die im Meer liegt ganz weit . . ."

Wie der Rupert das gehört hat, da hat er n Augeblick gestanne wie vom Blitz getroffe, mit offenem Mund unn stiere Auge; dann hat er sich uffgericht, daß er fast n Kopp größer geworn is, sei Auge hawe geleucht, die Ärm hat er weit ausgespreizt, daß es in de Gelenke geknackt hat, wie bei eim, der sich nachm Schlaf streckt unn reckt, unn uff eimal hat er n Satz getan von de hoch Schloßmauer nach auße enunner grad em Kastaniebaum, der e paar Meter vor de Mauer gestann hat, in die Kron enein, daß der Kasper gemeint hat, er müßt Hals unn Bein breche; awer er is gut abkomme, unn der Kasper hat n noch laufe seh spornstreichs durch die Gärte nach de Waulsgaß zu.

Der Kaſper awer hat ſich durch e Hinnerpörtche langſam aach dorthin gemacht. Unn wie er üwer de Waulsgaß drüwe unn an de Michelbach war, da hat er üwers Feld hin zwei Geſtalte, n Mann unn e Frauensgeſtalt, grad in die Hardt eneintrete ſeh. Da hat ihm das Herz bis in Hals geſchlage, denn da hat er gewußt, daß die Margritt aach entkomme war. Langſam is er nu hinner Hecke, denn der Mond war grad üwerm Sandmühlewald uffgegange, in die Hardt nachgegange, unn manchmal is er unnerwegs ſteh gebliwe unn hat nachm Himmel üwer Humerch geguckt, unn da hat er geſeh, daß üwerall der Feuerſchein ſchon nachgelaſſe hat, unn in de Hinnergaß war er ſchon faſt ganz verloſche. In de Hardt is er durch de Buchwald gegange hinne nachm Spechtsgrawe zu, denn er hat ſich gedacht, unner dene alte Linnebäum dort ſäße ſe wohl uff de Wurzeln. Zu rufe hat er ſich nit getraut, er hat e Weil geſucht, der Mond war aach grad hinner er Wolk verſchwunne, awer wie der wieder eraus war, da hat er die Zwei gefunne; uff em alte Eicheſtump hawe ſe geſeſſe unn hatte ſich feſt umſchlunge.

Wie der Kaſper herbeigegange is, da is die Margritt uffgeſprunge unn uff n zu unn hat ihm die Hand gedrückt mit ihre zwei Hänn. Dann hat ſe ihm e koſtbar Halsband hingehalte, unn Perle unn Edelſtein hawe im Mondlicht geglitzert, unn hat geſagt:

„Nimm's, Kaſpar, wenn der Schaden größer wär.“ Unn er hat's nemme müſſe.

Zum Rupert awer hat er geſagt: „Herr, ich will Wacht tun da vorn am Waldrand, ob nit Leut dem Fräulein oder Euch uff de Ferſe ſinn; unn dann weiß ich n Schäferpad, da bring ich Euch, bevor die Sonn recht uffgegange is, mitte in de Katzeberg“. Denn er hat ſich gedacht, daß die Zwei jetzt erſcht in de Katzeberg ginge, in ſeim Herr ſei Heimat, unn von da heimlich nach der Inſel, von der die Margritt geſproche hatt; die, meint' er, läg nach der Türkei zu unn am End noch drunner.

„Ja, halt Wacht, mein guter Kaſpar“, hat der Rupert zu ihm geſagt; „wir wollen hier erſt noch ein wenig verziehen, dann magſt du uns geleiten.“

Unn der Kaſper is wieder vorn an de Waldrand gegange unn hat ſich uff en rote Sandſtein geſetzt unn hat im Mondſchein ſcharf üwers Feld geguckt unn nachm Sandmühlewald, ob dort kei Fackeln ſich zeigte; awers 's is alles ruhig gebliwe, unn in der Stadt is der Lärm aach verhallt. Der Mond awer hat ſo artlich geſchiene, ſo hell unn glänzend unn ſilwerig, als wenn unſer Herrgott die Scheib friſch hätt putze laſſe; Newel ſinn ausm Tal von de Ohm her in weiße Schwade uffgeſtiege, e Wehr hat leis eruffgerauſcht, ſonſt aber war alles ſo mäuscheſtill, daß der Kaſper ſein eigene Atem hat geh hörn; nur dann unn wann hat en Fuchs gebellt von de Bleideröder Höh erunner, oder 's hat emal am Bode im Laub geraſchelt, wann e Kröt durchgekrawelt is; e paarmal hat aach en Hund angeſchlage owe vom Einhäuſer Feld her; da hat ſich der Kaſper gedacht, der möcht wohl dem Schäfer von Einhauſe ſei, der da owe mitm Perch wär. Unn dann war wieder alles ruhig, der Kaſper hat dageſeſſe unn gehorcht, unn der Mond hat geſchiene; un es is e artlich Nacht geweſe; 's gibt ſo Sommernächt, die kenne nur wir Schäfer recht, da is es, als ging irgend was vor in de Kreatur um uns, ſo was Geheimes, das will an uns erankomme, wir Menſche awer verſteh'ns nit . . . Ich glaub', das muß ſo e ähnlich Nacht geweſe ſei, wie damals, als mein Ällervatter mich zum Kräutermann gemacht hat. Da war ich zwanzig Jahr alt — ja, das is e ſchön Zeit her, — unn es war aach um Johanni erum, unn Glockeſchlag zwölf ſinn wir in de Hinnergaß fortgegange unn ſinn in die Michelbach enunner, unn dort hat er mich geheiße, mit Quellwaſſer mir die Auge zu waſche, unn dann ſinn wir weit ins Feld gegange nach Maulbach zu, unn uff de Wieſe hawe wir gekniet vor de Gräſer, unn mit viel Sprüch unn Geſahn hat mein Ällervatter allerhand Gepläng ausgeruppt, Lawendel unn Thymian unn Johanniskraut unn Schafgarb unn Kamille, unn dann ſinn wir in die Hardt gegange, unn an er Lichtung hawe wir vorm Mond gekniet unn hawe gebet't, unn mein Ällervatter hat mir mit em Geſahn das Gepläng uff die Auge gelegt unn uff de Mund unn die Ohrn — unn das all is mir gar nit vorkomme wie Teufelsdienſt und heidniſch Weſe, ſonnern wie e fromm unn Gott wohlgefällig Werk —; unn wie die Glock eins geſchlage hat ausm Maulbächer Tal eruff, da war er mit ſeim Geſahn fertig. Unn ſo bin ich en Kräutermann geworn, unn es hat geholfe mei Lebtag; unn die Nacht hab ich aach nit vergeſſe . . .

Wie der Kaſper ſo dageſeſſe hat, da hat er uff eimal ausm Wald an de Sandmühl Fackeln erauskomme ſeh; er is erſchrocke unn wollt' ſchon zurücklaufe in de Wald, da hat er awer gemerkt, daß die Fackeln ohmabwärts ginge, unn er is ruhig ſitze gebliwe. Wie awer nu der Mond immer höher komme is, hat er gedacht, jetzt wirds doch Zeit, unn is in de Wald eneingegange zu ſeim Herr. Der hat gewußt, was der Kaſper wollt unn hat n nur gefragt:

„Kaſpar, ſteht der Mond noch links von der alten Wettereiche im Sandmühlenwald oder ſchon rechts?“

„Er ſteht grad ſo drüwer“, hat der Kaſper zur Antwort gegewe.

„Dann wart' noch, bis er ein paar Scheiben weitergerückt ist, dann wollen wir aufbrechen", hat der Rupert gesagt. Unn er hat die Margritt an sich gezogen, unn sie hawe sich gar fest und gut in die Auge geseh.

Der Kasper is wieder vor de Wald gegange, unn er hat sich gefreut wie e Kind, daß er jetzt die Zwei in Sicherheit gewußt hat, unn er hat sich wieder uff sein Stein gesetzt unn hat üwers Feld geguckt. Unn nach er Weil hat er Fackeln in de Waulsgaß geseh, die von eim Haus zum annere ginge. Da hat er sich gedacht, das sinn die vom Schloß, die suche nach meim Herr. Die Fackeln sinn zwar immer enuff gegange nach de Hinnergaß zu, awer es hat ihm doch besser gedünkt, sich jetzt uff die Lappe zu mache. So is er eilends in de Wald zurück zu seim Herr, unn wie er in die Näh' von dem Baumstump kommt, sieht er, daß die Zwei mit mehr druff sitze; er geht näher eran, — da liege se Beide newe enanner am Bode, die Margritt uffm Rupert seim Arm, bleich, still, unn im Rupert seiner Brust steckt noch en feiner Frauendolch, unn der Griff blinkt im Mondschein ...

Wie der Kasper das geseh hat, is er zusammegebroche wie gelähmt, die Hänn hat er vors Gesicht gehalte, unn er hat geheult wie en Schloßhund. Nach er Weil awer is es ihm durch de Kopp geschosse: Ich muß se in Sicherheit bringe, was tu ich? Da hat er wieder vom Einhäuser Feld her den Hund belle hörn, is fortgesprunge, hat de Schäfer geweckt im Feld, unn dann hat er mit dem zusamme die Beide in dem Schäfer sei Hütt geborge, daß se niemand finne sollt. In de folgend Nacht awer hawe die Burgberger unn Hinnergässer unn Waulsgässer heimlich am Spechtsgrawe e tief Grab gegrawe, 's war stichdunkel, unn kei Fremdes hat was gemerkt, unn da enein hawe se die Margritt gelegt unn de Rupert ...

Unn jetzt will ich dir was sage, Jung! Morge awend, wann der alt Micheljust an euerm Haus vorbeigegange is, ums Neunuhrglöckelche zu läute, dann kommste vorn an die Hardt an den alte Buchbaum, weißte, der die drei Spechtslöcher üwerenanner hat — die sinn schon, solang mir's denkt —, da kommste hin — ich bin mitm Perch owig de Galgewies —, unn dann zeig ich dir das Grab. Es liegt en Riesestein druff, der is mit Moos ganz üwerwuchert unn mit Laub bedeckt, unn ich alleins weiß es noch; die Christels Ev, die alt Wehmutter, die hat's aach noch gewußt, awer die liegt jetzt aach schon ihr zehe Jahr unner de Erd ... Ja, ja ... Unn wer weiß, wie lang ich noch mitmach ..."

Da hat der Schäfer-Jochem, als er zu Ende war, sich einmal umgesehn den Berg hinauf und ist fast erschrocken.

„Donnerwetter, Jung!" ist es ihm haftig entfahren, „duck dich unn mach dich dort hinner de Hecke her, da owe kommt mei Schwieher, die bringt mir mei Esse, unn die leid's nit, daß ich im Feld Geschichte verzeehl. Komm morge awend! ... Donnerwetter, unn da sinn ja die Schaf im Klee, Pommer, allez, Kaaa—raß!" und er hat auf dem gekrümmten Zeigefinger der rechten Hand einen langen Pfiff getan. „Pommer, faß! Der Kerl hat aach kei Zähn mehr im Maul wie ich" ...

Den Berg herunter habe ich eine kräftige Frauengestalt kommen sehen, die einen Korb am Arme trug. Rasch habe ich mich gebückt und bin hinter Hecken den Rain entlang geschlichen, aber das Frauenzimmer mußte mich doch schon gesehen haben, denn ich hörte sie mit kreischender Stimme den Bergabhang herunter schmälen:

„Wart, Alter, wann ich dir heimkomm! Hast wieder Verzeehlches gehalte, unn die Schaf hawe wieder e Feldstraf gemacht! ... Wart nur, du Dormel, der Hannjust wird dir's weise." —

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. In der letzten Wintersitzung des Hessischen Geschichtsvereins zu Marburg, die am 24. März stattgefunden hat, machte Herr Bibliothekar Dr. Maurmann unter Vorlage einer großen Anzahl von ihm gezeichneter Sprachkarten eingehende Mitteilungen über die Dialektverhältnisse im Fürstentum Waldeck. Sodann sprach Herr Professor Dr. Wenck über die Aufenthalte deutscher Kaiser und Könige in Marburg. In Hessen überhaupt besuchten die deutschen Kaiser öfters die Bischofs- und Klosterorte Fritzlar, Fulda, Hersfeld und Kaufungen. Königshöfe waren Eschwege, Kassel, Seelheim. Erinnerungen an Friedrich den Rotbart knüpfen sich an die Boineburg und Gelnhausen. Friedrich II. und Karl IV. kamen nach Marburg, um dem Grab der heiligen Elisabeth ihre Verehrung zu zollen. Fürstenversammlungen, die einen politischen Zweck verfolgten, veranstaltete Ruprecht von der Pfalz 1401 und 1410 in Marburg. Am Ende seines Vortrags erinnerte Herr Professor Dr. Wenck auch an die Begrüßung des Königs

Wilhelm I. in Marburg gelegentlich der Durchreise nach Ems im Jahre 1867. Ferner hielt Herr Professor D. Wiegand einen Vortrag über die „Abendmahlsröhrchen“, der in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift veröffentlicht worden ist.

Hochschulnachricht. Der bisherige Privatdozent für Pharmakologie und Toxikologie und Assistent am pharmakologischen Institut der Universität Marburg Dr. Otto Loewi ist in gleicher Eigenschaft an die Wiener Universität übergesiedelt.

Volkskunde. Die Gründung einer Abteilung für Volkskunde ist von dem hessischen Geschichtsverein beschlossen worden. Sie soll die Aufgabe erfüllen, in der Provinz Hessen-Nassau planmäßige Erhebungen über die heimischen Gebräuche und Lebensgewohnheiten, die mannigfachen Äußerungen des Volksglaubens, die volkstümlichen Überlieferungen in Sage, Märchen, Lied, Sprichwort und Mundart zu veranstalten. (Vergl. „Hessenland“, laufender Jahrgang S. 67.)

Todesfall. Am 22. April fand auf dem Friedhof zu Kassel die Beisetzung des am 4. v. Mts. in Bordeaux hingeschiedenen Kaiserlichen Konsuls Dr. Heinrich Weipert in feierlicher Weise statt. Als Vertreter des auswärtigen Amtes nahm der wirkliche Legationsrat vortragender Rat Dr. Matthieu an der Feierlichkeit teil. Der frühere erste Geistliche der deutschen Kolonie in Tokio, Dr. Christlieb, gedachte des Verewigten, dem er persönlich nahe gestanden, mit Worten voll tiefer Empfindung. Heinrich Weipert war als Sohn des lutherischen Pfarrers Weipert am 23. Mai 1855 zu Kassel geboren, hatte Jura studiert und 1886 einen Ruf als Professor des römischen und deutschen Rechts an die Kaiserliche Universität in Tokio angenommen. Vier Jahre später trat er, nachdem er die japanische Sprache gründlich studiert, als erster Gesandtschaftsdolmetscher in den Dienst des Deutschen Reiches. Seine umfassenden Kenntnisse der ostasiatischen Zustände und die in ihm wohnende diplomatische Begabung waren die Veranlassung, daß er sodann als Konsul unter politisch schwierigen Verhältnissen nach Soeul gesandt wurde, wo er die ihm gewordene Aufgabe mit größter Gewandtheit löste. Ferner bewährte er sich in hervorragender Weise als Delegierter der deutschen Regierung bei dem Haager Schiedsgericht, insofern juristische Fragen, die Asien betrafen, in Betracht kamen. In Bordeaux, wo er als kommissarischer Konsul tätig war, schied der reich veranlagte Mann in einem Anfall von Trübsinn freiwillig aus dem Leben.

Städtetag. Die diesjährige Hauptversammlung des hessischen Städtetags findet vom 15. bis 17. Juni zu Karlshafen statt. Damit verbunden wird eine Dampferfahrt auf der Weser nach Höxter-Corvey.

Zur Besprechung eingegangene Bücher:

Beiträge zur Schmalkalder Geschichte. Von Professor Hugo Simon. Schmalkalden (Feodor Wilisch) 1905.

Das neue Buch der Lieder. Von Karl Julius Carlowitz. Dresden (Piersons Verlag) 1905.

Personalien.

Verliehen: dem Forstmeister v. d. Malsburg zu Battenberg, den Oberlehrern a. D. Professor Dr. Flemming zu Eschwege, Professor Dr. Vogt zu Marburg, Professor Jacobi und Dr. Rudolph zu Kassel der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Polizeisekretär a. D. Schulze zu Kassel der Kronenorden 4. Kl.

Ernannt: Landgerichtspräsident Geheimer Oberjustizrat von Hassell in Kassel zum Oberlandesgerichtspräsidenten daselbst; Landgerichtspräsident Kirchner in Allenstein zum Präsidenten des Landgerichts in Kassel; Rechtsanwalt Dr. Bartels in Kassel zum Notar; Referendar Dr. Dellevie in Kassel zum Gerichtsassessor; Pfarrer Stein aus Großneuhausen zum 4. Pfarrer der ev.-lutherischen Gemeinde in Kassel; Pfarrer Ritter in Quentel zum 2. reformierten Pfarrer in Frankenberg; Pfarrverweser Schick in Oberweimar zum Pfarrer in Röddenau; Hilfspfarrer Schmidt in Marburg zum Pfarrer in Oberweimar.

Versetzt: Landgerichtsrat Tilemann in Wiesbaden nach Marburg; Amtsgerichtsrat Wagner in Fulda nach Kirchhain.

Geboren: ein Sohn: Pfarrer Karl Dithmar und Frau Marie, geb. Hertha (Altenburschla, 15. April); Dr. C. Siebert und Frau Johanna, geb. André (Marburg, 21. April); Stadtbaurat Schirmeyer und Frau (Fulda, 23. April); Oberlehrer Lic. Vollmer und Frau Elisabeth, geb. Ahlfeld (Hamburg, 25. April); Großkaufmann Wilhelm Piepmeyer und Frau Hedwig, geb. Becker (Kassel, 26. April); eine Tochter: Amtsrichter Zeddies und Frau Anneliese, geb. Bobbin (Großalmerode, 23. April).

Gestorben: Forstmeister a. D. Hermann Mehlhose, 79 Jahre alt (Marburg, 16. April); Frau Ottilie von Rumohr, geb. Wagner, 61 Jahre alt (Kassel, 18. April); Königl. Bezirkswiesenbaumeister Dittmar Wicke, 75 Jahre alt (Kassel-Wehlheiden, 23. April); Fräulein Julie Henkel, 75 Jahre alt (Kassel, 26. April); Postmeister a. D. Georg Schwalm, 78 Jahre alt (Marburg, 28. April).

Briefkasten.

H. Sch. Kassel. Nicht ungeschickt in der Form, aber noch nicht druckreif.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 10. XIX. Jahrgang. Kassel, 17. Mai 1905.

Gedichte von Auguste Wiederhold.

Frühlingslied.

Hab' Frühlingsblumen im Wald gepflückt,
Anemonen und blühende Schlehen;
Dazwischen maigrünes Lärchenreis,
Die sollen am Fenster stehen.

Und geht mein herziges Lieb vorbei,
Nach meinem Fenster zu blicken,
Dann soll ihm freundlich der frische Strauß
Viel duftige Grüße nicken.

Die soll der lustige Frühlingswind
Ihm alle herniedertragen.
Vom Liebchen droben es Küsse sind,
Soll er ihm heimlich sagen.

Und Liebchen lächelt, versteht ihn gut,
So grüßen wir hin und wider;
Und endlich fass' ich den ganzen Strauß
Und streu' ihm die Blumen nieder!

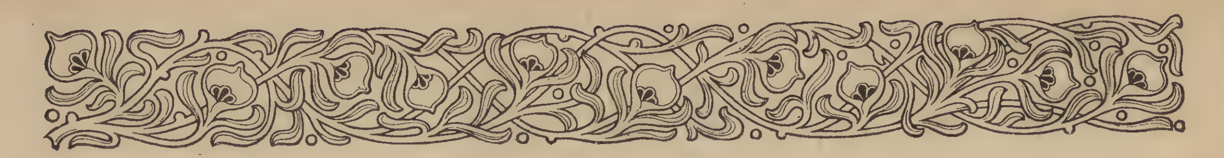
Liebesgewissheit.

Wenn meine Hand bei kurzem Gruß
In deiner schönen Rechten ruht,
Den Blick mein Auge senken muß,
Daß es noch birgt die frohe Glut.

Denn ach, der sanfte Druck verrät,
Daß gern die Hand in meiner blieb!
Und durch mein Herz ein Jauchzen geht:
Du hast mich lieb, du hast mich lieb!

Ghasel.

Selten such' ich Straßen, menschenrege, auf,
Suche lieber einsam stille Wege auf,
Die mich ferne führen vom Getrieb der Welt,
Wo sich schließen kühle Waldgehege auf!
Nur in tiefster Waldesstille geht mein Herz,
Daß es in Gebeten sich bewege, auf!



Heimatpflege und Ortsnamenkunde.

Von Pfarrer Dr. G. Schöner zu Eschenrod.

1. Eine versunkene, nicht durchweg verschollene Welt steigt in den Ortsnamen unseres Vaterlandes vor dem Geistesauge empor, seit die Sprachforschung auch auf diesem Gebiet energisch eingegriffen hat. So arbeitete Professor Weigand in Gießen vor einem halben Jahrhundert nach dem gewaltigen Genius Jakob Grimms auf gleichem Sondergebiete, welches eingehendes Studium und archivalische Forschungen, verbunden mit umfassender Volkskunde, allewege und allezeit erfordern wird. Obgleich ihm, unserem Landsmanne, nun nicht durchweg hinlängliche und vollkommene Mittel der Information zu Gebote standen, waren doch seine Schlußfolgerungen verhältnismäßig um so glücklicher, als sein Forschen einen Neubruch darstellt, sodaß ohne Frage bei solche Mangel an gründlichster Instruktivität zu recht besteht, was jener Autor am Schlusse seiner Arbeit im Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde Bd. 7, H. 2 (ein für ganz Deutschland mustergültiges Werkchen) sagt: „Ich zweifle nicht, daß sich bei frisch vordringender Forschung, wenn auch nicht alle, so doch die meisten meiner Annahmen als richtig erweisen und selbst die Ortsnamen (scil. hier wie sonst des damaligen Oberhessens, im J. 1853), welche ich unerklärt lassen mußte, noch ihre Deutung finden werde". Wo immer der geschichtliche Hintergrund, die ältere Gestalt eines Ortsnamens nicht genügend erleuchtet und darum nicht durchsichtig genug war, stellte sich Unsicherheit der Erklärung naturgemäß sofort ein; es darf also dem Erklärer darum keine Schuld zugemessen werden: im Gegenteil, den Weg ins Ungewisse genommen zu haben, erscheint vielerorts unbedingt erforderlich. Täuschungen und Enttäuschungen können vielfach nicht minder unausbleibliche Folgen bei solchem Suchen sein, aber — etwas gewonnen heißt dabei gleicherweise viel gewonnen.

Einen zum Teil neuen und zuverlässigeren Modus der Aufklärung u. ä. ausfindig zu machen, war es dennoch an der Zeit, und die Waffen rosteten nicht, sie wurden brauchbarer; es wurde wertvoller Zuwachs geschaffen. Neue Geister tauchen auf, treu gegenüber den bewährten Alten, treu gegenüber der Zukunftsforschung, deren Ring sich allem Anschein nach damit geschlossen.

Schärfer und umsichtiger noch verfährt K. Bohnenberger in der Allg. Zeitung 1888, Nr. 284. Einer an sich richtigen Idee, die letzterem Anlaß zu wertvollen Erörterungen gab, entsprang nämlich das umfangreiche Buch des Juristen oder genauer Rechtshistorikers Wilhelm Arnold in Marburg († 1883, seit 1881 auch Mitglied des Reichstags) „Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme" (1875), aber eine unglaubliche Zahl Fehlschlüsse und darum falscher Unterreihungen mußte sich einschleichen, wo der Boden wenig im Sinne A. Socins etwa (vgl. Zeitschrift für german. und roman. Philol. von Prof. Dr. Behaghel und Neumann 1895, Nr. 10) urbar gemacht worden, oder in der Methode wie Prof. Heilig in Ettlingen (Baden) in der Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten z. B. 1903, S. 1 ff. verfährt.

Im Großen hat der deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege in seinem Organ „Das Land", jetzt bereits im 12. Jhrgg., gegenwärtige Zeitschrift „Hessenland", im 19. Jahrgg., bahnbrechend gewirkt. Hin und her in deutschen Landen traten in dies Arbeitgebiet mit noch größerer Beschränkung nur die Vereine für Volkskunde ein.

Es ist nun dringend zu hoffen, daß durch diese Vereinigungen, im Hessen-Darmstädter Ländchen gehören um 1000 Mitglieder dazu, ein gewichtiges Fundament wie im Weiten, so im Besondern: und da wie im weiteren, so im engeren Rahmen durch fleißige Vorarbeit zum mindesten gelegt werde, indem beachtenswerte Hilfskräfte gerade im kleinsten Dörflein, im Weiler, im Tal und auf der Höhe, in verkehrsreichen Gegenden wie in verkehrsarmen erstehen, die, von großer Begeisterung nach mehrerwähnter Richtung getragen, regen Sammeleifer bekunden.

Wie ertragreich, wie schön, das Kleine interessant zu machen, und das aus echter Liebe für das kleine Leben!

Gewiß, was bei Weigand noch fast durchweg brach liegt, ist, daß er der Ausbeute, die auch der Dialekt nicht selten gewährt, wenig Beachtung schenkt. Dies zu tun, bildet aber gerade eine hervorragend symptomatische Erscheinung bei den arbeitsfreudigen, ruhmreichen Sprachforschern unserer Tage, die von ihren Kathedern aus unausgesetzt auf diese Findelkinder königlicher Abstammung hinzuweisen sich bemühen — und erscheint denn nicht ihre Arbeit so oder anders bereits in jenem Vereinswesen gekrönt? Und offenbar geschieht es mit allem

Recht, auf dieses Bestreben großen Wert zu legen, mag es nun hie und da, in den zahlreicheren Fällen wohl nicht möglich sein Sichereres daraus herzuleiten, Bekanntes zu stützen; es ist unbestreitbar richtig, vieles darin ist verrottet und darum irreführend: es wird somit doppelt nötig sein, den Blick zu schärfen, alles Für und Wider sonst zu prüfen, um mit den geeignetsten Hilfsmitteln zum Ziele zu gelangen, oder Erforschliches zu erforschen, Unerforschliches ruhig zu verehren.

An einem Ortsnamen interessanteren Charakters sollen die Mittel der deutschen Sprachwissenschaft zur Darstellung gebracht werden, um (und das soll mit aller Bescheidenheit ausgesprochen werden) Fingerzeige für die Tätigkeit auf diesem Gebiete zu geben, sodaß von einem allseitigen, wertvollen Ausbauen der Heimatpflege geredet werden darf.

2. Zwischen Gießen und Marburg etwas östlich von ersterem Orte liegt das Dorf Beuern, Orte gleicher oder ähnlicher Namensform, auch in Zusammensetzungen, sind auf deutschem Boden stark verbreitet, wovon später mehr.

An Erklärungsversuchen hinsichtlich des erwähnten Ortsnamens hat es seither keineswegs gefehlt.

Professor Weigand führt a. a. O. (vgl. Einleitung S. 253) aus: Dativ Pluralis ist Büren jetzt Beuern (aus Büren — 15. Jahrh. Würdtwein Dioeces. Mogunt. III, 256 — d. i. Biuren statt Bûren) = zu den Bauern, vom mhd. dër bûr „Bauer" im Gegensatz zu dër hêrre „Herr". — Welcher Ort, welche Verhältnisse einschlägiger Art in der Nähe berechtigen zu dieser Deutung?

W. Sturmfels in Rüsselsheim a. Main erklärt in seinem kürzlich erschienenen Werkchen „Die Ortsnamen Hessens" S. 14: Beuern, früher buren = zu den Häusern; zu ahd. bûr, Dativ Plur. burun, buron oder buren; vgl. Beerfelden (im Odenwald) aus Burifelden (bûr = kleine Bauern- oder Hirtenwohnung). — Hierbei ist die obige Frage zu wiederholen.

Man beachte nebenbei bemerkt die beidesmaligen Versuche, den Inhalt des Substantivs bûr oben wie hier zu präzisieren; möglich, daß die Meinung des Letzteren in seiner Beschränkung vorzuziehen ist.

Aus der Unterlage beider Erklärungsarten ist mit Leichtigkeit zu ersehen, daß eine ältere Form des Ortsnamens als eben die Form Buren u. ä beiden Darstellungen abging, und damit deckt sich die m. W. allgemein gebrauchte, dialektische Wiedergabe des Dorfnamens, nämlich Bäujäan mit dem Ton auf der ersten Silbe, das an den Straßennamen „Neuen Bäuen" (d. i. zu den neuen Häusern) in Gießen erinnert.

Aber es existiert außer den angegebenen Namensformen von Alt-Beuern eine, mit aller Wahrscheinlichkeit damit identische ältere Form, die für den Laien ganz bedenklich wohl anders gestaltet ist, welcher auch ein weitaus anders gearteter Inhalt als den Formen von Weigand und Sturmfels eigentümlich ist. Diese ältere Namensform bietet O Röschen „Beschreibung der evangelischen Pfarreien des Großherzogtums Hessen" 1900 S. 83:

In den Summarien des Mönchs Eberhard (8.—10. Jahrh.) wird in einer Schenkung ans Kloster Fulda Bramaren genannt; 1325 heißt es (Beuern) Buren.

Hierbei muß die Frage zunächst aufgeworfen werden: Sind beide Gestaltungen des Ortsnamens identisch? Eine Sache der Unmöglichkeit kann es nicht sein. So wandelt sich nur 6 Stunden nach Südosten abseits gelegen der Ortsname Gariwarda zu Geudern und dieses in Gedern Ähnliche starke Umgestaltungen bei Witterams zu Wiedermus, Aburwines — zu Armsheim, Beratolfes — zu Bechtolsheim, Beratgises — zu Bechtheim, Baldrates — zu Bellersheim, Liutmarsbuhil — zu Lämmerspiel, Bruningeshaga zu Breungesheim, Lieboldes — zu Lieblos, Heribrachteshausen — zu Herbstein u. a.

Soll die mundartliche Form etwa das Gegenteil beweisen? Ein authentisches Rudingshain wandelte sich in das volksmundartliche Rawingshain; ein dialektisches Laudenbach geht zurück auf ein altes Luterenbach, jetzt Lauterbach, und Ähnliches öfter

Was ergibt sich demnach als Modus eines Lösungsversuchs?

Ahd. breman bietet einen vortrefflichen Hintergrund für den ersten Bestandteil bram dar; es bedeutet so viel als fremere (= tönen, berühmt sein), das für einen germanischen Kriegernamen recht befriedigend klingt. Dies Tätigkeitswort steckt z. B. zweifellos in den urkundlich bezeugten Personennamen Pramolf und Premarit aus dem 9. Jahrh und in der einstämmigen Kürzung Pramo

Niemals jedoch darf man es k. H. wie Adamek in seinem Buche „Die Rätsel unserer deutschen Schülernamen" (Wien, 1894) mit dem Kosenamen Brimo zusammenbringen, wobei die Ursache der Täuschung auf flacher Hand liegt. Der Wechsel von b und p stört aus bekannten Gründen nicht.

Einfaches patronymisches Suffix kann das — ar in Bramaren sein, wie es als — er um die Zeit des dreißigjährigen Krieges nachweislich in diesseitigen alten Kirchenrechnungen ziemlich zahlreich auftritt, so in Kunkl-er, Boll-er, Apell-er, Eiß-er, gewandelt aus Kunkel, Boll, Appel, Eiße.

Daß Kürzung aus mar „berühmt" zu vermuten sei, ist in gewisser Restriktion natürlich nicht von der Hand zu weisen; unmöglich wäre es auf

keinen Fall. Ebenso verhält es sich damit, daß bram „Brombeerstrauch" (vgl. Buseck aus „Zum Eichwalde des Bucho") in dem ersten Bestandteile zu erblicken sei.

In dem Dativ Pluralis — en bietet sich der Wert eines Lokativs dar, so daß der Sinn des etwa wiederentdeckten alten Ortsnamens Bramaren wäre: Zu den Abkömmlingen des Bramo oder Pramo, zu ihrer Haga oder Niederlassung Wer war dieser Pramo? Wer waren seine Nachkommen? Wir wissen es nicht. Eine Persönlichkeit, dieses Namens Träger, ob Freigelassener, ob Adeliger, ob Mönch (unter bestimmten engeren Gesichtspunkt ohne Frage), irgendwelches Blutes, hat also zu irgend einer Zeit (dem Vokalismus des Namens nach spätestens um 1100—1200) zu diesem Orte in irgendwelcher Beziehung gestanden, die uns vorerst noch unklar ist; was Arnold a. a O. und Th. Freiherr von der Goltz „Geschichte der deutschen Landwirtschaft" Bd. 1, 139 ff.*) in dieser Richtung dartun, geht in seinem Wert nicht über eine Hypothese hinaus

Ist aus der Mehrzahl möglicherweise zu entnehmen, daß dieser Siedelung chattisches Gepräge abgeht?

Daß diese Persönlichkeiten außer der Namengebung keine glanzvollere Rolle gespielt, würde ein neues Fragezeichen fordern, ein neues Rätsel darstellen. Dem aber steht die altgermanische Verfassung entgegen, daß eine solche Persönlichkeit oder mehrere solcher ziemlich frühe machtgebietend an der Spitze jenes Gemeinschaftslebens gestanden, — vor der Hand ist es, aus bereits gestreiften Gründen, allzu schwierig die verhüllende Decke weiter zu lüften.

Anders wäre das Ergebnis bei Ableitung von bram „Brombeerstrauch". Was sollte aber da das — ar? Darin liegt ein starkes Hindernis, an einen Hintergrund mit anderem Beigeschmack zu denken.

Was wäre sonach beidesmal die mundartliche Form unbestreitbar? Nichts anderes als eine Analogiebildung der abenteuernden Volksetymologie. Während nun bekanntermaßen die Lautgesetze ausnahmslos wirken, ist das Erscheinen von Analogiebildungen an keinen Zwang gebunden. So steht Läijwelds mundartlich fest für Lieblos in diesem Orte, in Breitenborn (1 Stde. davon) dagegen Läibletz; ebenso mundartliches Bäuringe für Büdingen in diesem, in Wenings aber ($2^1/_2$ Stunden davon) Bäijringe (vgl. Haupts Biringa im Venantius Fortunatus, das, sofern es mit Büdingen zusammenzustellen wäre, allein letzere Form als berechtigt zuließe); trotz des modernen ie in Riedesel (vgl. meine Dissertation „Spezialidiotikon von Eschenrod" S. 132—135 [Heidelberg bei C. Winter]) spricht allem Anscheine nach das Volk Rittesel. Und diese Tatsachen sind auf engem Raume festzustellen, nicht aber sind sie weithin zerstreut, zerrissen, zerstäubt.

3. Man hört vielfach: Ich geh auf Grimmerch = nach Grünberg, auf Labach = nach Laubach, auf die Hette = nach Glashütten, auf den Dornbusch = nach Burkhards u. ä.

In dem bekannten „Führer durch den Vogelsberg" weist man die Ortsnamen Schadges und Rixfeld keltischem Sprachgebiet zu. Was man sich nicht erklären kann, sieht man am besten gleich als keltisch an. Schad bedeutet aber soviel wie Räuber, latro (natürlich im Munde Altdeutschlands nicht so böse gemeint); Rix kommt von Hruodgis: also ehrliches deutsches Sprachgut vom reinsten Timbre.

4. Welche Lehren muß man mit Fug und Recht daraus ziehen, sofern ein starkes Interesse an dem Schicksal solcher Werte, solcher unscheinbaren Größen uns bewegt? Es empfiehlt sich zunächst eine sorgfältige, umsichtige, kritisch (wenn irgend tunlich) gestaltete Sammlung aller zu erlangenden alten und modernen Formen, die solche Namen gleichsam verschiedene Male illustrieren, nicht zuletzt des volksmundartlichen. Ohne Zweifel gewähren u. a. alte, längst vergilbte Kirchen- oder Kastenrechnungen geeignete Unterlagen, wie sie es nachgewiesenermaßen für Geschlechtsnamen sind. Ohne Zweifel tun das alte Gemeinde-Archivalien, wo solche vorhanden sind. Freilich ist ein Unterschied in alledem zwischen Qualität und Quantität; da aber das bis zum 12. Jahrh. beiläufig reichen sollende Namenverzeichnis (bis auf die Gegend des Oberrheins von A. Socin 1903) noch nicht das Licht der Welt erblickt hat, so geht's ohne ernste, energische Selbstbeschränkung des öftern nicht ab. Sonst wird sich jedoch als Ergebnis unwandelbaren Charakters darstellen, daß lediglich solche Archivalien Auskunft wünschenswerter Art zu geben geeignet sind, die sich über die Flut jenes mehrerwähnten Krieges (1618—1648) hinüber gerettet haben. Wo Differenzierungen sich ergeben, resultiert, das Faktum nach Ort, Zeit und Umständen fest zu nageln.

Für unsere Materie bleibt sonach im engerem Sinne die Mahnung des Sängers bestehen:

> Suche in der Heimat Hainen,
> Nach den Gräbern, Trümmern, Steinen,
> Auch dem Märchen horche treu;
> Forsche in den Pergamenen
> Klaren Sinns mit Lust und Sehnen,
> Und das Alte wird dir neu.

*) Nach seinen gutgläubigen Zitierungen ungezählter Art aus Arnolds Buch zu urteilen, ebenso nach seiner Gleichsetzung der Geten mit den Goti, Gotones = Goten, kennt v. d. Goltz die einschlägige neueste Literatur nicht.

Der Schillerkultus in Hessen.

Von Dr. Wilhelm Schoof.

Kein Dichter hat es verstanden, ein Volk so in seinem Innersten aufzurühren, ganz ihm sich mitzuteilen und in die Tiefen der Volksseele hinabzusteigen wie Friedrich von Schiller. So groß auch andere Dichter wie Goethe sein mögen, so sehr sie neben Schiller verehrt werden, solche „Volkstümlichkeit“ in des Wortes eigenster Bedeutung hat sich keiner zu erringen gewußt. Keinem ist es beschieden gewesen, heute noch, 100 Jahre seitdem des Dichters Gebeine im Sarge modern, so in der Gegenwart und mehr noch in der Zukunft zu leben, so der Träger großer und erhabener Ideen eines ganzen Volkes zu sein wie ihm. Und fragen wir uns nach der Ursache dieses ungeheuren Erfolges, so liegt sie auf der Hand: er wollte nicht ein Dichter der Vornehmen oder Gebildeten sein, nicht für einen Stand oder eine bestimmte Geschmacksrichtung schreiben, sondern sein Idealismus sollte der Gesamtheit des deutschen Volkes gelten, seine sich selbst errungene sittliche Freiheit sollte auch seinem Volke zugute kommen. Nur so können wir uns die ungeheure Wirkung erklären, die seine Dichtungen auf alle Schichten unseres Volkes ohne Unterschied der Geschlechter und des Alters ausgeübt haben und immer noch ausüben.

Wo aber hätte ein solcher Dichter willkommener sein können, als in einem Land, auf welchem Despotismus und innere Unfreiheit und Uneinigkeit wie ein drückender Alp lasteten, wo fremde Herrscherwillkür und fremde Sitte und Sprache das Volk gedemütigt und erniedrigt hatten? Hier mußte ein Stück wie „Kabale und Liebe“ oder „Wilhelm Tell“ wie ein Losungswort, wie eine nationale Tat wirken: so wuchs an Schiller der Geist des Hessentums empor, an seiner Poesie stärkte er sich.

So nur können wir verstehen, was Schiller unserm Hessenland im 19. Jahrhundert gewesen, was er speziell unsern Vätern und Großvätern bedeutet hat, und so nur lernen wir den mächtigen Widerhall begreifen und würdigen, den Schillers Dichtungen im hessischen Dichterwald des 19. Jahrhunderts geweckt haben. Freilich sind die Erzeugnisse, die in Hessen unter Schillers gewaltigem Einfluß entstanden sind, meist recht unerquicklicher Art, aber es kommt uns heute weniger darauf an, den künstlerischen oder unkünstlerischen Wert dieser Dichtungen irgendwie in den Vordergrund zu stellen, als vielmehr darauf, zu zeigen, in welch hohem Grade und in welcher Weise diese Auswirkungen stattgefunden haben. Wenn Dr. Seeling in voriger Nummer des „Hessenland“ die mehr äußeren Beziehungen Schillers zu unserem Heimatland nachzuweisen versucht hat, so soll hier umgekehrt den inneren Fäden nachgespürt werden, die hessische Dichter und Schriftsteller mit ihrem Dichterfürsten verknüpft haben.

Um den Charakter der Poesie, um die es sich um diese Zeit in Hessen handelt, richtig zu beurteilen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß es seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts für Hessen längst mit den guten Tagen der Poesie vorbei war. Die hervorragenden Leistungen, die es in der Literatur des 16. und teilweise noch des 17. Jahrhunderts aufzuweisen gehabt hatte, waren längst an andere Gegenden Deutschlands abgetreten worden und die wirklich bedeutenden Leistungen hörten von da an geraume Zeit ganz auf. Von all den leuchtenden Sternen des Klassizismus, welche um diese Zeit über Deutschland aufgingen, stammte auch nicht einer aus Hessen. Nirgends gab es eine scharf ausgeprägte Individualität, nirgends ein fortreißendes Temperament. Mit einer gediegenen literarischen Bildung ausgerüstet, erbaute man sich an den gepriesenen Meistern und versuchte es ihnen irgendwie nachzutun. Wie um die Mitte des 18. Jahrhunderts Gottsched von den verknöcherten Vertretern des verstandesmäßigen Formalismus nachgeahmt wurde, so pries man kurz darauf Klopstock und ahmte seine Bardenpoesie nach, daneben etwa noch einen Hölty, Hagedorn, Gleim und Bürger. Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts trat an ihre Stelle namentlich Matthison und Schiller und im weiteren Verlauf dann noch Heine. Keiner aber hat die literarische Produktion in Hessen von Anfang bis tief in die Mitte des 19. Jahrhunderts so stark beeinflußt wie Friedrich von Schiller.

Dieser hatte sich — eine Frucht seiner kantischen Studien von 1791 — namentlich in den Jahren 1795—1797 vorwiegend mit didaktischer und reflektierender Dichtung beschäftigt und hatte hier Stücke von bleibendem Wert geschaffen, deren bedeutsamer Gedankeninhalt in ein ebenso kostbares wie geschmackvolles Gewand gebracht worden war. Es konnte nicht ausbleiben, daß diese Richtung auf vollendete Formschönheit und idealen Flug der Gedanken bald für viele vorbildlich wurde, die den Mangel an wahrhaft poetischem Empfinden auf diese Weise zu verhüllen suchten.

In Hessen wandte man sich damals mit Vorliebe kleineren, besonders lyrischen Stoffen zu, während die Pflege des Dramas und epischer Dichtung

größeren Stils mehr und mehr in Rückgang kam. So fand diese neue Art zu dichten hier willkommenen Eingang und gewann im Lauf der Jahre in mehr oder minder bewußter und unbewußter Anlehnung an die Schillersche Gedankenlyrik immer mehr an Ausdehnung, so daß wir geradezu von einem Schillerkultus in Hessen reden können.

Die frühesten Beziehungen zu Schiller finden wir bei dem Dichter August v. Münchhausen, dem Freund Seumes. Dieser letztere hatte, ehe er der Einladung des Grafen von Igelström folgte, mit nach Rußland zu gehen, seinem Freunde Münchhausen eins seiner trefflichsten Gedichte „Abschiedsschreiben an Münchhausen“ gewidmet, das Schiller 1792 in seiner „Neuen Thalia“ (II. Bd. S. 40 ff.) veröffentlichte.*) Münchhausen antwortete hierauf mit seinem Gedicht „Nachruf an Seume, am 1. des Eismonds 1793“, das Schiller ebenfalls in seiner Zeitschrift (III. Bd. S. 234 ff.) zum Abdruck brachte.**)

Während Münchhausen, der Bannerträger der Bardenpoesie in Hessen, noch ganz in Klopstockscher Manier befangen war, verstand es die ihm befreundete Dichterin Arnoldine Wolf, geb. Weissel (geb. 1769 in Kassel), die anfänglich Münchhausens getreuste Schülerin war, sich mit der Zeit mehr und mehr von Klopstockschem Einfluß freizumachen und Schillers philosophische Gedichte in gleicher Weise wie später die altdeutschen Gedichte der Romantiker nachzuahmen. So modelte sie mit geringfügigen Änderungen Schillers Gedicht „Würde der Frauen“ in „Würde der Männer“ um, das von Seume sehr geschätzt wurde und bei ihr beginnt:

„Ehret die Männer! Ihr Wirken und Streben
Mahnt uns an Weisheit und höheres Leben“ usw.

Eine Reihe weiterer im Tone Schillers gehaltener Gedichte finden sich in ihren von ihrem Freunde Rektor Wiß in Schmalkalden herausgegebenen Gedichten (Schmalkalden 1817).

Noch deutlicher tritt die Nachahmung Schillerscher Gedankenpoesie bei dem 1777 zu Michelbach geborenen Wilhelm Usener in seiner 1815 erschienenen Gedichtsammlung zutage, deren meiste Gedichte nichts anderes als ein Widerhall von Schillers philosophischen Gedichten und Epigrammen sind, von denen oft ganze Zeilen umgeschrieben sind, wie folgendes Gedicht („An Adelinde“) beweisen möge:

„Zerronnen sind die goldgewirkten Träume,
Die hoch des Knaben trunknes Herz geschwellt,
Die uns der Zukunft schwarz verhüllte Räume
Mit ihres Rosenlichtes Glanz erhellt.“

Statt der bei Münchhausen bis zur Geschmacklosigkeit wiederkehrenden „bardischen Telyn“ begeistert ihn bereits der „Sphären Lied“, statt der horazischen Chloe oder Belinde der Anakreontiker taucht hier die Schillersche „Laura“ auf, ja Wendungen wie „lieblich in der Jugend Prangen“ (S. 66) oder „das heit're Auge sah den Himmel offen“ (S. 67) lassen die Nachahmung Schillers nur zu deutlich erkennen.

In der Regel blieb man nicht bei einem Dichter stehen, sondern ahmte neben Schiller noch andere Dichter, besonders Matthison, nach. Ein solches Zwitterding Schillerscher und Matthisonscher Lyrik sind die Gedichte der Elise von Hohenhausen (geb. 1789 zu Waldau bei Kassel), die mit ihrer trefflichen Übersetzung von Youngs „Nachtgedanken“ noch zur Schule der Empfindler gehört, mit ihren 1817 erschienenen „Frühlingsblumen“ aber bereits ganz in Schillers und Matthisons Nachahmung aufgeht. Wie sie von Matthison ganze Gedichte und Strophen in geschickter Art umschreibt, wird in ähnlicher Weise Schiller variiert, wie z. B. in dem Gedicht „Ergebung“:

„So willst du fliehen, süßer, süßer Wahn,
Der meiner Seele Nacht erhellt“

oder

„Sie ist dahin, der Täuschung schöne Zeit.“

Kann man schon dieser Dichterin den Vorwurf gelinden Plagiats nicht ersparen, so wird dieser „Schillerkultus in Hessen“ in noch krasserem Maße durch einen gewissen G. F. Duch gekennzeichnet, in dessen Sammlung „Mayblüthen“ (Kassel 1814) sich beispielsweise Strophen finden wie:

„Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein.“

In ganz ähnlicher Weise ward Schiller von einem gewissen C. W. Arend, der 1804 in Marburg geboren war, dort 1820—23 studiert hatte und später Baukommissar in kurhessischen Diensten wurde, in seinen „Alten und Neuen Liedern“ ausgeplündert, ferner von Heinrich Fenner, einem Pfarrerssohn aus Kirchhain, der 1819 eine Sammlung „Winterblumen“ herausgab, von Theodor Hartert, Fürstl. Hess. Philippsthalschem Amtmann zu Barchfeld, der 1806 einen Band „Gedichte“ veröffentlichte, von Adam Zeis aus Treysa, späterem Rektor in Spangenberg, u. a. m., lauter Versemacher niedrigster Sorte, die auf den ersten Blick verraten, in wie trivialer Weise sie die hohen Schillerschen Gedanken zu verwässern verstanden.

Etwas höher stehen in dieser Beziehung die nach dem Vorbild Schillers stark rhetorisch gefärbten „Gedichte“ von Karl Sternberg (Marburg 1839) und die 1845 von Karl Wilhelm Justi herausgegebenen Gedichte von Joh. Adam Gering, Stadtschullehrer in Gemünden, weltliche und religiöse

*) Vgl. auch „Rückerinnerungen von Seume und Münchhausen“ (Frankf. 1797), S. 19—30.
**) Ebenda S. 31—42.

Lieder, in welchen sich der Einfluß Schillers und Klopstocks stark fühlbar macht.

Aber nicht nur die gebildeten Kreise ergriff diese „Schillerepidemie", sondern sie drang auch in die bürgerlichen und unteren Kreise des Volkes ein und wirkte auch hier „ansteckend". Typisch hierfür ist der Buchbindermeister Jean Schuriem aus Kassel, der 1866 einen starken Band von Liedern und Gedichten „Stunden meiner Muße" herausgab und für Gelegenheitsdichtungen ein ganz artiges Talent besaß, während in den Abteilungen „Lieder" und „Balladen und Romanzen" verzerrte Schiller-Heinesche Gedankenlyrik mit Schauerballaden in Bürger-Uhlandscher Manier abwechselt. Wie stark Schillers erhabene Gedankenlyrik auf diesen aus der Werkstätte des Volkes hervorgegangenen Autodidakten eingewirkt hat, mag folgende Probe aus „Jünglings Klage" (S. 70) beweisen:

„Vorüber sind die schönen Tage,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Vertauscht mit alter Last und Plage
Ist wieder meine Seligkeit.
Verschwunden sind die schönen Träume,
Die meine Brust so froh geschwellt,
Erstorben sind der Hoffnung Keime,
Zerronnen wie ein Nebelbild."

Doch es kommt uns hier weniger darauf an, zu zeigen, in welch trivialer Weise Schiller nachgeahmt worden ist, als vielmehr darauf, welch gewaltigen Einfluß Schillers geistige Ideenrichtung im 19. Jahrhundert auf die Gemüter aller Schichten des Volkes ausgeübt hat.

Bezeichnend ist auch der Anteil, den die Frauen in dieser Beziehung haben. Neben den oben erwähnten Dichterinnen Arnoldine Wolf und Elise von Hohenhausen ist hier namentlich noch Elise Sommer zu nennen, die in ihren ersten Gedichtsammlungen eifrig Matthison nachgeahmt hat, in deren letzter Sammlung, die 1833 von ihrem Gönner Karl Wilhelm Justi herausgegeben wurde, sich in Gedichten wie „An die Freude", „Hoffnung", „An die Einsamkeit" bereits auch Schillerscher Einfluß geltend macht.

Während hier wie bei den meisten der oben genannten Dichter der Einfluß Schillers sich erst verhältnismäßig spät geltend macht, haben wir noch den umgekehrten Fall, nämlich die Einwirkung, die Schillers Muse auf die Jugendwerke einiger Dichter ausgeübt hat, darzulegen. Wenn wir berücksichtigen, daß Schiller wie kein zweiter der Dichter der Jugend — wenigstens einer sittlich gesunden und begeisterungsfähigen Jugend — ist, daß für seine hinreißende Beredsamkeit und seinen starken Idealismus gerade jugendlich-ideale Feuergeister sehr empfänglich sind, so kann uns diese Art von Einwirkung, die wir im Gegensatz zu der oben geschilderten die Einwirkung auf die Sturm- und Drangperiode nennen möchten, am wenigsten Wunder nehmen. Psychologisch interessant ist es jedenfalls, daß bei den Einwirkungen, denen wir hier nachzugehen haben, es sich um wirkliche, temperamentvolle Dichter aus der Zeit des jungen Deutschland handelt, die nach Überwindung dieser fremdartigen Einflüsse geläutert aus ihnen hervorgegangen sind und sich zu ihrem eigenen Selbst aufgeschwungen haben. In diesem Sinne ist die hier zu behandelnde Dichtergruppe von den oben erwähnten Dichtern sachlich streng zu sondern. Während es sich bei jenen mehr oder weniger um bewußte Nachahmung bis zum offenen Plagiat handelt, kann hier nur von unbewußter, temporärer Nachahmung die Rede sein. Die drei Dichter, die ich hier im Auge habe, sind Ernst Koch, der Dichter des „Prinz Rosa-Stramin", Franz Dingelstedt und Salomon Mosenthal.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte der Kasseler Rathäuser.

Von C. Neuber.

Die geschichtliche Entwickelung der Haupt- und Residenzstadt Kassel ist im wesentlichen bekannt und soll hier nur im allgemeinen berührt werden. Bei der in einigen Jahren stattfindenden 1000jährigen Jubelfeier des Bestehens der Stadt Kassel wird vielleicht das Jahr der Gründung genau festgestellt werden, einstweilen müssen wir uns damit begnügen, daß zur Zeit der Regierung des deutschen Königs Konrad I. von Franken (911—918) eine Königsburg in Kassel sich befand, Villa chassalla, von welcher er im Jahre 913 eine Urkunde erließ, in der er den Mönchen des Wigbert-Klosters zu Hersfeld die Befugnis einräumte, sich ihren Abt zu wählen, und daß der deutsche König und Kaiser Heinrich II. der Heilige (1002—1024) von der Pfalz Ingelheim aus im Jahre 1008 den Hof Kassel (cortis cassella) seiner Gemahlin Kunigunde zum Kloster Kaufungen schenkte.[1])

Bei weitem die meisten Städte bestehen aus zwei wesentlich von einander verschiedenen Teilen: Altstadt und Neustadt, nämlich das ursprüng-

[1]) Beschreibung der Hochfürstlich-Hessischen Residenz- und Hauptstadt Kassel (1767) von Friedr. Ch. Schmincke. Beilagen Nr. I u. II.

liche und das später hinzugekommene Stadtgebiet. Das alte Kassel besteht sogar aus drei Teilen: Altstadt, Neustadt und Freiheit.

Für die Neustadt, oder untere Neustadt ist zuerst genannt das Jahr 1294, von welchem die Abhaltung eines Volksgerichtes auf dem Forste bei Kassel berichtet wird, und für die Freiheit das Jahr 1330. In der Congeries (Kuchenbecker: Analecta Hassiaca Coll. I S. 4) heißt es:

„1330. Um diese Zeit ist zu Cassel die Freyheit und der Breul gebauet, als Landgraf Heinrich [II. der Eiserne] denen so auf die Freyheit baueten, etliche Zeit dienst-frey gelassen, daher hat es den Nahmen die Freyheit behalten."

In dem vom verstorbenen Oberbürgermeister Nebelthau herrührenden Aufsatze „Denkwürdigkeiten der Stadt Kassel" in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde N. F. Bd. II S. 241 ff., Bd. III ff. ist eine sehr ausführliche Stadtgeschichte enthalten, aus welcher die maßgebenden Punkte unter Berücksichtigung der sonst vorhandenen Quellen hervorgehoben werden sollen.

„Die Bürger in allen diesen dreyen Theilen stunden zwar in einer genauen Verbindung, doch hatte jeder Theil der Stadt einen besonderen Bürgermeister und Rath, wie auch ihr eigenes Rathhaus und Siegel." [2])

Wo standen nun die drei Rathäuser? Im ältesten Stadtplan von 1311, an dem allerdings viel auszusetzen, ist kein Rathaus angegeben. Aber mündliche Überlieferung ist dafür eingetreten.

Das Rathaus in der Unterneustadt befand sich am dortigen Kirchplatze und ist, als beim Neubau der Brücke über die die Alt- und Neustadt trennende Fulda zu Ende des 18. Jahrhunderts durch Niederlegung der Magdalenenkirche und anderer Gebäude daselbst das ganze Stadtviertel vollständig umgestaltet wurde, gleichfalls abgerissen.

Das Rathaus der Freiheit befand sich an der Stelle des später im Jahr 1421 erbauten Kaufhauses oder Tuchhauses am Martinsplatze, wo die fremden Tuchhändler ihre Tücher auf den Jahrmärkten zum Verkaufe auslegten und woselbst unter dem Landgrafen Philipp dem Großmütigen (1565) eine Schulkomödie Christianus aufgeführt wurde [3]) und sich der oberste Stadtkeller befand. Nebelthau bemerkt, daß das daselbst befindliche Haus, das in seiner letzten Gestalt im Jahre 1833 abgerissen, seiner ersten Bestimmung nach noch längere Zeit das „Freiheiter Rathaus" genannt worden sei.

Das Rathaus der Altstadt befand sich an der Ecke des Altmarkts und der Marktgasse, wurde später als Fleisch-Schirne, worin die Metzger an gewissen Tagen Fleisch feil hielten, benutzt und ging dann in Privathände über.[4])

Die Urkunden während der Zeit eines dreifachen Rats der Stadt Kassel lauten verschieden. Das besondere Ratskollegium der Unterneustadt kommt vor in einer Urkunde von 1337, enthaltend ein Verbot des Landesherrn gegen den Verkauf und jede Art Veräußerung von Erbgütern und Häusern an Klöster und geistliche Personen. Dagegen stellten über Verleihung der Baugerechtigkeit dem Landgrafen Heinrich II. dem Eisernen ein gemeinschaftliches Schuldbekenntnis über 20000 Goldgulden aus im Jahre 1345 „die Bürgermeister, der Rath und die ganze Gemeinde der Städte Kassel."

Manchmal kommen auch lateinische Ausdrücke wie Proconsul und Consules in den Urkunden vor, so in den handschriftlich vorhandenen der Kasseler Landesbibliothek. (Annal. Hass. Schmincke S. 16, 24, 64.) Die lateinischen Titel erklären sich daher, daß in damaligen Zeiten gemäß der Verfassung der deutschen Städte, wie eine Urkunde des Landgrafen Hermann II. von Thüringen von 1239 zeigt [5]), der vom Landesherru ernannte Richter (Schultheiß, villicus) als höchste Ratsperson, proconsul, in Verbindung mit dem Rate der Stadt Recht sprach, und der oder die Bürgermeister, consules, die nächsten Ratsherrn waren.

Das Verhältnis zwischen Landesherrn und Untertanen, das sich Jahrhunderte hindurch gut gestaltet hatte, verschlechterte sich im Laufe der Zeit; namentlich aber kam die Stadt Kassel in Streit mit Landgraf Hermann dem Gelehrten (1367—1413). Derselbe schrieb unter dem Drange der Verhältnisse aber auch ohne Rücksicht darauf, daß durch den Krieg die Felder verwüstet waren und die ganze Bevölkerung schwer gelitten hatte, zwar „mit Gunst und Willen eines Theils der Städte, besonders in Oberhessen", aber gegen den Willen des andern Teils ein Ungeld aus (1375), d. h. eine Geldabgabe auf verschiedene Erzeugnisse des Landes: Getreide, Wein, Bier, Fleisch, aber auch Leder, Leinwand, Tuch u. dgl., während dessen Dauer freilich alle außerordentliche Bede und Steuer aufhören sollte. Als nun diese Steuer

---

[2]) Schmincke, a. a. O. S. 31.

[3]) Schmincke, a. a. O. S. 240; Lynker: Geschichte des Theaters und der Musik in Kassel S. 240.

[4]) Nebelthau a. a. O. T. III, S. 76, 82; Nebelthau: Die ältesten und älteren Gebäude Kassels (1884) S. 16, 22.

[5]) Kuchenbecker, Anal. Hass. Coll. IV, S. 265; Schmincke, a. a. O. S. 262.

auch von den übrigen Städten verlangt wurde, kamen Vertreter der Städte diesseits des Spieß, d. h. von Niederhessen, im alten Rathause zu Kassel zusammen und beschlossen, das Ungeld zu verweigern, wie es in der darüber lautenden Urkunde, welche sich durch eine Kopie der Stadt Kassel auf dem Stadtarchiv zu Melsungen erhalten hat und vom 1376. Jahre an dem nächsten Fritage nach dem Sylvestri=Tage (Anfang Januar 1377) datiert, heißt: „daz genant ist Ungeld, daz wir daz nit gebin wolln noch vermögen" und die mit den Worten schließt: „doch sollen wir und wollen unßerm Herrn allewege gehorsame Bürger sinn tzu Bescheidenheit alſo wie bisher und von Rechte thun sollen.[6])

Trotz dieser entschiedenen Versicherung der Treue und Ergebenheit waren nun die Gemüter in Aufregung gekommen und hauptsächlich dadurch weiter erzürnt, daß in damaliger Zeit von oben eine Begünstigung der Ausländer und Zurücksetzung der Einheimischen stattfand, was dann im vorliegenden Falle auf die vorausgegangenen Kriegswirren geschoben wurde.[7])

Wenn nun auch bei dieser Gelegenheit der Aufruhr dermaßen gestiegen war, daß das Schloß in Kassel von Ritterschaft und Bürgern durch Überrumpelung in Besitz genommen worden, war doch dem Landgrafen rasch ein Retter erschienen, durch dessen Vermittelung ihm dasselbe wieder übergeben wurde. Diese Vermittelung bewirkte einmal, daß die fremden Diener entlassen wurden, sodann aber weiter, „daß die drey Räthe zu Cassel hinfüro nur Ein Rath sein sollten." 1378, vor der Vereinigung, waren es 60 Ratsglieder, nach derselben um 34 weniger, also 26.[8]) Nach einigen Verhandlungen zwischen Landesherrn und Städten, wobei die Kasseler Stadträte sich sehr nachgiebig zeigten, wurde die in der Gesetzsammlung (L.=O. T. I S. 5 ff.) abgedruckte Ordnung erlassen vom 21. Februar 1384, welche Nebelthau als eine der Stadt aufgenötigte Verfassung bezeichnet, „wie es in den drey Städten zu Cassel mit Bestellung des Raths, Aufnahme der Bürger, ingleichen in Justitz= und Policey=Sachen solle gehalten werden."

In dem folgenden Jahrzehnt treten uns in Kassel verschiedene Veränderungen entgegen. Aus dem Rathause der Altstadt war die große Fleischschirne geworden und ein neues Rathaus ganz in der Nähe vom bisherigen entstanden, dessen Erbauung in das Jahr 1408 gesetzt wird, ferner bei diesem die Stadtwage, allwo die ein= und ausgehenden Wagen gewogen werden (sie soll im Jahr 1404 gebaut sein), und unter demselben — als selbstverständlich zu jedem Rathause gehörig — ein Stadtkeller, der unterste Keller genannt, im Gegensatze zum obersten Keller unter dem bereits erwähnten im Jahre 1421 erbauten Tuchhause am Martinsplatze.

Das Rathaus am Markt und damals nur das einzige war natürlich das wichtigste Gebäude und enthielt daher viele und für verschiedenartige Zwecke bestimmte Räumlichkeiten, so die Ratsstube zu den Sitzungen des Rats (Magistrats) und der Schöffen (scabini), die Steuerstube, die Kämmerei, die Stadt=Repositur für die bei der Stadt angestellten Beamten und Diener, ferner aber auch befanden sich im Rathause Gefängnisse. Schmincke braucht in seiner Beschreibung von Kassel (S. 239) nur die Einzahl: „das Bürgergefängniß, so der bürgerliche Gehorsam genannt wird." Dagegen heißt es in der späteren topographischen Beschreibung von Kassel (erschienen Marburg 1805) S. 147: „Im Rathause sind überdem . . . einige Gefängnisse", also in der Mehrzahl. Eines derselben hat besondere Berühmtheit erlangt und ist in verschiedenen Benennungen den ältesten Einwohnern der Stadt noch wohlbekannt. Es war dies die sog. Goldkammer, deshalb so genannt, weil man Gold darin versteckt glaubte, was sich denn auch bewahrheitete, indem beim Abbruch des Rathauses im Herbste 1837 die Arbeiter unter dem Fußboden des Zimmers Goldmünzen und zwar zehn doppelte und einen einfachen Louisd'or vorfanden. Der andere Name der Stube lautete Bürger=Gefängnis, und bezeugt, daß die Bürger darin eingesperrt wurden, so nach Verordnung vom 1. Juli 1661 (L.=O. II, S. 598), wenn sich solche nach dem Zapfenstreiche, also in der Zeit vom 1. Mai bis Michaelis nach 10 Uhr, sonst nach 9 Uhr abends, noch auf der Straße oder in den Wirtshäusern antreffen ließen. Außerdem wurden sog. Polizeivergehen, zu deren Aburteilung die im Jahre 1736 eingesetzten und bis 1848 bestandenen Polizeikommissionen, welche gleichfalls im Rathause saßen, bestimmt waren, dort verbüßt, und weiter Disziplinarstrafen. In einem Befehle des Landgrafen Wilhelm IX. vom 2. Februar 1787 war angeordnet worden, daß „künftig die Subalternen bey den Collegiis, wenn selbige Saumseligkeit oder solcher Versehen sich schuldig gemacht, um welcher willen Sie nach dem Ermessen der Chefs in ein, zwey, drey und mehrere Thaler gestraft werden, nicht mehr mit Geldstrafen, sondern statt dessen mit Arrest auf der Hauptwache oder in einem sonstigen dazu schicklichen

[6]) Rommel a. a. O. T. II S. 198 Anm. S. 151.
[7]) Vgl. Lauze „Hessische Chronik" Tom. I. fol. 255 (Handschriften der Landesbibliothek Ms. Hass. fol. 2 Cassel).
[8]) Nebelthau in der Zeitschrift Bd. III S. 33.

Civil-Gefängniß belegt werden sollen", und ein bald darauf (23. April 1787) erlassenes Regierungs-Reskript bezeichnet als solches schickliche Zivilgefängnis die Goldkammer (L.-O. VII, S. 146 und 169).

Die Rathaus-Protokolle teilen einige Fälle mit, in welchen dieselben benutzt wurden, uns es kamen zuweilen auch dem Bürgerstande nicht angehörige Personen hinein, wie 1631 ein Bauer von Heiligenrode mit Namen Hans Zuschlag, welcher „wegen Schlägerei mangels Zahlung mit dem Gehorsamb bestraft" wurde.

Nach Errichtung der Bürgergarde (1831) wurde die Goldkammer Arrestlokal für Bürgergardisten, welche sich Vergehen im Dienste hatten zu Schulden kommen lassen.

(Schluß folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Erinnerungstag. Am 20. Mai werden 50 Jahre verflossen sein, seit der hessische Schriftsteller Karl Lynker gestorben ist. Er war in Kassel am 24. Februar 1823 geboren und hatte trotz reicher Begabung infolge ungünstiger Lebensverhältnisse im Alter von fünfzehn Jahren eine Stelle als Schreiber bei dem Amtsgericht in Wolfhagen angenommen. 1844 wurde er Rechnungsführer des Halberstädtschen Fräuleinstifts in Kassel und später Buchhalter in dem Bankgeschäft von Louis Pfeiffer daselbst. Ein Lungenleiden führte seinen frühen Tod herbei. Karl Lynker ist für Hessen insofern von besonderer Bedeutung, als er zu einer Zeit, wo die hessische Geschichtsforschung in größerem Umfang erst von wenigen betrieben wurde, sich ihr mit größtem Eifer gewidmet hat. Beweise dafür sind außer vielen kleineren Arbeiten seine „Deutsche Sitten und Sagen, gesammelt in hessischen Gauen", seine „Geschichte von Wolfhagen" und die „Geschichte der Insurrektionen wider das westfälische Gouvernement". Die beiden letzteren Bücher erschienen erst nach dem Tode des Verfassers. Von seinen Gedichten hat das „Hessische Fahnenlied" sich erhalten. In dem Vorwort zu der „Geschichte von Wolfhagen" hat Karl Bernhardi dem Dahingeschiedenen ein würdiges Denkmal gesetzt. Ein anderes hat er auch nicht erhalten. Als Herr Apotheker Strippel in der Sitzung des hessischen Geschichtsvereins zu Marburg am 7. Januar v. J. einen dankenswerten Vortrag über Karl Lynker hielt, sagte er am Schluß: ob man Lynkers Ruhestätte noch kenne und ob sie ein Denkstein schmücke, sei ihm nicht bekannt geworden. Die Redaktion des „Hessenland" hat inzwischen ermittelt, daß Karl Lynkers Grab bereits seit elf Jahren infolge von Veränderungen, die auf dem Kasseler Friedhof vorgenommen worden sind, nicht mehr vorhanden ist.

Schillerfeier 1859. In der vorigen Nummer unserer Zeitschrift ist der Zettel der am 10. November 1859 zur Schillerfeier im Kurfürstlichen Hoftheater stattgefundenen Festvorstellung mitgeteilt worden, der Vollständigkeit wegen sei nun das Programm der Schillerfeier im Hanuschschen Saale, die am 11. November veranstaltet wurde, wiedergegeben. Dasselbe ist uns aus unserm Leserkreis freundlichst übersandt worden.

1. Abteilung: „Festgesang an die Künstler" v. Schiller, komp. v. Mendelssohn-Bartholdy, vorgetr. v. Mitgliedern aller hiesigen Männergesangvereine. Festrede des Dr. Wilhelm Falckenheiner. Streichquartett-Satz v. Mozart. Prolog v. Karl Altmüller. Refrain des Prologs, komp. v. Karl Häser, vorgetr. v. Quartett-Verein. Einleitung zum 1. Bild, v. Julius Braunhofer, gespr. v. Herrn Streit. 1. Bild: Schiller liest „Die Räuber" zum erstenmale seinen Freunden in der Karlsschule. Nach einem Gemälde v. Th. v. Oer. (Chor: „Ein freies Leben führen wir.") Zwei Lieder für Baß (Dithyrambe v. Schiller, komp. v. Schubert. „An Emma" v. Schiller, komp. v. Sieber.) „Das Mädchen aus der Fremde" v. Schiller, komp. v. Hölzel, mit einem dazugehörigen (2.) Bild nach der Zeichnung v. E. Stiegel. — 2. Abteilung: „Dem Vaterland" v. F. Abt. „Der Wald" v. Häser, vorgetr. v. Quartett-Verein. „Der Graf von Habsburg", gespr. v. Herrn Streit, dann lebendes Bild (3) nach der Zeichnung v. E. G. Merkel. „Waldlied" v. Marschner, „Die Wacht am Rhein" v. Wilhelm, vorgetr. v. Arbeitergesangverein. Einleitung zum 4. Bild, v. W. Lynker, gespr. v. Herrn Streit. 4. Bild: „Das Siegesfest" v. Schiller, nach der Zeichnung v. E. G. Merkel. (Frauenchor aus „Iphigenie auf Tauris" v. Gluck.) Abschiedslied der Jungfrau von Orleans, komp. v. Zumsteeg. „Der Jüngling am Bach", komp. v. H. Proch (Lieder für Sopran). Einleitung v. W. Lynker, gespr. v. Herrn Streit, der das 5. Bild: „Letzte Szene aus „Demetrius" von Schiller, nach einer Zeichnung von L. Katzenstein folgte. „Der Männergesang" v. Schäffer, „Das deutsche Lied" v. Storch, Männerquartette, vorgetragen v. Gesangverein Harmonie. Strophen aus Goethes „Epilog zur Glocke", eingeleitet und gespr. v. K. Altmüller. 6. Bild: Des Dichters Apotheose, nach einer Zeichnung v. L. Katzenstein.

Die Veranstalter und Teilnehmer der Feier schlossen sich danach zu der „Namenlosen Gesellschaft" zusammen.

Aus Heimat und Fremde.

Regierungspräsidentenwechsel. Der seitherige Regierungspräsident in Kassel Kammerherr von Trott zu Solz, der seit 1899 diese Stellung bekleidete, ist zum Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg ernannt worden. Herr von Trott, ein hervorragender Verwaltungsbeamter, war schon, bevor er das Regierungspräsidium in Kassel übernahm, in seiner engeren Heimat als Landrat für den Kreis Marburg tätig gewesen, den er auch von 1894—98 im Abgeordnetenhause vertrat. Während des zuletzt genannten Zeitraums war er vortragender Rat im Ministerium des Innern; dann wurde er Regierungspräsident in Koblenz. Da Herr von Trott in allen Kreisen des Regierungsbezirks sehr beliebt ist und es sich stets angelegen sein ließ, für die Interessen seiner hessischen Heimat mit Wärme einzutreten, so sieht man ihn nur ungern aus seiner seitherigen Wirksamkeit scheiden. Als Nachfolger des Herrn von Trott wird der bisherige Polizeipräsident von Potsdam Graf von Bernstoff genannt.

Die Schillerehrungen in Hessen. In allen Städten und Ortschaften Hessens ist, wie in ganz Deutschland, von Sonntag den 7. Mai an bis zum Schluß der Woche Schillers in feierlicher Weise gedacht worden. Des eng bemessenen Raumes wegen können in unserer Zeitschrift nur diejenigen Veranstaltungen erwähnt werden, die einen größeren Umfang hatten.

In Kassel nahm die Feier ihren Anfang mit einer Matinée (7. Mai) im Königlichen Theater, die von der Stadt veranstaltet war. Den Mittelpunkt bildete die von Otto Ernst aus Hamburg gehaltene Festrede und die Reichstagsszene aus „Demetrius", auf die wir in den Theaterbesprechungen später noch zurückkommen werden. Montag und Sonntag (14.) Feiern im Stadtpark, die ebenfalls von der Stadt ausgingen; Redner Herr Dr. Seedorf aus Göttingen. Dienstag, Gedächtnisvorstellung im Hoftheater: „Die Jungfrau von Orleans." Ferner fanden in allen Schulen und vielen Vereinen Feiern statt.

In Marburg, wo schon Konzerte und Vortragsabende des Schillervereins deutscher Frauen und der Oberrealschule vorausgegangen waren, gestalteten die Hauptfeiern sich wie folgt: Sonntag im Museumssaal Konzert des Marburger gemischten Chors, in welchem als zweiter Teil „Die Glocke" mit Musik von Romberg zur Aufführung gelangte. Dienstag vormittags akademische Feier in der Aula der Universität, Redner Herr Professor Dr. Elster. Abends Gedächtnisfeier im Museumssaale, Redner Herr Professor Dr. Birt. Größere Schulfeiern fanden im Gymnasium Philippinum und von der Oberrealschule an der Weintrautseiche statt.

In Eschwege hielt Herr Oberlehrer Dr. Garthe die Festrede. Am Gedenktage wurde von 5—6 Uhr mit den Glocken geläutet. Auf dem Leuchtberg, sowie auf den Bergen bei Schwebda, bei Oberhone und am Meißner leuchteten Schillerfeuer auf. Eine gleiche Ehrung des Dichters in flammenden Holzstößen erfolgte in der Rhön.

In Hanau wurde die Feier von dem dortigen Schillerkomitee im Stadttheater, dessen Spielzeit bereits beendet war, veranstaltet. Festredner war Herr Oberrealschuldirektor Dr. Schmidt.

Berichte über weitere Feiern liegen aus Karlshafen, wo eine Schillerbüste zur Aufstellung gelangt, Biedenkopf, Fulda, Gelnhausen, Melsungen, Rinteln, Rotenburg, Wächtersbach und Witzenhausen vor.

In Darmstadt hatte die Schillerfeier der dortige Journalisten- und Schriftsteller-Verein unter dem Protektorat des Großherzogs Ernst Ludwig und dem Ehrenvorsitz der Fürstin zu Erbach-Schönberg in die Hand genommen. Am Sonntag den 7. Mai fanden in den sieben größten Sälen Feiern bei völlig freiem Eintritt statt, denen am Montag eine künstlerische Feier im Saalbau folgte, bei welcher der Schillerbiograph Karl Berger die Festrede hielt. An die Vorführung der „Glocke" mit Bildern und Musikbegleitung schloß sich ein Kostümfest in der Tracht aus der Zeit Schillers. Am 9. Mai wurde in Anwesenheit des großherzoglichen Paares der akademische Festakt abgehalten, dessen Mittelpunkt die Gedächtnisrede des Privatdozenten an der Technischen Hochschule Dr. Karl Alt bildete. Nachmittags um 5 Uhr wurde mit allen Glocken geläutet, wie es vom Oberkonsistorium für das ganze Großherzogtum angeordnet war, abends wurde im Hoftheater „Wilhelm Tell" als letzte Vorstellung des Schiller-Zyklus gegeben.

Hochschulnachricht. Dem bisherigen Oberlehrer an der königl. Baugewerkschule zu Kassel Dr Heinrich Walter wurde eine außerordentliche Professur für Kulturtechnik, Technologie und Maschinenkunde an der Universität Halle a. S. übertragen.

Jubiläum. Am 23. April beging Herr Generalmajor z. D. Theodor Kuchenbecker in Kassel den Tag, an dem er vor fünfzig Jahren als Fähnrich in das kurhessische Jägerbataillon eingetreten war. 1866 war er Adjutant bei demselben In die preußische Armee übernommen, wurde er während des Krieges 1870/71 zum Hauptmann befördert und ihm das Eiserne Kreuz verliehen. 1891 schied er als Generalmajor aus dem Militärdienst.

70. Geburtstag. Herr Geheimer Justizrat Dr. Friedrich Renner in Kassel feierte am 30. April seinen 70. Geburtstag Er ist in Frankenberg geboren und ging 1852 auf die Universität Marburg, um die Rechtswissenschaft zu studieren. 1856 erwarb er sich das Doktordiplom und wurde Referendar bei dem Kurfürstlichen Obergericht. Von 1866 an war er in Kassel als Rechtsanwalt tätig und erfreute sich einer ausgebreiteten Praxis. In enge Beziehung trat er zu den hessischen Agnaten, für die er auch in dem gegen die preußische Krone geführten Prozeß wegen der von dem hessischen Fürstenhaus geltend gemachten Ansprüche erfolgreich wirkte.

Todesfälle. Zu Gießen verschied am 28. April der Geheime Medizinalrat Professor Dr. Eckhardt im 84. Lebensjahre. Geboren zu Homberg in Kurhessen besuchte er das dortige Lehrer-Seminar von 1839—1842 und studierte alsdann in Marburg und Berlin Naturwissenschaften und Medizin. 1849 erwarb er in Marburg den philosophischen und im selben Jahr in Gießen den medizinischen Doktorgrad. An der letzteren Universität habilitierte er sich und wurde daselbst 1855 außerordentlicher, ein Jahr darauf ordentlicher Professor. 1873—74 war er Rektor der Hochschule und im Laufe der Zeit mehrfach Dekan der medizinischen Fakultät. An seinem 80. Geburtstage wurde er zum Ehrenbürger seiner Vaterstadt ernannt. — In Marburg schied der Privatdozent der Rechtswissenschaft Justizrat Dr. Victor Schmidt hochbetagt am 5. Mai aus dem Leben. Er stammte aus Hohenkirchen in der Grafschaft Schaumburg und hatte sich nach beendigtem Studium dauernd in Marburg niedergelassen, wo er eine ausgedehnte Praxis als Rechtsanwalt besaß. — Am 6. Mai starb in Kassel Fräulein Marie Schumacher, eine in weiteren Kreisen bekannte Rätseldichterin. Ihre in Zeitungen und größeren illustrierten Blättern in gefälligem poetischen Gewand veröffentlichten Charaden 2c. liegen in mehreren Sammlungen vor, von denen die letzte, unter dem Titel „Sphinx" 1903 zur Ausgabe gelangte. (Siehe „Hessenland", 1903, S. 319.)

Über den am 28. April verstorbenen früheren Postmeister Schwalm sind uns nachfolgende Zeilen zugegangen: Georg Schwalm war in Gudensberg am 4. Januar 1827 als Sohn des damaligen Verwalters der kurfürstlichen Renterei geboren. Zunächst widmete er sich dem Berufe seines Vaters, ging aber im Jahre 1848 zum Postfach über. Zuletzt war er Postmeister in Fritzlar, wurde aber 1886 durch Krankheit genötigt sein Amt niederzulegen. Er siedelte darauf nach Marburg über, wo er die angenehmsten Jahre seiner Jugend verlebt hatte. Durch sein biederes Wesen erwarb er sich in allen Kreisen viele Freunde. Auch in Fritzlar bewahrte man ihm bis in die neueste Zeit große Anhänglichkeit, da die Erinnerung an seine Verdienste um die Stadt nicht in Vergessenheit geraten waren. Er hatte z. B. 1870 auf die damaligen Wohnungsverhältnisse Fritzlars, die den Anforderungen der kleinen Garnison nicht genügten, durch Veranlassung von Neu- und Umbauten wohltätig eingewirkt, ferner auch bei der Zusammenlegung der Feldmark und in Angelegenheiten der Privatschulen. Das neue Posthaus aber hat ihm die Stadt allein zu verdanken. —

Personalien.

Verliehen: dem Pfarrer Scheele und dem Badearzt Sanitätsrat Dr. Sippell zu Sooden der rote Adlerorden 4. Kl.; dem Lehrer Spitznagel zu Leisenwald der Adler der Inhaber des hohenzollernschen Hausordens.

Ernannt: Seminaroberlehrer Dr. Grau in Schlüchtern zum Seminardirektor daselbst; Gerichtsassessor Heußner in Melsungen zum Amtsrichter in Niederaula; Gerichtsassessor Roßbach in Eschwege zum Amtsrichter in Orb; Referendar Klingelhöfer in Marburg zum Gerichtsassessor; Forstassessor Borchers zum Oberförster in Forsthaus Schönstein (Densberg).

Versetzt: Oberförster Reuleaux in Forsthaus Schönstein nach Rötgen.

In die Liste der **Rechtsanwälte** eingetragen: Gerichtsassessor Löber bei dem Amtsgericht in Eschwege.

Geboren: ein Sohn: Wirklicher Geheimer Rat Professor Dr. Emil von Behring, Exzellenz und Frau (Marburg, 30. April); Rechtsanwalt Pabst und Frau, geb. Matthaei (Kassel, 1. Mai); Dr. med. H. Kehr und Frau Lina, geb. Preime (Hedemünden, 5. Mai); Gerichtsassessor Sammet und Frau Lucie, geb. Conzen (Limburg, 6. Mai); — eine Tochter: Professor Dr. jur. Ernst Heymann und Frau, Gertrud, geb. Hahn (Marburg, 6. Mai); Fabrikant August Schuchardt und Frau Else, geb. Credé (Kassel, 7. Mai).

Gestorben: Geheimrat Professor Dr. Konrad Eckhardt, 83 Jahre alt (Gießen, 28. April); Stiftsdame Fräulein Mathilde von Stockhausen, 59 Jahre alt (Kassel, 29. April); Privatmann Jean Deny, 83 Jahre alt, (Kassel, 1. Mai); Hauptlehrer a. D. Georg Reinhardt, 63 Jahre alt (Fulda, 1. Mai); Privat-Dozent Justizrat Dr. Victor Schmidt, 78 Jahre alt (Marburg, 5. Mai); Fräulein Marie Schumacher, 71 Jahre alt (Kassel, 6. Mai); Freiin Luwinka von Urff, (Nieder-Urff, 6. Mai); Postsekretär a. D. Christian Buschenhagen, 57 Jahre alt (Kassel, 9. Mai); Rentner Otto Pabst, 60 Jahre alt (Marburg 9. Mai); Frau Kommerzienrat Emma Horschitz, geb. Eltzbacher (Hamburg, 10. Mai); Frau Adelheid Köhler, geb. Hein, 74 Jahre alt (Kassel, 11. Mai).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 11. XIX. Jahrgang. Kassel, 2. Juni 1905.

Gedichte aus dem Nachlaß Richard Jordans.

Bald wird es Nacht.

Bald wird es Nacht . . . Vom Himmelsrande,
Wo schnell der Goldton sich verhaucht,
Grüßt der Vulkan, der ausgebrannte,
Noch einmal wie in Licht getaucht;
Doch an dem Abhang seine Matten,
Der Palmenhaine stille Pracht,
Die lang mein Aug' gefesselt hatten,
Die legten sich schon tief in Schatten,
— Denn bald wird's Nacht.

Ja, bald wird's Nacht . . . Mit müden Schwingen
Schwebt noch ein Geier träg' vorbei,
Und leise schon hör' ich ihn klingen
Im Bambusrohr der Dommel Schrei;
Dort weist ein Stern schon seine Bahnen,
Fern ward ein Feuer schon entfacht,
Ein leichter Wind regt die Bananen,
Ihr Rauschen klingt wie ernstes Mahnen:
— Bald wird es Nacht . . . . .

Guatemala, Februar 1895.

Am Erie-See.

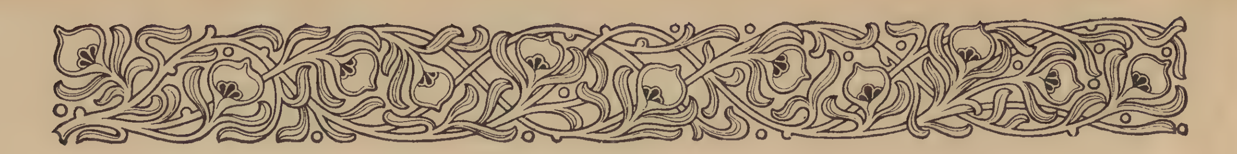
Aus tiefem Schnee, der schon wie Eis geborsten,
Da strecken,
Gefügt — wie weit! — zu ew'gen Riesenforsten,
Ihr dunkles Haupt empor die Tannenrecken.
Wie Reste einer sagenhaften Zeit,
Da Kraft mit Kraft zum Trotz sich noch gereiht,
Um sich dem fremden Wandel nicht zu neigen,
So steh'n sie da, und steh'n, und steh'n und schweigen.
Die Stille stört kein Laut, kein neues Werden;
Nur Fährten
Von Elchen, die im Schnee noch nicht verweht,
Ein Adlernest, das dort verlassen steht,
Sie zeigen
Die Spur des Lebens, das hier wandelnd geht.
Sonst Ruh' . . . .
So tief, als wär' auf Gottes weiter Erden
Vergessenheit allein nur da — und du.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vergessenheit? . . Bald wird der Schnee wohl schmelzen;
Die Felsen
Wird schmücken, anstatt Eis, des Mooses Grün,
Zu Tale werden sich die Wasser wälzen,
Und an den Bächen wird die Weide blüh'n.
Die Tannenwipfel, die so still heut' ragen,
Gedenken schwerlich mehr des Winters Müh'n,
Wenn Finken erst in ihren Kronen schlagen,
Und Klagen
Der Ringeltauben durch die Wälder zieh'n . . . .
Dann mit dem Lenz wird sich die Sehnsucht recken,
Und die Erinnerung, vor der ich floh,
Wird ihre weißen Arme nach mir strecken,
Und wecken
Wird sie die Reue, daß ich, nimmerfroh,
Dem Fluche, der mich wieder forttreibt, fluche,
Und weiter, ach, nach dem Nirwana suche . . .
Wo — doch? . . . Wo? . .

Am Erie-See (Nordamerika), März 1899.





Henriette Keller-Jordan.

Zu ihrem 70. Geburtstag.

Von Dr. Wilhelm Schoof.

In tiefer Stille und Zurückgezogenheit begeht am 4. Juni d. J. unsere Landsmännin H. Keller-Jordan ihren 70. Geburtstag in München. Ein Leben voll ernster Sorgen und schwerer Schicksalsschläge liegt hinter ihr, aber auch ein Leben voll reicher, beglückender Arbeit, auf das sie mit Befriedigung heute zurückblicken darf. Selten hat es eine Frau verstanden, das Leben so in seinem tiefsten Sinn zu erfassen, allen Schicksalsschlägen zum Trotz an sich zu arbeiten und Gewinn aus ihrem Leid zu ziehen wie unsere Jubilarin. Deshalb eint sich heute mit unsern Segenswünschen nicht nur die Bewunderung für die verehrte Dichterin, sondern mehr vielleicht noch für die ideale Persönlichkeit unserer Landsmännin.

Henriette Keller-Jordan hat eine harte Kindheit und Jugend hinter sich. Sie wurde als die Tochter des durch seine politischen Verfolgungen bekannten Märtyrers Sylvester Jordan aus dessen zweiter Ehe mit Pauline Wigand am 4. Juni 1835 in der Schwanapotheke zu Marburg geboren. Mütterlicherseits läßt sich ihr Stammbaum bis hinauf zu Gottsched führen. Ihr Urgroßvater Karl Samuel Wigand war ein Neffe Gottscheds und wurde nach dem frühen Tode seines Vaters im Hause seines Onkels erzogen. Die Gabe der Dichtkunst hat sich in dieser Familie von Gottsched bis hinab auf die jüngste Enkelin H. Keller-Jordans, Nora Keller, überliefert. Nur die Kinder Paul Wigands — des bekannten Freundes der Brüder Grimm — waren jeden künstlerischen Gefühls bar. Um so zärtlicher liebte dieser seine Enkelin Henriette und sagte oft zu ihr: „Gott sei Dank, Kind, daß Dich die Musen geküßt haben, an meinen Kindern sind sie vorübergegangen."

Ihre Mutter war eine kluge Frau, namentlich eine vorzügliche Hausfrau. Sie las gern und besaß ein tiefes Gemüt, tadelte aber oft an ihrer Tochter den übertriebenen Hang zum Studieren und Musizieren. Ganz das Gegenteil war ihr Vater. Er war eine poetisch empfindende Natur, hatte sich selbst in Gelegenheitsgedichten versucht und besaß dichterische Anschauung, wie seine poesievollen „Wanderungen aus meinem Gefängnis" bezeugen. Er begünstigte daher bei seiner Tochter die sich schon früh regende Lust zum Fabulieren und bat sogar seinen Freund Vilmar, sie zu prüfen. Dieser sprach ihr Talent zu und gab ihr mehrere Wochen lang Unterricht in Rhythmus und Literatur. Charakteristisch für die spätere Novellistin ist, daß sie schon damals eine große Vorliebe für das Gestalten der Seelenentwicklung zeigte, während ihr Großvater Paul Wigand mehr lyrische Begabung besaß, die dann später auf seinen Urenkel Richard Jordan überging.

Als Henriettens Vater ins Gefängnis kam, war sie kaum fünf Jahre alt, und wenn sie sich auch anfänglich mit ihrer früh erregten Kindheitsphantasie einbildete, das Schloß gehöre ihrem Vater, so schlich sich doch nach und nach Verständnis in ihr Empfinden. Später, nach etwa 60 Jahren, hat sie uns diese traurigen Tage der Kindheit in einem ergreifenden Erinnerungsblatt geschildert.*) Ihre Familie bewohnte damals zur Zeit von Jordans Gefangenschaft ein schön gelegenes Haus in der Ritterstraße gegenüber dem lutherischen Kirchhof mit einem herrlichen Blick über das Gießener Tal, das später in den Besitz ihres Hausarztes Dr. Möller überging. Hier in dem Stilleben des von hohem Ernst durchklungenen Hauses bildete sich schon früh jenes Interesse an wissenschaftlicher Beschäftigung, das sie später in literarische Bahnen lenken sollte. Genährt wurde dieses Interesse durch die vielen bedeutenden Männer, die in ihres Vaters Haus einkehrten, wie Freiligrath, Fallersleben (der sie auch später noch wiederholt in Kassel besuchte und namentlich mit Paul Wigand befreundet war), Dingelstedt, Professor Thiersch u. a. Der erstgenannte besuchte ihre Mutter 1845 und schrieb das schöne Gedicht „Flog zum Himmel eine junge Seele" auf die 18jährige Tochter Jordans, die damals im letzten Stadium der Schwindsucht war. Dingelstedts schönes Gedicht auf Jordan „Ein Osterwort aus Kurhessen" ist hinreichend bekannt.

Als dann ihr Vater endlich frei wurde — ihre Mutter war inzwischen infolge der Gefangenschaft Jordans und der Schicksale ihrer vier Stiefkinder, die sämtlich an der Schwindsucht starben, gemütskrank geworden — lebte Henriette nur noch zwei Jahre mit ihm zusammen in Marburg. Dann kam sie nach dem Besuch der höheren Mädchenschule

*) „Hessenland" 1902, S. 246 ff. „Marburg, die Perle des Hessenlandes", 2. Aufl. S. 79 ff.

in ein Institut nach Frankfurt, und 1850 siedelte sie mit ihren Eltern nach Kassel über, von da nach Wolfsanger. Von nun an übernahm ihr Vater selbst ihre weitere Ausbildung. Er unterrichtete sie täglich von 10—12 Uhr und las mit ihr Shakespeare, Byron und französische Klassiker. Die goldenen Worte, die er beim Unterricht dazwischen streute, haben die Dichterin, wie sie schreibt, durch ihr ganzes Leben begleitet und sind oft in schweren Stunden des Lebens ihr Talisman gewesen. Leider starb um diese Zeit ihre um zwei Jahre jüngere Schwester und so fiel abermals ein Schatten in ihre Jugendwelt. 1854 lernte sie in Wolfsanger ihren zukünftigen Gatten, den Kaufmann Edgar Keller kennen, verlobte sich im Mai mit ihm und vermählte sich bereits — kaum neunzehnjährig — am 1. August d. J., um ihm über das Weltmeer nach dem fernen Mexiko zu folgen. An ihrem Hochzeitstage sah sie sich noch einmal mit aller Liebe ihrer Angehörigen umgeben, aber es sollte das letzte Mal sein, daß sie ihren teuren Vater sah, als er ihr an einem trüben Morgen auf der Treppe seines Hauses stehend ein letztes Lebewohl zurief.

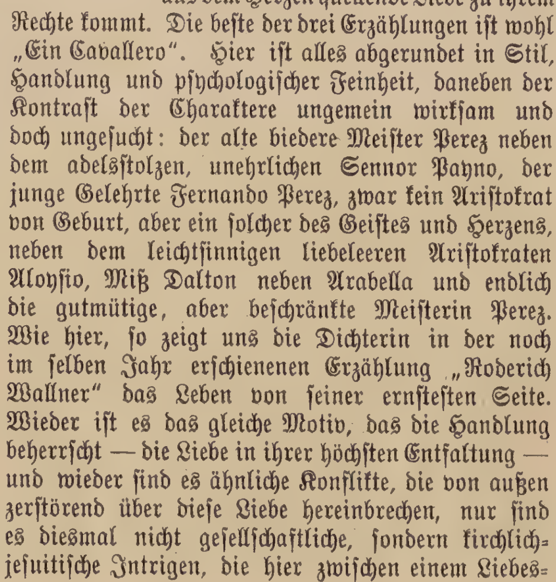


Henriette Keller-Jordan.

Die jetzt kommenden auf mexikanischem Boden verbrachten 10 Jahre sollten von Entscheidung für ihre Bestimmung als Dichterin werden. Die Großartigkeit und Erhabenheit des Meeres und die farbenprächtige Tropenlandschaft gaben ihrer lebhaften Phantasie viel Nahrung, daneben aber erfuhr sie auch viel Herzeleid, und so wuchs und keimte, ihr selbst noch unbewußt, auf dem Boden der herrlichen Tropennatur und bitterer Herzenserfahrungen, die den Menschen erst ganz zum Menschen machen, jenes eigenartige Dichtertalent, das heute uns Bewunderung abgewinnt.

Ende 1863 kehrte sie mit ihrem Gatten nach Deutschland zurück. Nach kurzem Aufenthalt in Kassel zogen sie einige Jahre aufs Land zu Verwandten ihres Mannes, wo Henriette mit Hilfe eines Hauslehrers ihre beiden Knaben Hermann und Richard unterrichtete, bis sie die nötige Reife fürs Gymnasium hatten. Dann zogen sie nach Marburg — diesmal in die Schwanallee — und hier verbrachte unsere Landsmännin in größter Zurückgezogenheit zehn Jahre ihres Lebens, ganz ihren Kindern gewidmet. Als sie aber dann den Schmerz erleben mußte, in einer Woche zwei ihrer Kinder, ein neunjähriges Töchterchen und einen vierjährigen Knaben, dahinsterben zu sehen und als auch sonst noch schweres Familienunglück hinzukam, da trennte sie sich von ihrem Gatten und zog im Frühjahr 1876 mit ihrem Sohne Richard nach Tübingen.

Dorthin hatte sie vorzügliche Empfehlungen in den Professorenkreisen, namentlich in der Familie von Professor Kugler, dem Sohne von Franz Kugler. Hier gab sie Stunden in Literatur, Spanisch, Französisch und Englisch, u. a. der Gattin des bekannten Professors Du Bois-Reymond. Dieser war es, der zuerst ihre dichterische Begabung erkannte und sie zur Veröffentlichung drängte. So lebte sie hier schwere, aber doch friedvolle und in der Arbeit glückliche Jahre. Sie selbst besaß wenig Glauben an sich, und erst das eifrige Zureden ihrer Freunde und des Verlegers bewogen sie, 1883 ihr erstes Buch „Mexikanische Novellen“ herauszugeben, drei Dichtungen „Geopfert“, „Ein Cavallero“, „Dolores“, die uns, wie alle ihre späteren Schöpfungen, in das Reich der gesellschaftlichen und geistigen Aristokratie hineinführen. Alle drei spielen auf mexikanischem Boden, in allen handelt es sich um den Konflikt einer gewaltigen, edlen Liebe, der in die Liebenden durch gesellschaftliche Intrigen und Vorurteile hineingetragen wird. Dabei lernen wir das Gesellschaftsleben der Mexikaner mit allen seinen Schattenseiten kennen, wir sehen, wie es die Menschen maßlos verflacht und hinabzieht, wir finden aber auch im wohltuenden Gegensatz dazu wirkliche Charaktermenschen, die es wagen, sich über diese ihnen eingeimpften Anschauungen zu einer höheren Weltauffassung zu erheben, in der die wahre, aus dem Herzen quellende Liebe zu ihrem



Rechte kommt. Die beste der drei Erzählungen ist wohl „Ein Cavallero“. Hier ist alles abgerundet in Stil, Handlung und psychologischer Feinheit, daneben der Kontrast der Charaktere ungemein wirksam und doch ungesucht: der alte biedere Meister Perez neben dem adelsstolzen, unehrlichen Sennor Payno, der junge Gelehrte Fernando Perez, zwar kein Aristokrat von Geburt, aber ein solcher des Geistes und Herzens, neben dem leichtsinnigen liebeleeren Aristokraten Aloysio, Miß Dalton neben Arabella und endlich die gutmütige, aber beschränkte Meisterin Perez. Wie hier, so zeigt uns die Dichterin in der noch im selben Jahr erschienenen Erzählung „Roderich Wallner“ das Leben von seiner ernstesten Seite. Wieder ist es das gleiche Motiv, das die Handlung beherrscht — die Liebe in ihrer höchsten Entfaltung — und wieder sind es ähnliche Konflikte, die von außen zerstörend über diese Liebe hereinbrechen, nur sind es diesmal nicht gesellschaftliche, sondern kirchlich-jesuitische Intrigen, die hier zwischen einem Liebes-

paar, dem Deutsch-Mexikaner Roderich Wallner und der reichen Mexikanerin Gabriela Echeveria, gesponnen werden. Eine erschütternde Tragik, aber auch ein Wutschrei gegen die Vergewaltigungen der katholischen Kirche durchzittert diesen Roman, der mit dem Herzblut der Verfasserin geschrieben zu sein scheint. Auch hier wieder feine Psychologie in wirksamer Gegenüberstellung der Charaktere wie Roderich Wallners und Alexander Geldens, der Damen Gabriela und Evelina. Hand in Hand mit diesen Seelendarstellungen gehen glutvolle Naturschilderungen der herrlichen Tropenlandschaft: der zitternde Sonnenglanz über der Hochebene, die von den Cordilleren eingefaßt wird, die Tropennacht mit ihren berauschenden Blütendüften, das Leben in den Straßen von Mexiko usw. Auch die nächste Erzählung „Natalie" (1885) spielt sich unter der tropischen Sonne Mexikos ab und führt uns an den Hof des unglücklichen Kaisers Maximilian. Das schändliche Spiel, das die gegnerischen Parteien mit dem edlen Sprossen des österreichischen Kaiserhauses getrieben, erscheint hier klar vor unseren Augen. Die Schicksale der Titelheldin und ihres Verlobten, eines Offiziers in der kaiserlichen Armee, demzuliebe sie über das Weltmeer folgt, aber auch die der edeln Kaiserfamilie selbst werden in ergreifender Weise und mit sicherer Hand geschildert. Wie „Roderich Wallner" ist auch diese Erzählung in düsteren Farben gehalten, aber beide klingen nicht mit einem grellen Effekt, sondern in einem milden, versöhnlichen Akkord aus.

Hiermit können wir — wenigstens äußerlich — die erste Periode ihres Schaffens für abgeschlossen halten.*) Nach dem Tode ihrer Mutter siedelte sie 1886 auf Zureden ihrer Freunde nach München über, um in den dortigen Schriftstellerkreisen mehr Anregung zu finden. Sie hat es nie bereut, diesen Schritt getan zu haben, denn hier hat sie ihre schönsten Jahre verlebt, in angeregtem geistigen und künstlerischen Verkehr mit ausgewählten Menschen. Doch kann man nicht sagen, daß der Verkehr mit bedeutenden Menschen irgendwelchen Einfluß auf ihr dichterisches Schaffen gehabt hätte. Sie hat immer aus ihrem eigenen, reichen Innenleben heraus arbeiten können. Deshalb haben auch ihre Dichtungen einen ganz eigentümlichen Reiz, der sich nicht auskosten läßt, der aber sicherlich auf dieser ihrer starken Selbständigkeit beruht. Von Heyse hat sie vielleicht unbewußt jene Klarheit und Einfachheit des Stils, im übrigen aber hat er für sie zu wenig Elementares. Ihre Münchener Umgebung dürfte wohl jenes Interesse für Künstlertypen in ihr geweckt haben, die in ihren folgenden Novellen eine Hauptrolle spielen, ich erinnere nur an „Ein dunkles Schicksal", „Fulvia" u. a., besonders aber an die Hauptheldin der Novelle, die wir jetzt zu skizzieren haben, an Consuelo in „Hacienda Felicidad" (1886). Mit besonderer Liebe ist hier der Hauptcharakter Consuelo herausgearbeitet. Es scheint uns, als ob die Dichterin hier viel Eigenes hineingelegt habe. Neben diesem feingestimmten Charakter — ein entzückendes Bild von Frauenschönheit, Reinheit, Keuschheit und idealer Weltauffassung — steht die grundverschiedene, lebenslustige und oberflächliche Schwester Anastasia. Auch die anderen Typen sind vorzüglich gezeichnet. Und wie die Dichterin die Wärme ihrer Farben auf die Landschaft ergießt, ruhig und fein abgewogen ohne jede Übertreibung und jedes Hervordrängen, so fließt auch die Handlung ruhig und klar dahin in einem Stil, der einem wie etwas Selbstverständliches, wie etwas natürlich Gewachsenes vorkommt und der doch der Kraft des inneren Schauens, des begrifflichen Gestaltens nie entbehrt. Wenn auch der Grundton einer schwermütigen Resignation vorherrscht — denn die Menschen, die hier auftreten, haben schwere Schicksale hinter sich —, so wagt sich doch zuweilen ein Unterton echten, befreienden Humors hervor. „Hacienda Felicidad" ist vielleicht ihre reifste Erzählung. Man fühlt, daß die Dichterin sie auf Grund reicher, herber Lebenserfahrungen geschrieben hat. Dabei diese voll ausgereifte, glänzende dichterische Sprache, diese Goethesche Ruhe und Abgeklärtheit der Handlung und das tiefe, poetische Naturempfinden. (Schluß folgt.)

*) Die eben genannten Dichtungen erschienen im Verlag der Osianderschen Buchhandlung in Tübingen, die folgenden sämtlich bei Kohlhammer in Stuttgart.

Pfingstnacht.

Vom Waldsaum kommt's herabgeklungen,
Talwärts durchs lauschende Korn gesungen.
Jetzt wie ein Rauschen geht's über den Weg:
Husch und husch — über den Mühlbachsteg. —
Hin durch der Wiesen und Gärten Traum
Schleift ein Bursch seinen Maienbaum.
Im Lindenschatten macht er Halt,
Weidet sich an des Baumes Gestalt,
Wieget die Krone hin und her,
Als ob's eine Siegesfahne wär'.
Weiter nun eilt er, versteckt im Laub,
Durch blühende Hecken mit seinem Raub,
Springet gewandt über Busch und Beet,
Bis er vor einem Häuschen steht,
Wo ein blumenumhütet Fensterlein
Grüßt in ein Gärtchen freundlich hinein;
Da richtet er auf die grüne Lust. —
Wie zittert und zappelt nun all der Blust!
Und flüstert im Wind durch die Fensterscheiben:
„Dein Schatz, o Mädel, will treu dir bleiben!"
Der streicht sich den Bart und jauchzt in die Nacht.
Wie hat ihm sein Herz im Leibe gelacht! —
Der goldene Mond still schmunzelt dazu:
„Du heimliche Liebe, wie süß bist du!" —

Kassel. **H. Bertelmann.**

Zur Geschichte der Kasseler Rathäuser.

Von C. Neuber.

(Schluß.)

Ein anderes Gefängnis im Rathause, jedenfalls später angelegt als die Goldkammer, befand sich wie diese im ersten Stock nach der Fischgasse hin und wurde vom Volke die neue Welt genannt. Näheres ist über dasselbe nicht bekannt. Ebensowenig läßt sich feststellen, ob das in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (1614—1644) vorkommende Gefängnis im Keller, welches besonders zur Einsperrung lüderlicher Dirnen diente, sich unter dem Rathause befunden habe.

Dies Rathaus von 1408, von dem wir eine Abbildung von Euler und Dondorf haben, nach der unter den meisten Bildern befindlichen Beschreibung in seinem äußeren Aufbau öfters erneuert, hat sich eines über 400jährigen Bestandes (1408—1837) zu erfreuen gehabt und war so fest gebaut, daß es noch länger hätte stehen können, wenn es nicht den Anforderungen der Neuzeit, welche geräumige Straßen und Plätze wünscht, zum Opfer gefallen wäre. Piderit (S. 77) sagt: „welches so stark und fest gebaut war, daß es noch viele Jahrhunderte über sich wegschreiten lassen konnte, ohne zu wanken, wenn nicht der Verschönerungstrieb unserer Tage es vom Erdboden vertilgt hätte“, und bedauert das Verschwinden des herrlichen Baues, welcher so lange der Mittelpunkt des städtischen Lebens gewesen, auf dessen Treppe die wichtigsten Gesetze verkündet, in dessen Sälen unparteiisch Recht gesprochen gemäß der Inschrift über dem Eingange zur Ratsstube: „Eines Mannes Red, eine halbe Red, man soll die Part verhören beed.“

Nebelthau (T. III S. 77) äußert sich dahin: „Deutlich steht uns der altehrwürdige Holzbau noch vor Augen, eine Gestalt in voller Manneskraft, die der Tagesmeinung, die Fischgasse müsse breiter sein, zum Opfer fiel.“

Zahlreiche Posten in den Kasseler Stadtrechnungen aus der Zeit von 1468—1553, herausgegeben von Adolf Stölzel (III. Supplement der Vereinszeitschrift N. F.), betreffend Bauarbeiten, Bierlieferung aufs Schloß, Brauwesen usw. bezeugen die geordnete geschäftliche Tätigkeit in dem alten Rathause. In der großen Ratsstube hingen auch die Porträts der Landgrafen von Hessen von Philipp dem Großmütigen an.

Ferner wurden im Rathause im Jahre 1647 auf Anordnung der Landgräfin Amalie Elisabeth verschiedene Predigten von der Erscheinung des Messias von Justus Soldan an die aus dem Lande versammelte Judenschaft gehalten, welche hernach (1650) im Druck erschienen sind.

Im Jahre 1770 wurde das Oberneustädter Rathaus durch den Baumeister Du Ry wie viele andere Häuser daselbst erbaut und zwar auf Grundmauern, die schon von einer Privatperson gelegt worden waren.[1])

Noch bevor das alte Rathaus niedergerissen wurde, was im Herbste 1837 geschah[2]), faßte der Magistrat den Gedanken, nicht das eben erwähnte Rathaus der von den französischen um ihres Glaubens willen geflüchteten Einwanderern unter Landgraf Karl gegründeten Oberneustadt zu beziehen, sondern sich ein neues am Königsplatze, als dem am meisten geeigneten Punkte der Stadt, zu bauen. Nach den auf dem Kgl. Staatsarchive zu Marburg aufbewahrten Akten: 1. Kommunalakten, Bauereien betreffend, 1836—1867, Fasz. III, 2. Acta, die Erbauung eines neuen Rathauses, 1840, Fasz. 629, berichtet der Oberbürgermeister der Residenz, Karl Schomburg, welcher dies Amt von 1822—41 bekleidete, in mehreren Eingaben zugunsten der Anlage am Königsplatze an die Kurfürstliche Regierung. Diese ist einverstanden und berichtet weiter an Kurfürstliches Ministerium des Innern. Letzteres teilt unter Bezugnahme auf höchste Entscheidung mit, daß die Anlage eines Rathauses an Stelle des Bürgerschulgebäudes nicht zu genehmigen stehe, und schlägt das Gouvernementsgebäude am St. Martinsplatze vor, und da der Stadtrat dies als nicht geeignet bezeichnet, wird auf die Ablehnung des Rathausbaus am Königsplatz verwiesen. Die hier gepflogenen Verhandlungen sind m. E. so charakteristisch und die damaligen Zustände und Verhältnisse der Kasseler Behörden zueinander beleuchtend, daß es sich der Mühe verlohnt, die Sache im näheren mitzuteilen. Am 30. August 1836 berichtet der Oberbürgermeister wegen Bestimmung der Stelle des damaligen Hallengebäudes am Königsplatze (jetzt das Schollsche Kaufhaus) zum Bau eines Rathauses:

„Infolge der Übereinkunft vom 30. Juni d. J. betr. die Erweiterung der hiesigen Fischgasse § 3 N. 5 wird die Stadt Kassel innerhalb 3 Jahren ein Schulgebäude an die Stelle des dermaligen Hallengebäudes zu errichten haben. Indessen ist

---

[1]) Piderit a. a. O. S. 334; Hoffmeister S. 290.

[2]) s. Nebelthau (T. III S. 78); Piderit-Hoffmeister S. 57; O. Gerland (Paul, Charles und Simon Louis du Ry) auf S. 167 bemerkt, daß das französische Rathaus seit Ende der 1820er Jahre Rathaus der Gesamtstadt Kassel gewesen sei.

beim hiesigen Stadtrate, auf Veranlassung eines Mitglieds desselben, im allgemeinen zur Sprache gekommen, ob es nicht zweckmäßiger sei, die beiden Rathäuser auf der Oberneustadt zu veräußern und ein geräumiges, seiner Bestimmung völlig entsprechendes Rathaus an dem dem Mittelpunkte der Stadt näher gelegenen Königsplatze neu aufzuführen. Vielleicht ... gestatte der Raum überdies, noch andere städtische Zwecke zu berücksichtigen, vielleicht werde man auch in den Stand gesetzt, einen Teil des neuen Rathauses zur Vermietung für das Stadtgericht, welches eines gegen Feuersgefahr mehr gesicherten Lokals bedürfen werde, alsdann anzubieten, das Schulgebäude lasse sich wohl an einer Stelle errichten, welche dem Königsplatz inbezug auf die Schulzwecke vorzuziehen sei. Der Stadtrat hielt dafür, daß diese Ansicht wohl verdiene, näher erwogen und erörtert zu werden. Da indessen zum Behufe einer solchen genaueren Prüfung mehrfache Ermittelungen, namentlich Messungen, Aufstellung von Rissen und Anschlägen, Gutachten usw. wieder vorangehen müssen, und die hierauf zu verwendende Zeit, Mühe und Kosten vergeblich sein würden, wenn wir auf die Geneigtheit hoher Staatsregierung, eine solche Modifikation zu genehmigen, nicht rechnen dürfen, so wurde der Wunsch geäußert, daß hohe Staatsregierung vorerst nur im allgemeinen darüber sich aussprechen möchte, ob dieselbe nicht abgeneigt sei, einzuwilligen, daß dem an die Stelle des sog. Hallengebäudes am Königsplatze zu errichtenden Gebäude eine Bestimmung zu anderen städtischen Zwecken, namentlich zum Rathause, gegeben werde, insofern für die städtische Schule eine angemessene Stelle gewählt werde, und sodann beschlossen, um eine solche vorläufige Eröffnung zu bitten."

Nachdem inzwischen das Jahr 1837, in welchem bekanntermaßen das alte Rathaus abgerissen, verstrichen war, bezeichnet der Oberbürgermeister in weiteren Berichten (Januar und Februar 1838) den Königsplatz für weniger geeignet zur Erbauung eines Stadtschulhauses wegen der vielfachen Störungen, welche daselbst durch die militärischen Bewegungen der Garnison, sowie durch die Wochenmärkte, den Christ- und Neujahrsmarkt und die Jahrmärkte veranlaßt würden, als zur Erbauung eines städtischen Rathauses, welches daselbst in aller Hinsicht an seinem Platze stehen würde.

Dagegen schlug er für das Stadtschulgebäude einen Platz vor zwischen dem Hause des Schreinermeisters Lauckhardt und dem Kölnischen Tore, welches sich in der jetzigen Kölnischen Straße zwischen dem Hause des Partikuliers Rothfels und dem des Stadtrats Koch befand, in dem ersten Berichte auch die Gegend zwischen dem Posthause und dem Gasthaus zum „König von Preußen", vielleicht auch könnte das Oberneustädter Rathaus nebst Nebengebäude zu einem Stadtschulgebäude verwendet werden.

Die Regierung berichtete demgemäß nach oben aber vom Ministerium des Innern erging unterm 20. April 1838 zu Nr. 4180 ablehnender Beschluß: „Der Regierung dahier wird auf den Bericht vom 15. Februar d. J. bekannt gemacht, daß infolge höchsten Reskripts vom 14. d. M. die Erbauung eines Rathauses an der Stelle des Bürgerschulgebäudes dahier nicht zu genehmigen steht, da ein Rathaus der Residenzstadt eine ausgezeichnete Bauart und Ausschmückung erfordere, dieses Erfordernis aber bei dem Bau am Königsplatz nicht erfüllt werden könne, ohne das Bausystem des ganzen Platzes zu stören, daß aber das vormalige Gouvernementsgebäude am St Martinsplatz seiner Lage nach sich besonders zu einem Rathause zu eignen scheine und der Stadt zum Abschätzungswerte würde überlassen werden können."

Es ist hier zu bemerken, daß im Jahre 1767 das Freiherrlich v. Dörnbergische Haus am Ledermarkte oder Martinsplatz (das als „ein ansehnliches steinernes Gebäude" bezeichnet wird[3]) zu einem Gouvernement oder einer beständigen Wohnung des jedesmaligen Gouverneurs angekauft wurde.[4])

Abschätzung und Risse des Gouvernementsgebäudes sind dann dem Stadtrate mitgeteilt worden, worauf der Oberbürgermeister am 1. Oktober 1838 berichtete:

„Daß das vormalige Gouvernementsgebäude am St. Martinsplatze seiner Lage nach zu einem Rathause sich eigne, ist nicht zu verkennen. Indessen wird dasselbe aus anderweiten Gründen der Bestimmung zu einem Rathause für hiesige Residenzstadt nicht entsprechend gefunden. Dasselbe erscheint ursprünglich zur Bewohnung bestimmt, wenigstens hierzu vornehmlich eingerichtet zu sein. Eine angemessene Einrichtung für größere Versammlungen, ferner für die Bedürfnisse des städtischen Sekretariats, der Repositur, Expedition, zur Aufstellung der Akten, der Kassenlokale müßte dem Gouvernementsgebäude erst gegeben werden.

Dazu kommt, daß das Gouvernementsgebäude alt und baufällig geworden ist, wenigstens an vielen und wesentlichen Mängeln leidet, so daß sehr bedeutende Herstellungen, z. B. am Dach, an den Gebälken, Treppen, Stufen usw. würden vor-

[3]) Topographische Beschreibung S. 146.

[4]) Engelhard, Erdbeschreibung der hessischen Lande Kasselischen Anteils, 1778, T. I, S. 79.

genommen werden müssen. Das in der Koppenschen Schätzung zu 1200 Taler veranschlagte Hintergebäude besteht aus Stallung, Remise und Bodenraum, das längs der Pomeranzengasse gelegene Flügelgebäude ist nur teilweise wohnlich eingerichtet. Man würde sich daher entschließen müssen, das Gouvernementsgebäude erst gänzlich abzubrechen, um ein neues Rathaus dort aufzuführen. Da dies durch den Erwerb des Platzes mit 14000 Talern bedingt wäre, so würden die Kosten des Neubaues in unverhältnismäßiger Weise erhöhet. Ohnehin würde aber dieser Platz mit seiner jetzigen Fassadenlänge die Aufführung eines der Größe und Bedeutung hiesiger Residenzstadt inbezug auf innere Einrichtung und äußere Erscheinung entsprechenden Rathauses kaum zulassen."

Am 21. Januar 1840 erbittet sich der Oberbürgermeister bezüglich Anlage eines Rathauses am Königsplatze ein Gutachten von der Oberbaudirektion, diese erklärt, sich nur in einem vom Ministerium des Innern erforderten Berichte zu äußern; ein deshalbiger Bericht des Oberbürgermeisters an die Regierung war ohne Erfolg. Bald darauf wird auf Bericht der Regierung, den Verkauf des Bürgerschulgebäudes am Königsplatze dahier betreffend, vom 22. Februar 1840 durch Beschluß Kurf. Ministeriums des Innern, datiert vom 2. März 1840, die Rathausbauangelegenheit endgültig entschieden:

„Der Regierung wird eröffnet, daß nachdem durch das derselben in dem Beschluß vom 20. April 1838 bekannt gemachte Reskript vom 14. April 1838 verfügt ist, daß die Erbauung eines Rathauses an der Stelle des Bürgerschulgebäudes dahier nicht zu genehmigen steht und da bei dieser unzweifelhaften Verfügung kein Gewicht darauf gelegt werden kann, daß die Stadt unternehmen will, den dabei aus dem Bausystem der Gebäude am Königsplatz hergewonnenen Grund zu widerlegen, und da es am wenigsten geeignet ist, der Stadt Kassel hierzu die Beihülfe der in ihren Dienstbezirken vollständig beschäftigten Baubeamten, und der nicht weniger ausreichend beschäftigten Baukondukteuren und Eleven zu verleihen, der Oberbürgermeister dahier auf den Bericht vom 17. v. M. abschlägig zu bescheiden und in den Inhalt des vorgenannten Beschlusses vom 20. April 1838 zu verweisen ist."

Solchergestalt wurde ein im vorletzten Jahre des Bestehens des alten Rathauses gefaßter und auch nach Abbruch desselben festgehaltener Bauplan ohne Sang und Klang zu Grabe getragen, weil ihm höchste Entschließung entgegen war. Doch hatte man das Rathaus der Oberneustadt zur Verfügung, in das jedenfalls gleich im Jahre 1839 eingezogen worden ist.

Zu bemerken ist noch, daß der in der vorigen Nummer Seite 145 erwähnte Retter, der dem Landgrafen Hermann erschien, der Landgraf Balthasar von Thüringen war.

Zum Bonifatius-Jubiläum in Fulda.

(Vom 4. bis 11. Juni 1905.)

Elfhundertfünfzig Jahre schon schwanden hin
Seit jenem Tag, an welchem des Vaterlands
Großer Apostel seine Sendung
Hat mit dem Märtyrertode besiegelt.
Wo dunkle Forsten weit bis zum Fluß hinab
Die Wipfel dehnten, moderndes Felsgestein
Die Höh'n umlagerte, tiefe Sümpfe
Füllten mit giftigem Hauch die Täler,
Wo blutige Opfer noch in dem dichten Hain
Die Heiden brachten nichtigem Götzenwahn,
Drang Winfried mutig in die Wildnis,
Jenen die Worte des Heils verkündend.
Die Donnereiche sank, und es wich die Nacht
Des Heidentums vor dem hell erstrahlten Licht
Der Christuslehre, welches ringsum
Hellte die Geister auf und die Wälder.
Und überall sproß auf des Apostels Pfad,
Das Volk veredelnd, reichlicher Segen auf,
Wo er auch kühnen Mutes immer
Pflanzte das Kreuz als Siegeszeichen.
Des Urwalds Stämme fielen vom Streich der Axt,
Belebend drang der Sonne Licht in das Tal,
Bald dehnten sich fruchtbare Fluren
An öder Wildnis und Sumpfes Stätte.
Der Heiden roher Sinn ward nun abgelenkt
Von blut'gen Opfern, das Evangelium
Drang siegreich ein in ihre Herzen,
Sie erfüllend mit Nächstenliebe.
Wo sonst entschied die stärkere Macht des Arms,
Wo man das Recht trug auf der Spitze des Schwerts,
Erblühten nun mildere Sitten
Und erzeugten Recht und Gesetze.
Im Schutz der Ordnung strebte die Wissenschaft
Emsig empor, und die Hand der Kunst umgab
Die rauhe Wirklichkeit des Lebens
Mannigfach mit dem Reiz des Schönen.

* * *

Zu feiern würdig den hehren Gedächtnistag,
Hat sich gerüstet die alte Bischofsstadt
Am Fuldastrand, dem Glanze des Frühlings
Fügend hinzu der Kunst Gebilde.
Unzählig strömt zu ihr der gläubigen Schar
Heran aus allen Gauen der Vaterlands,
Jn stiller Gruft der Kathedrale
An des Apostels Grabe zu beten.
Erlöschen niemals wird in der Zeiten Flucht
Der Liebe Glut, mit welcher das Volk noch jetzt,
Nachdem verrauscht so manch' Jahrhundert,
Innig verehrt den Apostel Deutschlands.

Fulda, im Juni 1905.

R. v. Boxberger.

Die neuere Burgenkunde.

Von Ernst Happel.

Wenn sich in neueren Zeiten der nie rastende Menschengeist immer mehr auf unbekannte Gebiete begibt, so ist es nicht zuletzt die Burgenkunde, die in unseren Tagen das Motiv erhöhter Beachtung darstellt. Nicht das hiermit gesagt sein solle, die deutsche Burg habe früher keine Beachtung gefunden, im Gegenteil, der Kunst- und Literaturbeflissene ist auf seinen geistigen Wanderungen dem „alten Schlosse" oft genug begegnet. In zahllosen Gesängen haben große und auch kleinere Geister die Gegenden gefeiert, „wo Burgen auf den Höhn wie alte Leichensteine stehn". Ebenso läßt uns die Malerei, in tausend Varianten das Bergschloß in blauem Nebel des Hintergrundes sehen. So hielt es schon Albrecht Dürer, und die Historienmalerei konnte füglich dieses Motives überhaupt nicht entbehren.

Unter den hessischen Künstlern ist da zu nennen Gerstenberger, der in seiner interessanten, wenn auch phantasievollen Darstellung gleich eine ganze Gruppe hessischer Burgen zusammenzieht.

So war es früher und ist es auch heute noch, möge es auch so bleiben. Was aber die neuere Burgenkunde aufdeckt, das ist die Erkenntnis, daß die Burg, ob erhalten oder als Ruine, nicht allein einen malerischen Vorwurf und das verhätschelte Motiv eines süßlichen Gesanges abgeben kann, sondern daß sie materiell höchst ernsthaft zu nehmen ist und nach der kulturhistorischen Seite ein wichtiges Objekt der deutschen Vergangenheit darbietet.

Leider muß das Materielle im Burgenwesen hier nochmals betont werden, denn in ihm liegt die einschlägig wichtigste Zeitfrage der Burgenerhaltung, ohne die alle Romantik schwinden muß.

Deutschlands und besonders Hessens Burgen dürfen nicht fallen, sie sind dem Volke ein unschätzbarer Besitz von Poesie und Schönheit, sie reden selbst dem Ahnungslosen eine eindringliche Sprache, der er sich nicht entziehen kann. Wenn sich auch auf der Überzahl deutscher Burgen gesetzmäßige Schönheit weniger findet, so ist es hier, um mit Ibsen zu reden, die Schönheit der inneren Wahrheit, für die nun einmal die deutsche Volksseele so empfänglich ist. — Die bezopften Urväter hatten sich von den Burgen abgewendet, und als sich ein erwachtes Interesse den Burgen wieder zuwendete, da wurde dieses unheilvoll, indem es ohne jede einschlägige Kenntnis wohlgemeinte, aber barbarische Verstümmelung erzeugte.

So sehen wir am Rhein mit Bedauern noch Lahneck und Stolzenfels, von denen letzteres unwiederbringlich verloren scheint. Auch die Wartburg ist keine einwandfreie ursprüngliche Herstellung geworden. Wir sind nicht geneigt den Architekten Schlüter und v. Ritgen Abbruch tun zu wollen, aber auf diesem Gebiete waren beide noch nicht gereift, obgleich v. Ritgen das Detail wohl beherrschte. Man sah in der Burg nicht genügend den kriegsmäßigen Wehrbau, der seine Entwickelung unabhängig vom zeitig herrschenden Baustil, angepaßt den dermaligen Kriegswaffen, durchmachte.

Mit Genugtuung sei aber festgestellt, daß unsere hessischen Burgen vor falschen Renovierungen bewahrt geblieben sind.

Die heutige Bewegung zu Gunsten der Burgen, die in Vereinen, Fachblättern usw. ihren Ausdruck findet und die besonders technisch gut bedient wird, geht andere Bahnen. Sie sucht zunächst alles zu sammeln, was an Wehrbauresten noch vorhanden ist. Aus diesem, gottlob noch reichen Material lassen sich dann einwandfreie Bilder aufrichten, die als Muster gelten können. Nun soll hier jedoch völligen Wiederherstellungen das Wort nicht geredet werden, da dieses einen unbefugten Eingriff in die Archäologie bedeuten würde; aber soweit müssen sich die Erhaltungsarbeiten ausdehnen, daß von dem Vorhandenen kein Stein mehr herabfällt. Denn jeder Stein kann je nach seinem Platze, den er einnahm, ein unwiederbringlicher Verlust sein. Werden aber einige wenige Burgen hergestellt bzw. gut und richtig ausgebaut, so mögen sie als Beispiel immerhin von Nutzen sein, vor einem Zuviel kann jedoch nicht eindringlich genug gewarnt werden.

Was nun besonders die hessische Burgenkunde angeht, so erfährt sie durch ein weiteres Werk des Verfassers eine Bereicherung, in „Die Burgen in Oberhessen", welche kürzlich bei N. G. Elwert in Marburg erschienen sind.

Der Schillerkultus in Hessen.

Von Dr. Wilhelm Schoof.

(Schluß.)

Von Kochs Vater wissen wir, daß er ein schwärmerischer Verehrer von Schillers, Körners und Matthisons Werken war und daß er eifrig bemüht war, bei seinem Sohne das Interesse für diese Dichter frühzeitig zu wecken. So zeigt sich der Einfluß namentlich der beiden ersten Dichter deutlich in

Kochs Jugendgedichten, z. B. in dem 1831 nach der Schlacht von Grochnow verfaßten „Polnischen Sensenlied“:

„Die Saat ist reif,
Die Sense mäht,
Der Sklave fällt,
Der Freie steht,
Hurrah, es klingen die Sensen!“

oder in folgenden Zeilen:

„Sieh, da kommt's in schwarzen Bogen
Dort im Westen hergezogen,
Wie das Schicksal, langsam, schwer
Wälzt es sich am Himmel her“ usw.

Ein anderes Gedicht aus 1825 „Am Geburtstag meines Vaters“[1]) ist im ersten Teil sklavisch an Schillers „Lied von der Glocke“ angelehnt, während für den Schluß Körners „Gebet vor der Schlacht“ vorbildlich ist. In dem seinem Lehrer und Gönner Sylvester Jordan gewidmeten Gedicht „Der Abend auf der Alp“[2]) zeigt sich am Anfang und am Schluß der Einfluß von Schillers Eingangslied zu „Wilhelm Tell,“ z. B.

„Die Hörner grüßen von Alp zu Alp,
Es läuten die Herden, es blöket das Kalb,
Am Berge dort leuchtet ein Wetterstrahl,
Doch der Herr behütet die Hütte im Tal! —
Ihr Senner seid guter Ruh, —
Gute Nacht, lieber Sennerbua!“

Das Gedicht fällt in die Zeit seiner ersten Liebe zu Henriette, also ins Jahr 1832. Das Triumphlied seiner Liebe im 10. Kapitel des „Prinz Rosa-Stramin“ „Rauschet, meiner Harfe Klänge“ erinnert hie und da im Ton an Schiller, namentlich die 9. Strophe, die beginnt:

„Einsam, eh ich dich gefunden,
Einsam flohen meine Stunden,
Ohne Leben, ohne Licht.
Und der Gottheit schönsten Segen
Und den Himmel kannt' ich nicht“ usw.

In seiner dichterischen Physiognomie weist Koch eine gewisse Verwandtschaft mit Schiller auf, namentlich in der Begeisterung für alles Wahre und Schöne, in der hohen Sittlichkeit der Anschauung und der Subjektivität des Empfindens.

Weniger wesensverwandt mit Schiller ist Franz Dingelstedt. Wir besitzen von ihm bereits aus dem Jahre 1827 ein Gedicht, das unter Schillers Einfluß steht und das der dreizehnjährige Knabe seinem Vater zum Geburtstag gewidmet hat und ebenso eins, datiert vom Mai 1829, an eine Freundin gerichtet, das lautet[3]):

„Wenn du, verwundet von des Lebens Leiden,
Nach äußerer Hilfe dich vergebens sehnst;
Wenn du, beraubt von allen deinen Freuden,
Von allem Troste dich verlassen wähnst: —
Was ist es da, was in des Unglücks Nächten
Dich aufrecht noch erhält in deinem Schmerz?
Drei Engel sind's, gesandt von höheren Mächten
Zum Heile für das arme Menschenherz.

Der Glauben ist's von Gott — die heitre Liebe,
Die lächelnd deinen Seelenkummer stillt;
Die Hoffnung, die, sei auch der Himmel trübe,
Dir leuchtet, sanft in Zauberlicht gehüllt.
Sie bleiben dir und leiten dich durchs Leben,
Was auch der Zeitenstrom um dich zerstört.
Drum sei getrost! Sie werden dich umschweben,
Bis einst dein Genius die Fackel kehrt!“ —

Das noch gänzliche Fehlen jener feinen Ironie, die nachmals die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“ kennzeichnet, ist hier besonders charakteristisch, zugleich auch kennzeichnend dafür, wie stark Schillers erhabene Ideenrichtung selbst jugendliche Gemüter wie Dingelstedt in seinen Bann zu schlagen verstand. Aber dieser Bann dauerte bei ihm nicht allzulange, denn 5 Jahre später hatte er bereits das Feld gefunden, auf welchem er dereinst Lorbeeren ernten sollte. Dieser Weg führte ihn zunächst von einer Kopie zu einer Parodie Schillers und zwar einer Parodie von Schillers „Glocke,“ um ihn dann bald ganz in Heinescher Manier aufgehen zu lassen. Das Gedicht heißt „Die Ressource“, so genannt nach einer geselligen Vereinigung der Honoratioren von Rinteln, und verspottet einen Sonntagabend dieser Gesellschaft in drastischer Weise. Das Gedicht ist zum ersten Male bei Rodenberg a. a. O. S. 44—57 gedruckt worden und erfreute sich s. Z. einer großen Popularität in Rinteln. Wir können uns nicht versagen, wenigstens den Anfang des köstlichen Poems hier mitzuteilen:

„Zum Hause, zu dem wohlbekannten,
Sieht man sie wallen, nah und fern;
Lebendig wird es auf den Gängen,
Es wogt von Damen und von Herrn.
Da strömt, was sich Noblesse nennt,
Herein durch die erschlossenen Pforten
Und jede Teelaterne brennt,
Nachdem sie frisch gescheuert worden.
Sie nahn, sie nahn — die Schönen alle —
Es füllt sich die Garbrobenhalle,
Und aus der Mäntel düstrer Hülle,
Die neidisch die Gestalt umfing,
Entfaltet sich in holder Fülle
Manch jugendlicher Schmetterling.“ usw.

Besondere Verdienste erwarb sich Dingelstedt in seiner Eigenschaft als Theaterintendant um Schiller. Schon in München vereinigte er Anfangs der 50er Jahre die bedeutendsten Schauspielkünstler Deutschlands zu Mustervorstellungen der Meisterwerke Goethes und Schillers, und einige Jahre später, im Schillerjahr, ließ er in Weimar den ganzen Zyklus der größeren Dramen unseres nationalen Dichters zur Aufführung bringen. Auch besitzen wir von ihm einen Festprolog „Vor Schillers Braut von Messina in Stuttgart am Schillertage“, der sich in seinen Theaterreden

---

[1]) Gedichte aus dem Nachlaß (Luxemburg 1859) S. 6.
[2]) Palast und Bürgerhaus“ S. 153/54.
[3]) Vgl. Rodenberg, Blätter aus Dingelstedts Nachlaß I S. 37.

(Sämtl. Werke, Bd. IX) findet, desgl. ein Gedicht „Zu Schillers Standbild in Stuttgart“ (Sämtl. Werke, Bd. VII), das in scharfer Weise Thorwaldsens Kunst geißelt.

Auch in Salomon Mosenthals Jugenddichtungen lassen sich Schillersche Einflüsse nachweisen, wenn auch bei ihm die Einwirkungen weniger stark hervortreten wie bei den ebengenannten. Er erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung und wurde schon früh von seiner geistig regsamen Mutter mit Schillers Werken, besonders seinen Balladendichtungen, bekannt gemacht. Joseph Weilen berichtet uns in seinem liebevoll entworfenen Lebensbild Mosenthals (Ges. Werke, Bd. 6, S. 6 ff.), welchen Eindruck diese Dichtungen auf den frühgereiften und poetisch nachempfindenden Knaben machten und wie er dann mit flammenden Blicken und möglichst falschem Pathos des Räubers Jaromir rezitierte: „Ja, ich bin's die Unglückselige, ja ich bin's, den du genannt“. Es lassen sich Schillersche Spuren in seinen 1847 erschienenen Gedichten nicht leugnen, während er als Dramatiker allerdings ganz in Grillparzer sein leuchtendes Vorbild suchte. Gleich eins seiner frühsten Gedichte „An die Phantasie“ erinnert an Schiller:

„Du nur bleibe mir, du holde,
Zauberische Phantasie!
Bleibe du mir und vergolde,
Was die Wirklichkeit mir lieh!
Laß die bunten Flügel schwirren,
Rufe deiner Träume Schwarm,
Täusche mich und laß mich irren!
Ach, die Wahrheit ist so arm“ usw.

Von Mosenthal besitzen wir auch einen in die Form einer Glosse gebrachten Trinkspruch, der den Schillerschen Optimismus an der Hand des Liedes an die Freude behandelt und sich in der unten noch zu erwähnenden Saulschen Anthologie (S. 57 ff.) abgedruckt findet.

Zum Schluß wollen wir noch einiger anderer heimatlicher Beziehungen zu Schiller Erwähnung tun, die zugleich als ein kurzer Abriß der Schillerverehrung in Hessen gelten können.

1854 veröffentlichte der 1901 heimgegangene Sohn Wilhelm Grimms, Herman Grimm, eine Neudichtung bzw. Fortsetzung des Schillerschen Tragödienfragments „Demetrius“, mit welcher er in Wettkampf trat mit Hebbel, Laube, Bodenstedt u. a. Die Grimmsche Bearbeitung zeichnet sich vor den übrigen durch planvolle Anlage des Ganzen und hohe künstlerische Form, vor allem durch scharfe, lebenswahre Zeichnung der Charaktere aus, läßt dagegen das dramatisch bewegte Element vermissen, das z. B. die Hebbelsche Dichtung in hohem Grade aufweist. Von Herman Grimm besitzen wir auch einen aus dem Jahre 1858 stammenden geistvoll geschriebenen Aufsatz „Schiller und Goethe“, der sich in seinen „15 Essays“ (S. 166—238) findet und worin dieser in maßloser Liebe für alles Goethische schwärmende Kritiker Schillers heldenhafter Persönlichkeit hohe Verehrung zollt. Mit ihm und Julian Schmidt setzt dann, einige Jahre, nachdem die Schillerverehrung in Deutschland ihren Gipfelpunkt erreicht hatte, nach dem Jahr 1859, die Reaktion gegen Schiller ein, denen dann bald noch Otto Ludwig, Feuchtersleben u. a. folgten. Doch vermochten ihre Angriffe die Schillerverehrung nicht zu dämpfen, sondern riefen im Gegenteil erneutes Studium seiner Werke hervor, als deren Frucht die biographischen Werke von Weltrich, Minor, Brahm u. a. anzusehen sind.

Es folgt nun das Schillerjahr 1859 mit seiner großartigen Begeisterung, die auch in Hessen ein gewaltiges Echo fand. Von dem Umfang der Äußerungen des Enthusiasmus kann man sich einen Begriff machen, wenn man die Menge von Festreden, Festprogrammen, Festspielen, Gedenkblättern, Prologen, Gedichten 2c. liest, die sich bei Goedeke, „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung“ (1893, V, 124 ff.) allein unter der Rubrik Hessen aufgezeichnet finden. Wir erwähnen hier als die bedeutendsten die Rede „Zur Schillerfeier“ (8°, 18 S.), die der Marburger Professor Eduard Platner am 10. November 1859 in der Aula der dortigen Universität hielt, die Rede des Marburger Professors Wilhelm Mangold „Schiller, der Dichter des deutschen Volkes“ (8°, 10 S.), gehalten bei der von den Mitgliedern des Liedervereins und des Vereins für Fortbildung in dem Saale des Rathauses zu Marburg am 10. Novbr. 1859 abgehaltenen Schillerfeier, und die Rede des Gymnasiallehrers Dr. G. Buchenau, „Schiller, der Dichter der Jugend“ (8°, 12 S.), gehalten am gleichen Tage in der Aula des dortigen Gymnasiums. Ähnliche Feiern fanden in den andern Städten des Hessenlandes statt, namentlich in Kassel, wo die „herrliche Festesstimmung, die an Schillers 100jährigem Geburtstage wie Frühlingssonnenschein über Deutschland leuchtete“, die Begründerin der literarischen Vereinigung „Namenlose Gesellschaft“ wurde.[4]) Über die Feiern im Hoftheater und im Hanuschschen Saale ist bereits in den letzten Nummern des „Hessenland“ das Wissenswerte mitgeteilt worden. Ganz besondere Erwähnung und Nachahmung verdient das Beispiel der sieben Hanauer Gymnasiasten, die dem Marbacher Schillerverein ein von 52 deutschen Gymnasien gesammeltes Kapital von 1455 Gulden widmeten und zwar 1355 Gulden zur Erwerbung und Wiederherstellung des Geburtshauses und die übrigen 100 Gulden als eine „bleibend zu verwaltende

---

[4]) Vgl. „Hessenland“ 1901, S. 128 ff.

Stiftung, damit aus den Zinsen dem Dichter der Jugend alljährlich ein frischer Lorbeerkranz in seinem Geburtshause durch Marbachs Schüler gespendet werde".[5])

Auch an den außerhalb Hessens stattfindenden Schillerfeiern hatten hessische Landsleute hervorragenden Anteil. Von Dingelstedt ist bereits die Rede gewesen. In Berlin hielt in der feierlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859 Jakob Grimm die Schillerrede, die bis heute eine der besten Schillerreden geblieben ist und die sich jetzt in einer prächtigen Schriftenauswahl der Brüder Grimm wiederabgedruckt findet, die mir gegenwärtig zur Besprechung vorliegt.[6]) In Stuttgart wurde am 9. November desselben Jahres auf der Königlichen Hofbühne als Einleitung zu der Festvorstellung „Wallensteins Lager" ein Prolog unseres Landsmanns Feodor Löwe vorgetragen, der sich durch glänzende Diktion auszeichnet.[7])

Aus der Zeit nach 1859 ist naturgemäß viel weniger zu berichten. Jul. W. Brauns Schiller-Drama „Schiller in Bauerbach" ist bereits in vorletzter Nummer des „Hessenland" erwähnt worden, ebenso seine von einem riesenhaften Fleiße zeugenden Sammelwerke „Schiller im Urteile seiner Zeitgenossen 1801—1805" (Leipzig 1882) und „Schiller und Goethe im Urteile ihrer Zeitgenossen, Bd. 1 u. 2: Schiller" (Leipzig 1882).

Sein 1900 verstorbener Namensvetter Otto Braun vermachte noch bei Lebzeiten seine im Münchener Stadtbezirk Schwabing gelegene reizvolle Villa der deutschen Schillerstiftung zu Weimar mit der Bestimmung, daß nach seinem Tode der jährliche Reinertrag aus der Vermietung ihrer Zentralkasse zufließe. Um ihren Dank zu bezeugen, ernannte ihn die deutsche Schillerstiftung zu ihrem Ehrenmitglied.

Eine geschmackvolle Schilleranthologie „Schiller im Dichtermund" (Stuttgart 1896) hat unser kürzlich heimgegangener Landsmann Daniel Saul herausgegeben, die wir allen Schillerfreunden nur bestens empfehlen können.

Über Julius Rodenbergs Verhältnis zu Schiller finden wir schöne Worte in der kürzlich als Schillerheft herausgegebenen Nummer des „Literarischen Echos" (Heft 15).

Endlich sei noch auf den Schilleraufsatz „Das Schiller-Geheimnis" von Wilhelm Bennecke im „Hessenland" (1897) hingewiesen, der eine geschickte Parodie auf den Shakespeare-Bacon-Streit bildet.

Etwas Erschöpfendes kann und soll natürlich dieser Aufsatz nicht bieten. Ergänzungen werden deshalb dankbar jederzeit entgegengenommen.

[5]) Ernst Müller, „Intimes aus Schillers Leben" (Berlin 1905) S. 265, und „Hessenland" 1899, S. 151 ff. „Der Marbacher Schillerverein und die Hanauer Gymnasiasten".
[6]) Brüder Grimm. Auswahl hrsg. v. Max Koch = Bücher der Weisheit und Schönheit. Stuttg. [1905] S. 154—191.
[7]) Vgl. Gedichte (Stuttgart 1860) S. 264 ff.

Karriere.

Von H. Keller-Jordan.

Baron Tieden war von seiner mehrjährigen wissenschaftlichen Reise zurückgekehrt und hatte die Absicht sich in Berlin zu habilitieren. Es war ihm in Deutschland alles neu geworden, und er versuchte es nach den vielen Eindrücken, die ihm in der Fremde geworden, nach der Todesstille in den Prärien und der Sierra Madre, sich wieder an das Geräusch und das Leben der Großstadt zu gewöhnen. Eigentlich gehörte er hierher — er brauchte Menschen, Erfolg, Gesellschaften, elektrisches Licht, Cafés, wo es sich bei dem Dufte einer Habana ausruhen ließe. Kurz, alles was die Sinne erregt und belebt. Ganz verborgen aber in der Tiefe seiner Seele war noch ein anderes Element, ein Bedürfnis nach dem Sichversenken in eine stillere Welt, ein sehnsüchtiges Träumen, bei dem sich die Überbürdung von Cultur und Gesellschaft abwerfen läßt und man zu Resultaten kommt, die Empfindungskraft steigern und Gedanken fördern. Diese einsame Sehnsucht, die nicht mit seiner Alltagswelt stimmen wollte und ihm von frühester Jugend an gequält hatte, war es auch gewesen, die mit seinen andern Eigenschaften im Kampfe gelegen, ihn in Konflikte gebracht und schließlich in die Ferne getrieben hatte.

Jetzt war es hauptsächlich der Ehrgeiz, der sich in ihm regte. Er hatte interessantes geographisches Material gesammelt, und das Werk, in welchem er es zu verwerten gedachte, konnte ein epochemachendes werden. Es waren Entdeckungen, die er in diesem Fach gemacht hatte, die ihn zu Hoffnungen berechtigten. Sein Vater, ein Stockaristokrat, der ein Gut bei einer kleinen Stadt in Mecklenburg besaß und zu leben verstand, hatte ihn diesmal stolz entlassen, er war zufrieden mit ihm, was nicht immer der Fall gewesen war.

Horst v. Tieden dachte darüber nach, als er durch die Friedrichstraße ging, wie siegesbewußt sein Vater doch in dem Gedanken gewesen war seinen Willen durchgesetzt zu haben, besonders was die Auflösung seiner Verlobung mit Hanna Linden betraf. Alle

die harten Kämpfe, die es ihn gekostet hatte, stiegen jäh vor ihm auf. Nein — er selbst hätte sich niemals losgerissen, am allerwenigsten damals, als ihr Vater dem Tode entgegen siechte — und sie sich allein und verlassen fühlte! Und als es dann doch geschehn war, um des Vaters willen — da — ja da konnte er die Heimat nicht mehr ertragen und zog in die Weite.

Was wohl aus ihr geworden sein mochte? Daß sie in Berlin lebte, das wußte er. Aber w i e lebte sie und wo? Vielleicht arm und kummervoll — vielleicht reich — glücklich — vermählt!

Der Baron blieb plötzlich stehn und preßte die Hand aufs Herz. Vermählt? Hanna, die ihm ihre Liebe gegeben hatte für Zeit und Ewigkeit? Sie mit ihrer psychisch feinen Empfindungswelt?

Unmöglich!

Und doch — war Er es nicht selbst gewesen in seiner feigen, erbärmlichen Selbstsucht, der ihr geschrieben hatte, sie solle aufhören ihn zu lieben?

Er stand noch immer gedankenversunken und starrte in die Fenster des Ladens vor ihm. Es regte sich wieder jenes quälende Etwas in ihm, das er in der Fremde lassen wollte und das er doch nicht los geworden war, nicht in den Steppen der Prärien und den Schluchten der Anden.

Er mußte sich von diesen Erinnerungen befreien — er mußte! Er hatte nicht ehrlich gegen sie gehandelt, das gestand er sich ein, aber schließlich, man hatte ja auch Pflichten gegen seine Familie — und mußte überwinden — und was sich wieder gut machen ließ, das sollte geschehn. Er würde sich ihre Adresse zu verschaffen suchen, sich noch einmal vor ihr rechtfertigen und ihre Lage, falls es nötig sei, zu verbessern suchen. Und dann — ja, sein Vater hatte recht — dann sich mit Gräfin Rühlen verloben. Um vorwärts zu kommen, brauchte man Beziehungen und Geld.

Und als er weiter, bis unter die Linden ging, war Hanna vergessen, er vergegenwärtigte sich die Gräfin Rühlen, die er jüngst bei seiner Tante in Potsdam, — zwecks Heirat —, kennen gelernt hatte, und gestand sich, daß sie neben ihrem Reichtum, auch schön, modern und elegant sei — auch liebenswürdig, was man in der Gesellschaft so nennt, und daß man ihn vielseitig beneiden dürfte, falls er den Sieg davon trüge. Und er würde ihn davon tragen, — er war sich dessen bewußt. Im Theater, bei dem Liebesduett von Tristan und Isolde, dachte er indessen gar nicht an die schöne Hilda Rühlen, denn er sah, gleich einer Vision, Hanna — er fühlte ihre dunkeln, weichen Augen auf sich gerichtet. Wie war sie ausdrucksvoll und innig in allem, was sie tat! Wenn sie sich in seine Arme schmiegte, hatte die Erde ihm nichts mehr zu geben, sie war in ihrem tiefen, seelischen Sein für ihn unbeschreiblich reizvoll. Aber das war es gerade, was sein Vater eine bürgerliche Natur nannte, Frauen, die keine Reize haben als die für ihr Haus — die den Mann zu bequem und gleichgiltig machen. Ja sein Vater — ja klug und bedeutend war er, gewiß — aber von Hanna und ihrer inneren Welt wußte er nichts, — nichts. —

Der Baron lehnte sich in seinen Fauteuil zurück und sah nicht mehr auf die Bühne. Die Töne fielen wie unliebsames Geräusch in seine gequälte Seele, und nach dem Schluß des Aktes verließ er das Theater.

Er ging am andern Tage nicht zu Rühlens, obgleich man ihn dort erwartete, er wollte erst, bevor das letzte Wort fiel, Hanna aufsuchen und sich in einer Aussprache mit ihr von der Schuld befreien, die ihn drückte.

Er wühlte im Adreßbuch und fand endlich bei einer Witwe Buchner in der Steinstraße Hannas Adresse: „Fräulein Hanna Linden, Musiklehrerin“.

Also doch auf Erwerb angewiesen — ein armes, verlassenes Geschöpf! Einst der Sonnenschein seiner Tage, der Traum seiner Nächte, das Glück seiner Jugend!

Was hatte sich seitdem alles in sein Leben gedrängt, Pflichten, Studien, Entbehrungen, grenzenlose Entbehrungen!

Und doch hatte er das Mädchen nie vergessen — sie war alle die Jahre hindurch wie ein Schatten neben ihm hergeschlichen — oft zu seiner Verzweiflung, seiner Qual — oft aber auch in stillem Versenken glückselig verrauschter Stunden! —

Wenn er sie wiedergesehn — um fünf Jahre älter — vielleicht verblüht und verkümmert — dann — dann würde er ruhiger werden! Sein Vater hatte recht — die Frau darf nicht das Schicksal des Mannes sein — sie steigert das Empfinden und lähmt den Geist — und dann — man braucht Beziehungen — kein Genie reicht mehr aus — ohne gedeckt zu sein durch Geld, Familie — merkantiles Talent. — —

„O Gott, Gott, wo gerate ich hin“, sagte er laut, nahm Hut und Überzieher und verließ sein Haus. Unten in der Straße blieb er stehn. Sollte er nicht doch erst am Nachmittage zu ihr gehn, wenn es dämmerig wurde und alle Tagessorgen hinter ihm lagen? Oder?

Seine Gedanken jagten sich, er stieg, alle Pläne über den Haufen werfend, in die Pferdebahn und fuhr zur Anhaltstraße, in deren Nähe Hanna wohnte. Sie war nicht zu Hause, hatte Stunden zu geben den ganzen Tag, so berichtete die Witwe Buchner. Vor 6 Uhr würde der Herr sie nicht treffen — er hatte sich als Verwandter ausgegeben —, aber das Fräulein würde sich sehr freuen ihn zu empfangen.

Der Baron trieb sich die müßigen Stunden in den Straßen und Cafés herum, entschloß sich zwei=

mal zu Gräfin Rühlen zu gehn und sich ihr „Ja" zu holen, bevor er Hanna gesehen, und verwarf jedesmal wieder den Plan, wenn er vor dem Hause stand.

Gegen Abend wurde er ruhiger, der Tag würde nun nichts mehr bringen als Hanna. Und während er gegen 6 Uhr zu Fuß nach ihrer Wohnung ging, vergegenwärtigte er sich die goldene Zeit in Stetten, wenn sie beim Abenddämmern an der Gartenmauer lehnte und auf ihn wartete. Welch ein Zauber belebte den Geist und die Seele dieses Mädchens! Jedes Wort, das sie sprach, bedeutete etwas, jeder Gedanke war vornehm. Eine von den Musen gesegnete Künstlernatur! Was für stille, sinnige, weltverlorene Stunden hatte er mit ihr verträumt! Er stand vor ihrer Tür und klopfte mit zitternder Hand.

Hanna hatte einen Fremden, nicht ihn, erwartet, sie erfaßte, bei seinem Anblick erbleichend, die Lehne des nächsten Stuhles.

Ein einfaches graues Kleid umschloß ihre weiche, schlanke Gestalt, und ihr dunkeles Wellenhaar umrahmte ungekünstelt ihr schmales, viel schmäler gewordenes Gesicht.

Hanna! Welt und Gesellschaft waren vergessen, ein einziger, jubelnder Schrei — und seine Arme breiteten sich ihr entgegen.

„Horst, Horst" — wie ein sehnsüchtiger Hauch flog der Name an sein Ohr.

Wo war all die bittere Zeit? Sie schmiegte sich in seine Arme wie einst — innig, ausdrucksvoll — der Welt entrückt.

Er hob ihr Gesicht und versenkte seine Augen in ihre Züge. Der liebliche Jugendausdruck war nicht mehr da, die knöcherne Hand der Sorge war darüber gefahren, und die Augen, die nie anders als liebkosend auf ihm geruht, sahen feucht und traurig in die seinen. „Mein armes, armes kleines Mädchen", und er küßte wieder und wieder das blasse Gesicht, das er lieben mußte, auch wenn die Furchen des Alters es durchkreuzen würden.

„Horst, lieber, lieber Horst", sagte sie immer wieder leise und sah zu ihm in die Höhe, als wolle sie diese teuern, lang entbehrten Züge in sich vergraben.

„Und Du zürnst mir nicht, Hanna, daß ich Dich verließ?" fragte er berauscht von ihrem Wesen, während er sie neben sich auf den Divan zog und alle seine heiße Liebe über sie ausströmte.

Hanna senkte ihr Gesicht, Horst bemerkte die feinen Linien, die sich um den Mund gezeichnet, und er küßte sie mit inbrünstiger Liebe.

„Hanna, Du hast viel gelitten?"

Sie blieb stumm, aber er fühlte eine heiße Träne auf seiner Hand.

„Du hast inzwischen Vater und Mutter verloren?"

„Ja, Vater und Mutter, das tat weh — und Dich, Horst — Dich — das tat noch weher."

Er nahm sie leidenschaftlich in seine Arme.

„Du hast mich nicht verloren Hanna, — ich verlasse Dich nie mehr — ich bleibe bei Dir, meine Liebe zu Dir ist nie gestorben — ich kann sie nicht aus meiner Seele reißen, sie ist mit mir verwachsen — ihre Wurzeln schlagen in mein Lebensmark — ich fühlte es nie mehr als heute. Ich war im Begriffe, der Familie zuliebe, mich mit der Gräfin Rühlen zu verloben, aber ich kann es nicht, Hanna, ich kann es nicht. Wenn ich zurückdenke, so ertrug ich doch nur alle diese Jahre, weil Du bei mir warst, weil Du mich begleitetest, weil Du mir so viel gegeben, daß ich davon zu zehren hatte in der Öde der Sierra, in den langen, heißen Tagen der Tropen, ja selbst in den Arbeitsstunden, wenn ich mich in neue Probleme versenkte und sonst alles vergaß. Hanna, bei Dir ist Ruhe — ich fand sie sonst nirgends in der Welt."

Das Mädchen lag, während er sprach, fest an sein Herz geschmiegt, aber sie sagte nichts, und ihre Tränen tropften heißer auf seine Hände.

„Ich werde mich nun nicht, wie ich es vorhatte, in Berlin habilitieren, Hanna," fuhr er redselig fort, „sondern in einer kleineren Universität, und was mir dort die Gesellschaft versagt, wirst Du mir ersetzen. Ich habe das Vermögen meiner Mutter, es genügt, auch wenn mein Vater mir alles entzieht."

„Aber Kind, warum sagst Du nichts?" unterbrach er sich plötzlich und richtete sich in die Höhe, „Du — Du hast doch keinen Mangel gelitten in all dieser Zeit?"

„Mangel? Meinst Du Mangel an Geld? mein Horst, ich verdiene mehr als ich brauche."

„Aber nun da Du meine Frau wirst, gibst Du alles auf — gleich heute. Es würde sich nicht mehr passen."

„Nicht mehr passen? — Ich tue nur das Gleiche, was Du tun wirst."

„O nein, Kind, nein das ist nicht dasselbe, verstehst Du das nicht?"

„Ich verstehe alles, was Du denkst, Horst," sagte sie mit einem wehen, müden Ausdruck, der den Baron frappierte und den er nie vergaß, „ich habe alle die einsamen, mühseligen Jahre darüber gedacht, mich in Dein Sein versenkt, ich weiß alles, was Dir not tut?"

„Ach, Hanna ich möchte Dich mit mir nehmen, gleich jetzt", sagte er leidenschaftlich, „mit Dir fliehen in irgend einen Erdenwinkel, damit sich nichts zwischen Deine und meine Seele dränge."

„Zwischen unsere Seelen dränge? Meinst Du eine Andere?"

„Nie, Hanna, nie, neben Dir gibt es kein zweites Weib, Du Sonntagsseele! Du Gottgeweihte! Möge er Dich behüten, bis ich wiederkehre. Ich darf doch

kommen morgen — morgen Abend — und dann immer — darf ich?“

„Ja, morgen, Horst, um dieselbe Zeit — Gott sei mit Dir und meiner Liebe“ — und dann schlang sie die Arme um ihn heiß und leidenschaftlich — bis sich endlich Augen und Lippen voneinander lösten und sie ihn sanft zur Türe schob. —

Draußen schlug der erste, rauhe Herbststurm durch die Straßen und jagte den Sommer über die Berge.

Am anderen Abend zur gleichen Stunde, eilte Horst, mit Rosen und Veilchen beladen, in die Steinstraße.

Hannas Türe war verschlossen. Die Hausfrau, bei der sie wohnte, sagte, sie sei vor wenigen Stunden abgereist. „Hier in dem Brief“, fügte sie hinzu, „wird sie es Ihnen geschrieben haben, daß ein Todesfall in der Familie — —“

Der Baron hörte nur halb, was die Frau sagte, er wußte, Hanna hatte keine Familie, und die eisige Ahnung packte ihn, daß sie möglicherweise geflohen sein könne — vor ihm — wie er einst vor ihr. —

Er barg den Brief an seine Brust, warf sich in einen Wagen und fuhr nach Hause. Er bebte, als er die Treppe hinauf ging, und bebend öffnete er im Zimmer angekommen den Brief. Und dann tanzten die Buchstaben wild durcheinander.

„Ich kann nie Dein Weib sein, Horst, niemals! Deine Liebe zu mir ist nur ein Teil Deines Selbst, und ich brauche, was ich gebe, ein großes, ungeteiltes Menschenherz. Daß ich so etwas ausspreche — und mich von Dir losreiße, Horst, wo mein ganzes seelisches Leben in Deinem Sein wurzelt, das ist, als ob eine Welt sich zum Untergange rüste, weil ein Gott es gebietet! Du wirst um mich trauern, mein armer, lieber Horst, ich weiß das — ein tragisches Verhängnis hat uns zusammengeführt, aber es gibt noch andere Dinge, die das Leben vom Manne fordert — werde ihnen gerecht! Meine Hand streichelt sanft über Deine Stirne — und nimmt all Dein Leid für sich. Lebe wohl. Sorge nicht um mich, Horst, ich kreuze nie mehr Deine Wege, aber ich denke Dein und liebe Dich.“

— — — — — — — — — — — — — —

Sechs Monate später feierte Horst v. Tieden auf Schloß Stetten seine Hochzeit mit der Gräfin Rühlen. Die Verhältnisse lagen so günstig als möglich, die Braut war elternlos, und der alte Baron Tieden hatte sie mit väterlicher Liebe in seiner Familie aufgenommen. Es ging alles herrlich!

Nur ein paar Augenblicke lang, bevor Horst seine Braut zum Altar führte, hielt er seinen Kopf ans Fenster seines Zimmers gepreßt und sah hinunter auf das kleine Haus mit den grünen Jalousien und der roten Mauer — da — da, wo Hanna gewohnt und wo es jetzt verödet und einsam war. Es lag ein stummes Elend über seinen Zügen, als er zum Altare schritt.

„Und nun, mein Sohn,“ sagte der Vater lächelnd, als sie aus der Kapelle traten und er ihm zu dem seltenen Glück gratuliert hatte, „nun gewöhne Dir auch die zu große Intimität mit Dir selbst ab — es kommt nichts dabei heraus, mein Junge, gar nichts. Es ist das ein Surrogat für Leute, die sonst nichts haben. Wenn man Karriere machen will, muß man Manches zertreten — äußerlich und innerlich.“

Aus alter und neuer Zeit.

Ein älteres Bonifatiusgedicht. Anläßlich der Bonifatiusfeier in Fulda, die am 4. Juni beginnt, ist uns aus unserm Leserkreis ein Gedicht übermittelt worden, das von dem Regierungsrepositar Ferdinand Wohlgemuth zu Fulda im Jahre 1841 bei Gelegenheit des Bonifatiusfestes in Fulda verfaßt und veröffentlicht worden ist. Ferdinand Wohlgemuth war 1789 zu Fulda geboren und ist 1855 daselbst gestorben. Aus dem längeren, „Klostergründung zu Fulda“ überschriebenen Gedicht seien die Schlußverse wiedergegeben. Sie knüpfen an die zweite Sendung Sturms durch Bonifatius in die „Buchenwüste“ an.

Hoch schon steht die neue Sonne,
Da erst aus der Ruhe Schoß
Mit verjüngter Lebenswonne
Windet er sich mutig los.
Klimmet Berge, steigt auf Höhen,
Forschet, spähet überall,
Und erhöret ist sein Flehen,
Und gefunden ist das Tal.

Offen vor dem trunk'nen Blicke,
Wie er's oft im Traume sah,
Liegt, geschützt vor Feindes Tücke,
Friedlich es und einsam da.
Und der Fulda klare Wellen
Schlängeln sich im Silberlauf,
Und die tiefen Felsenquellen
Schließen sich ihm liebend auf.

Hohe Berge sieht er ragen
In des Tales tiefem Grund,
Und des Herzens Pulse schlagen
Freudig für den Ordenbund.
Daß die Lehre froh gedeihe,
Mild entfalte ihren Reiz,
Pflanzet er mit hoher Weihe
Liebend auf das erste Kreuz.

. . . .

Und das Schwere ist gelungen,
Mutig ist das Werk vollbracht
Und die Palme ist errungen
Durch des Glaubens Wundermacht.
Milder wehen schon die Lüfte,
Neu erblühen Flur und Au,

Und der Lenz streut süße Düfte,
Es beginnt der Klosterbau.

Hochgeschwung'ne Äxte spalten
Bäume, wie die Schöpfung alt,
Durch der Menge rastlos Walten
Öffnet sich der finst're Wald.
Und die wilden Tiere fliehen
Bang und scheu den lichten Tag,
Und die blauen Wolken ziehen,
Wo die schwarze Nacht noch lag.

. . . .

Auf des nahen Berges Rücken
In des Morgens frischem Tau
Stehet Winfried, mit Entzücken
Ordnet er den kühnen Bau.
Rasch will er das Werk vollführen,
Und sein Wille wird zur Tat,
Tausend fleiß'ge Hände rühren
Sich geschäftig früh und spat.

In dem regen Baugewühle
Werden alle Kräfte kund,
Alles strebt zu einem Ziele,
Und es spricht des Frommen Mund:
„Wo entfernt vom ew'gen Gotte
Schrecklich in der Wüste Graus
Schweift die blutbefleckte Rotte
Gründ' ich dieses Friedenshaus.

Daß der Geister hehres Leben
Schön erblüh' an diesem Strand,
Will ich stille Zellen weben,
Wo, entrückt dem Sinnenland,
Sich der Geist mit leichten Schwingen
Zu dem Himmel froh erhebt,
Und in kühnem Aufwärtsdringen
Nach der Tugend Palme strebt.

. . . .

Christus' Worte sollen hallen
Durch die Fluren, durch die Au'n,
Leuchten soll es hoch vor allen
Klöstern in den deutschen Gau'n.
Vater, du, in blauen Höhen,
Der du bist der Schwachen Hort,
Höre du mein brünstig Flehen,
Laß es blühen ewig fort."

Aus Heimat und Fremde.

Frau H. Keller-Jordan, unsere hochgeschätzte und verehrte Landsmännin und Mitarbeiterin, begeht am 4. Juni d. J. ihren 70. Geburtstag. Auf Seite 150 ff. bringen wir eine Würdigung ihrer Bedeutung als Frau und Schriftstellerin. Zu besonderer Genugtuung gereicht es uns, daß wir gleichzeitig eine der geistvollen, psychologisch feinen Novelletten aus ihrer Feder, wie unsere Zeitschrift deren im Laufe der Jahre so manche bringen durfte, abdrucken und auch zwei nachgelassene Gedichte ihres leider zu früh dahingegangenen hochbedeutenden Sohnes Richard Jordan mitteilen können. — An dieser Stelle aber möchten wir nicht verfehlen, Frau Keller-Jordan herzlichste Wünsche abzustatten. Möge nach allen Stürmen ihrem Leben ein sanfter Abend beschieden sein. Möge sie die deutsche Leserwelt, möge sie auch uns noch mit mancher Gabe ihrer gereiften Kunst beschenken.

Hochzeitsgeschenk. Zur Vermählung des Kronprinzen, die am 6. Juni in Berlin stattfindet, hat der hessische Kommunallandtag als Hochzeitsgabe eine Nachbildung der im Unterstock der Gemäldegalerie zu Kassel aufbewahrten sog. „Ziegenhainer Kanne" in übergoldetem Silber anfertigen lassen. Wie aus dem Werk „Ältere Silberarbeiten in der Königlichen Sammlung zu Kassel", herausgegeben von Professor Dr. A. v. Drach (Marburg, Elwert, 1888) hervorgeht, ist die Kanne durch die Heirat des Landgrafen Heinrich von Hessen-Marburg mit Anna, der Erbtochter Philipps, des letzten Grafen von Katzenelnbogen, in den Besitz des hessischen Fürstenhauses gekommen. Bei der 1567 vorgenommenen Teilung der Silbergeräte schenkte Wilhelm IV. seinem Bruder Philipp, welcher die Niedere Grafschaft Katzenelnbogen erhalten hatte, auch die große katzenelnbogische Kanne. Nach dem Ableben Philipps gelangte sie wieder an den Landgrafen Wilhelm und wurde als der „katzenelnbogische Wilkomb" inventarisiert. Nur dem Umstand, daß sie im 18. Jahrhundert aus der Silberkammer in das Kunsthaus und von da in das Museum Fridericianum kam, hatte sie es zu verdanken, nicht gleich dem übrigen Silbergeschirr von den Franzosen 1807 eingeschmolzen zu werden. Die 40 Zentimeter hohe, reich verzierte Kanne steht auf drei kleinen Burgen als Füßen, eine Burg befindet sich auch als Schmuckstück am Henkel. Der Ausguß stellt einen Greifenkopf dar, der im Schnabel einen an einer Kette mit Schloß hängenden Stöpsel hält. Auf der äußeren Bodenfläche wie auch im Innern des Deckels sind Verzierungen in Form eines achteckigen Sterns angebracht. Im Innern steht vom Zentrum des Bodens aus eine dünne Röhre senkrecht empor, die nach Professor von Drachs Schilderung zum Aufstecken eines siebartigen Trägers für die Ingredienzien zur Herstellung von Würzwein bestimmt gewesen sein dürfte.

Historische Kommission für Hessen und Waldeck. Im Senatssaale der Universität zu Marburg hielt die Historische Kommission unter Vorsitz des Professors Freiherrn von der Ropp am 20. Mai ihre achte Jahresversammlung ab. Am Schluß der Besprechungen wies Herr Professor Varrentrapp auf den mit dem Sitzungstage

zusammenfallenden 100jährigen Geburtstag des in Darmstadt geborenen Historikers Gervinus hin. Näheres über die Versammlung werden wir nach Erscheinen des Jahresberichts bringen.

Hochschulnachrichten. Geheimer Medizinalrat Professor Dr. med. Mankopff, welcher der Universität Marburg 38 Jahre lang als Ordinarius angehört, ist auf seine Bitte zum 1. Oktober d. J. von der Leitung der medizinischen Klinik und den damit verbundenen Lehrverpflichtungen entbunden worden. — Dem Medizinalrat und Professor der Medizin Moritz Schmidt-Metzler in Frankfurt a. M. wurde von der theologischen Fakultät der Universität Marburg der Ehrendoktortitel verliehen. — Die Londoner Hanbury-Medaille, die alle zwei Jahre für besondere Verdienste in der Chemie oder Pharmakognosie verteilt wird, ist diesmal dem Geh. Regierungsrat Dr. phil. Ernst Schmidt, Direktor des pharm.-chem. Instituts der Universität Marburg, zuerkannt worden.

Bibliotheksübernahme. Die ungefähr 5000 Bände zählende Bibliothek der 1809 aufgehobenen Universität Rinteln ist der Universität Marburg als ihrer Rechtsnachfolgerin nunmehr zugeführt worden, wo sie geordnet und mit Namensregistern versehen werden soll. Die Rintelner Büchersammlung, die meistens aus Folianten besteht, enthält u. a. auch Leichenreden, die für die Familiengeschichte von Wert sind.

Denkmal. Am 28. Mai wurde in Fulda ein Denkmal für den Kaiser Friedrich in Gegenwart des Bischofs, der gesamten Geistlichkeit, der städtischen Behörden und des Offizierkorps in feierlichster Weise enthüllt. Das Denkmal, dessen Schöpfer der Bildhauer Kühne in Berlin ist, stellt den Kaiser als General im Felde mit Schirmmütze und in Stulpenstiefeln dar.

Todesfall. Mitten in der Blütenpracht seines elterlichen Gartens, in dem Hause, das von seinem für alles Schöne begeisterten Vater*) reizvoll erbaut und künstlerisch reich geschmückt ist, erlag in Kassel der Kgl. Hofmalermeister Karl Hochapfel, erst 51 Jahre alt, bei Beginn der Himmelfahrtswoche einem qualvollen Leiden. Er war ein seltener, eigenartiger Mann, ein liebevoller Gatte, ein besorgter Vater und treuer Sohn. Außergewöhnlich tüchtig in seinem Beruf, war er als Vorsitzender der Handwerkskammer und Obermeister unermüdlich bemüht, das Ansehen und die Interessen seines Standes zu heben und zu fördern. Seiner Vaterstadt als Stadtverordneter treu dienend, wirkte er auf allen Lebensgebieten, seiner idealen Veranlagung entsprechend, anregend und voller Eifer und Feuer. Hochgeschätzt war er deshalb bei seinen Freunden und auch bei seinen Gegnern. Niemand konnte ihm, dem ritterlich uneigennützigen Kämpfer, die Achtung versagen, und stolz waren seine Freunde auf ihn, denen er, in den Stunden der Muße, durch seine poetischen Gaben und durch seine Freundschaftlichkeit sein innerstes Wesen offenbarte und die er dadurch auf das höchste erfreute. Sein Andenken wird unvergessen bleiben. S.

*) Vergl. „Hessenland", Jahrg. 1903, S. 106.

Personalien.

Verliehen: dem Maler Karl Bantzer, Professor an der Kunstakademie zu Dresden, das Ritterkreuz 1. Kl. des Königlich Sächsischen Albrechtsordens mit der Krone; dem Rechtsanwalt Dr. Pfeiffer und dem Beigeordneten Müller, beide in Fulda, der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Metropolitan a. D. Klein zu Rauschenberg der Kronenorden 3. Kl.; dem Oberlehrer Schürmann an der Oberrealschule in Marburg bei seinem Übertritt in den Ruhestand, den Lehrern a. D. Wiegand in Kassel und Scherer in Salmünster, sowie dem Rentner Birnkammer in Fulda der Kronenorden 4. Kl.

Ernannt: Landrichter Dr. jur. Köhler in Kassel zum Landgerichtsrat; die Amtsrichter Reul in Rotenburg, Dr. Popper in Hanau und Schultz in Hess.-Oldendorf zu Amtsgerichtsräten; Gerichtsassessor Grau in Kassel zum Landrichter in Hanau; Gerichtsassessor Frhr. von Hiller in Kassel zum Staatsanwalt in Königsberg i. Pr.; Erster lutherischer Pfarrer Hamel in Gemünden zum ersten Pfarrer in Rauschenberg; Pfarrverweser Brehm in Orferode zum Pfarrer in Haueda und in Ersen; Pfarrer extr. Bachmann in Hofgeismar zum Pfarrer in Deisel; Pfarrverweser Junker in Hohenzell zum Pfarrer daselbst.

Geboren: ein Sohn: Professor Dr. Ludwig Bach und Frau Anna, geb. Schumacher (Marburg, 17. Mai); Diplomingenieur A. Nägel und Frau Lulu, geb. Jacobi (Dresden, 17. Mai); Rechtsanwalt Dr. Richard Scheele und Frau Käte, geb. Kurt (Frankfurt a. M., 19. Mai); — eine Tochter: Oberpräsidialrat Mauve und Frau, geb. von Gehren (Kassel, 15. Mai); Fabrikant Friedrich Habich und Frau Hedwig, geb. Streit (Veckerhagen, 19. Mai).

Gestorben: Kaufmann Hermann Eichler, 59 Jahre alt (Kassel, 16. Mai); Praktischer Arzt Dr. med. Karl Roser (Wiesbaden, 16. Mai); Rentner Jakob Seebinger, 80 Jahre alt (Marburg, 17. Mai); Pastor Lic. theol. Paul Theodor Groß, 64 Jahre alt (Wetter, 17. Mai); Oberlandesgerichtssekretär Wilhelm Weitzel, 50 Jahre alt (Kassel, 18. Mai); Frau Maria Schirmeyer, geb. Offszanka, 34 Jahre alt (Fulda, 20. Mai); verw. Frau Mathilde Dörlam, geb. Lederer, 74 Jahre alt (Marburg, 23. Mai); Polizeikommissar a. D. Christoph Schmitt, 74 Jahre alt (Kassel, 23. Mai); Frau Marie Mühlhausen, geb. Mühlhausen, 66 Jahre alt (Kassel, 24. Mai); Fräulein Emma Wangemann, 73 Jahre alt (Kassel, 24. Mai); Königl. Rentmeister Rechnungsrat Johann Heinrich Uffelmann (Eschwege, 28. Mai); Eisenbahn-Kanzlist I. Kl. Karl Emil Wenning, 62 Jahre alt (Kassel, 28. Mai); Königl. Hofmalermeister Karl Hochapfel, 51 Jahre alt (Kassel, 29. Mai); Rentner Louis Wertheim (Kassel, 29. Mai).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 12. XIX. Jahrgang. Kassel, 16. Juni 1905.

Mahnung.

Versuch' die Rose nicht zu brechen,
Eh' sich ihr Kelch dir voll erschließt.
Versenge nicht mit heißen Gluten,
Was schüchtern sprosset und ersprießt.
O ahntest du das süße Beben
In einem Herzen, jung und rein,
Du würdest dir dein Knösplein hegen,
Du würdest nicht so stürmisch sein. —
Wie oft sah Rosen ich entblättert,
Vom Sturm verweht am Wegesrand;
Die aus dem Schutz der zarten Hülle
Gesprengt des Mannes rauhe Hand. —
Voll Ehrfurcht schaue das Erwachen
Des Blumenkinds zu Lieb und Lust,
Und dann erst birg, ein stolzer Sieger,
Die volle Rose an der Brust. —

Marburg. **Emma Braun.**

Nacht.

Es schweigt die Welt.
Die dunklen Felder schlummern.
Leis rauscht der Wald,
Das Wasser singt im Traum.
Und übers nächtliche Gefild
Spannt friedekündend
Sich ein weites Leuchten.
Da zieht ein Ahnen
Durch den Weltenraum,
Nur bebend ringt
In schmerzerfüllter Lust
Sich ein Gebet
Aus tiefster Brust:
Du hehre Macht,
Die durch das Weltall webt,
Zu der sich flehend
Meine Seele hebt:
Gib mir das Licht . . . .

Gießen. **Josef Wenz.**

Heimkehr.

Wie hat sich's gesehnt,
Gebangt, geeilt,
Den schnellsten Weg genommen!
Und siehe, und sieh,
Da ist es schon
Zum Glücke heimgekommen.

Nun rastet das Herz,
Und zage geht's
Durch stille Abendgassen,
Nun traut es sich nicht,
Sein großes Glück
Von neuem zu umfassen.

Weimar. **Willy Schäfer.**





Einiges über die Territorien und deren Verfassung und wirtschaftliche Verhältnisse im Mittelalter.

Von Heinrich Keßler.

Unter dem Einfluß des Lehnwesens waren die deutschen Fürsten aus absetzbaren Reichsbeamten zu erblichen Landesherren geworden. Den Inhalt der landesherrlichen Gewalt bildeten die herzoglichen, markgräflichen und gräflichen Befugnisse. So weit diese reichten, hatte die unmittelbare Staatsgewalt des Königs sich in eine bloße Lehnsherrlichkeit verwandelt. Das Reichsregiment beschränkte sich in den Territorien fortan auf die nicht zu den Amtsbefugnissen der Herzoge, Markgrafen und Grafen gehörenden Hoheitsrechte. Indem die Krone allmählich eine Reihe dieser Rechte zugunsten der Fürsten aufgab, erweiterte sich die landesherrliche Gewalt zur Landeshoheit. Der Abschluß der lehnsherrlichen Entwickelung auch für die geistlichen Fürsten fällt in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts, für die Ausbildung der Landeshoheit in das 13. Jahrhundert. Die Zahl der in den einzelnen Händen vereinigten Hoheitsrechte war sehr ungleichartig, auch brachte es das Wesen des Feudalstaates mit sich, daß nicht nur zahlreiche Kondominatsverhältnisse vorkamen, sondern auch in einunddemselben Gebiete die von der Krone aufgegebenen Hoheitsrechte in verschiedenen Händen sein konnten. Da die landesherrliche Gewalt im allgemeinen ihren Ausgang von dem Reichsfürstentum, also dem Grafenamt, genommen hatte, so wurde in solchen Fällen geteilter Hoheitsrechte meistens der Inhaber der hohen Gerichtsbarkeit als der eigentliche Landesherr angesehen. Seit dem Verfall der öffentlichen Gerichtsbarkeit gelangten neben nicht gefürsteten Grafen vielfach auch bloße Grundherren, weltlichen wie geistlichen Standes, in den Besitz der hohen Gerichtsbarkeit und so zu einer beschränkten Landeshoheit. Es war wie ein Eistreiben auf einem mächtigen Strome zur Frühlingszeit; Scholle bewegte sich neben Scholle nach Sprengung der einheitlichen Decke, und von tausend Einzelheiten hing es ab, ob kleine Schollen zu größeren zusammenwuchsen, vereinzelt blieben, oder gar zerrieben der Vernichtung anheimfielen. Der Kampf der Fürsten gegen diese kleinen Gewalten und deren Überwindung durch die Einführung des landesfürstlichen Beamtentums ist von wesentlicher Bedeutung für die Entwickelung der Landeshoheit und ihre spätere Umbildung zu einer wahren Staatsgewalt gewesen. Die Hauptaufgabe der Herzoge war die Fürsorge für den Landfrieden, darum konnten sie, wie ehedem die Königsboten, alle geistlichen und weltlichen Großen ihrer Provinz zu Landtagen entbieten, die sich aus Landfriedenstagen zu gesetzgebenden Versammlungen und aus Landfriedensgerichten zu herzoglichen Hofgerichten entwickelten. In den Bistümern und Abteien nehmen die Herzoge die Vogteien als ein ihnen von selbst zustehendes Recht in Anspruch. Den Herzogen und Markgrafen sind die übrigen Fürsten in dem Erwerb der Landeshoheit alsbald nachgefolgt, später auch viele Inhaber nicht gefürsteter Grafschaften oder mit Grafenrechten ausgestatteter niederer Grafschaften, wobei neben dem Grafenamt oder doch dem Blutbann insbesondere der Besitz von Vogteien, die Obermärkerschaft und großer Grundbesitz entscheidend waren.

Die Dörfer des ursprünglich germanischen Volksgebiets sind nicht in herrenlosen und unbewohnten Öden, sondern auf stark bevölkertem, unter Weidewirtschaft und sporadischem Ackerbau der Stammesgenossen stehendem Volkslande angelegt, den Ansiedlern hat deshalb von Anfang an ein bestimmtes Terrain zur ausschließlichen Verfügung ausgeschieden werden müssen. Der nicht den einzelnen Stammesgenossen überwiesene Rest des Volkslands blieb als Allmende bestehen. Sie diente als offene Hutung und Waldung der gemeinsamen Benutzung der Dorfgenossen. Es blieben je nach Umständen Forsten, Weidegründe, Heiden und Moore von größerer oder geringerer Erstreckung liegen. An diesen konnte den Dorfgenossen Nutzungsrecht zustehen. Alle Berechtigten waren dadurch Markgenossen und nahmen teil an der Verwaltung der Nutzungsrechte und an der Gerichtsbarkeit über die Markgrundstücke; sofern nicht dieses Volksland — die Waldungen und Öden — Anschluß an die einzelnen Dorf- und Ortsgemeinden fand, blieb es im ausschließlichen grundherrlichen Besitz. Als später die ursprünglich freien Bauern den Grundherren unterworfen wurden, erhielten diese das Obereigentum wie über die Hufen so auch über die Allmende, sie wurden Obermärker.

Der Einfluß des Lehnrechts beseitigte das Recht des Königs, die Fürstentümer durch einseitige Erteilung von Exemtionen zu schmälern oder durch Unterwerfung unter einen andern Fürsten zu mediatisieren. Das Fürstentum verschmolz mit dem Familienvermögen des fürstlichen Hauses und wurde demselben Erbrecht wie dieses unterworfen. Im Jahr 1130 erteilte der König Lothar in einer feierlichen Versammlung der Reichsfürsten zu Quedlinburg dem Enkel Ludwig des Bärtigen, Ludwig I., welcher auch ein Graf von Hessen war, die Fahnen der Landgrafschaft von Thüringen.

Seit Anfang des 12. Jahrhunderts wird von Landgrafen gesprochen. Sehr verschiedene Ansichten sind über den Ursprung und die Bedeutung des Wortes aufgestellt, man hat zum Teil eine neue Gewalt, ein neues Amt unter dem Namen finden wollen. Doch wenigstens nur in sehr beschränktem Maße ist dies der Fall. Die Bezeichnung eines gräflichen Gebietes im alten Sinne als Land, Landschaft (regio, provincia, patria) ist immer üblich gewesen. Daran hat offenbar der neue Sprachgebrauch sich angeschlossen. In zwei Landschaften des mittleren und des südlichen Deutschlands, wo eine gräfliche Gewalt von weiterem Umfang sich behauptet oder neu gebildet hat, in Thüringen und Elsaß, ist fast gleichzeitig der Name angewandt worden, aber erst in den Tagen Lothars.

In Hessen war die Grafschaft eine Erbschaft geworden. Als mainzisches Lehen war sie von den Grafen von Grüningen auf die Grafen von Gudensberg, von diesen auf die Landgrafen von Thüringen (1130—1247) und von diesen auf das hessische Fürstenhaus übergegangen.

Weshalb war wohl der Kaiser Lothar im Interesse des deutschen Reiches genötigt, Ludwig I. mit der Landgrafschaft Thüringen zu belehnen? Zwischen der politischen Notwendigkeit der deutschen Reichseinheit und dem wirtschaftlichen Zustand der Nation bestand ein klaffender Widerspruch. So weite Räume, wie Deutschland sie damals einnahm, ließen sich mit den schwerfälligen Mitteln eines geld- und straßenlosen Bauernvolks von einem Mittelpunkt aus gar nicht regieren. Der Kaiser war also zu einer wandernden Residenz gezwungen, und da er kein Mittel hatte, seine Beamten und Krieger in Geld zu besolden, so mußte er sie mit Land statt mit Sold ausstatten. So entstand die Lehnsverfassung als ein Versuch, mit den Hülfsmitteln einer unentwickelten Zivilisation verhältnismäßig große Räume zu organisieren, und die mangelnde Staatsgesinnung durch ein Netz persönlicher Treuverpflichtungen zu ersetzen, freilich auf die unvermeidliche Gefahr hin, daß das Amt, der Beruf, das verlehnte Land zum erblichen Besitz des Geschlechts wurden und daß dieses dann auch die Amtsbefugnisse als seinen Besitz, als einen Zubehör der Grundherrschaft betrachtete und das Bewußtsein seiner Amtsstellung und Amtspflicht rasch verlor.

(Fortsetzung folgt.)

Henriette Keller-Jordan.

Zu ihrem 70. Geburtstag.

Von Dr. Wilhelm Schoof.

(Schluß.)

Mit der im folgenden Jahre (1887) erschienenen Novellen sammlung „Aus der Gegenwart“ kehrte Henriette Keller-Jordan zum erstenmal auf europäischen Boden zurück. Es sind dies drei Novellen „Ein Traum“, „Im Bann der Liebe“ und „Er und Sie“, die insofern inhaltlich nicht sehr verschieden voneinander sind, als in allen der Konflikt einer großen, gewaltigen Liebe wiederkehrt; die, so ähnlich sie im Grundton sein mögen, alle unsere Teilnahme und das lebendigste Interesse erregen. Am höchsten steht vielleicht die erste. Hier weiß H. Keller-Jordan den Zauber einer italienischen Landschaft ebenso reizvoll wiederzugeben wie die Seelenstimmung der Menschen, die sie bewohnen. Auch hier wieder das Problem einer ehelichen Treue — eine Witwe, die ihren Mann nie geliebt hat, wird durch Testamentsbestimmung gezwungen, sich nicht wieder zu verheiraten — im Konflikt mit einer höheren Liebe. Leider wirkt die grelle Tragik hier nicht versöhnend und erhebend genug. Bei dem unerschöpflichen Reichtum ihrer Phantasie hätte die Dichterin leicht eine andere Wendung herbeiführen können.

Noch im gleichen Jahre veröffentlichte Henriette Keller-Jordan ihren einzigen auf hessischem Boden spielenden Roman „Die Grubers“, den Hermann Lingg für einen der besten deutschen Romane erklärte. In der Tat vereinigt er alle Vorzüge der Dichterin in sich: Reinheit und Klarheit des Stils, feine Charakteristik, Lebendigkeit und Anschaulichkeit des Dialogs, große Gestaltungskraft und starke Konzentration der Handlung. Der Roman führt uns in die Zeit der Verfassungskämpfe an den kurfürstlichen Hof Wilhelms II., als die Gräfin Reichenbach mit ihrer Günstlings- und Intrigenwirtschaft am hessischen Staatsruder stand. Hier entwirft die Dichterin Charakterschilderungen von

feinster, psychologischer Gliederung, aber sie verschmäht es — im Vergleich etwa zu Heinrich König — ihren Stoff sensationell auszubeuten, sondern entrollt ihn mit feinem künstlerischen Takt, ohne jede Aufdringlichkeit und dennoch tief eindringend, in wirksamer Zurückhaltung und Mäßigung meisterhaft vor dem Leser. Zwar fehlen diesmal die farbenprächtigen Bilder — die Naturumgebung tritt fast ganz hinter der Seelenentwicklung zurück —, aber wie trefflich sitzt jeder Strich, wie versteht sie es, in markigen Zügen und in gedrängter Kürze unendlich viel zusammenzufassen und den Mittelpunkt der Handlung stets im Auge zu behalten. Dieser Roman ist charakteristisch für ihre dichterische Eigenart. Ein anderer — mittelmäßiger oder moderner — Dichter hätte zweifellos mehrere Bände aus einem so drastischen Stoff fabriziert und den Stoff recht pikant ausgeschmückt — ganz anders Henriette Keller-Jordan. Ihr wäre es gewiß eine Kleinigkeit gewesen, die Handlung zu einem mehrbändigen Roman auszuspinnen, aber sie widersteht dieser Verlockung ebenso, wie sie sich nie in sinnliche Verirrungen verliert und neben der lockendsten Verführung stets Reinheit und Keuschheit der Charaktere bewahrt. Daraus entspringen zwei Vorzüge, die nicht zu unterschätzen sind: sie verschmäht es einmal, ihren Ruhm in Vielschreiberei zu suchen, sodann ist ihre Dichtung reine vornehme Kunst, nicht auf Effekte und Beifall der Geschmacksrichtungen berechnet. Deshalb hat sie auch mit den sogenannten „Richtungen“ oder „ismen“ gar nichts zu tun, sie hat den Weg nach den hohen Zielen ihrer Kunst selbst gefunden. In dieser Beziehung ist sie eine große Dichterin.

Zwischen dieses und das nächste Werk fällt ihre Reise nach Spanisch-Amerika, das sie ein Jahr lang (1887—88) zum Zwecke kulturhistorischer Studien besuchte. Eine Frucht dieser Reise waren eine Reihe von Aufsätzen über die Dichter Campoamor und Alarcón, die sie in der „Beilage zur Münchener Allgem. Zeitung“ veröffentlichte. Auch schrieb sie ein schönes Geleitwort zu der von Joseph Mager besorgten Übersetzung der Werke Campoamors. Aber auch ihre dichterischen Arbeiten waren durch diese Reise befruchtet worden. Ihr 1888 erschienener Novellenband „Transatlantisches“ läßt das deutlich erkennen. Namentlich die erste der drei Novellen „Oktave an Lenore“ mutet so frisch und unmittelbar an, als ob sie auf dem Meere geschrieben wäre. Welche Fülle von prächtigen Bildern und Vergleichen, welche Kraft des inneren Schauens und tiefer, reifer Gedanken tritt uns hier entgegen. Es scheint, als ob die Dichterin hier auf dem Gipfelpunkt ihrer Seelen- und Naturschilderung angekommen wäre.

1891 schuf sie den auf europäischem Boden spielenden Novellenband „Lebenstiefen“. Wieder drei Novellen in der bekannten prägnanten Kürze, wieder steht die eheliche Treue im Konflikt mit einer höheren Liebe im Vordergrund der Interessen, wieder weht durch alle drei diese ernste Resignation, die so charakteristisch für die Dichterin ist, diese wehmütige Seelenstimmung, die ihren Werken einen so eigenartigen Reiz verleiht, die aber nie schwächlich oder sentimental ausklingt, sondern immer männlich bleibt, oft herb ist. Auch hier wieder bei aller Glut der Leidenschaft jener Hauch von Reinheit, der über dem Ganzen schwebt, aber auch hier leider wieder der Zug zum Tragischen und Phantastischen. Die bedeutendsten sind wohl die beiden ersten „Ein dunkles Schicksal“ und „Fulvia“. Sie enhalten meisterhafte Charakterenzeichnung — so die Aga's neben Fulvia, nicht minder wie die Ralphs und Charpiers — und zeugen von genauer Kenntnis des Künstlermilieus.

1893 folgte ihr großangelegter Roman „Ausgewanderte“. Auch hier bildet der Konflikt einer durch starre Gesetzgebung äußerlich gebundenen Ehe mit einer wahren Liebe den Mittelpunkt der Erzählung. Aristea will sich von ihrem Mann scheiden lassen, aber dieser versteht es, allerlei Intrigen zu erfinden, um die Scheidung hinauszuziehen und namentlich um eine Vereinigung mit ihrem Geliebten Dr. Welser zu verhindern. Auch hier sind die Charaktere gut gezeichnet, namentlich in der Gegenüberstellung von Aristea und Missis Dare, Carrington, Kostrow und Welser, aber es dünkt uns, als ob hier nicht die gleiche Straffheit der Komposition und liebevolle Versenkung in das Milieu durchgeführt wäre. Angenehm berührt der versöhnende Ausgleich des Ganzen, der ihren früheren Dichtungen leider oft fehlt.

Daneben ist H. Keller-Jordan während ihres Münchener Aufenthaltes vielfach journalistisch tätig gewesen. Sie schrieb 12 Jahre lang für das „Magazin für Literatur“, für die deutsche Zeitung „Germania“ in Mexiko und andere Blätter die Theaterberichte über Aufführungen im Hof- und Residenztheater zu München, für die „Germania“ in Mexiko jahrelang Berichte über Kunst und Wissenschaft, war Mitarbeiterin an der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ wie an Otto Brauns „Cottaschem Musenalmanach“ u. a. m. Auch half sie das „Hessenland“ mitbegründen. Die erste Nummer ziert eine Novelle aus ihrer Feder.

So liegt heute ein reiches, arbeitsames Leben hinter der Jubilarin. Wenn auch viele Stürme über sie hinbrausen mußten, um ihre Künstlernatur zu voller Reife zu bringen, so kann sie doch mit Genugtuung und Stolz auf die Früchte ihres Lebens zurückblicken und sich ihre schönen Worte aus den „Grubers“ ins Gedächtnis zurückrufen: „Wenn der Schmerz nichts Vertiefendes hätte, dann läge ja keine Gerechtigkeit

in der ungleichen Austeilung der irdischen Güter." H. Keller-Jordan ist eine der edelsten und sympathischsten Frauenerscheinungen aus Hessenstamm. Sie erinnert in gewisser Beziehung an ihre heimgegangene Landsmännin Malvida v. Meysenbug. Bei beiden jene voll ausgereifte, geklärte Persönlichkeit, bei beiden diese vollkommene Hingabe an ein hehres Ziel, dieser starke Glauben an ein veredeltes Menschengeschlecht und dieses Kämpfen um ein Glück in der Idee. Wir können mit Recht auf solche Hessinnen stolz sein, namentlich in einer Zeit, wo der Idealismus immer spärlicher wird.

Morgenstunden in der Kasseler Galerie.

Von Hans Altmüller.

III. (Schluß.)

Das flämische Genrebild wird bei uns hauptsächlich durch Jacob Jordaens und die beiden berühmten Bauernmaler Adriaen Brouwer (Brauer zu sprechen) (1606—1638) und David Teniers (1610–1690) vertreten. Jordaens wird erst verständlich als Nachfolger von Rubens, die beiden Bauernmaler stehen aber ganz für sich da, jeder durchaus verschieden. Brouwer hat mehrfache Beziehungen zu Holland. Er kämpfte, trotzdem er ein geborener Flamländer war, auf holländischer Seite gegen die Spanier, trat als Komödiant in einer holländischen Schauspielertruppe auf und lehnt sich auch in seiner Kunst mehr dem Land seiner Wahl zu. Grob, ungeschlacht, derb und grotesk, wie er offenbar selbst war, sind auch seine knotigen Bauern, die im Wirtshaus sitzen, trinken, rauchen, spielen und sich prügeln, aber voller Leben, voll urwüchsiger Kraft und von einem gewissen lümmelhaften Humor. Diese plump zugehauenen Gesichter mit dem scharfeckigen Nasengebirge, sehen wie Hanswurstmasken aus, machen aber eben auch als solche einen halb spaßhaften Eindruck. Vor dem Bizarr-Häßlichen und dem absolut Unästhetischen schreckt dieser Künstler nicht zurück. Auf unserem Bild, das eine energisch bunte, kecke Farbe hat, ist der Schleim des ausspeienden Bauernrüpels getreulich festgehalten. Weit manierlicher stellen sich die vergnügten Bauern Teniers' dar. Wir sehen sie schon meist in größerer Menge, auch besonders im Freien, wo sie Kirmes feiern, tanzen und zechen. Eine weite Landschaft umgibt sie, und das Kolorit ist von einem bräunlichen Ton oder einer matten Helligkeit. Wenn Teniers phantastisch sein will (wie auf der bekannten Versuchung des heiligen Antonius in Dresden) wird er unsäglich nüchtern; und wenn er gar religiöse Themata anschlägt, wie auf unserem Bild des Pilatus mit Christus und den Juden, kann er nur gewöhnlich sein. Seine große Fruchtbarkeit — man zählt 1000 Bilder von ihm — erscheint nicht so erstaunlich, wenn man den Charakter seiner Kunst erwägt. Von unseren Bildern ist wohl der große Bauerntanz vor einem Wirtshaus das beste. Auf einem anderen, den lustigen Kartenspielern, berührt er sich merkwürdigerweise mit Brouwer. Das Nasenungetüm, was rechts aus der Kellertür schmunzelnd hervorkommt, scheint irgend einem Brouwerschen Bild aus dem Rahmen gelaufen zu sein.

Sehr fein ausgeführte Leistungen auf dem Gebiet des Sittenbilds, das hier zugleich in das Fach des Porträts schlägt, sind die beiden Gruppenbilder von Gonzales Coques (1618—1664). Namentlich „Der junge Gelehrte und seine Schwester", zarte, elegante Menschen, denen man ihre vorwiegende Beschäftigung mit geistigen Dingen ansieht, haben etwas höchst Sympathisches. Wie interessant auch die Einrichtung ihres Zimmers mit der behäbigen Eleganz, das Spinett, die Tapete, die Bilder, und dazu der malerische Blick in die Bibliothek nebenan!

Über alle diese Künstler aber wächst nun einer empor wie ein Turm über Häuser, mächtig und stolz und mit weiterem Gesichtskreis als die anderen: Peter Paul Rubens (1577—1640); auch äußerlich schon durch den ehrenvollen Glanz seiner Stellung alle übrigen flämischen, ja in dieser (und nicht einmal einzigen) Beziehung auch sogar alle holländischen Maler weit hinter sich lassend. Denn Rembrandt, Frans Hals und Ruisdael endeten in großer Armut und die beiden letzten gar im Spital. Rubens aber lebte als Fürst und erhielt politische Aufträge. Schon sein Name klingt wie Ruhm, Pomp und Triumph. Seine Kunst hat etwas Siegreiches, Lautes, Schmetterndes, wie Trompetenschall. Er tritt auf, wie die Könige in der alten Bravouroper auftreten. Seine Gestalten brauchen Raum und können sich nur in prächtigen Hallen bewegen, ihre festen Tritte verlangen Marmorböden oder heroische Landschaften. Mit ihren kolossalen Muskeln machen sie sich überall Platz. Sie strotzen von Kraft, Gesundheit und Lebenslust. Auch die Farbe hat etwas Saftiges, Freudiges, Strahlendes. Es ist, als hätte die niederländische Nation alles, was sie äußerlich je erreichen konnte, in Rubens konzentriert. Über seinem Bild schwebt die Barockfigur der Fama und stößt in die Posaune. Denn barock im günstigsten Sinne ist seine Kunst allerdings, eine Kunst des üppig-höfischen Prunkes und eines riesenmäßigen

Lebensgenusses. Rembrandt lebte zu gleicher Zeit wie Rubens; aber bei dem großen Holländer wäre es doch ganz unmöglich, von Barockstil zu reden, für den gerade Rubens wie geschaffen war. Und doch, trotz allen Niederländertums und allen Zeitgemäßen bei Rubens, hat der Begriff des Milieus hier nur sehr beschränkte Geltung. Jeder große Mensch bringt etwas absolut Neues und Freies mit auf die Welt, das kein Schlagwort je erklären kann. Er ist eben ein Wunder. Und Rubens war ein solches Wunder. Denn wenn er auch vor allem der brillante Barockmaler war, so konnte er doch eigentlich alles. Seelenvoll und ergreifend ist er auf dem Bild „Christus und die Sünder" in München, gigantisch, fast wie Michelangelo, auf seinem Jüngsten Gericht (ebenfalls in München), galant und romantisch zugleich, wie Ariost als Dichter, auf dem „Liebesgarten" in Dresden und tief poetisch und geheimnisvoll auf unserem köstlichen Gemälde der „Flucht nach Ägypten". Er malt Historien, Porträts, Landschaften und Genrebilder. Er ist der fruchtbarste Maler in der gesamten Kunstgeschichte. Nicht weniger als 1300 Bilder hat er gemalt.*) Und unerschöpflich wie seine Malerei erscheint seine Kraft, seine Vielseitigkeit und sein Reichtum.

Rubens ist der einzige Niederländer, der Sinn für ideale Formen hatte. Er ist auch der einzige, der nicht umsonst in Italien war. Trotzdem aber schadet ihm der Vergleich mit den großen Italienern. Denn seine Kraft ist doch vielfach nur eine materielle, weniger eine geistige. Viele seiner Gestalten würden besser im Boxerkampf als in einer platonischen Akademie bestehen. Wie viel Satyrn und betrunkene Herkulesse hat er gemalt, deren Geist doch nur Weingeist ist! Ein großer Teil seines Werkes ist eine kolossale Apotheose der Sinnlichkeit; enorme Massen von Fleisch hat er aufgeboten. Aber keins seiner Bilder gibt es wohl, das nicht in der Wurzel vollgesund, genial und ehrlich wäre. Seine Gestalten leiden förmlich an Gesundheit, nämlich an überschüssiger. Sie können sich nicht lassen vor berstender Lebenskraft.

Unser schon erwähntes Gemälde der „Flucht nach Ägypten" bildet in mehrfacher Hinsicht eine Ausnahme unter Rubens' Werken. Es ist ausnahmsweise klein und zeigt den Meister von einer seltenen Feinheit der Stimmung. Das Bild beweist auch, daß das wahrhaft groß Gedachte durchaus keines großen Raumes bedarf, um sich zu offenbaren. Wäre es sechsmal so groß, würde es zwar ebenfalls eine starke Wirkung tun, in seinem kleinen Rahmen aber wirkt es nicht weniger, vielleicht sogar noch mehr, durch das Versteckte und Intime des Stoffes, das der Kleinheit entspricht. Durch das schweigende Waldesdunkel, das vom Licht des göttlichen Kindes durchschimmert wird, während fern am Rand des Waldes der Mond im Teich sich spiegelt, wandelt, von eifrigen Engeln geleitet, die heilige Familie einher. Sie durchschreitet einen Bach. Ein Engelknabe führt den Esel, der die Madonna mit dem Christuskind trägt, ein kleinerer Engel in der Luft weist den Weg. Das romantische Gefühl der scheuen Flucht, das einen Ausgleich findet durch den Schutz der deckenden Waldnacht und die Fürsorge der himmlischen Geister, wird aber wieder gesteigert durch die ferne Erscheinung des reitenden Verfolgers (rechts im Hintergrund). Das Bild ist ganz vollkommen schön in seiner märchenhaften Poesie, der prachtvollen Komposition, Zeichnung, Beleuchtung und Farbe. Und wie bewundernswert ist die Bewegung gegeben! Namentlich in der mächtig plastischen Gestalt des Josef mit ihrem grandios gefalteten Mantel! Sehr unerheblich ist es, wenn man in diesem Meisterwerke Reminiszenzen findet. Es ist ja möglich, daß sich Rubens durch die allerdings auch ganz köstliche „Flucht nach Ägypten" von Adam Elsheimer (in München) hat inspirieren lassen. Auch könnte man in den Beleuchtungseffekten Anklänge an Correggio finden. Alles dies ist aber so in der spezifisch Rubensschen Art und Weise aufgegangen, daß man kaum daran denkt. Ganz neu ist ja auch die pyramidale Komposition und vor allem die Größe der Auffassung, die Pracht der Gestalten. Wie königlich sitzt Maria da! Wie durchdringend leuchtet, ja blendet das Rot und Blau ihrer Kleidung! Übrigens ist es eine mir auffällige Erscheinung, von der ich aber nicht sagen kann, ob sie auf Zufall oder etwa kirchlicher Tradition beruht, daß bei unzähligen, namentlich italienischen Madonnen, jedesmal ihr Kleid rot und ihr Mantel blau ist. Auch hier finden wir das Gleiche. Unser Bild ist, was selten bei Rubens vorkommt, mit seinem Namen bezeichnet (rechts unten in der Ecke).

Neben dieser Perle unter den Werken des Meisters fallen unsere anderen Rubensbilder ab, so brillant sie auch alle gemalt sind. „Der Triumph des Siegers", meisterhaft ausgeführt, aber gedrückt in der Komposition, erscheint doch seinem Gehalt nach zugleich roh und allegorisch-frostig. Die Gruppe „Jupiter und Kallisto" zeigt Rubens in der Figur der schönen Nymphe auf seiner vollen Höhe, nicht nur in Modellierung und Karnation, auch in der Feinheit des Gesichtsausdrucks. Auch ist die Landschaft hervorragend. Unser „Meleager" übertrifft wohl das Münchener Bild um ein Erhebliches. Wie rosig durchglüht erscheint die erfreute Atalanta, der ein so edelschöner Jüngling den erlegten kalydonischen Eber bringt! Und wie stupend ist dieser Eberkopf selbst gemalt! Auch die beiden anderen

*) Von Rafael existieren etwas über 200 Werke.

Gestalten sind großartig, der wilde dunkle Furienkopf und der strotzende Hornbläser. Unter den Porträts ist das des jungen Kavaliers besonders treuherzig und das des Mannes in orientalischer Kleidung besonders interessant. Dieser dicke Türke, der Messire Nikolas de Respaigne, der, in Venedig wohnend, vielleicht wirklich orientalische Erinnerungen hatte oder sich nur gern maskierte, in Lebensgröße eigenhändig vom Meister gemalt, aber zugleich als Studie dienend, zeigt uns die pomphafte Derbheit in der Porträtauffassung des großen Flamländers auf höchst unverfrorene Weise. Eine dickhäutige Gemeinheit im Gesicht, steht dies Prachtexemplar eines massiven Parvenus breitspurig vor uns, als einer, der's „dazu hat“. Wenn die große Madonna mit den reuigen Sündern völlig von Rubens wäre, wie sie teilweise, mindestens dem Entwurf nach, sicher von ihm herrührt, sonst aber wohl von seinem großen Schüler Van Dyck ausgeführt scheint, so hätten wir noch eins von seinen schönsten Werken in unserer Galerie.

Rubens und Van Dyck! Das ist fast wie Tokayer und Limonade. Oder edler ausgedrückt: wie ein kühner Ritter und ein zarter Page. Schwach aber erscheint Anton van Dyck (1599—1641) nur neben Rubens. Für sich betrachtet, macht er einen keineswegs schwächlichen Eindruck. Seine religiösen Bilder freilich kann man gar nicht ohne den Gedanken an Rubens betrachten. Doch ist Van Dyck ja vor allem Porträtist und als solcher der größten einer. Feinfühliger wie Rubens, noch aristokratischer in seiner exklusiven Auffassung, nervös, vornehm, verwöhnt, der launenhafte Liebling des englischen Adels, der Hofmaler König Karls I., hat dies flämische Glückskind in zahllosen eleganten Porträts seiner Unsterblichkeit selber gleichsam einen glanzvollen Hofstaat geschaffen. Ein diskretes Parfüm geht von diesen Bildnissen aus. Es knistert von Seide. Weiche Schuhe hört man über Teppiche gehen, und verschwiegene Gedanken und Wünsche liegen in der Luft. Eine Atmosphäre der Zurückhaltung, der Selbstbeherrschung, des Verschlossenseins, einer leisen Blasiertheit und Koketterie zugleich umgibt diese zartbesaiteten Gestalten.

Wir haben mehrere in ganzer Figur. Da steht ein junger italienischer Edelmann, in braunem Anzug, an eine Säule gelehnt; mit einem Zug leise verächtlichen Hochmuts im Gesicht, als ob er zu stolz sei, sich auch nur malen zu lassen, als ob der Leinwand zu viel Ehre geschehe, wenn sie sein Bild trüge; mit so feinen, schlanken Händen, die sich zierlich am Körper halten, als ob sie sich scheuten, mit irgend Etwas in nähere Berührung zu kommen, als ob sie am liebsten immer Handschuhe trügen; mit festen, geraden Beinen, die so comme il faut gestellt sind, als könnten sie die Erinnerung an den Anstandsunterricht auch nicht eine Minute wieder los werden; das Ganze aber so höchst subtil gegeben, daß man das alles auf den ersten Blick gar nicht merkt. Wie unendlich fein ist dieser Mund gemalt mit dem Lächeln, das keins ist! Der hübsche Kopf sitzt auf dem Kragen wie auf einem Präsentierteller, und er präsentiert sich ja auch. Dann sehen wir einen älteren Herrn dastehen, mit Henriquatre-Bart, in seidenem Rock, mit einer demonstrierenden Handbewegung des linken Armes. Er ist ein hoher Beamter oder ein Gelehrter, jedenfalls aber ein Aristokrat, jemand, der gewohnt ist, daß man auf ihn hört. Ruhig lässig und doch gehalten steht er da. Er ist von der Richtigkeit seiner Gründe voll überzeugt, ebenso aber von der Notwendigkeit, die vornehme Ruhe und das weise Maß nicht zu verlieren. Das Gesicht hat einen klug sinnenden Charakter, die Augen sind etwas zugedrückt, wie bei einem angestrengt Denkenden, als ob sie das Richtige in der Luft lesen könnten, als wollte er sagen: „Sehen Sie, so und so!“ Man kann das alles nicht einfacher und eleganter zugleich ausdrücken. Daneben steht eine ältere Dame, die Gemahlin des vorigen, mit schönem grauen Haar, das wie gepudert aussieht. Das Gesicht, etwas leidend bleich, mit charakteristisch hervortretenden Backenknochen, zeigt eine Mischung von Verstand und Gutmütigkeit. Das wird aber alles überwogen von der vornehmen Strenge der Zurückhaltung. Man meint das zarte Hüsteln zu hören, das diese schlanke Dame häufig überfällt, und das sie durch ein Batisttaschentuch graziös zu unterdrücken sucht. Es ist, als ob solche Erscheinungen, deren repräsentative Feierlichkeit durch die dunkle Kleidung noch gehoben wird, durch einen fünffachen Ring von Gittern und Schranken von der gewöhnlichen Welt abgeschlossen seien. Ähnlich distinguiert aufgefaßt sind die beiden vorzüglichen Porträts des Justus van Meerstraeten und seiner Frau. Hier kommt aber ein noch edleres Element hinzu, ein Charakter von wahrhaft innerer Vornehmheit, von Noblesse der Gesinnung. Und zum geradezu Klassischen gesteigert erscheint der Porträtstil Van Dycks in dem wundervollen Doppelbildnis des Malers Franz Snyders und seiner Frau, eines Tiermalers, von dem auch unsere Galerie mehrere Werke besitzt, ein etwas massiges Küchenstück und ein Vogelbild. Wie unübertrefflich ist das durchgeistigte, etwas schwermütige Antlitz des Malers und das bürgerlich gesetzte Wesen seiner ehrenwerten Frau wiedergegeben, das Ganze zugleich ein rührendes Bild ehelicher Liebe und Treue. Ein anderes Malerporträt hat der Meister in dem en grisaille

gemalten Doppelbildnis der Brüder Lucas und Cornelis de Wael geschaffen.

In seinen Historienbildern ist Van Dyck ein verfeinerter, aber auch abgeschwächter Rubens. Unsere Madonna mit dem Christkind und den Vertretern des büßenden Lebens (Johannes, dem verlorenen Sohn, Magdalena, Augustin, David, Georg, Franziskus und Dominikus) kann uns das nicht deutlich genug zeigen, denn das wunderschöne Bild ist zum wesentlichen Teil ein direktes Werk von Rubens. Der Madonnentypus ist ganz der des großen Meisters, und das Christkind ist niemand anders als sein Söhnchen Nikolaus. Besonders schön, neben der ganzen Malerei, ist die seelenvolle Gestalt der heiligen Magdalena.

Wie Van Dyck die vornehme, elegante Seite der Rubensschen Kunst in seiner Weise vertritt und ausführt, so Jacob Jordaens (1593—1678) die materielle, derbe, ja brutale. Er potenziert noch die Potenz. Ist schon Rubens kräftig genug, so quillt bei Jordaens Kraft und Saft vollends über. Seine Gestalten platzen geradezu vor Überfülle des Stoffs und Wohlseins. Man wundert sich bei ihnen, daß sie überhaupt im Rahmen bleiben. Sie schwelgen und strotzen recht „in ihrer Sünden Maienblüte". Sie wälzen sich vor Vergnügen. Die Kinder schon stehn da wie kleine Weinfässer. Man meint, diese Leute müßten immerzu essen und trinken. Man denkt an das „kannibalische" Wohlsein der Studenten im „Faust". Und zur monströsen Stofflichkeit der Gegenstände kommen auch die äußeren Größenverhältnisse der Bilder. Jordaens gibt seine Appetit- und Dursthelden, seine fetten Schlemmer, seine nackten Falstaffe gleich in Lebensgröße, in scharfer Plastik und greller Farbe.

Der famose „Breiesser" sitzt da wie ein dicker Baßbuffo, der nach der Vorstellung zu Abend ißt. Er würde sich durch keine noch so böse Kritik in seinem Vergnügen stören lassen. Er „erlebt" sein Essen durch und durch. Er heizt den Ofen bis zum Glühen.

Mehrmals, auch in unserer Galerie mehrmals, hat Jordaens den Satyr dargestellt, der bei einer Bauernfamilie zu Gast sitzt und sich wundert, daß sein Wirt auf die Suppe bläst, um sie abzukühlen (da man doch zugleich in die Hände haucht, um sie zu wärmen). Diese biederen Landleute sehen aber selber wie verkleidete Satyrn aus und dürfen sich schwerlich eines größeren physikalischen Wissens rühmen als ihr unverkleideter Gast. Daß übrigens die Gestalten Jordaens' sämtlich verkleidete Niederländer sind, mehr noch als bei anderen Meistern, braucht kaum erwähnt zu werden. Bisweilen wird diese Kunst denn doch weniger niederländisch als niederträchtig.

Wie den Satyr in der Bauernfamilie hat Jordaens auch das nationale „Bohnenfest" mehrfach gemalt, das Fest, das, am Tag der heiligen drei Könige, eine Art Karneval darstellt, bei dem der „Bohnenkönig", erwählt durch die in einen Kuchen gebackene und in seinem Stück zufällig gefundene Bohne, allerlei scherzhafte Huldigungen erfährt. Auch hier ist die Schmauserei die Hauptsache. Bei einem dieser Festgenossen sind die übelsten Dinge im Anzug, die, mögen sie auch unter solchen Umständen noch so begreiflich sein, jedenfalls zu den malerischen Erscheinungen des Menschenlebens nicht gerechnet werden können. Auch Teniers gibt zuweilen derartige intimere Zustände, aber doch nur diskret und mehr als nebenher laufende Komik. Bei Jordaens dagegen geschieht es mit grotesker pathologischer Deutlichkeit.

Und doch war ihm ein gewisser höherer Schwung nicht völlig versagt. Wir könnten ihn schon dem jungen Maler zutrauen, wenn wir sein Selbstporträt auf dem großen „Familienbild" unserer Galerie betrachten, wie er, mit seinen klugen dunkeln Augen aus dem Bild heraussehend, den blumenwindenden Schwestern vormusiziert. Und auf einem andern Werk unserer Sammlung zeigt er sich geradezu stolz und prächtig: auf dem merkwürdigen Bild des Mohren, der einem älteren Kavalier einen Apfelschimmel vorführt. Hier berührt sich der sonst immer nur robuste Künstler nicht nur mit dem edleren Rubens, sondern auch mit Paul Veronese. Es liegt etwas von venezianischem Pomp und Pathos über diesem Gemälde, dessen Inhalt nicht ganz klar ist. Vielleicht läuft das Ganze auf die Verherrlichung eines reichen Kaufmannes hinaus, worauf die sonst unerklärliche Gestalt des Merkur (rechts am Ende) deuten könnte. Wie schön und großartig Jordaens zu komponieren verstand, beweist das Bild des zwölfjährigen Jesus im Tempel im Museum zu Mainz. Doch zeigen auch hier die aufgeschwemmten Gesichter, wenn ich mich recht erinnere, eine gewisse krebsrote Weinseligkeit.

(Wird fortgesetzt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Eine Erinnerung aus dem Jahre 1866. Das Großherzogtum Hessen war unter dem Ministerium des Freiherrn von Dalwigk dem Bund mit Österreich gegen Preußen beigetreten. Auch Württemberg und Baden hatten sich gezwungen gesehen, Front gegen Preußen zu machen. Von dem Ernst eines Krieges hatte man hier keinen Begriff. Eines Tags rückten badische Jäger bei

uns in Gießen ein; ihnen folgte württembergische Reiterei. Letztere rückte bald in den Vogelsberg ab, während die Badener einen Ausmarsch nach Marburg hin unternahmen, sehr rasch aber zurückkamen und nun die Lahnbrücke besetzten und verbarrikadierten, auch Kanonen dort aufstellten, weil angeblich Preußen vom Gleiberg her im Anzug seien. Allerdings hatte ein Spaßvogel, man sagt ein Gendarm, auf Befragen nach den Preußen erklärt, sie ständen in den Orten Mainzlar, Launspach, Krofdorf, Gleiberg und Kinzenbach, und er hatte nicht gelogen, denn in diesen Orten waren nur Preußen, aber keine Soldaten. Letztere standen noch weit zurück. Prinz Wilhelm von Baden sah bald ein, daß er hier keine Lorbeeren ernten würde, und noch am Abend befahl er den Rückzug nach Süden. Die Luft blieb aber schwül. Einzelne preußische Offiziere fanden sich zu einem Trunk im Buschschen Garten ein, ohne mit jemandem sonst zu verkehren, und verschwanden wie sie gekommen waren. Die Kurhessen waren als Bundestruppen in die Bundesfestung Mainz abgerückt und die Bauern hatten in wilder Flucht ihre Pferde und sich selbst vor den von Norden heranrückenden Preußen zu uns und weiter nach Süden gerettet. Wir wußten und merkten nicht viel von den weiteren Bewegungen der beiden Gegner. So hatte ich denn auf den 16. Juni in Ausübung meiner anwaltlichen Praxis eine wichtige Zusammenkunft mit einem Klienten nach Marburg vorbestimmt, wohin derselbe von Battenberg zu fahren hatte. Es war Morgens 6 Uhr, als ich durch nahen Trommelwirbel aus ruhigem Schlaf geweckt wurde. Aber das war nicht unser kleines Kommando, welches das Provinzialarresthaus zu bewachen hatte, das Trommeln verstärkte und erneuerte sich von Minute zu Minute. Meiner Frau, die mich fragte, was das wohl zu bedeuten habe, rief ich zu: „Das ist der Krieg", und so war es. General von Beyer rückte mit seinem Armeekorps, das sich auf preußischem Gebiet gesammelt hatte, in Eilmärschen durch Gießen nach Kurhessen vor, er soll den Befehl erst hier erhalten haben, da es vorher in Frage war, ob er nicht gegen die Bundestruppen unter Prinz Alexander von Hessen nach Frankfurt vorzugehen hätte. Ich eilte nun nach dem Bahnhof, nachdem ich die preußischen Soldaten, die vom weiten Marsch ermüdet sich durch die Hauptstraße bewegten, lange genug beobachtet, um zu wissen, daß hier eine bedeutende Macht sich entfaltet hatte*), und fuhr gen Marburg. In Fronhausen war mir der Bürgermeister, der auch Gastwirt war, bekannt. Ihm ließ ich unter meinem Namen durch den Ortsdiener sagen, daß ein sehr bedeutender Truppenkörper von Gießen aus im Anzug sei und er mit seinen Ortsbürgern auf große Einquartierung rechnen müsse. Der hat sich dann auch vorgesehen, alle nötigen Anordnungen getroffen und mir später sehr gedankt für die Nachricht, wodurch es möglich gewesen, die Truppen unterzubringen.

In Marburg war ein alter Gendarm am Bahnhof. Ihm sagte ich dasselbe wie dem Fronhäuser Ortsdiener, er aber glaubte, ich wollte ihm etwas aufbinden, und gab eine entsprechende grobe Antwort. Daraufhin stellte ich mich vor ihn und sagte, ich sei der H.-G.-Advokat B. aus Gießen. Dieser ließe dem Herrn Landrat mitteilen, daß ein preußisches Armeekorps von Gießen auf Marburg im Anzug sei und ein Teil desselben schon am selben Tag in Marburg einrücken werde. Ich sei bereit, dasselbe dem Herrn Landrat persönlich zu bestätigen. „Ja, wenn Sie so sprechen, dann muß ich wohl dem Herrn Landrat Meldung machen", sagte der Gendarm und entfernte sich. Im „Ritter" angekommen, hörte ich bald eine Schelle gehen, und der wegen seiner Stentorstimme berühmte Ausrufer lud Bäcker, Metzger und andere Verkäufer von Viktualien zur Besprechung auf das Landratsamt ein, weil nach glaubhafter Mitteilung ein preußisches Armeekorps im Anzug sei. Hier hat der Glaube geholfen, Marburg hat sich auf den Empfang der unliebsamen Gäste vorbereitet. In Gießen wieder glücklich angekommen, erfuhr ich, daß jetzt weitere Züge nicht mehr abgelassen würden. Ich war der letzte Fahrgast gewesen.

Ein alter Oberhesse.

*) Als die preußischen Soldaten, vom Marsch ermüdet, an der „Wellersburg" bei Wieseck auf den Chausseerain fielen und teilweise auch einschliefen, betrachtete sie ein Bauer und erklärte: „an Regiment von Unsern enn (d. h. und) uns Schwolische (d. h. Chevauxlegers), enn aich schmeiße däi ganz Geschichte do sesamme."

Aus Heimat und Fremde.

Historische Kommission für Hessen und Waldeck. Dem uns nunmehr zugegangenen Jahresbericht entnehmen wir das Nachstehende: Der Vorsitzende, Professor Frhr. von der Ropp, eröffnete die Versammlung mit Begrüßung der Anwesenden und gedachte zunächst der im verflossenen Berichtsjahre verstorbenen Patrone und Mitglieder, zu deren Ehren sich die Versammlung von ihren Sitzen erhob. Er teilte sodann mit, daß der Oberhessische Geschichtsverein in Gießen an Stelle von weiland Professor Höhlbaum Herrn Geh Hofrat Professor Dr. Behaghel in den Vorstand delegiert habe. Sodann erfolgte die Rechnungsablage, die einen Kassenbestand von 6062 M. 45 Pf. ergab. Der

Schatzmeister, Herr Geh. Archivrat Dr. Könnecke, wurde durch die Versammlung wegen der Rechnung für das Jahr 1903/1904 entlastet. — Auf den Vorschlag des Vorstandes wurden hierauf von der Versammlung zu Mitgliedern gewählt die Herren Professor D Bauer, Marburg; Oberlehrer Helmke, Friedberg; Professor Dr. Heymann, Marburg; Oberlehrer Dr. M. G. Schmidt, Marburg; Professor Dr. Roeschen, Gießen. — Im Verlauf des Berichtsjahres wurden ausgegeben: Band I des Urkundenbuches der Stadt Friedberg, bearbeitet von Dr. M. Foltz, die Schlußlieferung des Hessischen Trachtenbuchs von Ferd. Justi, Die Bildnisse Philipps des Großmütigen, Festschrift zur Feier seines 400. Geburtstags (13. November 1904), bearbeitet von Alhard von Drach und Gustav Könnecke. Sämtlich erschienen in der Elwertschen Verlagsbuchhandlung in Marburg. — Der Druck des ersten Bandes des Fuldaer Urkundenbuchs konnte auch im verflossenen Berichtsjahr durch Herrn Professor Tangl nicht wieder aufgenommen werden. Er gedenkt den Druck nach Vollendung des ersten Bandes der Karolingerurkunden im Laufe des Sommers fortzusetzen. — Herr Professor Glagau hofft im Laufe des Jahres den Druck des zweiten Bandes der Landtagsakten beginnen zu können. — Herr Professor Diemar hat, zum Teil durch eine schwere Krankheit behindert, den Druck der Chroniken von Gerstenberg nur langsam fördern können, gedenkt indessen ihn im Laufe des nächsten Berichtsjahres zu Ende zu führen. — Herr Dr. Jürges hat ebenfalls die Bearbeitung der Klüppelschen Chronik noch nicht abschließen können, jedoch steht zu erwarten, daß im Herbste d. J. mit dem Drucke wird begonnen werden können. — Herr Dr. Grotefend hat die Sammlung des Materials der Landgrafenregesten in Marburg bis 1308 beendet und die aus Darmstadt, München und Wolfhagen übersandten Urkunden bearbeitet. — Der erste Band des Friedberger Urkundenbuches ist im Geschäftsjahre erschienen Für den zweiten hat Herr Professor von der Ropp einige Vorarbeiten erledigt, doch muß die Weiterführung des Werkes einstweilen unterbleiben. — Dafür ist die Bearbeitung des Wetzlarer Urkundenbuches durch Herrn Dr. Wiese tüchtig gefördert worden. — Herr Dr. Buchenau konnte die Bearbeitung des Münzfundes von Seega im Drucke noch nicht abschließen, das Werk wird jedoch in wenigen Wochen erscheinen können. — Was die Quellen zur Geschichte des geistigen und kirchlichen Lebens in Hessen und Waldeck betrifft, so hatten die Herren Professor Dr. Wiegand in Marburg und Professor Dr. Köhler in Gießen sich derart in die Arbeit geteilt, daß Professor Wiegand die im Marburger Staatsarchive vorhandenen „Kirchensachen" der einzelnen Orte, Professor Köhler die Generalien in Angriff nahm. Da indessen die gleichzeitige Benutzung der Akten Schwierigkeiten bereitet, ist ein neuer Modus der Arbeitsteilung vereinbart worden. Danach übernimmt Professor Köhler die Sammlung und Bearbeitung des Materials aus der Zeit Landgraf Philipps, während Professor Wiegand die Zeit nach Philipp als Arbeitsfeld verbleibt. Die bisherigen Arbeiten lassen bereits ersehen, daß die Kenntnis der hessischen Kirchengeschichte durch die Publikation eine recht erhebliche Bereicherung erfahren wird — Quellen zur Geschichte der Landschaft an der Werra. Herr Dr. Huyskens hat die Regesten des Archives der Wilhelmiten in Witzenhausen nahezu fertiggestellt und wird nunmehr an die Bearbeitung der Klosterarchive von Eschwege und Germerode herantreten. Die Regesten der Klosterarchive sollen den ersten Band der Publikation bilden. — Der Vorstand hat schließlich einen Ausschuß, bestehend aus den Herren Küch, von der Ropp und Zimmermann, beauftragt, einen Plan zur Herausgabe von Wilhelm Sturios Jahrbüchern der Neustadt Hanau (1600—1620) auszuarbeiten — Die von Herrn General Eisentraut im Auftrage des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel geleitete Herstellung von Grundkarten ist auch im verflossenen Jahre rüstig gefördert worden, und als drittes Blatt die Sektion Ziegenhain-Fritzlar erschienen

---

Hessischer Geschichtsverein. Am 31. Mai unternahm der Hessische Geschichtsverein zu Kassel einen Ausflug nach dem Odenberg, besuchte die Wenigenburg und die Oberburg bei Gudensberg und hielt Rast auf dem Lamsberg, wo Herr Bibliothekar Dr. Lange einen trefflichen Vortrag über das alte Mattium der Römer hielt. Nach den Berichten des Tacitus ist es in der Gegend von Gudensberg und Maden zu suchen, welches letztere von vielen für Mattium gehalten wird, eine Ansicht, die namentlich von Vilmar, später von Müllenhof verteitigt worden ist, während andere sich für Metze erklären. Neuerdings ist nun Herr Professor Vogt vom Kasseler Wilhelms-Gymnasium ebenfalls dafür eingetreten, daß Mathenon der politische Versammlungsort der Chatten: Maden, Mattium, der heilige Festplatz derselben: Metze gewesen sei, und hat eine befriedigende Lösung dieser Frage herbeizuführen versucht. Herr Dr. Lange erwähnte ferner, daß auch eine hessische Volkssage dafür spreche, daß Metze und nicht Maden das alte Mattium bedeute.

Von der Bonifatius-Jubelfeier und dem Dombrande zu Fulda. Weil vor 50 Jahren in Fulda die 1100jährige Wiederkehr des Todestages des heiligen Bonifatius feierlichst stattfand, hat man, trotzdem die Forschung seitdem, namentlich durch Tangl, für 754 eintritt, doch die altfuldische Tradition für 755 festgehalten und in 1905 vom 3. bis 11. Juni die 1150jährige Jubelfeier begangen. Die reichhaltige Festordnung ist, soweit es die Verhältnisse gestatteten, in würdigster Weise zur Ausführung gelangt.

Am Nachmittag des 4. Juni begann kurz nach 3 Uhr vom Dom aus die große Reliquienprozession durch die Stadt, an der gegen 30 Erzbischöfe und Bischöfe im höchsten Ornate, darunter 3 Kardinäle, und unzählige Geistliche und Laien teilnahmen. Wohl selten hat Fulda eine solche Pracht und Menge hoher Geistlicher und katholischer Vereine, darunter fast alle katholischen Gesellenvereine des Reiches, um die im Zuge feierlichst vorgetragenen goldstrotzenden Reliquien des heiligen Bonifatius, des heiligen Sturmius und der heiligen Lioba vereinigt gesehen, als an diesem Tage, in dieser Prozession, die sich zwischen einer ungeheuren Menge in den Fenstern und auf der Straße unter frommen Gesängen und zum Klange des Bonifatiusliedes mit feierlicher Musik vieltausendköpfig durch die Stadt bewegte bis zurück zu der Tribüne auf dem Domplatz, wo das Modell eines für den heiligen Sturmius geplanten Monuments errichtet war. Dort erteilte Kardinal Kopp den päpstlichen Segen. Abends war eine große Festversammlung im Stadtsaal, wo neben geistlichen u. a. Ansprachen zwei große Reden gehalten wurden über „Bonifatius als Vorbild des katholischen Mannes" von Dr. Schmitt-Mainz, über „Die Organisation der Katholiken im 8. und im 20. Jahrhundert" von dem bekannten Abgeordneten Dr. Gröber-Heilbronn. Zum Abschluß des Tages wurde das geplante Feuerwerk auf dem Domplatz abgebrannt und nicht nur die Fassade des Domes beleuchtet, sondern es stiegen auch von den beiden Türmen selbst Raketen und andere feuersprühende Körper in die Nacht hinaus. Dies sah zwar herrlich aus, sollte aber zu einem bösen Ausgang führen. Denn nachdem alle Funken und kleinen Brandspuren durch die Feuerwehr gelöscht waren, begab man sich nach und nach um Mitternacht zur Ruhe; da erscholl der Schreckensruf „Feuer", der unzählige Menschen wieder auf den Domplatz führte, als es weiter hieß: „Der Dom brennt!" Hier hatte ein unbemerkter Funken bei der herrschenden außerordentlichen Dürre höchstwahrscheinlich ein Dohlennest zum Glimmen gebracht, das die großen Holzmassen der Glockenstühle und des nördlichen Turmhelmes entzündete. Näheres wird wohl erst die eingeleitete Untersuchung ergeben. Leider konnte die fuldische Feuerwehr, der das höchste Lob erteilt werden muß, beim Brande selbst weder den Turmhelm noch die dort befindlichen zwei alten Glocken, die „Osanna" und die Bonifatiusglocke, retten; doch blieb der Brandschaden auf den Feuerherd beschränkt. Der Festprediger des eigentlichen Todestages, am Montag den 5. Juni, Bischof v. Keppler-Rottenburg, gab der allgemeinen Stimmung über das Brandunglück in dem Pontifikalamte des primas von Deutschland, Kardinal Ketschthaler von Salzburg, einen beredten Ausdruck. An diesem wie an den folgenden Tagen wallfahrteten zahlreiche Dekanate aus den umliegenden Städten und Ortschaften.

Den 9. Juni nachmittags traf Se. Exzellenz der Nuntius des Papstes, Monsignore Carlo Caputo, ein, dem, eingeholt durch den Schimmel-Viererzug der Landgräfin von Hessen, am Bonifatius-Denkmal vom Bistum Fulda ein glänzender Empfang bereitet wurde. Angetan mit den Zeichen seiner hohen Würde, wurde Se. Exzellenz in den Dom geleitet. Abends wohnte der Nuntius der Aufführung des Bonifatius-Oratoriums von Cüppers-Wiltberger bei, das am Dienstag zum erstenmal zu Gehör gebracht worden war.

Am ersten Pfingsttage, den 11. Juni, ging die große Schlußprozession der Stadt selbst aus der Fuldaer Pfarrkirche und der Domgemeinde nach dem Dome vor sich, wo um 9 Uhr feierliches Pontifikalamt des Nuntius mit Festpredigt stattfand, woran sich nachmittags 4 Uhr die Pontifikal-Vesper mit feierlichem Schluß der Oktav anreihte. Abends wurde dem Nuntius eine Serenade gebracht mit Gesängen und Festrede des Oberbürgermeisters Dr. Antoni, während die beabsichtigte Illumination der Stadt unterblieb.

So ging eine Festwoche zu Ende, die, bis auf das noch gnädig verlaufene Brandunglück, ohne den leisesten Mißklang sich abspielte in einer glänzenden Reihe kirchlicher und weltlicher Veranstaltungen. Fulda, die Gründung und Ruhestätte des heiligen Bonifatius, hat sich und seinem Heiligen zu Ehren ein gewaltiges, kirchliches Fest gefeiert, das sich würdig der vor 50 Jahren begangenen 1100jährigen Wiederkehr des Todestages anschließt in jeder Beziehung. Auch die Presse blieb nicht zurück und lieferte neben einem Wallfahrtsbüchlein (für 20 Pf.) sowohl ein in 8 Nummern erschienenes Festblatt (Preis 50 Pf.), in dem alle Geschehnisse zum Abdruck kamen neben Lebensbildern der Kirchenfürsten u. a. m., als auch eine gediegen ausgestattete Festschrift für 50 Pf., an die sich eine größere wissenschaftliche Festgabe (für 3 M.) anreiht, die über die alte „Stiftskirche" und über die „Codices Bonifatiani" mit vielen Abbildungen berichtet.

Ferner benutzte der preußische Episkopat sein Zusammensein zum Abhalten seiner Jahresversamm-

lung am Grabe des heiligen Bonifatius, von wo ein Glückwunsch zur Hochzeit des deutschen Kronprinzen durch Se. Eminenz den Kardinal Kopp, der ein Handschreiben und Geschenk des Papstes überreichte, nach Berlin überbracht wurde.

M. Brant.

Todesfälle. Am 3. Juni verschied auf Schloß Elberberg der Senior des Hauses von Buttlar zu Elberberg Freiherr Rudolph von Buttlar im 70. Lebensjahre. Der Verblichene, der seit Jahren leidend war, hat zur Adelsgeschichte seiner hessischen Heimat einen hoch zu schätzenden Beitrag in der Herausgabe des Stammbuches der Althessischen Ritterschaft, das 1888 erschienen ist, geliefert, in welchem über 90 Stammtafeln die Familienentwickelung und Beziehungen von 39 verschiedenen Geschlechtern darlegen.

In Kassel starb am 12. Juni der Architekt August Zahn, der jahrelang als Mitglied der städtischen Körperschaften bemüht war, für das Wohl seiner Vaterstadt, der er in treuer Liebe anhing, erfolgreich zu wirken. Auch um die Förderung der Handels- und Gewerbeinteressen hat der Dahingeschiedene sich sehr verdient gemacht.

Volksfeste zu Schloß Schönstein. Am Himmelfahrtstage fand nach altem Brauche unweit des alten Schlosses Schönstein*) bei Schönau ein Volksfest statt, zu welchem sich aus den umliegenden Dörfern Densberg, Sebterode, Moischeid, Gilserberg usw. zahlreiche Teilnehmer einfanden. In den Tanzpausen besuchten zahlreiche Gruppen der Versammelten die interessanten bemoosten Trümmer des nahen alten Bergfriedes mit zwei vorliegenden Wallgräben, welche der sie umgebende Hochwald fast verbirgt. Der Waldboden ist auf weite Strecken mit Maiblumen, Waldmeister und anderen wohlriechenden Kräutern bedeckt. Wahrscheinlich haben diese Volksfeste zu Himmelfahrt an dieser Stelle schon zu der Zeit stattgefunden, wo das Schloß noch bewohnt war, als dessen Erbauer die Grafen von Ziegenhain in der hessischen Geschichte genannt werden. Belagerungen hat Schönstein zur Zeit der Sternerfehde und früher verschiedene ausgehalten. An diese Zeit erinnert auch noch der Name „Zelterweg", welcher wohl zur Zugbrücke geführt hat. Möge das Landvolk an dem alten Brauche festhalten, die alten Mauern an diesem Tage zu besuchen, welche der Volksmeinung nach durch Beimischung von Blut in den Mörtel schon so viele Jahrhunderte überdauerten!

G.

*) Über Schönstein siehe Mitteilungen für hessische Geschichte und Landeskunde von 1885. Anstatt Pfingsten ist hier de facto zu berichtigen „am Himmelfahrtstage".

Personalien.

Versetzt: Archivassistent Dr. phil. Gundlach in Marburg an das Staatsarchiv in Schleswig.

Geboren: ein Sohn: Architekt Külbel und Frau (Kassel, 31. Mai); Ingenieur Konrad Schminke und Frau, geb. Schäfer (Arheilgen bei Darmstadt, 1. Juni); — eine Tochter: Ludwig Büttner und Frau, geb. Schlafke (Rittergut Lüttmarsen, Kr. Höxter, 2. Juni); Regierungsbaumeister Weigelt und Frau Johanna, geb. Schelenz (Kassel, 4. Juni); Dr. Georg Zuschlag, und Frau Hedwig, geb. Granier (Nidau-Schweiz, Juni); Kaufmann Ernst Baumann und Frau Emmy, geb. Timäus (Hirschberg bei Großalmerode, 9. Juni).

Gestorben: Königlicher Domänenpächter Hermann Althoff, 53 Jahre alt (Domäne Wilhelmstal, 2. Juni); Rechnungsrat Heinrich Reckhard, 70 Jahre alt (Kassel, 2. Juni); Gutsbesitzer J. Klingenbiel, 78 Jahre alt (Grebendorf, 3. Juni); Freiherr Rudolph von und zu Buttlar, 69 Jahre alt (Elberberg, 3. Juni); Medizinalrat Dr. Ludwig Plitt, 69 Jahre alt (Hofgeismar, 3. Juni); Pfarrer Ludwig Wendel (Zoppoten, Reuß ä. L. 4. Juni); Fabrikant Sally Katz, 56 Jahre alt (Göttingen, 9. Juni); Architekt August Zahn, 67 Jahre alt (Kassel 12. Juni); verwitwete Frau Luise Reul, geb. Otto, 76 Jahre alt (Kassel, 13. Juni); Königl. Hofphotograph Emil Rothe (Kassel 14. Juni).

☛ Auf den diesem Heft beiliegenden **Prospekt** der N. G. Elwertschen Verlagsbuchhandlung in Marburg betr. „**Die Bildnisse Philipps des Großmütigen.** Festschrift zur Feier seines 400. Geburtstages, bearbeitet von Alhard von Drach und Gustav Könnecke. Herausgegeben von der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck" wird besonders aufmerksam gemacht.

Gott dem Allmächtigen hat es gefallen, unseren lieben Bruder, Schwager und Onkel

Rudolph von und zu Buttlar

Senior der Familie von Buttlar-Elberberg,

nach langen, schweren, mit großer Geduld getragenen Leiden heute Morgen 3 Uhr sanft zu erlösen.

Namens der Hinterbliebenen:

Antonie von Buttlar, Äbtissin des Stiftes Fischbeck.
Bertha von Buttlar, Seniorin des Stiftes Obernkirchen.
Ludwig von Buttlar, Landrat zu Wolfhagen.

Elberberg, den 3. Juni 1905.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 13. XIX. Jahrgang. Kassel, 1. Juli 1905.

Zum letzten Mal.

Ich eile durch den lieben Wald,
Den ich verlassen muß so bald,
Und seh' in ihm der Sonne Strahl
Zum letzten Mal.

Ich seh' die hohen Bäume steh'n,
Ich kann und kann nicht satt mich seh'n,
Ich blicke über Berg und Tal
Zum letzten Mal.

Ich seh' auf Wiesen und im Holz,
Den Schaufler stark, den Hirsch so stolz,
Das Wild umgibt mich ohne Zahl
Zum letzten Mal.

Der Häher fliegt von Baum zu Baum,
Der Bussard streicht am Waldessaum,
Ich seh's, doch nicht nach eig'ner Wahl,
Zum letzten Mal.

Und nun ade, ich scheiden muß,
Dem Walde gilt mein letzter Gruß,
Ich grüß' dich, schönes Kinzigtal,
Zum letzten Mal.

Wächtersbach.

Ida Prinzessin zu Ysenburg-Büdingen-Wächtersbach.

Julinacht.

Unter hangenden Blütenzweigen
Düfteschwer, — dämmerumhüllt,
Heiße Augen sich zu mir neigen,
Betörend, — flammenerfüllt!

Wie atmen die schwebenden Lüfte
So schwül voller Liebesdrang,
Wie hebt sich in all' dem Gedüfte,
Die bebende Brust so bang!

Von wallenden Märchenschleiern
Umsponnene Sommerpracht, —
Da Erde und Himmel feiern
Berauschende Liebesnacht!

Glühkäfers geheimnisvoll' Glimmern
Zieht leise und träg' durch die Luft,
Über mir Sternengeflimmer
Und lähmender Lindenduft — —

Und die zwingenden Augen senken
Sich brennend ins Herz mir hinein, —
Ich kann nicht kämpfen, — nicht denken, —
Wir beide sind ganz allein. — — —

Kassel.

Mary Holmquist.

Du lieber, weicher Schein ...

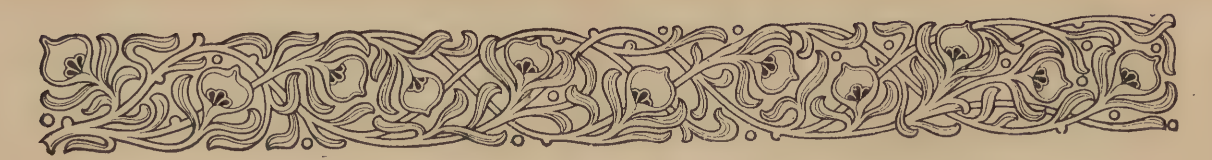
O Licht der eig'nen Jugend,
Du lieber weicher Schein,
Wie leuchtest du ins Dunkel
Mir aller Zeit hinein!
Die sonnenhellen Tage
Du hieltest sie bewahrt,
Lichtbilder ohne gleichen
Von ganz besond'rer Art. —

Wenn ich nur eins betrachte,
Dann steigt mir gleich empor,
Mit Sang und Harfenklingen,
Ein wundersamer Chor.
Der brauset Frühlingsklänge
Von sprudelnd frischer Kraft,
Aus des Vergessens Enge
Sich Froh-Erinnern rafft. —

Und sel'ge Jugendträume
Und fromme Schwärmerei
Und ew'ger Freundschaft Träume
Zieh'n licht an mir vorbei.
Sie winden Blütenranken
Von Einst zur Gegenwart,
Sie streuen Blumenblätter
Auf Pfade — noch so hart . . .

Wolfsanger.

Jeannette Bramer.



Einiges über die Territorien und deren Verfassung und wirtschaftliche Verhältnisse im Mittelalter.

Von Heinrich Keßler.

(Fortsetzung.)

Landgraf Ludwig besaß in Hessen die Schirmvogtei über die vornehmsten Stifter und Klöster, über das Hochstift Hersfeld, über Breitenau und Wetter. Auch das Kloster Spießkappel an der Rechten der Schwalm, auf dem Grenzboden der Grafschaft Ziegenhain, welches um jene Zeit durch zwei Ritter von Dörnberg (nach anderen von Tannenberg) Engelbold und Engelbert gestiftet worden, war unter seinem Schutze. Nach seinem Beispiele gab damals Ludwig der Eiserne, sein Sohn, allen seinen Schultheißen und Zöllnern in beiden Landen (in utraque terra), in Thüringen und Hessen, in den Städten Kassel, Münden, Kreuzburg, Eisenach, Gotha und Breitungen, also an der Werra, Fulda und Weser, den Befehl, alle Lebensmittel der Brüder und Schwestern dieses Gotteshauses frei durchziehen zu lassen.

Hessen war seit der Beschränkung des alten fränkischen Herzogtums ein aus Stammgütern verschiedener Herren zusammengesetztes Land. Über Hessen gab es auch Hoheitsrechte, das allgemeine Gericht, die Schirmvogteien, Landfolge und Zölle. Diese behauptete der Landgraf. Wie es noch 1253 mit der Landeshoheit beschaffen war, beweist der rheinische Bund, dem mehrere hessische Städte samt der Landgräfin Sophie beitraten.

Heinrich das Kind von Hessen nannte sich Landgraf und Fürst von Hessen, zuweilen auch Landgraf von Hessen. Diesen Titel gaben ihm auch Kaiser und Reichsfürsten, noch ehe er ein Lehnsmann des Reiches wurde. Am 1. Juni 1331 empfing Landgraf Heinrich der Eiserne in Nürnberg von Kaiser Ludwig dem Bayern als Reichsoberhaupt die Belehnung mit allen Lehnrechten und Vorrechten seiner Ahnen.

Mit der Zeit gelangten freie Bauernhufen vielfach im Wege der Veräußerung namentlich durch Auftrag zu Zinsrecht in die Hände geistlicher wie weltlicher Herren, auch wurden die Herrenhöfe mehr und mehr zu grundherrlichen Dörfern. Auch hier fand das Hufensystem Eingang, und die Mehrzahl der Hufen wurden gegen Zins und Dienste verliehen. So gab es neben verhältnismäßig wenigen freigebliebenen Bauerndörfern eine große Zahl grundherrlicher Dörfer, in denen, soweit sie aus alten Herrenhöfen hervorgegangen waren, die althörige Bevölkerung weit überwog, während die Gutsuntertanen in den aus alten Bauerngemeinden hervorgegangenen Dörfern vorzugsweise dem Stande der freien Zins- und Vogteileute entstammten. Viele Dörfer waren gemischten Charakters, indem grundherrliche und freie Hufen oder grundherrliche Hufen verschiedener Herren nebeneinander bestanden. Wo dies der Fall war, bildeten die Untertanen jeder Herrschaft eine besondere Hofgenossenschaft innerhalb der Gemeinde. Im 9., 10. und 11. Jahrhundert noch war in den deutschen Gebieten auf dem Lande die Zahl der freien Grundbesitzer keine geringe.

Das grundherrliche Element drang gegenüber dem Bauernstand, der seine altgermanische Freiheit nicht mehr zu behaupten vermochte, immer weiter vor. Das zeigt sich auch in der Allmende. Der Grund- und Landesherr wird Obermärker und hierdurch Herr der Mark, und erhält eine große Macht über den Bauern.

Seit Kaiser Friedrich II. die Landesherrlichkeit der Fürsten anerkannt hat, ist auch die Bannlegung der Forsten zum Zwecke der Jagd ein Hoheitsrecht der Fürsten geworden und wird von ihnen in steigendem Maße ausgeübt. Da sie überdies in ihren Eigentumswäldern auch Jagdherren waren und als Obermärker in den markgenossenschaftlichen Waldungen das Jagdrecht leicht an sich ziehen konnten, so ist die landesherrliche Gewalt inbezug auf die Jagd leicht zu einer absoluten Überlegenheit über alle anderen Jagdansprüche gekommen. Mit der Jagd teilte der Fischzwang in Binnengewässern im allgemeinen dasselbe Schicksal. Auch hier greift die Grundherrschaft als Obermärker und später die Landesherrschaft mit polizeilichen und fiskalischen Maßregeln vielfach beschränkend ein. So war es im wesentlichen auch in Hessen. Im Mittelalter erhielt Frankenberg den Vorzug vor allen hessischen Städten durch seinen Wohlstand, Marburg, als Ruhestätte der heiligen Stammutter, Kassel als Burgsitz. Frankenberg, vom Vater des Landgrafen Heinrich mit dem Wappen eines gekrönten Löwen begnadigt, erschien besonders an den hohen Festtagen in dem Glanze einer volkreichen Handelsstadt. In den großen Fasten predigten dort die Geistlichen fast

aller hessischen Orden: am Montage die Wilhelmiten zu Witzenhausen, am Dienstage die Augustiner aus Alsfeld, in der Mittenwoche die Karmeliter aus Kassel, am Donnerstage die Dominikaner aus Marburg.

Die hessischen Städte standen in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse zu dem Landesherrn, da sie fast alle landesherrlich waren. An dem Ufer der Fulda, auf dem alten Boden eines Hofes weiland Konrads I., Herzogs der Franken und Königs der Deutschen, errichtete Landgraf Heinrich I. seine eigene Burg, wodurch Kassel die Hauptstadt des Landes wird.

Dieses Abhängigkeitsverhältnis der einzelnen Städte zum Landesherrn scheint in Hessen verschieden gewesen zu sein. In Gudensberg durfte nach dem dortigen Saalbuch de 1579 der Bürgermeister nur mit Vorwissen und Bewilligung der Beamten gewählt werden. Alsdann bedurfte die Wahl auch noch der landesherrlichen Genehmigung. Borken hatte keine Gerichtsbarkeit. In Grebenstein wird der Bürgermeister (Saalbuch de 1571 fol. 13) ausnahmsweise von der Herrschaft nicht bestätigt. Als Regel muß wohl die Bestätigung des Bürgermeisters durch die Herrschaft angenommen werden.

Die Städte waren zu Abgaben (Bede) und zur Waffenführung verpflichtet, und nach des Landgrafen Erb- und Hoheitsrecht seinen Schultheißen unterworfen. Sie besaßen in ihrem Schöffengericht das sicherste Unterpfand ihrer Verfassung. Ihre Satzungen normierten und verbesserten sie unter Bestätigung des Landgrafen und teilten sie anderen Städten als die beste Schutzwehr mit. Aus dem Privilegium des Landgrafen Otto, der Stadt Kassel erteilt um 1367, geht hervor, daß der Landgraf selbst dem dortigen Schöffengericht vorsaß, später saß der Schultheiß und dann der Bürgermeister diesem Gerichte vor.

Im Saalbuch von Grebenstein de 1571 ist bemerkt, daß in Immenhausen gleichwie in allen Städten des Fürstentums das Einkommen der Stadt im Beisein eines Rentschreibers und des Schultheißen berechnet werden mußte. In Homberg (Saalbuch de 1537) konnten die Jahresrechnungen nur im Beisein des Schultheißen und des Rentmeisters abgehört werden.

Als die verschiedenen Verhältnisse des Bürgertums eine unerfreuliche Wendung in Deutschland nahmen, beginnt die Landesherrschaft den Städten gegenüber vorzudringen. Die Verwaltung der Territorien hatte inzwischen solche Fortschritte gemacht, daß sie nunmehr der städtischen Verwaltung ebenbürtig war. Die Geschichte des deutschen Verwaltungsrechts hat fast in allen Teilen an die Rechtszustände und Satzungen der Städte des 14. und 15. Jahrhunderts anzuknüpfen.

Die frühere Einseitigkeit des Territoriallebens hatte die Voraussetzung der unabhängigen Städte gebildet; die Wurzel ihres Lebens verlor die Nahrung, als in den Territorien alle Volksinteressen Aufnahme fanden (Perthes). Die Fürsorge des Landesherrn für seine Städte ist jetzt eine doppelte. Er nimmt einmal ihre Interessen gegenüber den fremden Städten wahr. Damit wird das System des Merkantilismus eingeleitet. Es wird für eine Stadt wertvoll, einem mächtigen Territorium anzugehören. Bezeichnend ist, daß sich jetzt aus den landesherrlichen Residenzen blühende und einflußreiche Städte entwickeln. Leider trat bei der Zersplitterung Deutschlands das Reich als ganzes, wie es bei den Nachbarstaaten der Fall war, nicht für Handel und Gewerbe der Bürger ein. Der Landesherr bewährte Fürsorge für seine Bürger zweitens dadurch, daß er in die inneren Verhältnisse der Stadt ordnend eingreift. Er unterstellte die städtische Verwaltung der Kontrolle seiner Beamten. Die Mißbräuche im Zunftwesen wurden gemildert.

In dem rechtsgelehrten Beamtentum erkannten die Fürsten das beste Mittel zur Bekämpfung des auf seine ständischen Rechte pochenden Adels. Das zeigt sich in Hessen in den vielfachen Kämpfen zwischen dem Landgrafen und dem Adel. Es braucht wohl nur an die Zeiten Philipps des Großmütigen, namentlich an die ersten Zeiten seiner Regierung erinnert zu werden.

Der Einfluß der Herrschaft auf Stadt und Land war in Hessen sehr groß. Ihr gehörte ein großer Teil der Waldungen, die den Landgrafen wohl hauptsächlich in ihrer Eigenschaft als Obermärker zustanden. Die Ausübung der Jagd seitens des Fürsten, der in der Regel ein großer Jagdfreund war, drückte den Bauern mitunter. In dem Saalbuch von Friedewald de 1579 fol. 66a heißt es: „Bei den Schweine-Jagden im Amt Friedewald war die Herrschaft befugt, jedem Schäfer aus dem Pferch seinen Hund zu nehmen, doch sollte er am Ende der Jagd zurückgegeben werden, wenn er noch vorhanden wäre."

Die der Herrschaft zustehenden Fischereiberechtigungen wurden zur Ausübung anderen teilweise übertragen. In den Jahren 1257 und 1262 erlaubt die Landgräfin Sophie dem Hospital zu Marburg die Fischerei im Tal der Lahn. Mehrere Stück Fischwasser in der Fulda sind an Einwohner von Kassel verpachtet. In Dennhausen bestand bzw. besteht ein Erbfischwasser in der Fulda, an zwei Einwohner verpachtet, von denen jeder 1 Taler 20 Albus zu zahlen hatte.

Heinrich I. das Kind von Brabant hatte außer einem Kanzler (damals oberster Schreiber genannt) mehrere Räte (speciales, Heimliche) an seinem Hofe, von denen einer die Verrichtungrn des nachherigen Kammermeisters versehen und die oberste Leitung des Domänenhaushalts besorgt haben wird. Wiewohl Heinrich in Erinnerung seiner königlichen Abkunft einen glänzenden Hofstaat gehalten und kostspielige Kriege zur Erlangung der seinem Hause unrechtmäßigerweise entrissenen thüringischen Allode, sowie zur Wahrung seiner Rechte gegen die Eingriffe des Erzstifts Mainz geführt, auch Rudolf von Habsburg auf seinem Feldzug gegen Ottokar von Böhmen begleitet und fast beständig gegen aufrührerische Ritter und Vasallen, zuletzt sogar gegen seine eigenen Söhne erster Ehe Heinrich und Otto unter Waffen gewesen ist, findet sich doch nicht, daß er außerordentliche Beden von den Städten und Hintersassen eingefordert oder zur Verpfändung von Ämtern und Besitzungen, mit Ausnahme von Gudensberg, das seine Mutter Sophie zur Bestreitung der Kosten des thüringischen Krieges pfandweise eingab, seine Zuflucht genommen habe. Er war sogar noch imstande, beträchtliche Ankäufe zu machen, wie er den Herren von Schartenberg die Hälfte des jetzigen Amts Zierenberg, den Grafen von Eberstein Schloß und Gebiet Grebenstein, denen von Schönberg die Herrschaft gleichen Namens mit Trendelburg und dem Reinhardswald abkaufte, und hat wahrscheinlich das ihm zugefallene Land nach mannigfacher Anstrengung im innern wie nach außen beruhigt, so auch die Finanzen seines Hauses in bester Ordnung hinterlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Morgenstunden in der Kasseler Galerie.

Von Hans Altmüller.

IV.

Es gibt nichts Kleines in der Welt, was die Liebe nicht groß machen könnte, nichts Leeres, was sie nicht mit Inhalt erfüllen, nichts Häßliches, was sie nicht verschönen könnte. Wie die Sonne die Farben der Körper verändert, wie sie ein altes Stück Holz mit goldigem Purpur umkleidet, daß es erstrahlt, als wäre es schön und neu, so verklärt die Liebe die geringsten, unscheinbarsten Dinge, läßt sie warm und lebendig werden an unserem Herzen und prägt sie, als wären sie die kostbarsten Schätze, unserem Gedächtnis unauslöschlich ein. Was ein liebevolles Auge jemals angesehen hat, was je bedacht worden ist mit einem noch so kleinen Teil menschlichen Liebesreichtums, was je in Beziehung getreten zum Gemütsleben eines sonst auch noch so armen Menschen, erhält einen Abglanz höheren Lichtes, bekommt selbst ein Stück Leben mitgeteilt, tritt in die Reihe der beseelten Geschöpfe ein und überwindet sein totes Dasein und seine Vergänglichkeit Wie an einer kahlen Stätte, wo dereinst aber Leben und Tat war, der Zauber des Geschehenen webt wie ein unsichtbarer Genius, der uns hineinzieht in sein stilles Träumen, und plötzlich die stummen Steine zu sprechen und zu erzählen anfangen von Dingen, die da waren, und nns alles wichtig wird, was sonst so öde scheint und wertlos, so kann sich auch die ärmste Gegenwart erhöhen und beleben, wenn ihr ein Mensch von seiner Liebe etwas mitteilt. Was ist aber wahre Kunst anderes als wahre Liebe, die, wie eine Mutter gerade die schwachen und zurückgesetzten Kinder besonders zärtlich hegt und pflegt, so auch die gewöhnlichen, die alltäglichen Dinge ihrer Gunst nicht unwert findet und sie vergoldet mit dem Licht einer höheren Welt.

Diese künstlerische Liebe, ja Vorliebe haben zuerst die Niederländer und zumeist die Holländer gezeigt; die Liebe zu dem, was jeden umgibt, was jeder sieht und doch übersieht, was vielen so fern liegt, weil es so nahe liegt, was alle haben, weil es niemand hat, oder niemand hat, weil es alle haben: das Geringe, Alltägliche, Unbedeutende, was nicht vom Verstand, sondern vom Herzen erobert wird, und was der Phantasie sich keineswegs verschließt. Es ist eine innerliche Kunst, die sich ganz versenkt, eine Kunst des Gemüts, der Liebe und der Treue. Es ist vor allem eine germanische Kunst. Keinem anderen Volk der Erde ist ja eine solche Verinnerlichung und Vertiefung der Weltbetrachtung eigen wie gerade dem germanischen. Wenn Albrecht Dürer ein Stück Wiese herausgreift und es mit der innigsten Treue, der unermüdlichsten Liebe zeichnet und malt, jedes Stengelchen und Blättchen, Löwenzahn, Wegerich und Schafgarbe (in seinem „Großen Rasenstück"), als wäre er plötzlich ein Käfer geworden und sähe die Welt mit den Augen eines Johanniswürmchens an, dem die Wiese ein Urwald dünkt, so kann das niemand wie ein Germane schaffen und niemand wie ein Germane nachfühlen. In dieser Auffassung ist das Persönliche, das Subjektive, meinetwegen das Moderne der germanischen, besonders der niederländischen Kunst

begründet. Der Germane genießt nicht die Natur, sondern er durchlebt sie, er verwandelt sich in sie. Immer sind es „Stimmungen“, die er in ihr durchlebt. Und als mehr oder weniger menschliche Stimmungen sind daher auch die holländischen Landschaften, mindestens die der größten Meister, aufzufassen und zu genießen Wenn Ruisdael einen Wasserfall malt oder Everdingen eine düstere Tanne auf einsamem Felsen, so erhält die Natur eine menschliche Sprache, die Sprache der wilden Empörung oder der sehnsüchtigen Trauer. Und zwar liegt darin nicht etwa eine Vergewaltigung. Diese Art Menschwerdung der scheinbar leblosen Landschaft beruht im Gegenteil auf einem ahnungsvollen Gefühl der Verwandtschaft zwischen Mensch und Natur, dem poetischen Instinkt für die „Weltseele“, der Wahrnehmung der so mannigfach gefühlten, von allen tieferen Geistern bewußt oder unbewußt empfundenen Lebenssehnsucht der Natur, des „ängstlichen Harrens der Kreatur“.

So ist denn die holländische Malerei recht eigentlich das Herz der niederländischen Kunst, die holländische Malerei vor allem des 17. Jahrhunderts; denn was sich früher bemerkbar macht, sind nur Anklänge oder Anfänge. Dies einzige Jahrhundert umfaßt alle größten Erscheinungen Und gerade auf dem eigensten Gebiet niederländischer Kunst, dem Genre und der Landschaft, haben die Holländer gegenüber den Flämen ungleich zahlreichere und ausgezeichnetere Vertreter aufzuweisen. Kein flämischer Genremaler z. B. kann sich mit einem Pieter de Hooch oder Jan van der Meer messen (beide fehlen leider in unserer Galerie) und kein Landschaftsmaler, nur Rubens ausgenommen, gar mit einem Rembrandt, Ruisdael, Hobbema oder Everdingen. Alle diese Meister, namentlich Rembrandt, sind auch im eigentlich Malerischen in der Behandlung des Lichts und der Farbe, so unvergleichlich groß. Daß aber die hohe Kunstblüte der Holländer nicht notwendig mit ihrer politischen Machtstellung in Bezug zu bringen ist, wie man häufig lesen mag, beweist der einfache Umstand, daß ja auch die unterdrückten Flämen ganz zur gleichen Zeit ihre höchste Blüte erreichen. Wir müssen uns hier eben wieder mit dem Zugeständnis des schlechthin Unerklärbaren ehrlich bescheiden.

Wenn sich beide Nationen, Flämen und Holländer, sonst sehr ähnlich sind, so versteht sich das leicht. Es lassen sich bestimmte Parallelen ziehen: Was dort Rubens ist, ist hier Rembrandt; Van Dyck entspricht Frans Hals, Jordaens Jan Steen; der holländische Teniers ist Adriaen van Ostade, und der flämischen Landschaft, die zeitlich den Vortritt hat, in Patinir, Paul Bril, Joos de Momper und Jan Brueghel, steht dann die größere holländische gegenüber. Das romanisch Aristokratische der Flämen setzt sich bei den Holländern in das gediegen Bürgerliche um.

Die älteren Meister Hollands aus dem 16. Jahrhundert sagen uns nicht viel Neues. Unser frühster, Jacob van Oostsanen (1480—1533), zeigt sich in einem Flügelaltar mit der Verehrung der Dreieinigkeit, der sehr fleißig gezeichnet und wirkungsvoll gemalt ist (namentlich in der effektvoll abgestuften Aureole), und in einem schimmernden, minutiös ausgeführten Glanzstück, das Christus als Gärtner vor Magdalena darstellt, wobei das starke Mißverhältnis zwischen der kostbaren Äußerlichkeit und der allzu geringen Innerlichkeit unangenehm auffällt.

Mehr Interesse erweckt sein Schüler, der bekanntere Jan van Scorel (1495—1562). Freilich beweist er auch den Mangel an Charaktereinheit der damaligen Niederländer. Auf der Verklärung, offenbar einem frühen Bild, ist er noch höchst ungeschickt. Die Figur Christi, in ihrem unbeholfenen Nachtkittel, steht da, als wüßte sie sich nicht recht zu benehmen. Moses und Elias in den Wolken sehen aus, als säßen sie an Billettschaltern und demonstrierten Rechenexempel. Johannes unten kniet wie ein lagerndes Zugtier, als sollte ihm einer auf den Rücken steigen. Jakobus macht eine Bewegung, als winkte er einem Fährmann. Und wie gar der heilige Petrus aussieht, darf ich gar nicht andeuten. Total anders erscheint dagegen das Madonnenbild. Die Formen voller, runder, graziöser, die ganze Komposition gefälliger. Da ist der Künstler inzwischen in Italien gewesen, wo ihn sein Landsmann, Papst Hadrian VI, zum Aufseher der päpstlichen Antiken gemacht hat. Scorel, ein seinerzeit hochangesehener Meister, ist übrigens noch weiter gekommen, bis nach Palästina. Auf unserem großen Familienbild sehen wir ihn selber, mit seiner Frau und seinen drei Kindern. Kräftig und vergnügt steht die Familie am Frühstückstisch, der appetitlich mit Brot und Früchten belegt ist. Eine Atmosphäre gesunder Behaglichkeit geht von diesem lebensvollen Gemälde aus, heiter und erfrischend. Das jüngstf Kind erinnert an die Kinderfiguren des Lucas van Leyden.

Vorzügliche Porträts aus dieser Zeit der holländischen Malerei, entsprechend den Leistungen der gleichzeitigen Flämen Lambert Lombard und Adriaen Key, sind auch die beiden Bildnisse des Johann Gallus und seiner Frau von Antonis Mor (1512—1576), der wieder ein Schüler von Scorel war. Der italienische Einfluß zeigt sich in der freien, stattlichen Haltung, der niederländische Charakter aber in der subtilen Ausführung des Details. Wie reizend ist auch das Hündchen vor-

trätiert auf dem Bild der Dame! Beide Eheleute sind Typen germanischer Treue und Rechtschaffenheit, von biederster Zuverlässigkeit. Dazu kommt noch äußerlich die schöne Farbenwirkung. Wenn der kleine traurig blickende Knabe, der ebenfalls dem Anton Mor zugeschrieben wird, wirklich Don Carlos, der Infant von Spanien, wäre, so gewährte das Bild auch ein rein historisches Interesse.

Ganz als echten Niederländer, unberührt von fremdem Einfluß, erweist sich, so früh schon, der merkwürdige Pieter Aertsen (1507—1575), der, noch bedeutend älter als der „Bauernbrueghel", wohl zuerst das bäuerliche Volksleben zum Gegenstand der Malerei gemacht hat, jedenfalls aber der erste holländische Stillebenmaler ist. Unser „Küchenstück" stellt, in beträchtlicher Größe, ein paar Reihen behäbig aufgeschichteter Obst- und Gemüsearten dar, interessant hell modelliert, über denen die Verkäuferin thront, in gleichmütiger Beschaulichkeit.

In der älteren Landschaft zeichnen sich bei den Holländern zunächst zwei Künstler aus, die beide in unserer Galerie vertreten sind: Adriaan van de Venne (1589—1662) und Esaias van de Velde (1590—1630). Van de Venne, ein sehr seltener Künstler, der weder in Dresden noch in München noch in Wien zu finden ist (in Berlin dagegen mehrmals), entspricht in seiner feinen Art ungefähr dem „Sammetbrueghel". Unser Bild „Fröhliche Gasterei im Freien" läßt sich gut mit Brueghels „Dorfstraße" vergleichen. Beide Bilder sind gleich groß oder vielmehr gleich klein, beide höchst subtil ausgeführt, beide voll munteren und reichen Lebens und beide zufälligerweise auf Kupfer gemalt (was für den Charakter eines Bildes nicht unwesentlich ist). Man blickt auf diese allerliebste „Gasterei" wie in das Kästchen in Goethes „Neuer Melusine". Alles erscheint in Diminutivform, verniedlicht und verfeinert wie in einem Puppentheater. Vor einem klimperkleinen Schlößchen, an einem winzigen Park mit beschnittenen Hecken, sitzen vornehme Püppchen und schmausen. Eine Tafelmusik gruppiert sich am Saum einer Wiese, die zu einem Eichenwald führt. Man hört die zarten Instrumente singen und klingen, wie Elfenmusik. Auf der Wiese tummeln sich vergnügte Persönchen. Das Ganze kribbelt und krabbelt wie ein Bienenvölkchen. Wie zierlich und manierlich tanzt vorn der Kavalier mit seinem stolzen Dämchen! Die Malerei ist wie Filigranarbeit, das Ganze wie Kinderspielzeug, entzückend sauber gemacht. Man meint, es könnte plötzlich, so zerbrechlich wie es ist, wie zartgesponnene Glasnippsachen vom leisesten Hauche fortgeblasen werden. Ein possierliches Kindermärchen!

In ungleich größerem Stil ist die „Winterlandschaft" von Esaias van de Velde gehalten: Ein zugefrorener Teich, dahinter ein Dorf, darüber ein drohend dunkler Schneehimmel, alles mit festen Strichen hingezogen. Besonders aber der knorrige Eichbaum vorn ist wie ein Vorklang schon von Ruisdael. Man fühlt seiner starren Kraft an, wie er sich wehrt und wahrt gegen den Winter, wie gegen einen Feind, dem er gewachsen ist.

Ein Schüler des Esaias van de Velde ist bereits einer der vorzüglichsten Landschaftsmaler: Jan van Goyen (1596—1656). Wir besitzen auch von ihm nur ein einziges Bild, eine „Flußlandschaft" von zart poetischer Feinheit der Auffassung und höchst edler Schlichtheit der Farbe. Der helle Duftschleier des Wassers, der fernen Stadt und des feuchten Himmels ist in wirkungsvollen Kontrast gesetzt zu den Schattenpartieen des Kahns links und des Ufers rechts im Vordergrund. Ein perlgraubräunliches Licht rieselt mit silbernem Glanz leise wie ein durchsichtiger Nebelvorhang geheimnisvoll herab.

Zu diesen älteren Meistern der Landschaft gehört auch der bekannte Aert van der Neer (1603 bis 1677), der schon mit bestimmten Beleuchtungseffekten operiert, wie z. B. in Dresden die schöne Mondscheinlandschaft und der „Nächtliche Dorfbrand" beweisen und bei uns der stimmungsvolle „Sonnenuntergang" zeigt, bei dem durch die verschiedenen Reflexe eine unendliche Ferne erreicht wird. Merkwürdig ist, daß er seinem Mondschein bräunliche Töne leiht, während in Wirklichkeit das Licht des Mondes doch blau oder grünlich ist. Unsere anonyme „Mondscheinlandschaft" (Nr. 394) ist ganz in dieser Weise des Aert van der Neer gemalt.

Eine Reihe holländischer Landschaftsmaler aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ignorierten ihre Heimat und den Zug der Zeit nach dem Nächstliegenden, indem sie sich lieber in Italien niederließen und die Schönheiten der südlichen Natur in übrigens nicht weniger berühmt gewordenen Bildern farbenschön darstellten, zum Teil schon in Nachfolgeschaft des großen Claude Lorrain. Es sind vor allem Cornelis van Poelenburgh, Herman van Swanevelt und Jan Both. Auch Adam Pynacker, Karel Dujardin und Frederick de Moucheron, die alle drei in unserer Galerie gut vertreten sind, gehören zu dieser Gruppe. Von Cornelis van Poelenburgh (1586—1667) haben wir eine ganze Anzahl heller und klarer Bilder, die bei allem Geschmack etwas Kühles haben. Sein bestes Werk hier ist wohl die „Felsige Landschaft mit Wasser und Viehherde", deren Staffage von dem bedeutenden Tier- und Landschaftsmaler Nicolaas Berchem (1620 bis 1683) herrührt.

Das Genrebild tritt zunächst noch zurück, um dann erst gegen die Mitte und das Ende des Jahr-

hunderts eine hervorragende Rolle zu spielen. Nur wenige Meister sind hier schon früher tätig, wie der (ebenfalls italienisierte) Gerard van Honthorst (1590—1656), den wir bei uns in seinem „Lustigen Paar" und seiner orgelspielenden Cäcilie kennen lernen. Die Italiener nannten ihn Gerardo Dalle Notti wegen seiner nächtlichen Lichteffekte, wie denn auch das schöne bunte Gewand unserer Cäcilie von einer brennenden Kerze malerisch beleuchtet wird. Bei dem „Lustigen Paar" ist es interessant, zu sehen, wie verschieden Honthorst gegenüber Rubens oder gar Jordaens einen solchen Gegenstand behandelt, ohne daß sich doch der niederländische Charakter wesentlich verleugnet.

Auch ein anderer Genremaler dieser Zeit, Pieter van Laer, genannt Bamboccio (1590 — 1658), holte sich seine Stoffe in Italien. Aber auch er verrät, wie z. B. unser amüsanter „Quacksalber" zeigt, seine Heimat deutlich genug.

Im Porträtfach sind die Niederländer, wie von jeher, so auch gerade zu Anfang des Jahrhunderts ihrer Blütezeit, ungemein und vielfach tätig; wahrhaft schöpferisch auf diesem Gebiet sind aber doch nur drei gewesen, und zwar neben dem Flämen Anton van Dyck gerade die beiden Meister, die überhaupt Hollands größte sind: Frans Hals (1580 — 1666) und Rembrandt van Ryn (1606 — 1669).

Frans Hals führt den Pinsel, als ob er dreinhaute, wie mit der Peitsche, mit strammen, wuchtigen Zügen, rechts und links, kreuz und quer. Seine Lichter wirft er hin, wie man Wasser fortschlickert. Eine unglaubliche Bravour und flotte Keckheit liegt in dieser skizzenhaften Technik. Es ist alles nur so hingeschmettert. Wenn andere Meister, wie z. B. Gerrit Dou, mit sorgsamster Tüftelei zimperlich nur wie mit einem Härchen malen, so fährt Frans Hals derb und scharf zu und zerreißt förmlich die Leinwand mit seinen Pinselhieben. Daß sich unsere modernen Künstler gerade von dieser Art Malerei sehr haben imponieren lassen, läßt sich gut begreifen. Wo aber bleibt bei ihnen auch nur eine Spur der sieghaften Heiterkeit und genialen Frische, die bei Frans Hals so hinreißend wirkt? Wo bleibt „die Heiterkeit des Genies"? Frans Hals gibt sich, wie er ist. Er hat aber auch etwas zu geben. Und was er gibt, ist eine echte Kunst, eine Kunst nicht sowohl des Lebens als der Lebendigkeit, äußerster Munterkeit und Rüstigkeit, eine Kunst der frohen Laune, des Lächelns und des Lachens, unwiderstehlich liebenswürdig, voll sprühender Lust und Aufgelegtheit.

Man betrachte unser schönstes Bild von ihm, den „Mann mit dem Schlapphut"! Ist es möglich, ironisch überlegener, gutmütiger und kühner in die Welt zu blicken? Er sieht ins Leben wie aus einem sicheren Fenster heraus, und dies sichere Fenster ist sein unverwüstlicher Frohsinn und sein heiterer Verstand. Wenn ihr Verdruß habt, scheint er zu sagen, oder Sorgen, so setzt sie wie meinen Schlapphut auf, daß sie euch gut zu Gesichte stehn! „Es lebe, wer sich tapfer hält"!

Hier hat nun freilich Frans Hals auch ein Modell gefunden, das wie die Verkörperung seiner Kunst selber aussieht. Aber auch sonst hat er seinen Porträts, die durch den Charakter der Situation und gewisse Beigaben eigentlich zu höheren Genrebildern werden, diesen Zug köstlicher Lebensfrische und wohlwollender Energie mitgeteilt. Unsere berühmten „singenden Knaben" und der „lustige Zecher" beweisen das. Allerdings hat der „Zecher" auch einen Ausdruck von trunkener Müdigkeit; aber man fühlt, daß das nur momentan ist.

Wie wohltuend berührt diese herzhafte Heiterkeit! Mehr wie je muß man heutzutage an Schillers herrliches Wort erinnern: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst"! Heute ist sie es nicht mehr. Eine verwirrende Richtung nach dem Gewöhnlichen, Herunterziehenden, Quälenden, Aufregenden und Ärgernden beraubt die Kunst ihrer erhabenen Aufgabe, wohlzutun und zu beglücken. Heiter aber soll sie sein, heiter im wahren und tiefen Sinn des Wortes, nicht vergnügt und fidel, heiter wie der unbewölkte Himmel, heiter, wie die Griechen ihre Götter dachten, heiter wie ein stiller, klarer Sonntagmorgen. Sie soll keinen Kampf erregen als den sie selber schlichtet, und auch ihre höchste Form, die Tragödie, soll uns mit einer heiteren Seelenruhe, einer befreiten Gemütsstimmung erfüllen. Harmonie ist es, was die Religion in der Welt ahnen und die Kunst in der Welt zeigen muß. Die Wirklichkeit soll sich zur Wahrheit steigern und nicht der Unfriede soll vermehrt, sondern der Friede soll uns beschert werden. (Forts. folgt.)

Das Spiegelhäuschen.

Aus den Geibeltagen in Escheberg, April 1841 bis Juni 1842.

Von A. W. Fürer.

Ein höchst willkomm'ner, unerwarteter Besuch!
Umarmung, warmer Druck der Hände, Musterung
Von Wuchs und Antlitz! Munter geht's zum Park hinein
Durch alle Herrlichkeiten, die am Wege rechts
Und links sich zeigen, stracks zum Freiherrnschloß empor,
Wo ahnungslos die Damen sich befinden, durch
Des leeren Wagens Einfahrt und die Dienerschaft
Bereitet bald auf den erwünschten Überfall.

Froh geht der Freiherr seinem Gast zur Seite, der,
Die Augen überall, vor Freude überströmt:
„Das liebe, alte Escheberg! Hier haben wir
Als Knaben uns getummelt. O, wie war das schön!
Noch alles just wie einst, mein Vetter Karl, nur daß
Die Fichten sich gewaltig in die Höh' gestreckt,
Das Laub der Buchen wölbiger und breiter rauscht.
Durchs Grüne, hell beleuchtet, glänzt das Weiß
Des Schlosses; Anmut schaut und Würde, schön gepaart,
Ins Tal hinab, ein freundlich Sinnbild des Geschlechts. —
Wie manches Jahr ist's her, daß ich zuletzt hier ging!
An jeder Wendung uns'res Weges bin ich jetzt
Gespannt auf Zeugen ungetrübten Kinderglücks,
Der Teich wie einst mit seinem Schilf, mit Floß und Kahn,
Auf seiner glatten Fläche blendend Sonnengold!
Und auf dem Hügel, schau! das Spiegelhäuschen noch!"

Der Freiherr lauscht dem Jugendfreund mit Lust, und nicht
Will's ihm gelingen, auch ein Wörtchen einzustreu'n.
Bedeutsam lächelnd läßt er den Begeisterten
Gewähren, als er schnell auf einem Seitenpfad
Den Fuß zum Spiegelhäuschen lenkt, das kurz zuvor
Er selber erst verließ, weil ferner Räderschall
Und flinker Hufschlag ihm das Nahen von Besuch
Verkündete. Kopfschüttelnd geht er langsam nach.

Ein Ruf des Schreckens! „Sag' um Gotteswillen, Karl —
Was ist in uns'rem Knabenheiligtum gescheh'n?"
Mit blasser Miene steht der Vetter in der Tür
Des Pavillons, doch von der Malsburg, lacht hell auf.
„Du lachst? Ach, nein! Es ist ein Graus, die Wände so
In Splittern liegen seh'n! Wer hat da drin gehaust?
Man sollte denken: Der leibhaft'ge Satan war's."

Des Schloßherrn munt'res Lachen steckt den Hörer an.
Vereint betrachten sie das Spiegeltrümmerfeld
Im Gartenhaus. „So höre!" sagt der Freiherr, als
Er sich gefaßt. „Ein wunderselt'ner Vogel flog
Vor wenig Wochen uns ins Haus. Ich lud ihn ein,
Dem Vater Geibel, Lübecks Pastor, nah' bekannt. -
So geht's wenn man Poeten sich zu Gaste läd." —
„Emanuel, der Sänger, weilt bei euch?" — „Gewiß!" —
„Ja aber, Karl, das sagst Du jetzt erst? — „Ließest Du
Mich denn zu Worte kommen, ganz begeistert von
Erinnerungen aus der Jugend?" — „Ach, verzeih'!" —
„Verzeih'n? Weshalb? Natürlich rührt und freut mich's nur."

„Und Geibel sollte? . . . . Freilich, Dichtern sagt man nach,
Sie seien nicht wie and're Menschen. Aber nein!
Die Spiegelbrocken eines Dichters Werk? Es ist
Unmöglich." — Der Mäzen bekämpft des Lachens Reiz:
„Auf falscher Fährte! Halt! Es klärt sich alles auf!
Störst Du mich ferner nicht, vernimmst Du, was Du willst. —
Emanuel, da hast Du freilich recht, ist nicht
Wie and're Menschen. Lieben und verwöhnen muß
Man ihn, den Liebling aller, ist er auch
Kein Freund gestrenger Hausordnung. Zur festen Zeit
Am Platze sein, gelingt ihm selten. Ratlos steht
Der Diener da: ‚Ich weiß nicht, wo Herr Doktor ist.'
Die Zofe hilft aus der Verlegenheit; sie sagt
Mit dänischem Akzent: ‚Herr Doktor ist im Park
Und snüffelt Veilchenduft.' Er wird aus grünem Moos
Und blauen Veilchen rasch geholt. Geistreichen Scherz
Auf Jünglingslippen steht er da: ‚Entschuldigung!
Ich mußte draußen horchen, eh' sie schwiegen, auf
Der Vögel liebliches Geplauder, das Geschwätz
Der Quelle, auf die weisheitsvolle Rede der
Uralten Eichen. Hundertmal im Walde geht
Das Menschenkind und hört nur unverständliches
Geräusch. Wenn einmal dann die Sprache ihnen wird,
Den stummen Träumern draußen, und der Dichter hört's,
So muß er bleiben, selbst auf die Gefahr hin, daß
Der Kaffee kalt wird, und die Damen zürnen.' O,
Poeten sind niemals verlegen, wenn sie sich
Entschuld'gen müssen. Bunte Spielereien sind
In ungeahnter Fülle dann zur Hand. Man kann
Nicht zürnen. Ihre Kunst läßt Zeit und alles sie
Vergessen. —

Doch zum Spiegelhäuschen nun! Ich bot
Es unser'm Gast zu jederzeit'gem Aufenthalt.
Und manchen Morgen vom Poetenstübchen stieg
Er früh hernieder in den Garten. Hier hat oft
Die Muse ihn besucht, die offenbar Geschmack
Am Spiegelhäuschen fand. Nur eines machte mir
Gedanken öfters. Uns're Henriette fuhr
Vor Jahren ein vergnügliches Gefährt, davor
Gespannt zwei Ziegenböcke, weiß wie Schnee und lang
Von Haaren. Einer starb; der and're, Peter, läuft
In Hof und Garten frei, ein drolliger Kumpan,
Mit Hörnern wohl bewaffnet. Seinetwegen sah
Man oft schon nach des Spiegelhäuschens Pforte, ob
Sie fest verschlossen sei. Dem Dichter heute früh
Noch gab ich zu bedenken, daß vor Peters Horn
Die Spiegelscheiben keine Stunde sicher, wenn
Er einmal nur die Tür des Häuschens hinter sich
Zu schließen unterlasse. Bange Ahnung treibt
Mich, als ich unsern Gast vor zweier Stunden Frist
Gewarnt, zum Häuschen hin, — ein unfreiwilliger
Homer zu werden einem seltsamen Achill.

Die Tür steht auf. Mein Dichter gleich dem Schmetterling,
Ist froh entflattert, gänzlich ahnungslos, was für
Ein schlimmer Gast ihm folgen werde. Nickend steht
Er auf der Schwelle, — ach! ich sah's hilflos mit an
Aus weiter Ferne, festgewurzelt wie im Traum.
Mit scharfem Aug' entdeckte Peter rings umher
Im Häuschen einen Bock in jedem Spiegel. Mut!
Viel' Feind', viel' Ehr'! Ein jeder winkt mit dem Gehörn.
Das Haupt geneigt rennt Peter blitzschnell vorwärts. Krach!
Der erste Bock besiegt und spurlos ausgetilgt.
Verschlang die Erde ihn? Besiegt im Handumdreh'n
Der zweite, dritte, vierte! Krach und Krach! Er läßt
Die Glastür' und die Fensterscheiben unversehrt,
Die Spiegel nur zertrümmert er, ein Don Quixote.

Als ich erscheine, steht er triumphierend da
Auf Scherben als der einzig Überlebende
Von so viel stolzen, weißen Ziegenböcken. Wo
Sie hingekommen, schien ein Rätsel ihm zu sein. —
Mich dauert ernstlich nur Emanuel. Er wird
Diesmal fast in den Boden sinken wollen. Ei!
Das ist ein Scherz, der nach Jahrzehnten noch von Mund
Zu Munde gehen wird."

Betrübt schaut der Baron
Herab auf der Verwüstung Greuel. Glitzernd scheint
Die Mittagssonne drüber hin. Es sprüht ihr Licht
Aus scharfgezackten Scherben, Flämmchen ähnlich! Sieh!
Ein weißer Zettel leuchtet dort hervor. Er beugt
Sich nieder. Welch ein Fund! Ein Manuskript! Die Spur
Des tollen Rennens trägt es freilich an sich. Schön
Und edlen Schwunges voll des Dichters Federzug!
Die Vettern lesen Geibels „Morgenwanderung":

„Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen;
Da ist der Wald so kirchenstill,
Kein Lüftchen mag sich regen;
Noch sind nicht die Lerchen wach,
Nur im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.

Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin ist aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben;
Wald und Blumen nah und fern
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

Da zieht die Andacht wie ein Hauch
Durch alle Sinne leise,
Da pocht ans Herz die Liebe auch
In ihrer stillen Weise,
Pocht und pocht, bis sich's erschließt,
Und die Lippe überfließt
Von lautem, jubelndem Preise.

Und plötzlich läßt die Nachtigall
Im Busch ihr Lied erklingen,
In Berg und Tal erwacht der Schall
Und will sich aufwärts schwingen,
Und der Morgenröte Schein
Stimmt in lichter Glut mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobsingen!"

„Vollendet!" — „Wundervoll!" so tönt's aus beider Mund,
Als sie zu Ende sind. Fürwahr, ein Seelenbad
Den ersten Lesern wie den letzten, frisch und rein;
Die „Morgenwandrung", Geibels Lied, einst unter'm Graus
Der Scherben aufgefunden, — längst in vieler Mund
Und Herzen.

Bei den Lesern jenes Tages wich
Die weihevolle Stimmung freilich nur zu rasch
Der ausgelass'nen Neckluft: „Wer in Freuden will
Durch Hessens Wälder wandern," parodierte keck
Das Vetternpaar, vom Augenblicke inspiriert,
„Der folge gutem Rat und schließe ja zuvor
Des Escheberger Spiegelhäuschens Türe ab,
Damit der stolzgehörnte Peter nicht turniert." —

Emanuel, von sonn'gen Höh'n zurückgekehrt
Zum waldumrauschten Freiherrnschlosse, grollte nicht,
Daß sein poetisches Geheimnis schon entdeckt,
Sein Manuskript in liebevollen Händen war.
Es lag in seiner Art nicht, trauten Freunden zu
Verbergen, was die Muse Holdes ihm beschert.

Mit Neckerei und Scherz verziert, vernahm er auch
Die Mär vom „Scherbenberg", dem Fundort des Gedichts.
Erlassen wurde die Entschuldigung. Rasch war
Der Schaden repariert im Häuschen. Nach wie vor
Blieb es des Dichters und der Muse Lieblingssitz
An schönen Lenz- und Sommertagen. Peters Horn
Erkämpfte keine neuen Siege. Sorgsam schloß
Der Dichter stets das Pförtchen zu, wenn frohgemut,
Das Herz von neuen Liedern und begeisternden
Gedanken voll, er seinen Arbeitstisch verließ,
Durch Feld und Wald zu eilen, wie von Fittichen
Getragen.

Waren die Gedanken ausgereift,
Die Schlacken ausgeschmolzen, bis der helle Ton
Des reinen Silbers oder Goldes klang vom Mund
Des unerschöpflich reichen Lyrikers, so nahm
Die Freundesrunde dankbar Anteil. Fleißig schmolz
Er immer neue Schätze in dem Tiegel der
Gedanken aus, bisweilen wenig eingedenk
Der lieben Menschen um ihn her. Dann lächelte
Der Herr des Hauses, gut gelaunt, und sagte wohl:
„Mäzenas sein ist schön; doch schlecht ist dies Metier,
Wenn leiblich oder geistig unser Dichter fern
Und Peter seine Gegenwart ersetzen will."

Gleichzeitig tauchte nickend auf im Hintergrund
Das Haupt des noch einmal begnadigten Achill
Mit Bocksbart. Silberner Diskant aus Damenmund
Vermählte lachend sich dem männlichen Tenor
Voll Erz, und Geibel fehlte nie in dem Konzert.

Vom Kasseler Hoftheater.

Die erste nunmehr abgelaufene Hälfte des Jahres stand, wie bei allen größeren Bühnen, unter dem Einfluß des hundertjährigen Todestags Schillers. Seine Dramen, mit Ausnahme von „Wallensteins Lager" und „Die Piccolomini", wurden, einige mit Wiederholungen, zur Darstellung gebracht. Eine Neueinstudierung hatten „Fiesko" und „Die Braut von Messina" erfahren. „Fiesko" war von Herrn Oberregisseur Delmar sehr glänzend ausgestattet worden, was hauptsächlich dem Fest im Hause des prachtliebenden Helden der Verschwörung zugute kam. Auch hinsichtlich der Vorschriften im Spiel waren Änderungen getroffen, die jedoch nicht immer am Platze erschienen. Die Neuerung, daß der Mohr, nachdem Fiesko (Aufzug 1, 9. Auftritt) abgegangen ist, sich an die Schatulle macht, um sie zu berauben, sie aber verschlossen findet, Fiesko dabei die Portiere öffnet und ihn auslacht, liegt außerhalb der Schillerschen Absicht. Ebenso wirkte die eingeschobene Toilettenszene zu Anfang des 3. Aufzugs störend. Wenn Fiesko auf der Bühne sich Gesicht und Hände mit Wasser benetzt, das ihm Pagen feierlich in einer Schüssel präsentieren, und sich mit einem dargereichten Handtuch trocknet, so fragt man sich unwillkürlich, wo bleiben zur notwendigen Vervollständigung des Reinigungsaktes Kamm und Zahnbürste? Das Publikum, das früher mit dem Grafen Lavagna die Sonne über Genua aufgehen sah, wird auch ohne sichtbare Vorführung der Waschutensilien sicher nicht daran gezweifelt haben, daß der Herr Graf sich deren vorher bedient gehabt hatte. Wohin sollen derartige naturalistische Anwandlungen auf der Bühne noch führen? Von den zahlreichen Mitwirkenden seien namentlich Herr Bohnée, der den Fiesko nach des Dichters Vorschrift stolz und freundlich gab, weniger aber das Höfisch-geschmeidige und Tückische hervortreten ließ, und Herr Jürgensen, ein vollendeter Muley Hassan, erwähnt. Zur Feier des Schillerschen Todestags am 9. Mai war ursprünglich „Die Braut von Messina" bestimmt gewesen, wegen Unpäßlichkeit des Herrn Wolfram wurde jedoch „Die Jungfrau von Orleans" gegeben und zwar mit Fräulein Nolewska vom Stadttheater in Leipzig in der Titelrolle. Obwohl Fräulein Berka diese Rolle bereits mit gutem Erfolg gespielt hatte, so wurde sie durch die Leipziger Künstlerin, die eigentlich die Isabelle in der „Braut von Messina" verkörpern sollte, dargestellt, ohne daß hierdurch ein künstlerischer Gewinn zu verzeichnen gewesen wäre. „Die Braut von Messina", die erst am 25. Mai herauskam, zeigte eine neue Auswahl in den Dekorationen und in den Kostümen des Chors. In der prangenden Halle des 1. Aufzugs führten auf jeder Seite Treppen zu einem Gang empor, durch dessen Säulen man ins Weite sehen konnte. Der Eindruck italischer Pracht war wohl hervorgerufen, leider aber war die Halle so verbaut, daß Isabella ihren Platz bei Eröffnung des Stücks zu weit nach vorn einnehmen mußte, infolgedessen sie ihre Ansprache mehr an das Publikum, als an die Ältesten

von Messina richtete, und die Chöre in ihren Bewegungen beengt wurden. Im 4. Aufzug aber erwies die Dekoration sich insofern nicht gut gewählt, als man nicht annehmen konnte, daß die Türe im Hintergrunde zu der direkt sich anschließenden Kirche führe, da sonst der Durchblick oben durch die Säulen in das Freie eine Unmöglichkeit gewesen wäre. Auch die geschnittenen Bogengänge im Garten am Meere störten. Sehr stimmungsvoll wirkte dagegen die Einrichtung der Schlußszene. Fräulein Pichon als Isabella teilte das Los nicht weniger Heldenmütter, die dieser Rolle nicht völlig gewachsen sind, ermöglichte aber doch die Aufführung des Trauerspiels, das zur Ehre Schillers zu jener Zeit nicht auf dem Spielplan fehlen durfte. Die Beatrice gab Fräulein Berka mit tiefer Empfindung; die beiden Brüder wurden von den Herren Bohnée und Wolfram temperamentvoll dargestellt. Die einzelnen Sprecher aus den Teilen des Chors standen nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe. Wir sind sie besser gewöhnt gewesen. Hervorzuheben ist bei den Schilleraufführungen auch die Reichstagsszene aus dem „Demetrius“ in der im Hoftheater stattgefundenen Matinée am 7. Mai, die von der Stadt veranstaltet worden war. Unter der Leitung des Herrn Oberregisseurs Delmar kam die schwierige Massenszene sehr lebendig zur Darstellung. Herr Wolfram war ein beredter, für sich einnehmender Demetrius, Herr Bohnée ein kräftiger Sapieha, Fräulein Ellmenreich eine bestrickende Marina. Auffallen mußte es, daß Marina keinen Schleier hatte und ihn somit auch nicht, wie dies den Abschluß der Szene bildet, zerreißen und unter die sie mit dem Ausruf „Vivat Marina! Russiae regina!“ umringenden Edelleute verteilen konnte.

An Erstaufführungen sind im Schauspiel zu verzeichnen: „Unsere Käte“, ein nach dem Englischen von C. Pogson bearbeitetes sogenanntes Lustspiel, das durch die Darstellungskunst des Fräuleins Ellmenreich und des Herrn Kothe erträglich gemacht wurde. „Kasseler Fahrten“, eine von Adolf Steinecke (Mitglied der Kasseler Hofbühne) von Hamburg nach Kassel übertragene Posse, die zwar mit den Kasseler Verhältnissen nicht recht stimmte, dem Publikum aber hauptsächlich durch die Komik des Herrn Schmasow und die guten Leistungen der Frau Mothes-Jäger, der Frau Jürgensen und des Fräuleins Hannewald gefiel. Die Hauptnovität, „Die Kreuzelschreiber“ von Anzengruber, eine der klassischen Bauernkomödien, mit welchen dieser echte Volksdichter die dramatische Literatur bereichert hat, bot den Darstellern wie den Zuhörern Schwierigkeiten durch die bayerische Mundart, aber trotzdem hatte man an dem Gang der satirischen Handlung und den Hauptdarstellern (Josepha: Fräulein Ellmenreich, Anton: Herr Wolfram und Steinklopferhanns: Herr Jürgensen) seine helle Freude. Dabei war das Leben auf dem „gelben Hof“ bis auf das Hahnenkrähen naturgetreu wiedergegeben. Kurz vor Beginn der Ferien erblickte noch eine dreiaktige Komödie von Jon Lehmann: „Augen rechts“, zum ersten Male das Licht der Lampen. Der gewählte Stoff — ein alter Subalternbeamter gerät in Verdacht, einen Taler unredlicherweise aus einer Sammelbüchse genommen zu haben — berührte von Anfang an peinlich und ließ keine Komödienstimmung aufkommen, so daß der Abend unerfreulich verlief. Herr Steinecke, der die Hauptrolle, einen früheren Feldwebel, der vierzehn Schlachten mitgemacht hatte, spielte, verzichtete, obwohl er den Vorsitzenden eines Kriegervereins darstellte, in Ton und Haltung auf jedes Militärische. Ob der Verfasser der Komödie dies vorschreibt, wissen wir nicht.

Von den Neueinstudierungen sei das Trauerspiel „Die Kaiserin“ von Gräfin Josephine von Leiningen, aufgeführt am 70. Geburtstag der Verfasserin, und das Lustspiel „Zopf und Schwert“ von Gutzkow erwähnt. In der „Kaiserin“ spielte Frau Kothe-Haacke wie schon vor einigen Jahren die Titelrolle mit der Leidenschaftlichkeit, die zur Verkörperung einer Theodora notwendig ist. In „Zopf und Schwert“, das eine sehr gute Wiedergabe durch alle Beteiligten erfuhr, hätte das Tabakskollegium seinem Namen etwas mehr Ehre machen können, denn von der Hauptsache, welche die Herren zusammenführte, dem Rauchen, merkte man nichts. Außer dem König rauchten wohl sämtliche Anwesende kalt, und doch würde die Entwicklung von etwas Tabaksdampf die Stimmung erheblich gefördert haben.

Die Oper brachte ein neues Werk, dessen Vorbereitung längere Zeit in Anspruch nahm: Leoncavallos „Roland von Berlin“. Es ist jedenfalls ein gewagtes Unternehmen gewesen, den gleichnamigen Roman des Willibald Alexis, der, seinem Vorbild Walter Scott entsprechend, in eingehendster Weise den Streit der Schwesterstädte Berlin und Cölln unter sich und mit dem Markgrafen von Brandenburg schildert, zu einem Libretto zu verwenden. Der Komponist mag aber gedacht haben, daß auch Walter Scottsche Romane von einem Italiener, Franzosen und Deutschen zu Operntexten bewältigt worden sind, wie „Lucia von Lammermoor“, „Die weiße Frau“ (in der sogar etwas von zwei Walter Scotts steckt, vom „Kloster“ und „Guy Mannering“) und „Der Templer und die Jüdin“. Dabei hätte er aber auch in Betracht ziehen müssen, daß Marschners „Templer“ trotz der dankbaren Partien keine Repertoiroper mehr ist, weil das Publikum den Roman „Ivanhoe“, dem der Text entnommen, nicht allgemein mehr kennt und ihm dadurch die auf der Bühne oft unvermittelte Handlung unverständlich wird. So ergeht es auch der Leoncavalloschen Oper. Diejenigen, die den Alexisschen Roman nicht gelesen haben, werden sich im 1. und 4. Aufzug kaum zurechtzufinden wissen. Noch gewagter als das Textbuch zu schreiben war es aber für einen italienischen Komponisten, märkische Gestalten musikalisch neu zu schaffen, er müßte denn ein Genius wie Shakespeare sein, der als Nordländer „Romeo und Julia“ doch mit dem ganzen Zauber des Südens auszustatten wußte. Im „Roland von Berlin“ gehen besonders das große Duett Hennings und Elsbeths, mit welchem der 2. Aufzug schließt, und die Stellen im 3. Aufzug, in denen Rathenow seinen Schmerz über die der Tochter zugefügte Kränkung äußert, zu Herzen, denn dieser Empfindungsmalerei, ob sie nun deutsch oder italienisch ist, wird man sich gern hingeben, umsomehr, als man fühlt, daß der Komponist sich da keinen Zwang angetan hat, wogegen er, wenn es äußerlich kämpft und stürmt, um den geeigneten Ausdruck zu finden, zu Gewaltmitteln greifen muß. Die Oper, bei deren Erstaufführung der Komponist anwesend war, nahm unter der Leitung des Herrn Kapellmeisters Dr. Beier und unter Regieführung des Herrn Derichs einen glänzenden Verlauf. Die drei Hauptpartien: Elsbeth, Rathenow und Henning, von welchen die zuletzt genannte die anstrengendste ist, wurden von Fräulein Pauli, Herrn Wuzél und Herrn Weltlinger trefflich wiedergegeben. Mit dem neuen Musikwerk war auch eine neue wirkungsvolle Dekoration des Königlichen Theatermalers Herrn Sterra verbunden, welche den Platz vor der langen Brücke in Berlin, auf der das Rathaus der Schwesterstädte sich erhebt, darstellt. Kassel war nach dem Berliner Hoftheater die erste Bühne, welche die Oper zur Aufführung brachte.

Die sehr glückliche Wiedergabe von Millöckers „Bettelstudent“, der ebenfalls zur Erstaufführung gelangte, zeigte wiederum, daß das Opernensemble auch für die Operette die geeigneten Kräfte besitzt. Frau Porst, Laura, Frau Kallensee, Bronislawa, die Herren Kietzmann, Symon, Liebeskind, Janicki und Bartram, Ollendorf, teilten sich in die Beifallsspenden dieses

Abends, an welchem Herr Musikdirektor Dr. Zulauf den Taktstock führte.

Neu einstudiert erschien in der Oper Boieldieus melodiöser „Johann von Paris“, der Herrn Liebeskind in der Titelpartie Gelegenheit gab, mit seinen Stimmitteln einen schönen Erfolg zu erzielen, Frau Kallensee glänzte als Prinzessin mit allen Vorzügen ihrer Künstlerschaft, Frau Porst war ein gewandter Olivier. Als Seneschal hatte Herr Bartram sich schon früher bewährt. Eine weitere Neueinstudierung war Meyerbeers „Robert der Teufel“. Die gute Wiedergabe des Helden der Oper durch Herrn Weltlinger ist bekannt, neu waren Frau Kallensee, Prinzessin, Fräulein Pauli, Alice, Herr Ulrici, Bertram, und Herr Liebeskind, Raimbaut, die sämtlich den hohen Anforderungen, die der Komponist an fast alle Vertreter der von ihm geschaffenen Partien stellt, in mehr als gewöhnlichem Maße gerecht wurden. Die berühmte Nonnenszene, von Fräulein Cordialy und ihren Damen wirkungsvoll ausgeführt, hatte durch Herrn Sterra einen neuen dekorativen Hintergrund erhalten, der den Effekt erhöhte. Zu der guten Ausführung der Szene trugen auch die technischen Hilfsmittel des Herrn Maschineninspektors Waßmuth besonders bei.

Nach stattgefundenen Gastspielen wurden Fräulein Frankenstein als jugendlich-dramatische Sängerin, Fräulein Herper als Altistin und Herr Friedrich als Heldenvater engagiert.

Nicht zu Engagementszwecken gastierten Frau Willig vom Königlichen Theater in Wiesbaden, eine hervorragende Künstlerin, als Magda in Sudermanns „Heimat“ und als Johanna in „Die Jungfrau von Orleans“, ferner in der Oper Frau Théa Dorré, eine amerikanische, in Italien ausgebildete Sängerin, als „Carmen“ und „Mignon“ und bot hochinteressante künstlerische Leistungen.

Der Intendant des Hoftheaters Herr Baron von Gilsa ist im Mai von seinem Urlaub zurückgekehrt und hat die Leitung der Bühne wieder übernommen.

Aus alter und neuer Zeit.

Die Besetzung von Koblenz durch die Hessen am 26. Oktober 1792. Auf dem Rückzuge aus der Champagne aus dem unter dem Herzog von Braunschweig unglücklich verlaufenen Feldzuge gegen die Heere der französischen Republik gelangte am 24. Oktober die für die Armee bedrohliche Nachricht nach Luxemburg, daß General Custine bereits Mainz und Koblenz eingenommen habe, wodurch die Rückzugslinie der unter dem Oberbefehl des Herzogs Karl von Braunschweig stehenden Truppen gefährdet erschien. Auf letztere damals noch kurtrierische Stadt richtete infolgedessen der hessen-kasselsche General v. Biesenrodt seinen Tag und Nacht fortgesetzten Eilmarsch mit einigen Bataillonen Infanterie und fünfzig Husaren, da die Hessen viel weniger wie die Preußen auf dem Rückzuge gelitten hatten und sich in einem noch vollkommen kriegstüchtigen Zustande befanden. Durch sofortige Beschaffung von Wagen und Pferden für das Fußvolk wurde es unter den schneidigen Offizieren möglich, daß die Truppen schon am 26. Oktober nachts in Koblenz einrückten, dessen Stadtrat schmählicher Weise dem General Custine die Torschlüssel bereits entgegengeschickt hatte. Die hessischen Husaren an der Spitze wurden daher, als sie durch die Straßen sprengten, von den Einwohnern für Franzosen gehalten, der Ruf: „Es lebe die französische Nation“, schallte ihnen entgegen, was die Braven mit flachen Säbelhieben und bitteren Spottreden beantworteten. Die unter starkem Trommelschlag folgenden Fußtruppen vollendeten die Besetzung von Stadt und Festung, wodurch der Rheinübergang gesichert erschien. Als Gegenstück zu diesen Lesefrüchten aus von Ditfurth, „Die Hessen in den Feldzügen in der Champagne usw. 1792 bis 1794“, sei noch ein schönes Wort des als Kriegsgefangener infolge der Übergabe von Ypern nach Pont de Beaux geführten Feldwebels Schneider vom Regiment Erbprinz wiedergegeben, womit derselbe sich die im Zeitgeiste liegende, aber doch alberne Anrede seiner Kameraden als „Citoyens“ durch einen französischen Beamten energisch verbat: „Wir sind Hessen und keine ‚Siteriens‘!“ Tempora mutantur.

F. v. und z. Gilsa.

In der Murhardschen Bibliothek zu Kassel befindet sich aus der Schillerzeit die seltene „Beschreibung des zehenden Jahrs-Tags der Herzoglich Wirtembergischen Militär-Akademie Stuttgard, den 14. Dezember 1780“. Stuttgard, gedruckt bey Christoph Friedrich Cotta, Hof- und Canzlei-Buchdrucker. Die Schrift enthält Mitteilungen über die in der Karlsschule vorgenommene Prüfung, die Preisverteilung, die Festreden des Herzogs bei Eröffnung und Beschluß der öffentlichen Prüfung, die beide mit der Anrede: „Hoffnungsvolleste Jugend, Liebste Söhne!“ beginnen und in sehr väterlichem Tone gehalten sind, sowie noch drei Reden vom Hofprediger, einem Lehrer und einem Schüler der Anstalt. In der Liste der Beförderten und Ausrangierten von 1779—1780 aber steht verzeichnet: „Schiller, als Medikus zu dem General-Feldzeugmeister von Augeeischen Grenadier Regiment“. — Ein weiteres Interesse hat die in dem Buch befindliche handschriftliche Widmung:

Hochgeehrter Herr!

Ihre Leistung als „Schiller“ in Laubes schönem Charaktergemälde „Die Karlsschüler“ ist eine so meisterhafte, daß ich der Regung meines Herzens nicht widerstehen kann, Ihnen eine kleine Reliquie als Zeichen der Freude zu überreichen, die Ihre Darstellung, die sich mit jeder Wiederholung übertrifft, mir wie jedem Ge-

bildeten aus dem Volke bereitet hat. Genehmigen Sie die Versicherung meiner beständigen Hochschätzung Ihres außerordentlichen Künstlertalents sowie der Aufrichtigkeit, mit welcher ich diese Zeilen schreibe:

„Wohl ist er unerreichbar,
Der göttliche Ulyß —
Als „Schiller“ doch vergleichbar
Ist keiner Dir, — gewiß.“

Hamburg am 107ten Geburtstage Schillers.

J. S. Meyer.

Herrn Hübner, Mitglied der Thalia-Bühne zu Hamburg.

Julius Hübner war 1838 zu Eschwege als Sohn des Aktuars, späteren Geheimen Rechnungsrats bei der Eisenbahndirektion Georg Hübner geboren, besuchte in Kassel das Gymnasium und widmete sich nach kurzem Universitätsstudium in Berlin kaum 17jährig der Bühne. 1861 trat er in den Verband des Thalia-Theaters in Hamburg, wo er bis 1878 als erster Held und Liebhaber auf das Erfolgreichste tätig war. Besonders in Salon- und Konversationsstücken wirkte er durch vollendete Eleganz in Sprache und Bewegung, ohne jede Geziertheit. Als „Schiller“ in „Die Karlsschüler“ hatte er in Hamburg gastiert, und das Publikum für sich gewonnen; auch in dem Wiener Hofburgtheater gastierte er in dieser Rolle (1862) mit ehrenhaftem Erfolg. — Dr. Julius Hübner starb nach längerem Leiden am 29. Oktober 1878 im Hause seiner Eltern zu Kassel. Vermählt ist er mit der ersten Liebhaberin des Hamburger Thalia-Theaters, Clara Zitt, gewesen, die schon vor ihm dahingeschieden war.

Gedenktag. Am 4. Juli 1805 wurde Louis Pfeiffer, der sich als Naturforscher einen Namen gemacht hat, in Kassel geboren. Er war der Sohn des kurhessischen Oberappellationsgerichtsrats Wilhelm Pfeiffer, studierte in Göttingen und Marburg von 1821—25 Medizin und ließ sich sodann in seiner Vaterstadt als Arzt nieder. Bald aber wandte er sich mehr und mehr dem Studium der Naturwissenschaften zu und ließ 1837 in Berlin seine „Beschreibung und Synonymik der in deutschen Gärten lebenden Cacteen“ erscheinen. Ein Jahr später unternahm er eine Reise nach Kuba, um die Kaktuspflanzen, die damals noch wenig bekannt waren, in ihrem Heimatland aufzusuchen, und um Studien über die Mollusken zu machen. Nach Kassel zurückgekehrt, veröffentlichte er mehrere größere naturwissenschaftliche Schriften und sodann sein Hauptwerk: „Monographia Heliceorum viventium“, das von 1847 bis 1859 in vier Bänden zu Leipzig erschien. Auch gab er eine Zeitschrift für Malakozoologie heraus. Von Bedeutung für seine engere Heimat ist die von ihm verfaßte „Übersicht der kurhessischen Flora“ (Kassel 1844) und „Flora von Niederhessen und Münden“ (2 Bde., Kassel 1847—55). Dr. Louis Pfeiffer, dessen naturwissenschaftliche Forschungen ihm ein bleibendes Andenken gesichert haben, starb zu Kassel am 2. Oktober 1877.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Städtetag. Am 16. Juni fand die Eröffnung des diesjährigen Städtetags, der in Karlshafen abgehalten wurde, durch Herrn Oberbürgermeister Müller aus Kassel statt, welcher die Versammlung begrüßte und im Namen derselben ein Begrüßungstelegramm an den früheren Regierungspräsidenten, jetzigen Oberpräsidenten Freiherrn von Trott zu Solz nach Potsdam richtete. Als Vertreter der Regierung war Herr Regierungsrat Hoche erschienen. Nachdem Herr Bürgermeister Meier-Karlshafen die Versammlung begrüßt hatte, erstattete den Geschäftsbericht Herr Stadtrat Böbicker-Kassel, den Kassenbericht Herr Bürgermeister Schöffer-Gelnhausen. Herr Bürgermeister Salomon-Schlüchtern wurde an Stelle des ausgeschiedenen Herrn Lorentz-Witzenhausen zum Vorstandsmitglied gewählt. Beschlossen wurde eine Erhöhung der Mitgliederbeiträge, wovon man jedoch die kleinen Städte enthob. Die Heranziehung der Staatsbeamten, Geistlichen und Lehrer zu den Gemeindeabgaben besprach Herr Stadtrat Bödicker und beantragte dieserhalb eine Eingabe an den Landtag zu richten. Über den im vorigen Jahre gefaßten Beschluß: „Entlastung der Bürgermeister in staatlichen Geschäften“, berichtete Herr Bürgermeister Salomon. Ein in Vorschlag gebrachter Antrag an den Provinziallandtag wegen Vereinfachung der Arbeiten, die den Gemeindeämtern im Invaliden-, Alters- und Rentenversicherungswesen zufallen, wurde genehmigt. Am folgenden Tag beantragte Herr Brandkassen-Bezirksvorsteher Dietrich-Marburg, bei Königlicher Regierung eine den gegenwärtigen Verhältnissen mehr entsprechende Verteilung der Brandsteuer zu bewirken. Es wurde beschlossen, erst noch weiteres Material in dieser Angelegenheit zu sammeln. Als Ort für den nächsten Städtetag wurde Homberg gewählt. — Bemerkt sei noch, daß das Festmahl im Kursaal auf das beste verlief und die Stadt ihre Gäste mit einer Illumination der hessischen Klippen und der Julinshöhe überraschte.

Jubiläums-Ausstellung. Am 1. Juli wird in Kassel die Jubiläums-Gewerbeaus-

stellung eröffnet, die bis Ende August währt. Ihren Charakter als Jubiläums-Ausstellung erhält sie durch den Umstand, daß vor fünfzig Jahren der Verein für Handel und Gewerbe in Kassel gegründet worden ist. Veranlaßt wurde das gegenwärtige Unternehmen durch einen Antrag des Vereinsvorsitzenden Herrn Ruetz vom 29. März 1903. Im Verein mit der Handwerkskammer wurden daraufhin die notwendigen Einleitungen getroffen und als Ausstellungsplatz das Orangerieschloß mit dem dahinter liegenden Gelände gewählt, zu deren Überlassung die Königliche Regierung bereitwilligst ihre Genehmigung erteilte. Mit Rücksicht auf die räumlichen Verhältnisse wurde beschlossen, als Ausstellungsgegenstände nur die Erzeugnisse des Handwerks- und Kunstgewerbes, die von den Gewerbetreibenden in ihren Werkstätten hergestellt werden, zuzulassen; zugleich sollen aber wirklich neuzeitlich ausgestattete Musterwerkstätten gezeigt werden. In seinen im Interesse von Handel und Gewerbe hoch anzuerkennenden Bestrebungen ist der Verein von den verschiedensten Seiten in dankenswertester Weise unterstützt worden. Die Residenzstadt Kassel zahlt einen Zuschuß von 14 000 Mark, der Staat 10 000 Mark, die Handwerkskammer 5000 Mark und der Bezirksverband 3000 Mark. Möge das in so würdiger Weise zustande gekommene Unternehmen sich des besten Erfolges zu erfreuen haben!

Grimm-Gesellschaft. Am 28. Juni hielt die Kasseler Grimm-Gesellschaft unter dem Vorsitz des Herrn Bibliothekars Lange eine Hauptversammlung ab. Nach dem Geschäftsbericht erhielt die Gesellschaft u. a. wertvolle Geschenke von Frau Geheimen Kommerzienrat Henschel, Geheimrat Dr. Eisenmann, Professor Herman Grimm, aus dessen Nachlaß sie auch mit 600 Mark bedacht wurde. Auf Antrag des Direktors der Landesbibliothek zu Kassel, Herrn Dr. Lohmeyer, wurden ihr ferner vom Allgemeinen deutschen Sprachverein 300 Mark zugewendet. Durch Ankauf von Briefen, Bildern und Zeichnungen, die auf die Brüder Grimm Bezug haben, wurde die bereits vorhandene Sammlung vermehrt. Zum Vorsitzenden wurde Herr Bibliothekar Dr. Lange, zum ersten Schriftführer Herr Rechnungsrat Woringer gewählt.

Hochschulnachricht. Oberlehrer Dr. Brockmann in Marburg ist zum außerordentlichen Professor bei dem Universitäts-Institut für Hygiene und experimentelle Therapie daselbst ernannt worden.

Jubiläum. Am 22. Juni beging der Oberst Eduard Moyé, ein Kasseler Kind, den Tag, an welchem er vor 60 Jahren in das vormals kurhessische Heer als Portepeefähnrich, und zwar im zweiten Infanterie-Regiment, eintrat, in welchem er 1848 mit nach Baden marschierte und dann den Septemberaufstand in Frankfurt niederschlagen half.*) Später trat Moyé zum dritten Infanterie-Regiment über. Wir wissen, daß es nicht nach dem Sinne des Jubilars ist, alle einzelnen Veränderungen seiner Laufbahn hier aufzuzählen, ein Offizier aber, der die Zeit von 1845 bis über 1871 hinaus in der Front gestanden hat, hat die Zeit der Entwickelung Deutschlands zu seiner jetzigen Kraft mit durchlebt und durchkämpft. Dabei ist ihm auch das Schwerste, was einem Soldaten zu erleben aufgelegt werden kann, nicht erspart geblieben. Bei den staatlichen Umwälzungen in Deutschland verschwand das Kurfürstentum Hessen als selbständiger Staat, indem es mit allen seinen Organismen in das Königreich Preußen aufging. So schwer dies auch für die kurhessischen Offiziere war, so ruhmreich und groß war dafür die Zeit, die 1870 an das preußische Kriegsheer, dem sie nunmehr angehörten, herantrat. Und da hat auch Moyé es nicht an sich fehlen lassen. In der Schlacht bei Wörth führte er eins der Bataillone des jetzigen 3. kurhessischen Infanterie-Regiments Nr. 83, kämpfte ferner an der Spitze dieses Bataillons in der entscheidenden Schlacht bei Sedan und wurde bei der Führung des Bataillons in der Schlacht bei Orleans schwer verwundet. Wer das erlebt hat, hat so Großes erlebt, daß es ihn für alles Andere entschädigt. Möge dem Jubilar noch manches Jahr in zufriedenstellender Gesundheit beschieden sein, das ist der Wunsch aller seiner Freunde und Bekannten. O. G.

*) *Vgl. „Hessenland", 11. Jahrg. (1897), S. 166 ff.*

Schenkung. Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf schenkte am Schillertag der Murhardschen Bibliothek zu Kassel die erste seltene Ausgabe der „Jungfrau von Orleans" aus dem Jahre 1802 und den Schillerschen Musenalmanach aus dem Jahre 1800, in dem das „Lied von der Glocke" zuerst zum Abdruck gelangte. Der ständischen Landesbibliothek überwies Herr Dr. Schwarzkopf einen Schillerschen Musenalmanach aus dem Jahr 1799.

Neues Geschichtswerk. Unser hochgeschätzter langjähriger Mitarbeiter Herr Dr. phil. Ludwig Armbrust hat mit Benutzung bisher noch unbekannter Quellen eine „Geschichte der Stadt Melsungen bis zur Gegenwart" verfaßt, die vom Verein für hessische Geschichte und Landeskunde als Ergänzungsband seiner Zeitschrift demnächst herausgegeben werden wird. Aus dem Inhalt können wir mitteilen, daß ein ausführliches Kapitel über Wilhelm Vilmar und die renitente Bewegung in Melsungen handeln wird, ein anderes über die Beziehungen von zwölf Burgmannsfamilien

zur Stadt, nämlich denen von Berlepsch, von Binsfört, von Hundelshausen, von Lehrbach, von Leimbach, von Nordeck, Riedesel, von Röhrenfurt (mit Geschlechtstafel), von Slutwinsdorf, Treusch von Buttlar, von Wildungen, von Wolfershausen. Das Werk wird ferner ein Bild von Melsungen um 1590, einige Siegeltafeln und eine Gemarkungskarte enthalten. Bis zum 15. Juli gilt ein Vorzugspreis von 3 Mark für das 20 Druckbogen starke Werk. Bestellungen sind an den Vorstand des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel, Landesbibliothek, zu richten.

Schwab-Denkmal. In Darmstadt fand am 21. Juni in Gegenwart Ihrer Königlichen Hoheiten des Großherzogs und der Großherzogin von Hessen die feierliche Enthüllung des Gottfried-Schwab-Denkmals statt. Dieser Festakt eröffnete den dritten Tag der IX. Delegiertenversammlung des Verbandes Deutscher Journalisten- und Schriftstellervereine. Der erste Vorsitzende des Darmstädter Zweigvereins, Herr Oberstleutnant a. D. Gab, hielt die Festrede, in welcher er das Leben und das dichterische Schaffen des Verewigten schilderte. „Gottfried Schwab", sagte Redner am Schluß seiner eindrucksvollen Ausführungen, „war ein echter deutscher Mann und wahrer Dichter der Natur, des Vaterlands und des Ideals. Fest wurzelnd in heimatlicher Erde umfaßte sein Geist in Liebe das ganze deutsche Vaterland, deutschen Wald, deutsche Kunst, aber vor allem auch deutsche Macht und Herrlichkeit. Und hob sich auch oft der Adlerschwung seiner Dichtung in den reinsten Äthekreis des Idealen, so behielt er doch — wie sein großes Vorbild, unser Schiller — festen Fuß in der wirklichen Welt." Das von Professor Ludwig Habich geschaffene und vortrefflich gelungene Denkmal besteht in einer Jünglingsgestalt aus Bronze, die sich auf einem Sockel aus grauem Lahnkalkstein erhebt, den Sockelfuß schmückt das Medaillonbildnis des Dichters. Zwei kleine Bronzereliefs, ein „Wikingerschiff" und „Pegasus am Castalischen Quell", befinden sich an den Steinplatten, welche die das Denkmal umgebende Bank abschließen. Dasselbe erhebt sich am Aufgang der Künstlerhausstraße zur Mathildenhöhe, einem sehr stimmungsvollen Platz, der vom Großherzog selbst ausgewählt und zur Verfügung gestellt worden ist. — Einen Nekrolog Gottfried Schwabs von Alexander Burger brachte das „Hessenland" in Nummer 7 des Jahrgangs 1903.

Hessische Bücherschau.

Sternberg, Leo. Küsten. Berlin-Goslar-Leipzig (F. A. Lattmanns Verlag).

Es ist nicht leicht, auf engbegrenztem Raum diesen Band zu werten. Der Dichter hat mannigfache und darunter manch neue Farben auf seiner Palette, deren Mischung überall eine starke Eigenart verrät. An welcher Küste er immer landet, überall weiß er mit eigenen Augen die Dinge zu schauen. Bewies schon die bildende Kunst, daß die letzte Generation in der verfeinerten Kunst des Sehens Fortschritte gemacht hat, so zeigt hier ein Dichter, daß auch die Sprache die Fähigkeit vertiefte, die intimsten und feinsten Beobachtungen in der umgebenden Natur sowohl als in der menschlichen Psyche in Worte umzusetzen, ihnen sprachlichen Ausdruck zu verleihen. Das ist das Auffallende in diesen Gedichten, ein minutiöses Ausmalen der feinsten Stimmungen, dabei ein scheinbar müheloses Schöpfen aus dem Vollen; selbst wenn irgend ein altes lyrisches Motiv angeschlagen wird, haben wir hier häufig die Empfindung: so hat uns das doch niemand gesagt. Auch gibt sich der Dichter als Sprachschöpfer, wobei er freilich oft neben glücklichen Neubildungen im Überschwang über das Ziel hinaus schießt. Auch will es scheinen, als ob er hier und da allzuscharf beobachtet hat, und da wir nicht gewillt sind, zur Lupe zu greifen, versagen wir ihm da die Gefolgschaft. Seine Kraft liegt im Gleichnis. Alles personifiziert sich seinem dichterischen Auge; die Wolken ziehen wie Geisterprozessionen vorüber, die Schatten schlafen auf Steinen, die Luft erschrickt, wenn ein Vogel hindurcheilt, die Straßenbäume sehnen sich klagend inmitten des Großstadthastens nach dem dunklen Frieden des Waldes, wo ihre Brüder schlafen, der Sonnenfleck spielt im Kiesweg wie ein alleingelassenes Kind, die Sonne faßt mit aufgeschürzten Ärmeln im großen Haushalt selbst zu, wringt die grauen Nebel aus und bleicht sie auf der Bergwiese, und die Phantasie hält mit ihren Händen dem Dichter die Augen zu. Mit sicherer Hand zeichnet Sternberg in wenig Strichen ein Stimmungsbild, so etwa in der „Familie"; ebenso knapp und scharf umrissen sind seine Naturschilderungen, mag er uns nun auf Sandkanten und mit kurzstieligen Disteln bestandene Heidewälle führen, wo rauhe sehnige Winde die Trift streifen, oder als Wanderer ein mitteldeutsches Waldtal vorführen:

> Waldwiesental war plötzlich da,
> Wo wir aus Büschen kamen.
> Es grasten Rehe friedlich-nah' . . .
> Wie sacht wir Lager nahmen!
> Ganz sacht: Die Primeln merken's nicht,
> Vom Kuß der Hummeln trunken;
> Der Bach verwendet kein Gesicht,
> Ins Wanderlied versunken.
> Ein Vogel, zwei! Im Dickicht dann
> Verschluchzt ihr fern Gekose.
> Reh hinter Reh biegt ein zum Tann . . .
> Und — tief Versteh'n im Moose.

Gern gibt er sich traumhaften Stimmungen hin und lauscht den Klängen, die ihn, unhörbar fast, durchziehen:

> Kaum daß du flüstern hörst
> Und achtest, was es sei,
> Wie wenn du Geister störst —
> Vorbei.
> Nur manchmal im Leben ein Ton,
> Ein Wort, ein Gedankenstrahl,
> Du fragst: Wo vernahm ich's doch schon
> Einmal?

Aber so weltfremd er auch zu träumen versteht, während das Leben vor seiner Türe hinzieht, so fest und sicher

wurzelt er mit beiden Füßen auf der Erde. Mit starken Klängen setzt der Zyklus „Aus schwerer Zeit" ein, und das Verhältnis der Geschlechter, Liebeslust und Leid ist hier himmelweit entfernt von jener Butzenscheibenlyrik, die sich der Philister so gern zwischen Wachen und Schlafen gefallen läßt. Aus diesen Liedern sei wenigstens eins herausgehoben:

In Nächten wird es dir bewußt,
Daß ich da draußen leide;
Und bebend liegt in deiner Brust
Das Herz auf scharfer Schneide.
Dein Blick wacht wie das Schicksal groß
In sorgendem Durchdringen:
Du willst mir sparen jeden Stoß,
Dich selbst als Opfer bringen.

Geweiht ist durch der Sorge Blut
Dein Denken all und Regen,
Verzehrend-tief und leidend-gut
Strömst du dich aus in Segen.

Frischen Humor atmen die Kinderlieder, während die arabischen Stoffkreisen entnommenen Balladen teilweise doch zu knapp und gedrängt erscheinen.

Diese kurze Skizzierung, die nur einzelnes herausheben konnte, wird der starken Eigenart des Dichters keineswegs gerecht. Sind die „Küsten" Sternbergs — er ist 1876 zu Limburg an der Lahn geboren und wirkt jetzt als Hilfsrichter zu Hadamar — dessen Erstlingswerk, so berechtigen sie zu der Hoffnung, daß die deutsche Lyrik durch diesen seine selbsteigenen, aber echt künstlerischen Pfade wandelnden Dichter noch manche Förderung gewinnen wird.

Heidelbach.

Carlowitz, Karl Julius. Das neue Buch der Lieder. Dresden (E. Piersons Verlag, R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler) 1905. M. 1.—

Mit dem Verfasser der vorliegenden Gedichtsammlung soll nicht über deren Benennung gerechtet werden, er ist es nicht allein, der ein neues Buch der Lieder herausgegeben hat, vorläufig aber wird es in der deutschen Literatur nur ein Buch der Lieder geben und das ist das alte. Etwas Neues ist in den Carlowitzschen Gedichten nicht enthalten, die allgemeinen menschlichen Gefühle kommen darin zum Ausdruck, wie wir es schon unzähligemal gehört haben. Naturverehrung und eine ruhige Liebesstimmung machen sich geltend. Manches in den Gedichten ist sehr hübsch gesagt, manches weniger hübsch, wenn z. B. gleich auf Seite 4 „Picken" auf „Pflücken" gereimt, bei „smaragdgrün" (Seite 7) der Ton auf die erste Silbe gelegt wird, oder ein Ausdruck wie „worterar" (Seite 48) sich breit macht. Einzelne Gedichte, „Nächtlicher Reigen," „Kampf und Sieg," „Geschick und Mode", „Vater und Kind," erheben sich aber in erfreulicher Weise über die anderen und lassen Besseres erwarten. B.

Hessische Zeitschriftenschau.

Allgemeine Zeitung (Kassel), 23. Dez. 1904.
— Wilhelm Specks „Zwei Seelen". Weitere Besprechungen: Hamburger Nachrichten (7. Dez. 1904) von Dr. S—n., Deutsche Welt (18. Dez. 1904) von Rich. Weitbrecht, Hochland (München und Kempten, 1. Sept. 1904) von Eduard Eggert, Velhagen u. Klasings Monatshefte (Sept. 1904) von Karl Busse, Die Frau (Okt. 1904).

— —, Sonntagsbeilage (12., 19., 25. Febr. 1905).
Wilhelm Lange: Die Franken und ihr Siedelungssystem in Hessen.

Allgemeine Deutsche Biographie, 246—48. Lief. Nachträge. Leipzig 1904.
Harnier, Heinrich Wilhelm Karl von, Legationsrat, bespr. von Ebrard (S. 17).
Harnier, Wilhelm von, Afrikareisender, bespr. von Viktor Hantzsch (S. 17—19).
Haßkarl, Justus Karl, Botaniker, bespr. von E. Wunschmann (S. 58—60).
Haupt, Friedrich, Theologe, bespr. von Hermann Haupt (S. 71—74).

— —, 247. u. 248. Lief. Leipzig 1905.
Henke, Ernst, Theologe, bespr. von Friedrich Wiegand (S. 185—86).
Henkel, Heinrich, Musiker, bespr. von Caroline Valentin (S. 188—90).
Henschel, Joh. Werner, Bildhauer, bespr. von Hyac. Holland (S. 203—05).
Hessemer, Friedr. Maximilian, Architekt, bespr. von W. Stricker (S. 281—82).
Heusinger, Joh. Friedr. Christ. Karl von, Professor der Medizin, bespr. von Pagel (S. 293).
Heuß, Eduard von, Großherzogl. Hess. Hofrat und Hofmaler, bespr. von Hyac. Holland (S. 293—96).
Heyer, Eduard, Forstmann, bespr. von R. Heß (S. 312—15).
Heyer, Friedr. Kasimir Gustav, Forstmann, bespr. von R. Heß (S. 315—320).
Hillebrand, Karl, Essayist, Kritiker und Historiker, bespr. von Rich. M. Meyer (S. 333—39).
Hoffmann, Hermann, Botaniker, bespr. von E. Wunschmann (S. 412—16).

Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog (hrsg. v. Ant. Bettelheim), Bd. VII (Jahrg. 1902) Berlin 1905.
Fuhr, Ferd., Chirurg in Gießen, bespr. von Pagel (S. 99).
Kiesselbach, Wilhelm, Ohrenarzt, bespr. von Pagel (S. 127—28).
Anschütz, Ludwig, Großherzogl. Hess. Generalmajor, bespr. von Lorenzen (S. 195—96).
Jäger, Ferdinand, Opernsänger, bespr von Ph. Losch (S. 204—05).
Jordan, Ricardo, Dichter und Übersetzer, bespr. von Ph. Losch (S. 205—06).
Büdinger, Max, k. k. Hofrat und Professor, bespr. von Ad. Bauer (S. 223—31).
Fehrenberg, Hans, Maler, bespr. von Ph. Losch (S. 237—38).
Vilmar, Wilh. Immanuel, ren. Pfarrer, bespr. von Ph Losch (S. 238—39).
Turba, Sidonie, Schauspielerin und Sängerin, bespr. von Ph. Losch (S. 239—40).
Schwank, Joseph, Amtsgerichtssekretär a. D., bespr. von Ph. Losch (S. 240).
Schultheis, Leonhard, Bibliothekssekretär, bespr. von Ph. Losch (S. 241).
Podesta, Auguste, Sängerin und Schauspielerin, bespr. von Ph. Losch (S. 241).
Fürer, Karl, Prediger und Dichter, bespr. von Franz Brümmer (S. 246—47).
Nuhn, Kurt, Dialektdichter, bespr. von Ph. Losch (S. 250).
Lenz, August, Museumskustos, bespr. von Ph. Losch (S. 250—51).
Lahs, Heinrich, Prof. der Medizin, bespr. von Ph. Losch (S. 251—52).

Blätter für Münzfreunde, 39. Jahrg. (1904) Nr. 10-12, 40. Jahrg. (1905) Nr. 1—5.
Alexander Fiorino: Die Münzen Wilhelms IX. von Hessen-Kassel aus den Jahren 1800—1821.
— Ein hessischer Pfennigpfund aus der Zeit der Kaiser Heinrich V. und Lothars des Sachsen.
P. Weinmeister: Einige bemerkenswerte hessische Grossi.
— Nachtrag zum Funde von Niederkaufungen.
Beilage zur Allgemeinen Zeitung (München), Sonntag, 4. Juni (Nr. 129).
Paul Tesdorpf: Frau Henriette Keller-Jordan. Zu ihrem 70. Geburtstag.
Erwinia, elsässische Blätter für deutsche Literatur, XII. Jahrg. Heft 3.
Georg Süß: Karl Ernst Knodt, der Dichter des deutschen Waldes.
Frankfurter Generalanzeiger (1. Febr. 1905).
E. Mentzel: Ein Stammhaus der Großherzöge von Hessen.
Fuldaer Geschichtsblätter, III. Jhrg. Nr. 10 ff., IV. Jhrg. (1905) Nr. 1—5.
G. Richter: Der französische Emigrant Gabriel Henry und die Entstehung der katholischen Pfarrei Jena-Weimar.
— Die Lage der Landbevölkerung in den fürstlich fuldischen Ämtern am Ende des XVIII. Jahrh. (Schluß.)
Karl Scherer: Die Hauschronik des Johann Lutz von Salmünster.
Werbrun: Aus dem Protokollbuch der Fuldaer Leinweberzunft.
E. Schmitt: Zur Geschichte der Familie Welle.
J. Vonderau: Der heutige Stand der vorgeschichtlichen Forschung im Fuldaer Lande.
G. R.: Die Feierlichkeiten in Fulda aus Anlaß der Erhebung der Abtei zu einem Bistum.
Hessische Blätter (Melsungen) Nr. 3127—3131.
Philipp Losch: Der erste lippische Erbfolgekrieg (darin viel Hessisches).
Hessische Landeszeitung (12. März 1905).
O. Bg.: Wilhelm Specks „Zwei Seelen".
Kasseler Tageblatt und Anzeiger (11. Febr. 1905).
Neuber: Die alten Rathäuser der Stadt Kassel.
Literarisches Echo (VII. Jahrg. Heft 16).
Wilhelm Schoof: Literaturbilder aus deutschen Einzelgauen. XVIII. Das ehemalige Kurhessen (m. Portr. v. Daniel Saul, Wilhelm Speck u. Val. Traudt).
Tägliche Rundschau (Unterhaltungsbeil. v. 16. März 1905).
Hugo Brunner: Achim von Arnim und die Brüder Grimm.
Theologische Literaturzeitung (4. Febr. 1905).
H. Birck: Rockwell. Die Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen.
Touristische Mitteilungen, 13 Jahrg. Nr. 5—9.
Anna Bölke: Ein Ausflug nach dem Heiligenberg.
Julius Flach: Streifzüge durch das hessische Hinterland
C. Freese: Schlittenfahrt im Sollinge.
Happel: Kugelburg.
Wilhelm Lange: Eine befestigte Wohnstätte der Vorzeit.
Ernst Happel: Wolfhagen.
Vossische Zeitung (8. April 1905).
Erich Ebstein: Von den Reisen der Königin Luise von Preußen im Juni 1799 (betr. u. a. ihren Besuch in Kassel und Wilhelmshöhe).
Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten, VI. Jahrgaug. Heft 2.
Wilhelm Horn: Die Senkung des i vor i, j im Hessischen.
Zentralblatt für Bibliothekswesen, XXII. Jahrg. Heft 3—5.
Emil Heuser: Der Umzug der Gießener Universitätsbibliothek im Herbst 1904.
Herman Haupt: Der Neubau der Universitätsbibliothek zu Gießen.

Detmold, Juni 1905.

Dr. Wilhelm Schoof.

Personalien.

Verliehen: dem Fabrikanten Rosenzweig in Kassel der Titel Königlicher Kommerzienrat; dem praktischen Arzt Dr. med. Gesang in Fulda der Charakter als Sanitätsrat.

Ernannt: erster Vorstandsbeamter der Reichsbankstelle Großgebauer in Cottbus zum Reichsbankdirektor in Kassel; Regierungsassessor Bärwinkel in Kassel zum Regierungsrat; die Referendare Keck, Ruhl, Hildebrandt und Dr. Weber zu Gerichtsassessoren.

In den **Ruhestand** getreten Reichsbankdirektor Baetge in Kassel unter Ernennung zum Geheimen Regierungsrat.

Verlobt: Pastor an der reformierten Gemeinde Heinrich Bartels zu Hildesheim mit Fräulein Hilde Schüler.

Vermählt: Zahnkünstler Heinrich Voß mit Fräulein Eva Katharina Elisabeth Schippel (Marburg, 12 Juni).

Geboren: ein Sohn: Rechtsanwalt Schneider und Frau Emmy geb. Loberhofe (Marburg, 20. Juni); Apotheker Krug und Frau Luise, geb. George (Borgentreich 21. Juni); Hauptmann Oskar Engelhard und Frau (Kassel, 27. Juni); eine Tochter: Rechtsanwalt und Notar Gottschalk und Frau Agnes, geb. Fröhlich (Bernburg, 22. Juni); Dr. med. Sehlbach und Frau Luise, geb. Förster (Rinteln, 27. Juni).

Gestorben: Amtsgerichtsrat a. D. Friedrich August Sunkel, 73 Jahre alt (Großalmerode, 11. Juni); Königl. Bergrat Wilhelm Münscher, 64 Jahre alt (St. Johann a. d. Saar, 13. Juni); Rentmeister Rechnungsrat Uffelmann (Eschwege, 14. Juni); Kaufmann Franz Christoph Adelbert Ritzel, 55 Jahre alt (Fulda, 14. Juni); Regierungssekretär a. D. Kanzleirat Julius Feuchte, 50 Jahre alt (Kassel, 20. Juni); Fräulein Marie Gleim, 37 Jahre alt (Marburg, 20. Juni); Frau Johanna Wippermann, geb. Bonorden, 56 Jahre alt (Kassel, 22. Juni); Gymnasial-Oberlehrer a. D. Professor Dr. hon. c. Johann Kießling (Marburg, 22. Juni); Königl. Forstmeister a. D. Heinrich Metz, 70 Jahre alt (Marburg, 22. Juni); Königl. Eisenbahnsekretär Adolf Eckhardt (Kassel, 22. Juni); Uhrmacher Jean Jobst, 79 Jahre alt (Hanau, 23. Juni); Fräulein Emilie Wagner, 71 Jahre alt (Kassel, 24. Juni).

Briefkasten.

J. W. in Gießen. In dem in voriger Nummer veröffentlichten Gedicht „Nacht" muß es in Zeile 9 von unten statt „nur bebend ringt" „und bebend ringt" heißen.

Th. K. in Regensburg, K. E. K. in Bensheim, M. H. in Kassel. Besten Dank für die poetischen Sendungen.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 14. XIX. Jahrgang. Kassel, 17. Juli 1905.

Bauernsaat.

Weißt du, was im Boden ruht
Eines freien Bauern Gut? —
Was im aufgegrab'nen Land
Heilig schläft von Menschenhand,
Was im unsichtbaren Kampf
Wächst und treibt im Humusdampf,
Und für Hunger und Tagesbedarf
Eine Faust in die Erde warf? — —

Gnade spricht der liebe Gott
Über jedem „Hüh" und „Hott". —
Nahrung für den Leib genug
Gräbt der blanke Arbeitspflug.
Horch! im scharfen Peitschenschwung
Pfeift noch die Erinnerung. — —
Junge Hoffnung, alte Schmach
Stolpert jeder Scholle nach.

Tief, vom braunen Land verdeckt,
Ruht, was unser Pflug erweckt,
Was ein Landmann sich ergräbt,
Daß es in den Söhnen lebt:
Ahnmannstreue und Bauernkraft,
Schwer gezügelte Leidenschaft. —
Was noch keine Sonne schmolz:
Hochgereckten Bauernstolz!

Heimatschützende Bauernfaust!
Tot, wo deine Sichel saust:
Bauerntrotz und Bauernzorn,
Ackerland voll Blut und Dorn —
Weib und Kind im Herzenskeim,
Geht ein Bauer abends heim.
In der Wiege lächelt gar
Friedensliebe, ein Zwillingspaar.

Wetter und Segen ist über der Tat,
Geht ein Sämann seinen Pfad. —
Über den dampfenden Ackersturz
Trägt er Saatkorn in dem Schurz.
Seine Faust im Bogen wirft,
Was er greift und rafft und schürft:
Ewige Liebe und ewige Pein
Sprüht in fruchtbare Krume hinein,

Blitze zucken über der Welt,
Wo ein gutes Saatkorn fällt,
Wo dem Samen heil'ger Saat
Keimend die Erlösung naht,
Daß seine Keime in Sturm und Zeit
Wachsen in schaffender Fruchtbarkeit,
Daß sie blühen in Weihe und Zucht:
Menschenerde und Menschenfrucht!

Frankfurt a. M. **Karl Wiegand.**

Südliche Sommernacht.

Fern in des Golfes Dämmerweiten
Verhallt der Kampf von Leid und Not,
Durch sternenlichte Einsamkeiten
Im Schwunge sanfte Wellen gleiten
Um unser Boot.

Die Luft mit lässig weichen Schwingen
Auf schwärzlich glattem Spiegel ruht,
Kein Laut ertönt, kein Wogensingen,
Ein großes Herz nach schwerem Ringen
In Frieden ruht.

Im Takt die Ruder niederfallen,
Glanzlilien blüh'n auf feuchter Flur,
Wo's plätschert, Funkeltropfen wallen;
Es zieht der Mond durch Nebelhallen
Die Silberspur.

Die Flügel süßen Friedens neigen
Sich auf mein Herz mit sanfter Macht.
Erinn'rung führt nicht mehr den Reigen,
In mich senkt abendselig Schweigen
Die Sommernacht.

Frankfurt a. M. **E. Mentzel.**



Einiges über die Territorien und deren Verfassung und wirtschaftliche Verhältnisse im Mittelalter.

Von Heinrich Keßler.

(Fortsetzung.)

Nach dem Tode Heinrichs I. wurde das Land unter seine beiden Söhne Johannes und Otto geteilt. Otto erhielt Oberhessen und Marburg, Johannes Niederhessen und Kassel. Als Johannes 1311 starb, war Otto der Herrscher von ganz Hessen. Hungersnot und die Pest rafften die Bevölkerung hin; auch war Otto genötigt, mehrere Fehden und Kriege mit Mainz zu führen, ohne daß sich ergibt, daß seine Finanzen dadurch in Zerrüttung geraten wären.

Um die Kosten seines Aufenthaltes zu Bonn während der Krönung Herzog Friedrichs von Österreich zu bestreiten, hat er zwar dem Landkomtur von Marburg eine Summe von 50 Mark Silber mit dem Versprechen abgeborgt, für den Fall, daß er in der festgesetzten Zeit die Summe nicht zurückzahlen werde, an einen bestimmten Ort jenseits der Lahn sich zu begeben und mit seiner Person für die Rückzahlung zu haften, welches man Einlage nannte. Dies war aber eine Bürgschaft, die in Ermangelung von Wechseln und Obligationen, deren man sich noch nicht bediente, damals sehr gebräuchlich war, und auf besondere Bedrängnis, in der sich der Landgraf befunden, keine Folgerung gestattet. Die Gegner der hessischen Landgrafen, die Erzbischöfe von Mainz, befanden sich zu Anfang des 13. Jahrhunderts in sehr bedrängter wirtschaftlicher Lage.

In Mainz folgten sich zwei Siegfriede v. Eppenstein auf dem erzbischöflichen Stuhl 1200 bzw. 1208—1230, 1230—1249. In beiden Fällen wurden bei der Erhebung Schulden gemacht bei italienischen Kaufleuten, in geringerem Maße 1208. Diese italienischen Bankiers in Deutschland hatten eine eigentümliche Vorzugsstellung dadurch, daß sie vorzugsweise die Vermittelung in den zahlreichen und ununterbrochenen Geldgeschäften besorgten, welche die päpstliche Kurie allenthalben aus den verschiedensten Anlässen abzuwickeln hatte (Subsidien, Kreuzzugszehnten und dergleichen). Besonders zu den geldbesitzenden Stiftern kamen die Lombarden dadurch in häufige Geldgeschäfte.

Um erheblich größere Summen als bei den zwei ersten Erzbischöfen von Mainz Siegfried von Eppenstein handelte es sich bei dem Erzbischof Siegfried III. von Eppenstein. Auch damals war von den Gläubigern die Kurie angerufen und ein Geistlicher des Sprengels von Troyes zum Richter bestellt. Hier kam nun ein Ausgleich zustande. „Es sollten auf der nächsten Messe zu Lagny 1000 Mark Sterling gezahlt werden, geschehe dies nicht, so seien von Messe zu Messe zehn Prozent zu bezahlen." Der Erzbischof mußte außerdem dann die Kosten für zwei Kaufleute mit 2 Dienern und 2 Rossen sowie alle anderen Kosten tragen. Für die Zahlung wurde das Erzbistum zum Pfande gesetzt. Dieser Vergleich war in Aussicht auf den Ertrag der fünfprozentigen Steuer auf die Einkünfte aller Pfründen der Mainzer Kirche, welche das im Juni 1233 stattgehabte Diözesankonzil beschlossen hatte, eingegangen. Dazu aber hatte sich der Klerus erst bereit finden lassen, nachdem der Erzbischof geschworen hatte, ohne Genehmigung des Domkapitels keine Schulden mehr in Italien oder überhaupt jenseits der Berge zu machen und keine weiteren Steuern zu verlangen. Jeder künftige Erzbischof sollte dieses Versprechen beschwören. Trotz dieses kräftigen Beschlusses, der sofort im Bistum Worms Nachahmung fand, waren doch die alten Schulden nicht getilgt. Es erschienen nun zwei Sienesen als Gläubiger und die Summe war von 1000 auf 1150 Mark gestiegen.

Auch bei den Römern hatte der Erzbischof noch Schulden, die wie alle Schulden, die bei italienischen Kaufleuten eingegangen waren, wucherischen Bedingungen Eingang verschafften.

Aus späterer Zeit gehört auch hierher eine Schuld des Erzbischofs Heinrich von Verneburg (1328—1346), der an Lapo Andrea und Philippo Braschi in Florenz zu zahlen schuldig war. Wegen einer Schuld von 10 000 Auri bei Gherardo und Francesco Daviri (oder Dunci), von der nur 6000 Auri zurückgezahlt wurden im Jahre 1331, wurden der Erzbischof und seine Bürgen exkommuniziert.

Das Recht der Fürsten, die ihren Territorien durch Wohnsitz oder herrschaftlichen Grundbesitz angehörende höhere Geistlichkeit (namentlich die Vorstände der Klöster und Kollegialstifte) samt den Grafen, Edelherren und Ministerialen zu ihren Landtagen zu entbieten, entwickelte sich allmählich

ganz wie im Reiche, das Recht dieser Stände, bei allen wichtigen Rechtsangelegenheiten befragt zu werden, sie wurden, als Vertreter des Landes, zu Landständen. Wenn es sich dabei zunächst nur um eine beratende Stellung handelte, so wurde doch in einer Reihe von Fällen, namentlich bei jeder neuen Belastung des Landes, bei militärischen Unternehmungen, bei Landfriedensgesetzen, seit dem 14. Jahrhundert auch bei anderen Akten der Landesgesetzgebung, sowie bei Eheverträgen, Sukzessionsfragen u. dgl. innerhalb des landesherrlichen Hauses, und bei Verfügungen über Teile des Landes oder des Landesvermögens, die früher nur in den geistlichen Fürstentümern der ständischen Genehmigung bedurft hatten, ein wirkliches Zustimmungsrecht anerkannt.

Ursprünglich setzten sich die Landtage in den geistlichen Territorien aus der höheren Geistlichkeit (Prälaten), den Grafen und Herren und den Ministerialen, in den weltlichen vielfach nur aus den drei letztgenannten zusammen. Den eigentlichen Kern bildete immer die Ritterschaft, d. h. die burgsässige Ministerialität, und zwar in späterer Zeit nur auf Grund ihrer Burgen, während die im Lande begüterten Herren, die außerhalb desselben ein eigenes Territorium besaßen, sowie die selbst zu kleinen Landesherren gewordenen Edlen sich vielfach fern hielten. Mit der vollen Ausbildung des Städtewesens gelangten auch die Städte zur Anerkennung ihrer Landstandschaft, während eine Vertretung des Bauernstandes nur in der Schweiz und Tirol, sowie in den friesischen und niedersächsischen Gebieten an der Nordseeküste bestand. Wie Seeliger sagt, hatte die Gemeinsamkeit der Bürger im Stadtrecht zur Freiheit und die Gemeinsamkeit der Bauern im Land- und Dorfrecht zur Gebundenheit geführt. Die Landstände galten nicht als Vertreter ihrer Sonderinteressen, aber auch nicht als Vertreter des Volkes, sondern als die Vertreter des Landes, sie waren das Land.

Die ältesten wahren Landstände entstanden nicht auf Hof- und Gerichtstagen, sondern bei außerordentlichen Erbstreitigkeiten der Fürsten oder in Nöten des Landes. Ihr Vorrecht beruht auf dem Faustrecht der weltlichen und auf der Unabhängigkeit der geistlichen Herren. Als der Widerstand des Landadels unter dem Enkel Heinrichs I., Heinrich II., dem Eisernen, nur durch die Hülfe getreuer Städte gedämpft wurde, begannen zuerst durch einseitige Bündnisse der Ritter und Städte landständische Körper, welche noch getrennt unter sich und geschieden von den Prälaten, in dem Maße sich dem Landgrafen unterwarfen, als dieser mächtiger und vom Reiche unabhängiger wurde. Einen deutlichen Beweis der Schwäche der Landeshoheit, welche die alten Landgrafen ausübten, liefert auch der Umstand, daß so viele Vasallen des Landgrafen noch in den Lehnsdienst des Erzstifts Mainz traten. Wie hätte dieses bei schon ausgebildeter Landeshoheit gestattet werden können!

Bei der Untersuchung des Ursprunges der Landstände muß die Faustrechtsperiode, die Periode seit dem Anfange der Landeshoheit, oder die Erhebung der Stammlande zu größeren Reichslehen (in Hessen 1373) und die erst im 16. Jahrhundert beginnende Steuerperiode, welche durch Söldner und Hofgerichte herbeigeführt wurde, unterschieden werden. Geschlossene Vereine der Landstände entstanden in außerordentlichen Zeiten, sie entwickelten sich erst nach und nach und hiermit das ausschließliche Recht der Verwilligung. Es fallen die Anfänge der eigentlichen landständischen Verfassung (nicht auch ihre Elemente) überall in das 14. Jahrhundert.

Entsprechend der raschen Zunahme, welche das mobile Kapital seit der Mitte des 12. Jahrhunderts, insbesondere unter dem Einfluß der Städteentwickelung erfahren hat, erweitern sich von dieser Zeit an die Kreise, in welchen Darlehnsgeschäfte nicht nur gelegentlich, sondern schon gewerbsmäßig betrieben werden. In der vorhergehenden Periode des deutschen Wirtschaftslebens sind geistliche Kommunitäten besonders als Darlehnsgeber hervorgehoben. Bis in das 12. Jahrhundert waren die Kreditgeschäfte ganz vornehmlich nur durch augenblickliche Notlagen oder außergewöhnlichen Aufwand der Schuldner veranlaßt. In der hierauf folgenden Periode sind nunmehr häufiger Stadtbürger als Darlehnsgeber aufgetreten, hier sind es zuerst die Münzerhausgenossen und Wechsler, die Goldschmiede und Großkaufleute, welche neben dem Verkauf auf Kredit auch das reine Darlehnsgeschäft betrieben. Es machte sich nun in steigendem Maße das Bedürfnis auf seiten des Kapitalbesitzes fühlbar, fruchtbringende Anlagen für das mobile Kapital aufzusuchen. Aber auch reiche Grundherren, geistliche Orden und Kommunitäten, die Landesherren und die Städte lassen sich auf Darlehnsgeschäfte der verschiedensten Art ein und verstehen es dadurch, ihre Einnahmen aus mobilem Vermögen zu mehren, je weniger der Grundbesitz dazu Gelegenheit bot. Schließlich treten auch die öffentlichen Beamten aller Art, die ja gerade in dieser Zeit so reichliche Gelegenheit hatten, sich in den Besitz beweglichen Vermögens zu setzen, als Darleiher auf, nicht nur in vereinzelten Fällen privater Geldgeschäfte, sondern auch als regelmäßige Geldgeber ihrer Herren. Aber doch handelte es sich bei allen diesen Kate-

gorien von Gläubigern mehr um gelegentliche Benutzung ihrer verfügbaren Kapitalien, als um einen gewerbsmäßigen Betrieb des Darlehnsgeschäfts, dem ja auch die herrschenden Anschauungen über Zins und Wucher immer hindernd im Wege standen. Diese gewerbsmäßige Geldverleihung bleibt vielmehr zunächst im weitesten Umfange ein spezielles Erwerbsgebiet der Juden und italienischen Geldwechsler.

(Schluß folgt.)

Morgenstunden in der Kasseler Galerie.

Von Hans Altmüller.

IV. (Fortsetzung.)

Wie würdig Frans Hals auch im ernsten Porträtstil zu wirken vermag, lassen unsere beiden großen Bildnisse eines Patriziers und seiner Frau erkennen. Doch mehr zu Hause fühlt er sich in Aufgaben, wie er sie in den beiden Brustbildern zweier Männer aus den mittleren Jahren löst. Bei dem einen dieser jovialen Herren, der, wie Hals das liebt, eine mehrfach scharf eingeschnittene Nase wie herausfordernd in die Welt streckt, zwinkert es belustigt um die Augen. Offenbar hat der Maler bei der Sitzung keine langweilige Unterhaltung geführt. Merkwürdig ist, daß, wenn man sie in der Nähe betrachtet, diese Bildnisse ernsthaft sind, wenn man zurücktritt, sie zu lächeln anfangen.

Neben und nach Frans Hals sind noch manche andere tüchtige Porträtisten tätig, wie Thomas de Keyser (1596—1667), der uns die feinen, sympathischen Gesichtszüge unseres Landgrafen Wilhelm VI., des Vaters des Landgrafen Karl, aufbewahrt hat, ferner Bartholomeus van der Helst (1611—1670) und Abraham van den Tempel (1622—1672), der sich an Van Dyck anlehnt.

Alle diese Künstler aber, und selbst Frans Hals noch dazu, werden weit übertroffen von dem größten, den nicht nur Holland, den überhaupt die Niederlande, von einem der größten, den überhaupt die Welt hervorgebracht hat: Rembrandt, dem einzigen Niederländer nebenbei bemerkt, der, wie das bei den Italienern ja häufig der Fall ist, charakteristischerweise nur mit seinem Vornamen genannt wird.

Nicht nur der größte, auch der vielseitigste Künstler ist Rembrandt, und hierin steht ihm in den Niederlanden nur Rubens zur Seite. Keiner z. B. hat mit solcher Tiefe der Poesie das Wesen der Landschaft erfaßt. (Ihm verwandt auf diesem Gebiet zeigt sich nur noch Einer, sein Freund Hercules Segers, in der prachtvollen Abendlandschaft in den Uffizien, die dort mit Rembrandt benannt ist.) Der Südländer legt nicht viel Wert auf die Natur, weil er sie immer genießen kann und sie wie etwas Selbstverständliches betrachtet. Er braucht sie nicht abzubilden, denn er ist immer von ihr umgeben. Dem Nordländer ist die Landschaft wichtiger, weil sie ihm mehr entzogen wird von der Jahreszeit. Zugleich ist ihm aber auch sein Haus wesentlicher, weil er mehr darauf angewiesen ist. So sitzt er im Winter, zur Zeit der Dämmerung, wenn der Wind rauscht, am Kamin und träumt. Das Licht des wärmenden Feuers wirft zitternde Reflexe an die Wand. Der größte Teil des Raumes aber ist vom Dunkel verschlungen. Da zeigen sich dem sehnsüchtig zurückdenkenden Träumer, greifbar deutlich aus dem Schatten auftauchend, Köpfe und Figuren und Landschaften, seltsam angeglüht vom goldigen Schein einer schwärmenden Phantasie, märchenhaft umflossen vom warmen Licht einer liebevollen Dichtung. So träumt und malt Rembrandt. Er grübelt, er dichtet, er zaubert. Ganz mit sich allein und seiner Einbildungskraft, ruft er Bilder hervor, nur um seinem Schöpferdrang zu genügen. Er denkt an kein Publikum, an keine Kritik, an keine Preise. Einsam versenkt er sich in das Meer der Betrachtung. Wie ein Taucher holt er aus der wunderbaren Tiefe schimmernde Perlen herauf. Alles zieht er in den Kreis seiner Gedanken. Er träumt von der biblischen Geschichte, wie nur er träumen kann. Die heiligen Gestalten setzt er in eine schwüle Märchenluft, in ein schwimmendes Licht und ein geheimnisvolles Dunkel und gibt ihnen Züge unergründlicher Seelentiefe. Er träumt von sich selber. Immer wieder sieht er sich, immer wieder anders, lauter geisterhafte Doppelgänger. Das ist nicht Eitelkeit, das ist Philosophie. Was bin ich eigentlich, fragt er. Wann bin ich, was ich bin? Als Jüngling, Mann, als Greis? Wo ist der Moment, wo ich sagen kann, so bin ich erst, was ich sein soll? Mein Ich besteht ja aus Millionen von Ichs, die alle ganz verschieden sind. Wo ist denn ein Ziel, ein Ruhepunkt? Wo ist das, wohin alles strebt? Jede Minute verschlingt etwas von mir, jede Minute gibt mir etwas Neues. Und dann träumt er von der Landschaft. Mit leiser Hand zieht er Linien, Lichter und Farben in die Luft. Ja, es ist alles Luft und Licht, was er malt, alles Vision. Was sieht er in den Wolken und in der Ferne! Wie haucht er über alles eine rätselhafte Sehnsucht, eine verschwiegene Melancholie!

Er verwandelt seine Gestalten in Licht und sein Licht in Gestalten.

Und noch etwas kommt hinzu! Man hört heute das Wort „L'art pour l'art"; und das ist zunächst voll berechtigt, auch in dem Sinn, daß Kunst vor allem Kunst ist. Nun aber gibt es kaum ein menschliches Verhältnis, das nicht irgendwie auch sittliche Beziehungen hätte. Und da müßte es doch sonderbar zugehen, wenn die (zwar nicht wichtigste, aber doch) höchste menschliche Tätigkeit, die Kunst, die schon darum göttlich ist, weil unter allen Leistungen des Menschen sie allein wahre Schöpferkraft zeigt, wenn diese Krone menschlichen Könnens nicht auch und sogar vorzugsweise ihre ethischen Seiten hätte. Gewiß, jede große Kunst übt ihre gewaltige sittliche Wirkung aus und findet geradezu ihre höchste Aufgabe darin, erhebend und veredelnd zu wirken. Und einen solchen Einfluß hat sie, wie bei allen größten Künstlern, gerade auch bei Rembrandt.

Keine Predigt kann anschaulicher, kann prägnanter die Wahrheiten und Wohltaten des Christentums schildern als Rembrandts „Hundertguldenblatt". Das ist Christus, wie er als höchste Erscheinung der Weltgeschichte vor uns steht, wie er in der Kunst nur noch durch Lionardo, in seiner unbeschreiblich schönen Studie der Brera in Mailand, wiedergegeben ist. Und gerade in seinen Radierungen, wo die Wirkung eine noch durchgeistigtere ist, zeigt sich Rembrandt besonders von dieser Seite. Auch ist, trotz aller Meisterschaft in der Farbe, sein Licht, seine Beleuchtung doch noch wichtiger und charakteristischer für ihn. Das zeigen eben die Radierungen, unter denen Werke wie das „Hundertguldenblatt", der große Bürgermeister Six und die „Landschaft mit den drei Bäumen" zum Allergrößten gehören, was je ein Menschengeist ersonnen hat.

Unsere einundzwanzig Rembrandtbilder, der Kern und Stolz unserer Galerie, lassen uns den großen Meister in jedem Stadium seiner Entwickelung sehen und bewundern, vom frühen Selbstporträt des Zwanzigjährigen an, mit dem grobgemalten Haarwulst und den gänzlich beschatteten Augen, die fast nicht sichtbar sind, aber gerade dadurch etwas beinahe beängstigend Lebendiges erhalten, weil wir fühlen, daß, wenn wir auch ihn nicht sehen, er doch uns sieht, bis zu dem ganz wunderbar gemalten und aufgefaßten Segen Jakobs.

Dies Werk allein könnte die Auffassung, daß die Kunst in ihren höchsten Gebilden auch eine ethische Erhebung bewirkt, glänzend bekräftigen. Denn es ist doch wohl ganz unmöglich, dies Bild ohne das Gefühl der Ehrfurcht vor den sittlichen Mächten des Menschenlebens zu betrachten. Wie vollendet objektiv ist hier alles gegeben! Man sieht das Ganze wie durch eine heimliche Glastür im Nebenzimmer. Fast scheu, als wäre man indiskret, blickt man auf den feierlichen Vorgang hin. Denn diese Personen sind so ganz mit sich beschäftigt, so gänzlich allein und vertieft in den Augenblick, daß man kaum das Gefühl eines Bildes hat, das sich sehn lassen will, sondern mehr das einer Vision, wie so häufig bei Rembrandt. Wer denkt hier an Komposition oder an Zeichnung? Und doch ist das Bild ganz erstaunlich schön komponiert, der Standpunkt des Beschauers fast raffiniert berechnet, so daß er gerade nur das Wesentliche klar zu sehen bekommt. Das Goldlicht, worin alles schwimmt, berührt wie liebevolle Wärme und überirdischer Trost. Von allem das bewundernswerteste ist aber doch der Seelenausdruck: wie Jakob, von seinem Sohn zärtlich leise gestützt, halb sich aufrichtet von seinem Sterbelager und mit zitternd tastender Hand den Kopf des Enkels zu berühren sucht, wie er mit den halb erloschenen Augen mühsam niederblickt, wie Josef, tief ergriffen, aber gewaltsam gefaßt, die Bewegung des Vaters verfolgt, wie von den Kindern das gesegnete, sanft durchschauert, schon die Bedeutung des Augenblicks zu ahnen scheint, wie das andere, ängstlich unverständig, wie fragend, aufschaut, wie endlich ihre Mutter mehr in beschaulicher Ruhe gerührt dabeisteht, das ist mit erhabener Einfachheit unübertrefflich wahr geschildert. Namen sind hier ganz nebensächlich. Das tief Menschliche ist es, was uns ergreift, was jeder kennen lernt, jeder mehr oder weniger innerlich erfährt, was hier aber, unsichtbar umgeben und verklärt von einer himmlischen Macht, im Vergänglichen schon das Unvergängliche geheimnisvoll enthüllt.

Dies ist unser einziges Historienbild von Rembrandt (die Blendung Simsons ist ja eine Kopie). Die meisten anderen Werke sind Porträts, zu denen sich ein Genrebild und zwei Landschaften gesellen, so daß wir also jedes Fach vertreten haben.

Unter den Porträts finden wir Rembrandt mehrmals selbst — wie verändert erscheint er auf dem späten Selbstporträt Nr. 244, wie scharf und vergrämt, aber durchdringend klug! —, dann seine junge Frau Saskia van Uilenborg, die ihm schon 1642, ein trauriger Wendepunkt in seinem Leben, durch den Tod entrissen ward, in dem berühmten farben- und schmuckschimmernden Profilbildnis, wo sie so stolz und träumerisch dasteht, ferner seine Schwester (Nr. 238) und endlich auch seinen Vater, den Müller Harmen van Ryn (Nr. 230), und somit eine kleine Rembrandtsche Familiengalerie. Interessant ist der Vergleich zwischen diesem letzterwähnten Bildnis mit seiner breiten und kühnen Behandlung und dem Porträt derselben Persönlichkeit von der Hand des bekannten Gerrit Dou (1613—1675), des Schülers Rembrandts, das wir, zugleich mit Dous

Bildnis der Mutter Rembrandts, ebenfalls in unserer Galerie besitzen. Wie ängstlich und kleinlich erscheint der sonst so anziehende Gerrit Dou mit seiner peniblen Sorgfalt und glatten Akkuratesse neben dem lebensprühenden Rembrandt, aber auch nur eben neben Rembrandt! Auch die übrigen Porträts des großen Menschenkenners sind Meisterwerke: der düstere Geharnischte, der Schreibmeister Coppenol, der Dichter Krul, der elegante Kavalier in ganzer Figur, der fast an Van Dyck erinnert, der herrliche Architekt mit seinen unergründlichen Augen und zuletzt der hochbewunderte Nikolaus Bruyningh mit seinem sonnigen Lächeln, seinem Verstand, seiner Güte und seiner Vornehmheit. Wie charakteristisch und lebendig ist hier auch die vorgebeugte Haltung, so daß alles Licht auf das Gesicht fällt! Was wir sonst an Rembrandtschen Porträts haben, gehört mehr unter die Rubrik der Studienköpfe (wie auch schon das Bildnis des Vaters). Aber gerade unter ihnen sind frappant geniale Leistungen. Wie unsagbar lebensvoll ist z. B. das Brustbild des „Mannes mit der Kupfernase“, der eine goldene Kette trägt! Die Falten und Runzeln sind wie Runenzüge eingegraben, die Haare über der Stirn einfach in den nassen Grund eingeritzt. Oder das wundervolle Bild des „Alten mit dem goldenen Kreuz“! Eine überschwängliche Liebesfülle und Sanftmut spricht aus diesem ehrwürdigen Greisengesicht. Und der „Mann mit der Glatze“ steigt in seinem grell unheimlichen Licht wie ein Gespenst aus dem Dunkel auf. Voll dämonischen Lebens sind auch der Alte im halben Profil und der mit der Pelzmütze. Daß der junge Mann mit der Sturmhaube, der ebenfalls in diese Reihe gehört, ein jugendliches Selbstbildnis des Meisters ist, scheint mir sehr wahrscheinlich zu sein.

Wie neu und eigenartig Rembrandt seinerzeit in der köstlichen „Holzhacker-Familie“ erschienen sein muß, können wir kaum noch nachfühlen, da uns seitdem Derartiges unzähligemal vorgeführt worden ist, von späteren Künstlern, wie z. B. Ludwig Richter. Das Bild ist in hohem Grad und im schönsten Sinn des Wortes modern. Kein Unbefangener wird dabei an Josef, Maria und das Christkind denken, sondern er wird zunächst nichts Anderes als das traulich-winterliche Beisammensein einer kleinen, bescheidenen Familie sehen. Und doch ist das Ganze in seiner märchenhaften Behaglichkeit wie umstrahlt von einem höheren Nimbus, so daß man etwas Geheimnisvolles weben und walten fühlt und dann auch die Bezeichnung „Heilige Familie“ paßt. Eigenartig und „modern“ und darum uns so verständlich ist hier die bewußt malerische Hervorkehrung der Stimmung oder, besser gesagt, die Erhöhung des Malerischen zum Poetischen, wie ja Rembrandt überhaupt als Maler immer zugleich Dichter ist. Solche Stimmungen kennen wir heute von Jugend auf, z. B. schon durch das Kindermärchen, damals aber müssen sie wie etwas Neues gewirkt haben. Bei Dürer, Cranach und Altdorfer finden wir wohl Ähnliches, bei den Niederländern aber nicht. Draußen fällt leise und heimlich der Schnee. Drinnen kauern sich, warm und gemütlich, die Mutter mit dem Kind und das artig zutrauliche Kätzchen um das Feuer herum. Im dämmernden Hintergrund arbeitet der fleißige Vater. Er braucht kein Feuer, denn er macht sich durch die Bewegung warm. Die Luft aber, winterlich dunkel, ist voller Träume und Geheimnisse. „Es war einmal“ und „Es wird einmal sein“! Die Wiege, der Lehnstuhl, das Himmelbett und das große Fenster, alles nimmt gleichsam Teil an der Behaglichkeit. Durch den gemalten Rahmen und den halb zurückgerollten Vorhang hat Rembrandt nicht eine naturalistische Bildwirkung bezweckt, sondern das Ganze wie auf eine kleine Bühne und dadurch in eine gewisse künstlerische Ferne gehoben. Es ist nicht sowohl niederländische als deutsche Poesie, was uns hier so verwandt berührt. Auch die übrigen Niederländer, namentlich die Holländer, fassen ihre Gegenstände entschieden poetisch auf, aber sie sind doch in erster Linie Maler. Rembrandt aber ist fast mehr noch Dichter wie Maler, und das ist gerade das Deutsche bei ihm. Eine seltsame Fügung hat bewirkt, daß wir von den beiden größten Niederländern, Rembrandt und Rubens, gerade zwei heilige Familien kleineren Formats besitzen, die sich auch sonst ähnlich sind, in den Beleuchtungseffekten und der geheimnisvollen Stimmung. Wo aber Rubens, selbst auf so kleinem Raum, noch große und schöne Formen gibt, beschränkt sich Rembrandt ganz auf seine innerliche Poesie. Es ist vielleicht das einzige Mal, daß sich beide Meister berühren.

Ganz modern mutet uns die kleine „Winterlandschaft“ an. Da haben wir den „Impressionismus“ schon zweihundert Jahre vor seiner Erfindung, die Pleinairmalerei so gut wie beim radikalsten Franzosen! So gut? O nein, doch noch etwas besser. Denn so salopp der Pinsel auch auf diesem Stückchen Eichenholz herumgefahren ist, so fein künstlerisch und poetisch ist doch der Eindruck, den man von diesem fabelhaft lebenswahren Bilde empfängt. Vielleicht ist dieser Eindruck, wenigstens teilweise, in der Absichtslosigkeit begründet, mit der Rembrandt, sehr im Gegensatz zu unseren modernen Künstlern, offenbar vorgegangen ist. Mit dem breitesten Pinsel ist alles hingestrichen. Denn Rembrandt liebte die Tüftelei nicht. „Die Malerei“, soll er gesagt haben, „ist nicht dazu da, berochen zu werden; Farbengeruch ist ungesund.“

Geradezu unglaublich ist mit so geringen Mitteln die Wirkung hervorgebracht, die in der Figur der schreitenden Frau einen fast blendenden Effekt darstellt. Man glaubt, obwohl das mit Nichts wirklich ausgedrückt ist, den Schnee in der Sonne flimmern und glitzern zu sehn. Und wie gar der Himmel gemalt ist!

Freilich, wenn von einem Rembrandtschen Himmel die Rede ist, muß man sogleich, wenigstens insofern die gemalten und nicht die radierten Himmel in Betracht kommen, an unsere „Landschaft mit der Ruine" denken. Nirgends zeigt sich die Phantasie des Meisters glänzender und zauberhafter wie hier. Rembrandt hat nie einen Berg gesehen. Und doch malt er eine Berglandschaft schöner wie irgend ein anderer. Er hat nie Italien gesehen. Und doch trifft er den italienischen Charakter, als ob er dort groß geworden wäre. Aber das ist schließlich eine Nebensache. Rein italienisch ist die Landschaft ja auch nicht, denn es kommt eine Windmühle vor. Streng realistisch betrachtet, ist diese Natur vielmehr aus nördlichen und südlichen Elementen zusammengesetzt, wenn auch der südliche Charakter vorwiegt. Aber fehlt darum etwa die Einheit oder die Überzeugungswahrheit? Im Gegenteil, die Haupteigenschaft dieses ganz unvergleichlichen Bildes besteht im berückenden Zauber einer durchgängig festgehaltenen und darum einheitlichen Stimmung. Es ist die Stimmung melancholischer Sehnsucht, gedämpft und zugleich gehoben durch eine trostreiche Hoffnung, die wieder hauptsächlich vom Licht ausgeht. Eine Gegend, ganz in schwüles Goldlicht getaucht, traumhaft schwimmend wie in einer müden, weichen Trauer, tut sich am Fuß eines Bergrückens auf, dessen vorderster Gipfel eine Ruine trägt. Düster mahnend ragen die stolzen Säulenreste in das schimmernde Weißgelb des Himmels empor. Unten zieht ein Fluß in schmalen Ufern seine langsamen Wellen leise vorbei. Eine malerisch gebogene Brücke spannt sich darüber hin. Ein Angler sitzt daran. Schwäne beleben ihn. Ein Reiter kommt daher. Reicher Baumwuchs breitet sich aus, alles aber in den rotbraunen Farben des Herbstes, glühend und welkend zugleich. Einzelne Gebäude, mehrere Mühlen sind in das Tal bunt zerstreut. Ganz links erschließt sich, wunderbar hingehaucht, eine ahnungsvolle Ferne, neue Berge, duftig verschleiert. Und über das Ganze wölbt sich, durch einen emporgeschobenen Wolkenvorhang doppelt hell zurückbestrahlt, ein lichtbrennender Himmel, leichtbewölkt und doch voll klarer Glut; ein Wunderwerk der Malerei. Es ist vielleicht das schönste Bild unserer Galerie, und mit diesem Himmel in der Seele wollen wir von Rembrandt Abschied nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Schülers Marthe.

Skizze von Fritz Maurer.

Was ich niemals für möglich gehalten, es war Ereignis geworden, ich war auf der Durchreise in B., wo zwei der größeren Eisenbahnlinien von Osten nach Westen und von Norden nach Süden sich im Herzen Deutschlands kreuzen, sitzen geblieben, obgleich mein Eisenbahnfieber bereits bei drei Generationen der zahlreichen Familie sprichwörtlich geworden war. Zunächst ärgerten mich nur die infamen Gesichter der weiterfahrenden Mitreisenden, welche vorher die Sicherheit bewundert hatten, mit welcher ich den Zug nach dessen Halten verließ, um mich in den Wartesaal zu begeben.

Da war doch der Bahnhofsinspektor ein viel besserer Mensch, denn er teilte mir beim Austritt aus dem Wartesaal, auf meine Frage, ob der Zug denn schon wieder abfahre, bedauernd und freundlich tröstend mit, daß dem allerdings so sei und offenbar auch mir, wie schon manchen Reisenden in letzter Zeit, die neuerlich angeordnete wesentliche Verkürzung des Aufenhaltes auf der Station entgangen sei.

Schließlich fand ich mich in mein Geschick, nahm mir aber zugleich im stillen vor, den Verwandten, welche ich besuchen wollte, davon auch nicht ein Wort zu sagen. Das hätte gerade noch gefehlt, mein ganzes Prestige als Onkel wäre bei den alles kritisierenden und belachenden Nichten dahin gewesen.

Aber was nun? Die Aussicht, daß ich erst in drei Stunden weiterfahren konnte, wie mir mitgeteilt wurde, war gerade nicht sehr angenehm.

Da fiel mir ein, daß ich vor fünfzig Jahren in dem nur wenige hundert Schritte vom Bahnhof entfernten hessischen Dorfe das Licht der Welt erblickt hatte. Mein Vater war damals beim Bau der Eisenbahn als Beamter beschäftigt gewesen, und ich selbst mußte kaum vier Wochen alt, infolge einer Versetzung meines Vaters, den ersten Umzug mitmachen und habe seitdem niemals wieder in den Mauern meines Geburtsortes geweilt.

Ich machte mich daher auf die Socken, um die fünfzigste Wiederkehr des Monats in gehöriger Weise zu begehen, in welchem ich meinen ersten Einzug in B. gehalten hatte. Zu dem Zweck wollte ich vor allem mein Geburtshaus zu ermitteln suchen. Einige Bauersfrauen, welche mir begegneten, schüttelten

ganz bedenklich den Kopf, als ich fragte, ob sie mir nicht sagen könnten, in welchem Hause der Sektionsingenieur M. vor fünfzig Jahren gewohnt habe. Eine fügte hinzu, so alt sei sie noch garnicht, und da fiel mir auf, wie doch diese Frauen durch die ständige schwere Arbeit früh alt werden. Ich mußte mich also an noch ältere Jahrgänge wenden und sprach deshalb einen alten Mann an, welcher mir beim Eintritt in das Dorf entgegenkam.

Leider wußte auch er keinen Bescheid zu geben, denn wenn er auch das nötige Alter hatte, so war bei ihm die Erinnerung an die alte Zeit längst entschwunden. Aber er war ein praktischer Mann, auch nicht ohne Witz, wie ich später merkte, und riet mir, auf die Bemerkung, ich sei vor einem halben Jahrhundert in dem Orte geboren, „Schülers Marthe" an der Kirche aufzusuchen, denn die könne ganz bestimmt Auskunft geben, und so zog ich weiter, um diesem Wink zu folgen.

Nach nochmaligem Parlamentieren mit einem blondbezopften, rotbackigen kleinen Mädchen, welches in seinen Holzschuhen mit lauttönendem Klipp=klapp, Klipp=klapp über das alte Basaltpflaster der Gasse lief, stand ich bald vor einem einstöckigen, winzigen Häuschen mit Tür und einem Fenster und dem Ziegeldach darüber. Die knapp sieben Schritte lange, aus Lehmweller erbaute und mit gelbem Wasserfarbenanstrich versehene Front des Hauses klemmte sich wie ein Keil zwischen die hohen Brandmauern der beiderseitigen Nachbargebäude, deren Frontwände einen nach der Straße vortretenden stumpfen Winkel bildeten.

Zwischen Tür und Fenster war ein prächtiges Exemplar einer hochstämmigen gelben Rose hochgezogen. Rechts neben dem Oberlicht der Haustür befand sich ein drehbarer eiserner Winkel, welcher ehemals an dem vorderen Arm einen Klingelzug trug, während an dem hinteren noch der zur Klingel im Innern des Hauses führende Draht befestigt war. An dem Türfutter neben dem ehemaligen Klingelzuggriff und in Augenhöhe war auf das vom Alter dunkel gewordene Eichenholz von ungeschickter Hand und fast ganz verblaßt mit weißer Farbe der Name der Bewohnerin geschrieben.

Als ich eben die Hand auf die Türklinke legen wollte, ertönte auf der Gasse plötzlich eine Schelle, und die bis dahin herrschende Stille wurde durch das Öffnen der Türen und Fenster unterbrochen. Männer, Frauen und Kinder reckten ihre Köpfe aus den Fenstern oder traten aus den Häusern auf die Gasse. Hier und da schoß auch ein Hund zwischen den Beinen seines Herrn hervor und bellte; dann aber trat eine feierliche Stille ein. Der Ortsdiener und Ausrufer, denn dieser war es, welcher die Menschen hervorgelockt hatte, schlug ziemlich umständlich, aber mit Würde, ein Papier auseinander, und nachdem er sich auf seinen vom Alter schon etwas unsicheren Untertanen gehörig zurechtgestellt, indem er zugleich seinen derben Stock gegen seine Kehrseite gesteift hatte, las er mit lauter, aber eigentümlich heiserer Stimme:

„Alle diejenigen, wo Mann und Frau beieinander liegen, haben sich heute Abend um 6 Uhr im Gasthof zum Löwen zur Steinigung einzufinden.

Der Ortsvorstand."

Während diese Bekanntmachung auf aller übrigen Gesicht verständnisvolle Mienen hervorrief, kam ich mir ganz beschränkt vor, mein Geist konnte das Gehörte nicht fassen. Dies mochte wohl der Nachbar zur Rechten bemerken, denn er trat unaufgefordert etwas näher an mich heran und bedeutete mich, daß die Separationskommission im Dorfe weile und die Abtrennung und Absteinung der den Eheleuten gehörenden Äcker besorge. Denn es gebe zu viel Unfrieden Anlaß, wenn der eine Teil infolge des Todes des anderen sich wieder verheiraten wolle.

Ich war dem liebenswürdigen Manne für diese Aufklärung dankbar, öffnete, über die Steinigung gänzlich beruhigt, nunmehr die nach altem Brauche in der Mitte horizontal geteilte Tür und trat mit einem tiefen Bückling über eine Stufe in den mit Mauersteinen belegten und mit weißem Sand bestreuten Hausflur. Geradeaus gewährte eine offene Tür einen Einblick in die ganz verräucherte, dunkle und mit einem weiten Schornstein überbaute kleine Küche. Einige noch glimmende Kohlen auf dem Herde ließen mich erkennen, daß niemand in der Küche weilte, und ich wendete mich daher sogleich zu der Stubentür linker Hand.

Auf mein Anklopfen rief eine Stimme herein, ich öffnete und trat in eine niedliche, auffallend reinlich und behaglich eingerichtete Stube mit alten gestrichenen Möbeln. Der blankgescheuerte Brettfußboden war ebenfalls mit Sand bestreut. Auf dem Fensterbrett saß eine große gelbbraune Katze, die Augen bei meinem Eintritt im Schlafe verdrehend, dann aber sogleich wieder verschließend. Rechts und teils durch einen bemalten Mauersteinofen verdeckt, deutete eine durch einen Vorhang geschlossene Öffnung den Alkoven an, in welchem offenbar das Ruhebett stand.

Da schob auch schon eine Hand den Vorhang zurück, und eine Frau mit blendend weißer Haube, eben solchen Haaren und ganz runzeligem, aber freundlichem Gesicht fragte nach meinem Begehr. Auf meinen Gruß und die Gegenfrage, ob sie krank sei, erwiderte sie, wenn man sich immer mehr den Neunzigern nähere, dann habe man das Bedürfnis, bisweilen ein Mittagsschläfchen zu machen oder doch

wenigstens einige Stunden am Tage zu ruhen. Nachdem ich zugestimmt, teilte ich ihr mit, ich sei gekommen, um zu erfahren, in welchem Hause meine Eltern, deren Namen ich angab, vor fünfzig Jahren gewohnt hätten und ich selbst geboren sei. Man habe mich an sie gewiesen, und so bäte ich denn, mir zu sagen, was sie wisse.

Zunächst legte sich die Alte, welche bis dahin im Bette aufgerichtet gesessen hatte, wieder auf das Kissen zurück und bat mich, auf dem Stuhle an ihrem Bette Platz zu nehmen.

Nach einigem Nachsinnen fragte sie mich, ob nicht die Landrätin R. zu R. meine Großmutter gewesen sei. Als ich dies bejahte, erzählte sie mir, der ich immer mehr staunte, ganz ausführlich von meinem ersten Geburtstag, wie sich meine Eltern über den Erstgebornen so sehr gefreut hätten, wie meine Mutter acht Tage lang sehr krank gewesen sei, und wie die Großmutter trotz Eilboten erst spät in der Nacht angekommen, denn ein Pferd habe ein Hufeisen verloren und bei den schlechten Wegen schließlich gelahmt. Und sie, die Erzählerin, habe es sich nicht nehmen lassen, mich, den ersten Enkel, welcher bereits fein säuberlich in der Wiege lag, aufzuheben und der Großmutter in den Arm zu geben, damit sie einmal den schweren Jungen heben solle.

Der pfiffige Bauer hatte mich also zur femme sage des Dorfes geschickt. Die ganze Erzählung bewegte mich merkwürdig, und als ich noch so dasaß unter dem Eindruck des Gehörten, öffnete sich die Stubentür und ein Mann anfangs der sechziger Jahre trat ein, um mal nachzufragen, wie es der Mutter gehe. Mein Staunen wuchs mehr und mehr, als dieser Mann, der Sohn der zu Bett liegenden Alten, mir von dieser nun als derjenige bezeichnet wurde, welcher vor fünfzig Jahren den Botengang zu meiner Großmutter gemacht hatte. Und dann sagte die Mutter zum Sohn: „Junge, hole doch mal mein blaues Buch aus dem Schränkchen am Fenster.“

Da meine Neugier immer reger wurde, folgten ihm meine Augen und ich sah, wie er ein in der Fensternische versteckt eingeschlossenes Türchen öffnete und ein vielfach abgegriffens, in blauer Pappe eingeheftetes Büchlein von etwa einem halben Finger Stärke in Oktavformat hervorholte. Er überreichte es mir auf ein Fingerzeichen der Alten, während diese hinzufügte, sie könne ohne Brille nicht mehr lesen, und ich möchte nur meinen Geburtstag selbst heraussuchen.

Nach der Absicht des Verfertigers des Buches sollte dasselbe ursprünglich als Ausgabebuch in der Wirtschaft dienen, denn es enthielt, mit roten Linien abgeteilt, je eine Spalte für das Datum, den Zweck der Ausgabe, sowie für Taler, Silbergroschen und Heller.

Die erste Spalte gab die Geburtstage all der Menschenkinder an, welche der femme sage im Laufe der Jahre durch die Finger gegangen waren. Dann folgten in der zweiten Spalte die Namen der Eltern und Kinder, und in der Talerspalte bedeutete je ein Strich die Jungen, bei den Silbergroschen ein gleicher die Mädchen, und in der Spalte für die Heller ein Kreuz den alsbald erfolgten Tod der Kinder. Diese Zeichen waren am Ende jeder Seite gehörig zusammengezogen und auf die nächste übertragen, so daß sich am Schluß der Aufrechnung ganz stattliche Zahlen ergaben.

Leicht fand ich nach dieser übersichtlichen und außerdem auch noch nach Jahren getrennten Zusammenstellung meinen Geburtstag mit folgendem Vermerk:

Datum	Gegenstand	Tlr.	Slbg.	Hlr.
15/4.	H. Säksions-Inschenier M. bei der Staatsbahn u. Frau, Tochter unseres Landrats R. in R. Sohn Friedrich Wilhelm	|		

Ich mußte der Alten schon bei meiner Geburt höllisch imponiert haben, denn bei den übrigen Einträgen hatte sie sich bedeutend kürzer gefaßt, wie schon der nächste Vermerk zeigte:

1./5. Christ. Echzel u. Lisbeth, S. Philipp.

Den üblichen Strich hatte aber auch er.

Ich hielt also die erste Urkunde über meinen Eintritt in die menschliche Gesellschaft in der Hand und konnte es mir nicht versagen, davon eine Kopie zu entnehmen, bevor ich das Buch in die Hände wieder zurückgab, welche mich als unbehilfliches Wurm zuerst gehalten hatten. Dabei sah ich ihr weniger in die Augen als auf die Hände, und unwillkürlich faßte ich beide und drückte sie.

Nun wünschte ich aber auch mein Geburtshaus aufzusuchen, wohin mich der „Junge“ führen sollte, nachdem er von der Mutter die nötigen Weisungen erhalten und ich, unter herzlichstem Dank für die freundlichen Mitteilungen, der Alten noch einen Taler zu einer Flasche Wein in die Hand gedrückt hatte.

Die Gasse war wiederum leer und still, aber ich fühlte die Blicke, welche mich bei dem Gang durch das Dorf aus fast allen Fenstern verfolgten, wenn die Betreffenden auch im Hintergrund ihrer Wohnräume standen. Unter dieser sicheren Begleitung kamen wir vor ein zweistöckiges Haus, in dessen Erdgeschoß ein Bäcker sein Geschäft betrieb, da sagte der „Junge“: „Hier im Obergeschoß haben Ihre Eltern gewohnt und in der Kammer mit dem Fenster

über der Haustür sind Sie geboren.“ Leider waren die Räume nicht mehr wohnlich eingerichtet, denn das hoch an den Fenstern aufgepackte Stroh deutete darauf hin, daß dieselben als Getreide- oder Strohgelaß benutzt wurden und ein Betreten derselben daher ausgeschlossen sei. Da der Bäcker außerdem, wie ich hörte, erst seit kurzem von außerhalb eingewandert war, so war meine Besichtigung beendet.

Noch einen Blick warf ich auf das bewußte Fenster, und dann bat ich meinen Begleiter, mich auf den Weg nach dem Bahnhof zu bringen, wo ich zuvor eine Gartenwirtschaft entdeckt hatte. Hier kehrten wir auf meine Einladung gemeinsam ein, denn ich empfand doch das Bedürfnis, dem „Jungen“ einen Lohn für den Botengang zu meiner Großmutter und auch für seine Begleitung zuteil werden zu lassen.

Das Bier war gut und mundete dem Alten sichtlich, und je mehr er am Glase nippte, um so gesprächiger wurde er, und dann tat er auch von Zeit zu Zeit einen herzhaften Zug. Währenddem trat dann noch ein alter Bauer in den Garten und setzte sich „mit Verlaub“ zu uns, und da er der Freund meines neuen Freundes war, so spendete ich auch ihm ein Glas, welches hocherfreut und herzlich dankbar angenommen wurde. Dann kam noch ein Gast, zweifellos der Schneider des Ortes, und dann noch einer, und schließlich war das halbe Dutzend voll.

Der letzte und älteste war der neunundsiebzigjährige Bürgermeister. Er hatte meine Eltern und Großeltern, welche schon längst heimgegangen sind, persönlich gekannt und sprach mit soviel Wärme und Verehrung von ihnen, daß mir ganz wehmütig ums Herz wurde. Ich fühlte mich mehr und mehr angeheimelt von diesen ganz einfachen, ehrlichen und meist blutarmen Menschen. Als ich dann noch erfuhr, daß sie alle bei Schülers Marthe gewesen, um zu hören, wer der fremde Herr sei und was er wolle, und daß fünf von ihnen, wie ich, in Marthes blauem Buche mit einem Talerstrich vermerkt seien, da rückten wir enger zusammen und ich hieß den Wirt, die Gläser noch einmal zu füllen.

Eine ganze Menge alter Geschichten bekam ich noch zu hören. Die Stunden eilten dahin und ich mußte an den Aufbruch denken, um nicht zum zweitenmal sitzen zu bleiben. Nochmals wurde angestoßen, und zwar auf meinen Vorschlag auf das Wohl von Schülers Marthe, welcher die größere Anzahl von uns von frühester Jugend an, wir alle aber dankbar sein mußten für die frohe Stunde, welche sie uns dadurch bereitet habe, daß durch ihre Mitteilungen die Zusammenkunft möglich wurde.

Einem jeden meiner Landsleute drückte ich dann nochmals herzlich die Hand, beauftragte den „Jungen“ noch mit einem freundlichen Gruß an seine Mutter und eilte zum Bahnhof.

Als ich noch einen Blick rückwärts warf, sah ich den Ortsdiener und Ausrufer heranhumpeln. Der arme Teufel kam zu spät. Gern hätte ich auch ihm ein Glas Bier gegönnt, vielleicht war es aber mit Rücksicht auf seine heisere Stimme so besser.

Sommer.

So hell und heilig rauscht das Korn
Im Sommersonntagsmorgenglanz,
Auf schmalen Blütenpfaden geht
Das Glück mit mir zum Erntetanz.

Der Weg war weit . . . und mancher Traum
Blieb mir an Rosenhecken hangen,
Doch Sonnenglut und Ährengold
Sind mit mir in die Welt gegangen.

Und bin ich auch vom Wandern müd,
Ich will in Freuden weitergehen,
Solang in Sommersonnengold
Noch reife Ähren betend stehen . . .

Gießen. **Karl Neurath.**

Aus alter und neuer Zeit.

Erinnerungen an 1870. Im Juli 1870 sahen wir den König Wilhelm I. von Preußen mit dem Kronprinzen Friedrich und Gefolge auf dem Bahnhof in Gießen. Er kam von Ems, wo er die bekannte Begegnung mit Benedetti am Tage vorher gehabt hatte, die dem Ausbruch des Kriegs mit Frankreich voran ging. Der Bahnsteig war, soweit es möglich war, von uns, die wir den König sehen und begrüßen wollten, dicht besetzt. Ernst war die Stimmung und tiefe Stille herrschte, als der König sich uns zuwandte und mit vernehmlicher Stimme die denkwürdigen Worte zu uns sprach:

„Meine Herren! Der Krieg mit Frankreich ist unvermeidlich; wir werden einen gefährlichen Gegner haben, aber mit Gottes Hülfe werden wir ihn bestehen.“

Diese kurzen Sätze bestärkten unsere Zuversicht auf den Herrscher, den man gezwungen hatte, das

Schwert zur Verteidigung des Vaterlandes zu ziehen. — Ich will hier nicht schildern, wie das ganze deutsche Volk, alt und jung, groß und klein sich mit Begeisterung an die Seite des Königs und seiner Bundesgenossen stellte. Auch wir in Gießen waren von dieser Stimmung hingerissen. Am Abend nach der Begrüßung des Königs waren wir, eine kleine Gesellschaft, im „Rappen" versammelt und besprachen die kommenden Ereignisse. Dort schlug ich vor, eine Summe zusammenzulegen, die als Ehrengabe dem deutschen Regiment zufließen solle, welches die erste französische Kanone erobern würde. Zwei Kadetten, die von Wiesbaden kamen, teilten uns mit, daß dort schon eine Prämie auf die erste eroberte Kanone gesetzt sei. Wir beschlossen dann, die zweite Kanone zu prämiieren, und alsbald wurden 40 Taler dafür ausgesetzt, die ich an das Kriegsministerium in Berlin zu senden hatte. — Die folgenden Ereignisse waren so großartig, daß wir unserer kleinen Gabe kaum noch gedachten. Am 29. März 1872 erhielt ich einen Brief aus Berlin, gesiegelt mit dem preußischen Wappen und der Umschrift „Königliches Kriegsministerium. Allg. Kriegs-Departement". Der Brief hatte folgenden Inhalt:

„Berlin, den 23. März 1872.

Euer Wohlgeboren benachrichtigt das unterzeichnete Departement ergebenst, daß die von Ihnen dargebotene patriotische Gabe von 40 Talern dem 1. Nieder-Schlesischen Infanterieregiment Nr. 46 Behufs Verteilung an die betheiligten Mannschaften zuerkannt worden ist.

Kriegs-Ministerium.
Allgemeines Kriegs-Departement.
Stiehle. v. Caprivi.

An den
Königlichen Hofgerichtsadvokaten Herrn Th. Vaist
Wohlgeboren
Gießen.

Es wäre nun unser Wunsch gewesen, daß man der Stadt Gießen für alle Opfer, die ihre Bewohner gebracht haben, ein Andenken aus der großen Zeit, und zwar in der Form einer eroberten französischen Kanone gewährt hätte, wie ja auch Bonn zwei Kanonen erhalten hat, aber unsere Hoffnung auf eine solche Auszeichnung ist bis dahin unerfüllt geblieben.

Einige weitere Szenen und Ereignisse aus dem Jahre 1870 seien noch im Nachfolgenden wiedergegeben. Der Reise des Königs Wilhelm von Ems über Gießen folgte sehr bald die Mobilmachungsordre, die auch das hier garnisonierende Regiment 116 „Großherzog" traf. Es erhielt zunächst den Befehl, auf die Dörfer in der Umgegend auszurücken und von da den Ausmarsch nach der französischen Grenze anzutreten. Auf der Heuchelheimer Mühle nahmen wir von Offizieren und Einjährigen Abschied. Nur eine kleine Abteilung blieb in der Kaserne, die später ebenfalls in das Feld zog und durch Landwehr ersetzt werden mußte. Bei Beginn des Ausmarschs wurde auf der Main-Weser-Bahn ein großer Teil der Hauptarmee erwartet, für welche die nötige Beköstigung zu schaffen war. Ein größeres Gebäude auf dem Bahnhof wurde als Speisehalle eingerichtet, eine Küche ausgebaut und die Lieferung ausgeschrieben. Den Soldaten sollte nur gutes Ochsenfleisch mit nahrhafter Suppe, Brot und Kartoffeln 2c. vorgesetzt werden. Als es bekannt wurde, daß der erste Unternehmer einen Faselochsen geschlachtet hatte, erhob sich gegen ihn ein Sturm der Entrüstung, der auch Differenzen der Einwohner mit dem Etappen-Major zur Folge hatte, weshalb er dem Publikum das Betreten der Speisehalle verbot und der Wache befahl, keinem nicht Uniformierten den Eintritt zu gestatten. Er selbst kam in Zivilkleidung an das Tor der Speisehalle, wurde aber von der Schildwache abgewiesen. Vergebens sagte er, er sei der Kommandant, vergebens lief er zornig hin und her, der geistig etwas schwache Landwehrmann rief ihm zu: „Dappel he hin, dappel he her, he kimmt näit erenn." Der gewissenhafte Landwehrmann erhielt den Spitznamen „Dappelhannes" und „Dappes", der Offizier aber wurde als „Dappelmajor" im Volksmund bezeichnet.

Die Verpflegung der Truppen war übrigens eine große und schwere Arbeit. War ein Zug zum Mittagessen 2c. in den Bahnhof eingefahren, so hielt bald draußen ein neuer Zug, mit hungrigen Leuten besetzt, und doch kam kaum eine Klage vor. Die Soldaten fuhren immer singend ein: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall" und hinaus mit: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein". Den passierenden Infanterieregimentern folgte Kavallerie und Artillerie; bei dieser wären uns am interessantesten die langen Geschütze, die später vor Straßburg aufgestellt wurden und wohl den Ausschlag dort gegeben haben.

Am 4. August abends verbreitete sich das Gerücht, es sei eine Schlacht bei Straßburg geschlagen worden; fast gleichzeitig war gemeldet worden, die Franzosen hätten den Bahnhof zu St. Johann beschossen und seien in Saarbrücken eingerückt. Der hierdurch erzeugte Druck auf die Gemüter wurde schnell gehoben, als die Nachricht über die Schlacht bei Weißenburg eintraf und bald darauf gefangene Franzosen, darunter recht schwarze Turkos, über hier nach Berlin gebracht wurden. Bayern waren ihre Geleitsmänner. Zwei Tage später war wiederum Aufregung eingetreten, weil ein Telegramm nach Berlin hier durchgegangen war, das wichtige und, wie ich durch allerlei Fragen herausbrachte, günstige Nachrichten enthielt. Ich saß mit Freunden im

„Rappen" und erwartete die telegraphische Verbreitung der Depesche aus Berlin. Da sie nicht kam, fuhren wir alle auf den Bahnhof; der preußische Telegraphist fragte in Wetzlar an, was passiert sei, und von dort erhielten wir das Telegramm: „Große Schlacht bei Wörth, Mac Mahon geschlagen, das Lager erstürmt rc." Sofort zogen wir, jedoch nicht eher, als bis wir ein Fäßchen hatten auflegen lassen und dieses mit dem Bahnpersonal leer gemacht hatten, in die Stadt, zwei sehr große Herren trugen mich auf ihren Schultern durch die Straßen, in welchen ich den Sieg unserer Truppen mit lauter Stimme verkündete. Alle Fenster wurden erleuchtet und das Hurra erscholl durch die Stadt. Daß wir in dieser Nacht etwas später wie sonst auseinandergingen, das wird jeder begreifen, der einmal eine Aufregung erfahren hat, wie wir am 6. August 1870. Die Nachricht vom Sieg bei Spichern folgte am nächsten Morgen. — An die Freude knüpfte sich naturgemäß die Sorge um die Soldaten an, die in so großen Kämpfen gefallen oder verwundet sein mußten. Unsere Kliniken, die Turnhalle an der Südanlage (die nicht mehr existiert) und die kleine Kaserne am Seltersweg (jetzt Bezirkskommando) wurden zu Lazaretten umgewandelt und eine große Baracke für 100 Betten auf dem Seltersberg gebaut. In diese sollten alte hölzerne Bettladen aus der Friedberger Kaserne gebracht werden. Ein Herr (Ferd. Gail) sagte mir, diese Bettladen enthielten Wanzen. Sofort protestierten wir gegen ihre Verwendung. Als die Verwaltung sagte, sie habe nichts anderes, machte ich mich anheischig, in zwei Tagen 100 neue eiserne Bettstellen zu liefern. Es kostete mich einen Gang durch die Stadt, um genug Leute zu finden, die mich beauftragten, die Betten zu kaufen, und am zweiten Tag waren sie in Herborn gefunden und kamen zur Stelle. Nach Aufhebung des Lazaretts erhielten wir die Bettstellen zurück, und jeder, der eine bezahlt hatte, nahm eine für sein vorher gespendetes Geld.

Neben diesen öffentlichen Anstalten errichteten wir mit vereinten Kräften im Bahnhof eine Pflegestation für kranke und verwundete Soldaten, in welcher den Zurückkehrenden durch die Ärzte und ihre Gehülfen, insbesondere Turner unter Christoph Rübsamens Leitung, neue Verbände angelegt, Speisen und Getränke, wie Fleischbrühe, Kaffee, Wein gereicht, Tabak und Zigarren gespendet wurden, kurz, jede nur mögliche Wohltat gewährt wurde. Auch einen bei Weißenburg verwundeten General konnten wir erquicken. Sechs Frauen waren abwechselnd in der Pflegestation Tag und Nacht beschäftigt und zwar unter dem Schutz von regelmäßig zwei Herren und des Etappenmajors. Die Mittel zu diesem Liebeswerk flossen lediglich aus freiwilligen Gaben zusammen. Unser „Hauptquartier" war bei Witwe Lotz im „Eck". Dort hatten wir eine mehrfach verschlossene Kasse, in die alle baren Beiträge abgeführt wurden. Kamen Fremde, so wurden auch sie veranlaßt, für unsere Soldaten das Ihre beizusteuern. Infolge einer Rede, die ich Siegener Eisenhüttenmännern hielt, floß Gold in unsere Kasse, ein alter Stammgast, Kaspar Huse, aber schüttete sein Beutelchen aus und gab alles, was er hatte. Dann wollte er fort, weil er kein Bier mehr bezahlen konnte, Georg Lotz aber bat ihn, zu bleiben mit dem Bedeuten, daß er heute nichts zu bezahlen habe. — Als unsere Lazarette mit Kranken gefüllt waren, traten wieder andere Herren zusammen, die den Soldaten ihre Briefe schrieben, Bücher, Zeitungen u. dgl. brachten, ihnen vorlasen und sie pflegten mit voller Hingabe. Dies war keine leichte Aufgabe, denn der den eiternden Wunden entströmende Geruch war fast unerträglich, namentlich in der Turnhalle mit ihren dicken Mauern, während in der luftigen Baracke das Übel gar nicht bemerkt oder doch auf ein kleines beschränkt wurde.

In einer Nacht nach dem Tag von Sedan hatte ich auf dem Bahnhof die Wache mit sechs Damen. Der Etappenmajor suchte mich bald nach Mitternacht auf und riet mir, nach Hause zu gehen, da Hülfe vorerst nicht erforderlich sei. Die Damen lehnten es ab, den Platz zu verlassen, bevor andere sie ablösten, und so blieben wir, während der übermüdete Major zu Bette ging. Plötzlich schickte mir die Bahnverwaltung die Nachricht, von Wetzlar sei die Abfahrt eines langen Zuges verwundeter Sachsen gemeldet, die jeden Augenblick hier sein müßten. Sofort wurden die schlafenden Turner mobil gemacht, die Ärzte von der Klinik gerufen, Kaffee bereit gestellt wie alles sonst uns zu Gebote stehende Material und die Ordonnanz angerufen, den Herrn Major vom Stand der Dinge zu benachrichtigen. Gleichzeitig fuhr der Zug ein, und wir hatten unsere liebe Not, die armen Soldaten einigermaßen zufrieden zu stellen. Die Turner als Heilgehülfen erneuerten die Notverbände von Sedan und fuhren, nachdem wir sie mit Verbandszeug ausgerüstet, bis nach Leipzig, um unterwegs ihr Liebeswerk fortzusetzen. Dafür wurden sie von den hellen Sachsen in Leipzig keineswegs freundlich empfangen und mußten sehen, wie sie zu etwas Nahrung und anderer Erfrischung kamen. Unsere Station aber hat sich bewährt bis zum Ende des Krieges.

Es ist hier noch der Liebesgaben zu gedenken, die von hier an die Feldsoldaten abgingen. Unser Regiment hatte die Schlacht bei Gravelotte mitbestanden und durch seine Standhaftigkeit vor Amanvillier zum Erfolg des Tages wesentlich beigetragen. Während der nachfolgenden Belagerung von Metz

trat manchmal Mangel ein, und wir beschlossen, einen Waggon mit Liebesgaben für das Regiment nach Metz zu schicken. Hier in der Stadt hatte der Aufruf großen Erfolg. Auf das Land schickten wir einen großen Wagen, der von unseren benachbarten Gemeinden viele Nahrungsmittel einbrachte, worunter Schinken, Würste, Brot, und vor allem für die Lazarette bei Metz auch Eier. Leibbinden waren in solcher Menge eingeliefert, daß Oberst Kraus für weitere dankte, aber um wollene Strümpfe bat. Ich lief in die Läden, wo ich solche sah, und kaufte alles auf, was da war. Unsere Waggons wurden erst von Freiwilligen, später von dazu abkommandierten Gendarmen nach Metz geleitet. Die Liebeszigarren, die einen Teil unserer Sendungen bildeten, haben späterhinaus in üblem Geruch gestanden, es sollen vielfach alte pfälzer Ladenhüter gewesen sein. Wir haben nur gute Waren gekauft.

Hier wie überall im deutschen Vaterlande verfolgte man den Verlauf der kriegerischen Ereignisse mit stets gleichbleibendem Interesse. Den Schlachten und Kämpfen um Metz schloß sich Sedan an, und die Nachricht von der Gefangennahme der ganzen französischen Armee und des Kaisers Napoleon verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Wir hatten hier die Genugtuung, den letzteren auf seiner Fahrt nach Wilhelmshöhe zu sehen. Er war ein kleiner Mann in Generals-Uniform, der das Publikum auf dem Perron mit abgezogenem Käppi grüßte und im Fürstenzimmer ein Frühstück mit Schaumwein entgegennahm. Ein Restchen des letzteren in seinem Glas wurde nach seiner Abfahrt von zwei Dämchen ausgeleckt, was ihnen sehr verdacht wurde und ihnen Hohn und Spott eintrug. Im übrigen wurde der gefangene Kaiser sehr anständig behandelt und die Wut gegen ihn in den Herzen eingeschlossen.

Wir mußten nun, nachdem auch Metz und Straßburg mit den Besatzungen an die Belagerer übergeben waren, eine größere Abteilung kriegsgefangener Franzosen hier aufnehmen. Die Offiziere mieteten Privatwohnungen, während für die Soldaten zwei große Baracken, eine auf dem Brand und eine auf dem Kasernenhof, rasch hergerichtet wurden. Teilweise wurden die Soldaten auch an Landwirte in Tagelohn abgegeben. Die Leute haben zu Klagen wenig Veranlassung gegeben.

Mit größter Begeisterung feierten wir hier den 18. Januar, an welchem der neue deutsche Kaiser in Versailles von den Fürsten und dem Reichstag kreiert wurde, — und alle Jahre daher ist der Tag als ein Ehrentag in einer auserlesenen Gesellschaft gefeiert worden. — Nach dem Friedensschluß empfingen Stadtvorstand und die ganze Bevölkerung unser (das 116.) Regiment mit Jubel. Durch eine geschmackvoll gebaute Ehrenpforte zog das Regiment unter dem Befehl des Obersten Kraus in die Stadt ein.

Möge die Erinnerung an die große Zeit in jedem Deutschen lebendig bleiben. Th. B.

Aus Heimat und Fremde.

Verein für hessische Geschichte und Landeskunde. Die diesjährige Mitgliederversammlung findet vom 3. bis 5. August in Schlüchtern statt. Gäste, auch Damen, sind willkommen. Die Zeit-Einteilung ist folgende: Donnerstag den 3. August: Nachmittags Sitzung des Gesamtvorstandes. Abends Vereinigung der Mitglieder und Gäste. Freitag den 4. August: Mitgliederversammlung (Geschäftliches, Vorträge), Frühstück, Besichtigung der Stadt. Nachmittags Festmahl. Sonnabend den 5. August: Ausflug nach Burg Steckelberg.

In der am 14. Juli im Lesesaale der Landesbibliothek abgehaltenen außerordentlichen Mitgliederversammlung des Zweigvereins Kassel wurde beschlossen, der Hauptversammlung die Wahl des Herrn Rechnungsrat Woringer als Schriftführer und des Herrn Direktor F. Henkel als Kassierer an Stelle der auf Wunsch ausgeschiedenen seitherigen Inhaber dieser Ämter, im übrigen die Wiederwahl der seitherigen Vorstandsmitglieder vorzuschlagen.

Hochschulnachricht. Dem Privatdozenten Dr. Wendel, Oberarzt an der chirurgischen Klinik der Universität Marburg, wurde der Professortitel verliehen.

Enthüllung einer Gedenktafel für Ludwig Mohr. Am 13. Juli, dem fünften Jahrestag des Heimgangs Ludwig Mohrs, wurde am Hause Nr. 5 der Emmastraße zu Kassel eine seinem Gedächtnis gewidmete Marmortafel feierlich enthüllt. Der Wehlheidener Bezirksverein hatte in Gemeinschaft mit dem Verein für hessische Geschichte und Landeskunde diese Gedenktafel gestiftet, und auf Einladung beider Vereine waren Vertreter der städtischen Behörden, literarischer und weiterer Kreise erschienen, um der Ehrung des verewigten heimischen Poeten noch ferner äußeren Ausdruck zu verleihen. Leider setzte gerade, als die Feier beginnen sollte, ein heftiger Gewitterregen ein, der eine Verzögerung im Beginn des auf nachmittags 5 Uhr angesetzten Festaktes verursachte. Als der Regen etwas nachgelassen hatte, nahm der Vorsitzende des Wehlheidener Bezirksvereins Herr Stadtverordneter Gebhardt das Wort zu einer Ansprache, in welcher er des Anlasses der Errichtung

dieser Gedenktafel gedachte und darauf hinwies, daß Ludwig Mohr die drei letzten Jahre seines Lebens in diesem Hause der Emmastraße gewohnt habe. Nach Enthüllung der Tafel dankte Herr Hauptschriftleiter Max Müller im Namen und Auftrag des Vorstandes der „Freien Feder, Vereinigung Kasseler Schriftsteller und Literaturfreunde“ dem Wehlheidener Bezirksverein sowohl wie dem Verein für hessische Geschichte und Landeskunde für die ergangene Einladung und sodann für die Ehrung, welche mit dieser Tafel dem Andenken eines hessischen Dichters und Schriftstellers gewidmet werde. Er feierte in trefflichen Worten Ludwig Mohr als Dichter von glänzender Begabung, der mit seinem Dichten und Trachten vornehmlich im Boden unseres Hessenlandes wurzelte. Was in wissenschaftlicher Forscherarbeit aus alter Zeit niedergelegt war, habe er mit der Seele des Dichters durchdrungen, so daß die Taten der Geschichte gegenständlich werden, daß ihre Gestalten plastisch vor uns hintreten und lebendig werden. Mit seinen Balladen „Eddergold“ stehe er zusammen mit den besten Sängern, die im deutschen Dichterwalde gesungen haben, sie reihen sich denen eines Bürger würdig an. Er sei ein echter Hesse von altem Schrot und Korn gewesen, der wie wenige dem Wesen und Weben des Heimatgeistes zu lauschen verstand. Wie Hessenblut immerdar lebe, werde auch er fortleben im dankbaren Gedächtnis des Hessenvolkes, dem seine reiche Liebe galt — immerdar!

Herr Schmidt, der Besitzer des Hauses, dankte den beiden Vereinen und gab die Versicherung, daß er die seiner Obhut anvertraute Tafel in Treue hüten werde. Nunmehr nahm für den Vorstand des Geschichtsvereins Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf das Wort und führte aus, daß auch der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde Ursache habe, dem heimgegangenen Dichter und Schriftsteller dankbar zu sein für das, was er uns in seinen Schriften hinterlassen hat, dankbar zu sein für die reiche Saat, die er in diesen ausgestreuet hat. Wenn Ludwig Mohr auch den Forschern und Historikern an sich nicht beigezählt werden könne, so habe er sich doch hohe Verdienste um den Verein erworben und sei ein treuer Helfer seiner Bestrebungen gewesen. Die Liebe zur Heimat, die Liebe zur hessischen Vergangenheit strahle uns fast aus jeder Zeile seiner Schriften leuchtend entgegen. Der Verein bestehe nicht nur aus Gelehrten und Professoren, er brauche auch Männer, welche den Sinn für hessische Geschichte in weitere Kreise des Volkes tragen. Was Theodor Fontane, Willibald Alexis u. a. der preußischen Geschichte sind, bedeuten Franz Treller, Heinrich König, H. Brandt und Ludwig Mohr uns. Wir wollen durch diese Autoren nicht bloß an unsere „Vergessenen Helden“ erinnert werden, wir wollen selbst der Männer nicht vergessen, die ihre Feder der hessischen Vergangenheit mit warmem Herzen zur Verfügung gestellt haben. So möge den diese Gedenktafel Zeugnis geben, wie Ludwig Mohr geschätzt und wert gehalten worden sei, und späteren Generationen Kunde geben, daß ein treuer Hesse und guter Deutscher in diesem Hause gelebt habe und auch hier zur ewigen Heimat eingegangen sei.

Namens der Familie Mohr sprach zum Schluß Herr Georg Mohr den beteiligten Vereinen wärmsten Dank aus.

Die Gedenktafel, von dem Bildhauer Brützel schön ausgeführt, verzeichnet auf schwarzem Marmor und in goldenen Lettern den Namen des Dichters und Schriftstellers Ludwig Mohr, sowie das Datum seiner Geburt (1833) und seines Todes (5. Juli 1900). Es ist angeregt worden, den Namen Emmastraße in Ludwig Mohr-Straße umzuwandeln, ein Beginnen, das freudig zu begrüßen ist.

Geologisches. Der freiwillige Mitarbeiter der Kgl. Geologischen Landesanstalt Major a. D. Dr. Seyfried wird in diesem Jahre zwei Sommermonate auf die Fortsetzung der geologischen Aufnahme des Blattes Steinau verwenden. Der freiwillige Mitarbeiter Dr. Blanckenhorn wird drei Sommermonate zur Revision der geologischen Aufnahme des Blattes Sondheim und zu einer Schlußbegehung des Blattes Gersfeld behufs Abfassung der Erläuterungen zu diesem Blatte verwenden. Der freiwillige Mitarbeiter Dr. Lang wird zunächst die geologisch-agronomische Überarbeitung des Blattes Homberg fertigstellen und alsdann die gleichen Aufnahmen auf Blatt Schwarzenborn fortsetzen. Der freiwillige Mitarbeiter Professor Dr. Kayser (Marburg) wird während der akademischen Ferien und an vorlesungsfreien Tagen die geologische Kartierung der Blätter Buchenau (Caldern), Gladenbach und Rodheim fortsetzen. Der Geologe Dr. Naumann wird den nach Erledigung der Aufnahmen in Thüringen verbleibenden Rest der Aufnahmezeit auf den Beginn der Kartierung des Blattes Hilders verwenden. Der Landesgeologe Dr. Kühn wird die geologische Aufnahme des Blattes Weyhers fertigzustellen suchen.

Kali ist bei Neuhof unweit Fulda in vier Tiefbohrungen nachgewiesen worden. In 524—582 m Tiefe liegen dort abbauwürdige Kalisalze im Durchschnitt an 7 ½ m mächtig; 60 m tiefer findet sich ein zweiter Kalihorizont von 2 ½—3 ½ m Stärke. Der aufgeschlossene Komplex umfaßt an 100 Quadratkilometer. Es ergibt sich daraus, daß die thüringische Nebenbucht des großen norddeutschen Kali-

busens auch in unser Hessenland bei Hersfeld und Fulda hineingereicht hat und wahrscheinlich durch die viel später eingetretene Hebung des Rhöngebirges bei Fulda geteilt worden ist. Hocherfreulich ist die Tatsache, daß nun auch unsere Heimat an dem Kalisegen teilnimmt. (Oberhess. Ztg.)

Hessische Bücherschau.

Am Hofe König Jérômes. Erinnerungen eines westfälischen Pagen und Offiziers. Herausgegeben von Otto von Boltenstern. Berlin (E. S. Mittler u. Sohn) 1905.

Seitdem Arthur Kleinschmidt 1893 seine „Geschichte des Königreichs Westfalen“ herausgab, hat manche Veröffentlichung unsere Kenntnis dieser französischen Filiale inmitten Deutschlands erweitert. Schon Ludwig Sigismund Ruhl (Hessische Blätter, August 1885), Hugo Brunner (Beil. zur Allg. Ztg. 33 u. 34, 1889) und andere haben uns in lebhaften Feuilletons das Bild des westfälischen Hofes nähergerückt. Das Hauptinteresse der Allgemeinheit wandte sich von jeher der Figur Jérômes, des Königs dieses ephemeren Reiches, zu, der von dem bedauernswerten Geschick betroffen wurde, daß sein Charakterbild in der Überlieferung noch heute von Zügen entstellt ist, die ihm in dieser Überfülle des Häßlichen und Frivolen niemals anhafteten. Wertvolles Material und die Möglichkeit einer einigermaßen unbefangenen Beurteilung bot erst die Herausgabe des Briefwechsels in dem siebenbändigen, zu Paris erschienenen und 1866 abgeschlossenen Werk „Mémoires et Correspondance du Roi Jérôme et de la Reine Catherine“ und ferner der von A. von Schloßberger 1886 f. herausgegebene Briefwechsel des westfälischen Königspaares und Napoleons I. mit dem König Friedrich von Württemberg. Bis dahin hatten zeitgenössische Pamphlete und später sensationslüsterne Romane das Ihre getan, um die Gestalt des keineswegs fischblütigen Emporkömmlings und in politicis recht unbedeutenden Königs als Zerrbild auf die Nachwelt zu bringen. Auch der anonyme Verfasser des 1863 (als III. Teil der „Sittenbilder der Nationen und Jahrhunderte“) erschienenen Werkchens „Memoiren Jérôme Bonapartes, eine geheime Geschichte des westfälischen Hofes in Kassel“ bietet das Menschenmöglichste an Gehässigkeit und Verleumdung. Schon im Jahr 1820 erschien zu Paris „Le Royaume de Westphalie, Jérôme Buonaparte, sa cour, ses favoris et ses ministres. Par un Temoin Oculaire“; dieses aller Wahrscheinlichkeit nach vom französischen Gesandten, Baron Reinhard, verfaßte Werk verdient als Schilderung eines Augenzeugen Beachtung, ebenso die mit einer gewissen Reserve gleichfalls von Baron Reinhard abgefaßten Bulletins an den Kaiser Napoleon über die galanten Abenteuer Jérômes. Auf Reinhards Buch stützt sich das Werk eines Anonymus: „Un Roi qui s'amusait et la cour de Westphalie de 1807 à 1813 par un indiscret“, das stark in Hofklatsch arbeitet und seinerseits wieder zu den Quellenschriften des Pamphlets von 1863 gehört. Als Quelle fast unbrauchbar ist ein 1899 erschienenes Buch „König Jérôme Napoleon, ein Zeit- und Lebensbild nach Briefen bearbeitet von Moritz von Kaisenberg“, dessen unrichtige Angaben im einzelnen nachzuweisen ich mir noch vorbehalte. In wohltuendem Gegensatz zu den zahlreichen Schmähschriften steht nun Dr. O. von Boltensterns 1905 im Verlag der Mittlerschen Hofbuchhandlung erschienenes Werk, das alles zusammenfaßt, was ein einstmaliger Page Jérômes, Karl August Unico v. Lehsten, an Notizen, Tagebuchblättern und anderen Aufzeichnungen hinterlassen hat. Hier hat man allerdings zuweilen den gegenteiligen Eindruck, als ob v. Lehsten im Gefühl dankbarer Erinnerung allzu nachsichtig in der Beurteilung seines einstigen königlichen Herrn verfahren wäre. Aber wie dem auch sei, das Buch bietet aus unmittelbarer Anschauung heraus höchst interessante Einzelheiten über den westfälischen Hofdienst, das Pagenkorps, Festlichkeiten am Hof, Reisen des Königs, Charakter des Königspaares, den Dörnbergschen Aufstand usw. und schildert in einem zweiten Teil die Kriegserlebnisse des zum Offizier Beförderten in Rußland und im Feldzug von 1813. Karl August v. Lehsten, der Sohn des früheren kurhessischen Generals v. Lehsten und Dingelstedt, trat nach dem Zusammenbruch des Königsreichs Westfalen in hessische Dienste und machte bei den Husaren die Feldzüge 1814—15 mit.

Bei aller verdienstvollen Mühe, die sich der Herausgeber um die Zusammenstellung des Materials gegeben hat, wären wir ihm dankbarer gewesen, wenn er uns die Tagebuchblätter usw. wortgetreu übermittelt hätte, statt sie, wie das zum Teil geschehen ist, nur im Auszug wiederzugeben.

Heidelbach.

Friedrich Stoltze und Frankfurt am Main. Ein Zeit- und Lebensbild von Johannes Proelß. Mit zwei Bildnissen Stoltzes und einem faksimilierten Gedicht. Frankfurt a. M. (Neuer Frankfurter Verlag) 1905. Preis brosch. M. 4.—, gebunden M. 5.—

Ein hochinteressantes Buch, sowohl in biographischer, literarischer wie in politischer Hinsicht. In Friedrich Stoltze erscheint das alte Frankfurt des vorigen Jahrhunderts in seiner letzten poetischen Verkörperung. Dichter, die in Frankfurt zur Welt kommen, wird es noch manche geben, er ist der letzte Frankfurter Dichter im eigentlichen Sinne des Worts gewesen. Das wird jedem klar werden, der die vorliegende von Johannes Proelß mit Fleiß und Liebe zusammengestellte Biographie liest. Der Vater Stoltzes war aus Hörla im Waldeckschen gebürtig, kam frühe nach Kassel und wurde Kellner. Er ging später nach Frankfurt, wo er sich als Speisewirt mit der dortigen Jungfer Rottmann verheiratete und die Wirtschaft „Zum Rebstock“ erwarb. Von sieben Kindern wuchsen nur zwei auf, Annett und unser Dichter. Annett Stoltze aber ist durch ihre Anteilnahme an dem Schicksal der infolge des Frankfurter Attentates in Haft gewesenen Studenten, wofür sie mit vier Wochen Arrest bestraft wurde, bekannt geworden.

Stoltzes Freud und Leid zieht in seinem ganzen Umfang in dem vorliegenden Buche an uns vorüber, und wir begreifen es, wenn „unter der Sorge, die er immer davor haben mußte, aus Unbedacht (beim Überschreiten der Frankfurter Stadtgrenze) in die Hände darm- oder kurhessischer Gendarmen zu geraten, eine neurasthenische Verstimmung sich zur sogenannten Platzscheu entwickelt hatte, so daß er ohne Begleitung es nicht über sich vermochte, einen Platz zu überschreiten“. Kurhessen sollte ihm für seine satirischen Publikationen manchen Stoff liefern. Als man gegen Ende der 50er Jahre von Gebietsabtretungen und Annexionen munkelte, die sich Frankreich

und Preußen gegenseitig garantiert hätten, schrieb er z. B. in der „Krebbelzeitung“ bei Anzeige einer „Zukunftskaart von Eiroba“: „Bei Enkheim un Seckbach wird Kurhesse an Frankfort des link un recht Mexterbruch=Ufer abtrete misse, wodurch der Mexterbruch, wann ääch kää ganz reiner odder doch e ganz frankfortischer Fluß weern deht. Daderrfor muß odder Kurhesse entschäddigt weern. Merr weern em Sardinje gewwe ...“ Paris sollte homburgisch werden, Preußen Bronnzell bekommen. 1862 brachte die „Latern“ das Gedicht „Kalif und Pascha. Eine Sage aus dem Morgenlande“. „Es enthielt“, berichtet Proelß, „keine direkte Anzüglichkeit, aber eine Parallele zu dem Vorgehen des Königs von Preußen gegen den Kurfürsten von Hessen, um diesen zu zwingen, die eigene Landesverfassung zu respektieren, und der Versöhnung beider Fürsten, nachdem auch der König einen Verfassungskonflikt gehabt hatte. Wenigstens wurde diese Parallele vom Minister Eulenburg in Berlin und dem Staatsanwalt Hiepe in Wetzlar darin gefunden.“ Schließlich wurde Stoltze von preußischer Seite zu einem Jahr Gefängnis, von hessischer wegen Beleidigung des Kurfürsten zu einer hohen Geldstrafe verurteilt. Gleichzeitig wurde die „Latern“ in Preußen verboten, was bereits auch in Hessen=Kassel und in Hessen=Homburg der Fall war.

Aber auch nach dem Umschwung der politischen Verhältnisse schwebte Stoltze immer noch in Gefahr, der goldenen Freiheit beraubt zu werden, denn er konnte nun einmal den Mund nicht halten. Als er 1876 wegen Bismarckbeleidigung zu Gefängnis verurteilt werden sollte, schrieb er in richtiger Selbsterkenntnis:

„Ihr könnt in meinen alten Tagen
Mich schleppen vor ein Strafgericht,
Mich samt der Gicht ins Zuchthaus tragen,
Doch bessern, bessern wird's mich nicht.“

Das hübsch ausgestattete Buch, in dem viele hochdeutsche patriotische und mundartliche humoristische Gedichte Stoltzes, durch die ihn der Leser als Volksdichter zweifach schätzen lernt, zum Abdruck gebracht sind, wird sicher auch im nördlichen Deutschland sich viele Freunde erwerben.

W. B.

Eggebrecht, Albrecht. Die Pipelhühner. Berlin (Th. G. Fisher & Co.) 1905. M. 4.—

Die Pipelhühner sind zwei alte Jungfern, Pauline und Lina, welche als filiae hospitales zwar wie Schutzengel über ihrem Studenten wachen und es herzlich gut mit ihm meinen, aber ebenso neugierig wie schwatzhaft sind. Freilich sind sie nur neugierig, um besser die Vorsehung spielen zu können, und nur schwatzhaft, ihren Herrn in das beste Licht zu setzen. Die heitere Beschaulichkeit des kleinen Haushaltes wird recht anheimelnd und liebevoll geschildert. Bei diesen „Pipelhühnern“ wohnt der Held der Geschichte, Georg, dessen Leben und Streben als akademischer Bürger der blühenden Universität in der traulichen Bergstadt — Marburg a. L. — in anziehender Weise erzählt wird. Die Charaktere sind fast durchweg lebenswahr gezeichnet, und ebenso lassen die landschaftlichen Schilderungen an Anschaulichkeit nichts zu wünschen übrig. Die einfache, unaufdringliche Erzählweise charakterisiert ebenfalls gut die Stille und Gemütlichkeit des Ganzen und trägt dazu bei, behagliche Stimmung zu wecken. Die Umgebung, das Leben der anderen Studenten, der Philister und Knoten — man denke sich Marburg — ist vielleicht etwas knapp weggekommen. Das Buch wird jedem Leser durch den darin zutage tretenden Humor Freude machen.

Valentin Traudt.

Personalien.

Verliehen: dem Major a. D. Vial und dem Konsistorialsekretär a. D. Rechnungsrat Pohl, beide in Kassel, der Kronenorden 3. Kl.; dem Regierungssekretär a. D. Schneider in Kassel der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Eisenbahn=Betriebssekretär Roediger bei seinem Übertritt in den Ruhestand der Kronenorden 4. Kl.; der Oberin des hessischen Diakonissenhauses Marie Behre in Kassel die Rote Kreuz=Medaille 2. Kl.; den praktischen Ärzten Dr. Marquard in Großenlüder, Dr. Niemeyer in Rinteln und Dr. Uhrhan in Jesberg der Charakter als Sanitätsrat.

Ernannt: Landgerichtspräsident Kirchner in Kassel zum Präsidenten der Kaiserl. Disziplinarkammer; Kammerherr und Landrat von Keudell zu Eschwege und Major z. D. v. Krosigk auf Kleinensee bei Hönebach zu Ehrenrittern des Johanniterordens; Regierungsassessor Gaupp in Kassel zum Regierungsrat; Gerichtsassessor Karl Kaiser in Rodenberg zum Amtsrichter in Dannenberg a. Elbe; Forstassessor Lessing in Wetter zum Oberförster; Hilfspfarrer August Ehringhaus zu Fulda zum 3. Pfarrer daselbst; Referendar Dr. Pieper in Kassel zum Gerichtsassessor.

Versetzt: Forstmeister Storck in Wetter nach Magdeburgerforth; Postinspektor Cunze in Fulda als Postdirektor nach Seesen a. H. vom 1. November ab; Postinspektor Martini von Düsseldorf nach Kassel als kom. Ober-Postinspektor; Postinspektor Stille von Kassel nach Düsseldorf; Oberlandmesser Deubel von Limburg a. L. an die Generalkommission in Kassel; Oberlandmesser Tetzner I von Kassel nach Limburg.

Überwiesen: der Vermessungsinspektor Ökonomierat Führer dem Ministerium für Landwirtschaft rc. als Hilfsarbeiter.

Geboren: ein Sohn: Dr. C. Staehly und Frau Marie, geb. Schulz (Kassel, 3. Juli); Dr. med. Bloch und Frau, geb. Dalberg (Kassel, 8. Juli); — eine Tochter: Referendar Dr. Hermann Rocholl und Frau Gerda, geb. Osius (Kassel, 8. Juli).

Gestorben: Kaufmann Emil Rode, 60 Jahre alt (Hess. Lichtenau, 30. Juni); Metropolitan Hermann Reiß, 59 Jahre alt (Bischhausen, 1. Juli); Obersteuerkontrolleur Eugen Menzel, 43 Jahre alt (Kassel, 1. Juli); Amtsgerichts=Sekretär Joseph Ruppel, 49 Jahre alt (Ziegenhain, 3. Juli); Rechtsanwalt August Friedrich Wenning I, 69 Jahre alt (Kassel, 3. Juli); verw. Freifrau Caroline von Günderrode, geb. von Schmerfeld, 83 Jahre alt (Kassel, 4. Juli); verw. Frau Elise Burhenne, geb. Zimmermann, 68 Jahre alt (Kassel, 4. Juli); verw. Frau Geh. Sanitätsrat Gießler, geb. Wittmer, 64 Jahre alt (Kassel, 5. Juli); verw. Frau Anna Jonas, geb. Freiin von Langenthal (Görlitz, 10. Juli); Kantor Friedrich Camlott (Hohenrode, 11. Juli); Freiin Johanna von Stein zu Nord- und Ostheim (Kassel, 11. Juli); Apotheker Theodor Coester (Barchfeld a. W., 12. Juli).

Für die Redaktion verantwortlich: i. V. Fr. Förster in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 15. XIX. Jahrgang. Kassel, 1. August 1905.

Schlüchtern!

Sei gegrüßt, ich seh dich wieder, liebes sommerliches Tal,
Heimat meiner Jugendträume, wo in ungemeßne Räume
Phantasie mich aufwärts trug! — — —

Nahe Hügel, ferne Berge, heller Bach durch Wiesengrund.
Um die uralt traute Stätte schlingen sie die Wunderkette,
Die, seit früher Kindheit Tagen: Wahrheit, Märchen, fromme Sagen,
Poesie in reicher Fülle mir gleich Perlen dargebracht . . .

Hoch die schlanken Klostertürme auf zum Sommerhimmel streben
Und die Klänge ihrer Glocken mich wie Stimmen traut umschweben . . .
Singen, schwingen, tragen Kunde von des Glaubenshelden Zeit,
Als die Stätte heilgem Zwecke ward von Bonifaz geweiht!
Und sie singen und sie sagen, wie in sturmbewegten Tagen
Doch Lotichius seine Treuen friedlich hin zur Wahrheit führte
Und sein Kloster reformierte . . .

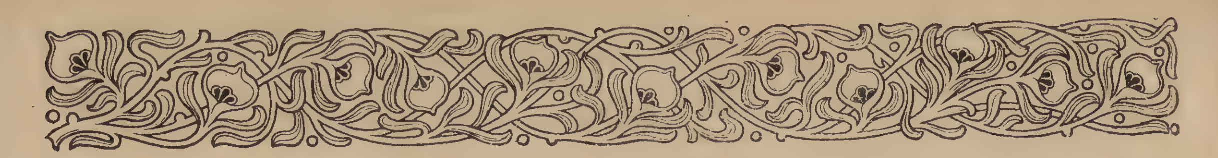
Trauten Stimmen auch zu lauschen, wo die alten Buchen rauschen
Auf des „Acisbrunnens“ Höh,
Zieht's im Traum selbst mich zur Stelle, hin zur silberklaren Quelle,
Die von „Einst“ mir rieselnd singt.
Jugendglück, das mich entzückte, Jugendschmerz, der mich bedrückte,
Raunt in Waldesmärchen-Weise Acisquell mir leise — leise . . .

Von den Höhen dort zu sehen weit in das geliebte Land
Lockt Erinn'rung und sie reicht mir freundlich ihre Führerhand.
Und vorbei an Ährenfeldern wandern wir auf Wiesenwegen!
„Weißt Du noch?“ so flüstert's leise hie und da mir froh entgegen . . .

Und ich nicke und ich wandre, weiter, weiter zieht's mich fort,
Hin, wo hoch die Mauerreste sturmgewohnter grauer Veste
Träumen von Vergangenheit:
Von dem Helden, dort geboren, dem Poeten, auserkoren
Für den Kampf um Wahrheit, Licht!
Auf! wo einst des Ulrich Hutten erstes Morgenrot getagt,
Der im Wappen durfte tragen stolz das Wort: „Ich hab's gewagt!“

Wolfsanger.

Jeannette Bramer.



Einiges über die Territorien und deren Verfassung und wirtschaftliche Verhältnisse im Mittelalter.

Von Heinrich Keßler.

(Fortsetzung.)

Als im 10. und 11. Jahrhundert Handel und Verkehr einen bedeutenden Aufschwung nahmen, große, auch von Fremden besuchte Märkte in allen Teilen Deutschlands errichtet wurden und zur Blüte gelangten, damals zogen deutsche Kaufleute nach England, Spanien und dem fernen Osten, um Produkte des eigenen Landes feilzubieten oder ausländische Produkte heimzuholen. Große Reichtümer wurden geschaffen. In Köln wurden nicht weniger als 600 reiche Kaufleute gerechnet. Zu den Kaufleuten gehörten auch die Münzerhausgenossen und Wechsler. Diese waren vielfach Ministeriale, die zur Verteidigung befestigter Orte verwandt wurden. Schon Kaiser Heinrich I. hat einen Teil seiner Dienstmänner in den befestigten Ortschaften Wohnung nehmen lassen. Andere zogen sich in der Zeit kriegerischer Unruhen in die Stadt, die ihnen und der sie Schutz gewährten. Als Münzer waren sie zugleich Wechsler und schon dadurch am gewerblichen Leben beteiligt. Wie der Warenhandel damals betrieben wurde, auf Reisen oft in weiter Ferne, eignete er sich gerade für Leute, die schon im Dienste ihrer Herren auch zu Sendungen nach anderen Orten und Gegenden verwandt wurden. Seit dem 11. Jahrhundert bildeten die Ministerialen einen eigenen Geburtsstand, der trotz seiner Unfreiheit dem Stadtbürger und freien Landbewohner den Rang ablief, und als Ritterstand unmittelbar hinter den der freien Herren trat. Der Kriegsdienst war teils Burghut, teils Heeresfolge. Die mit der Burghut betrauten Burgmannen bildeten häufig eine besondere Genossenschaft. Es gab auch von dem Burgvogt geworbene und besoldete niedere Burgleute, die keine Ministeriale waren.

In den hessischen Städten waren vielfach Burgmänner, in Melsungen, Rotenburg, Homberg usw. In den beiden zuerst genannten waren die Herren von Riedesel, in Rotenburg auch noch die Herren von Trott als Burgmänner aufgeführt. In Melsungen sind die Familien, aus denen die Burgmänner hervorgingen, bis auf die Familie von Riedesel ausgestorben.

Bezüglich der Einkünfte der Burgmänner will ich hier eine Stelle aus dem Saalbuch von Homberg de 1537 fol. 5 anführen: „Zum Burgsitz oder Burglehn von Homberg gehörten sonst außer mehreren Zinsen und Gärten die Gerichtsbarkeit über die Dörfer Freudental, Ruppersheim und Homberghausen zur Hälfte.“

Im 10. und 11. Jahrhundert bildeten auch die Juden ein besonderes und wichtiges städtisches Element.

Der Bischof von Speier sagt, da er aus dem Ort eine Stadt machen wollte, habe er geglaubt, die Ehre desselben tausendfach zu vermehren, wenn er daselbst auch Juden versammle. Heinrich IV. gab ihnen umfassende Privilegien, eigene Gerichtsbarkeit, Zollfreiheit, Schirm ihrer Religion und stellte sie unter seinen Schutz. Deutlich, sagt Dohren in seiner Geschichte der Kaufmannsgilden im Mittelalter, läßt die schriftliche Überlieferung die beherrschende Stellung der Juden im frühen Mittelalter im internationalen Großhandel erkennen. Selbst im kulturell vorgeschrittenen Westfrankenreich dominieren sie. In Lyon bildeten ihre Handelshäuser den ansehnlichsten Teil der Stadt und außer dem Großhandel beherrschen sie den Wein- und Fleischhandel; ihretwegen wird der Markt vom Sabbath auf den Sonntag verlegt. Jahrhundertelang schienen sie friedlich unter den Deutschen gelebt zu haben. Mit der Zeit der Kreuzzüge beginnt ihre Verfolgung, als durch die Kreuzzugspredigten am Ausgange des 12. Jahrhunderts auch die niederen Volksklassen von religiösem Fanatismus ergriffen und durch die Reichtümer der Juden gereizt, veranlaßt wurden, sich an diesen zu vergreifen. Wer das Leben erhalten wollte, mußte sich taufen lassen. Aber die es getan, sind bald zu dem alten Glauben zurückgekehrt. Aus ihrer Stellung als Kaufleute wurden die Juden seit dem 13. Jahrhundert verdrängt. Die Handelskorporationen sahen sie nicht als gleichberechtigt an und verweigerten ihnen wegen ihrer sozialen Stellung die Aufnahme in die Zünfte. Diese versagten den Juden den Handwerksbetrieb nicht nur wegen des kirchlichen Einflusses, sondern weil Judenerwerb mit Handwerk unvereinbar schien und die Juden selbst keine Anlagen und Neigungen zu Gewerbebetrieb hatten. Die Verfolgungen, denen die Juden schon frühzeitig ausgesetzt waren, drängten sie dazu, ihr

Vermögen möglichst mobil, ihre geschäftlichen Verbindungen möglichst kurzfristig zu machen. Das alles ergab das Resultat, daß die Juden auf den Viehhandel, Kleinhandel im Umherziehen, Geldhandel sowie auf kurze Kreditgeschäfte hingewiesen wurden.

Die Exemtion der Juden vom kanonischen Zinsverbot kam dieser Entwickelung besonders zu statten. Nur diese Handelszweige, welche der normale Handelsbetrieb der Kaufleute nicht ergriffen hatte, blieb ihnen offen. Sehr begünstigt wurde diese Richtung der Juden auf das Geldgeschäft durch die besonderen Rechte und Privilegien, welche wie anderswo so auch in Deutschland die Reichsgewalt der Landesherrn und der Städte ihnen gewährten.

Das Recht der Judenaufnahme hatten schon in frühesten Zeiten die hessischen Landgrafen. Kaiser Ludwig erneuerte 1323 dem Landgrafen Otto das Recht des Judenschutzes. Nicht allen Gerichtsherren, sondern nur denjenigen Landsassen, welche sie von Alters hergebracht haben, stand dieses Recht zu.

In Kopps hessischer Landverfassung Teil V S. 490 sind die Geschlechter aufgeführt, denen das Recht des Judenschutzes zustand. Es sind unter anderen die von Berlepsch, die von Bischhausen in ihrem Dorfe Hebenshausen, die von Bodenhausen in ihrem Dorfe Hermanrode (zu den Schutzjuden der Bodenhausen sollen auch die Vorfahren des reichen Welthauses v. Rothschild gehört haben), die von Boyneburg in den Dörfern Wichmanshausen, Hoheneiche, Jestädt und Netra, die von Buttlar zu Nesselrode, die von Dallwig zu Hof, Breidenbach und Elmshagen, die von Eschwege zu Reichensachsen und Wipperode, die von Hundelshausen, die von Knoblauch zu Hatzbach, die von Lindau zu Wommen, die von Malsburg zu Breuna, Oberlistingen und Wettesingen, die von Pappenheim in der Gemeinde Stammen, die von Rau zu Holzhausen in Holzhausen und im Gericht Nordeck, die von Milchling zu Treisa an der Lumbde, die von Riedesel, die Scheffer zu Schiffelbach, die von Schenk zu Schweinsberg im Gericht Reitzberg und Eigen und die Wolf von Gudenberg in Meimbressen.

Das wichtigste den Juden eingeräumte Recht, welches sie auch in Hessen und zwar sehr zum Nachteil namentlich der ländlichen Bevölkerung ausübten, war das unbedingte Recht auf den Darlehnszins. Dieses Recht wurde ihnen so ziemlich überall gewährt, wenn auch in den norddeutschen Gebieten, wo die Juden verhältnismäßig spät und gering an Zahl auftreten, dieses Recht seltener als in den süddeutschen Ländern ausdrücklich eingeräumt ist. Die hauptsächlichsten Motive einer solchen rechtlichen Ausnahmestellung der Juden waren neben ihrem Bekenntnisse, das sie außerhalb der kanonischen Wucherlehre stellte, die Rücksicht auf ihren geringen Nahrungsspielraum in den verschiedenen Zweigen der Produktion und des Handels, aber auch das fiskalische Interesse, das die öffentliche Gewalt an der stets bereiten Geldvermittelung der Juden und an den reichen Erträgnissen des Judenschutzes hatte.

Dieses Recht auf den Darlehnszins ist aber auch den Juden nicht schrankenlos gewährt. In einer Reihe von kaiserlichen, landesherrlichen und städtischen Normen ist ein Maximalsatz für Zinsforderungen der Juden aufgestellt, der allerdings im Vergleich zu dem gleichzeitig üblichen Rentenzinsfuß sehr hoch bemessen war.

In Zeiten besonders erregter Stimmung gegen die Juden wurden Schuldennachlässe von dem Kaiser und den Landesherrn gewährt. So geschah es auch in Hessen zur Zeit des Kaisers Wenzelaus. Solche Maßregeln, welche bloß die Juden schädigten und die Judengefälle schmälerten, ohne der übrigen Bevölkerung einen Ersatz der versiegenden Kapitalkraft zu schaffen, konnten es nicht verhindern, daß die mit Habgier und Grausamkeit veranstalteten Judenverfolgungen ihren Zug durch ganz Deutschland nahmen, das schlimmste Zeugnis für die Ohnmacht der öffentlichen Gewalt und für die große Unvollkommenheit einer wirtschaftspolitischen Führung der Nation. Von den Juden verlangte man, daß sie niemandem zinsbare Darlehen versagen sollten, aber man hatte kein Verständnis dafür, diesen unentbehrlichen Zweig des wirtschaftlichen Verkehrs der öffentlichen Ordnung des Handels einzufügen, welche doch in allen übrigen Beziehungen so sehr auf die Bekämpfung des turpe lucrum und auf die Ausgleichung der Gewinne aus wirtschaftlicher Arbeit bedacht genommen hat. Der königliche und landesherrliche Judenschutz, dieses privilegium odiosum der Juden, mußte unter diesen Umständen ihr Verderben werden.

Geordneter war im allgemeinen der Geld- und Kredithandel der Lombarden.

Überwiegend sind sie Faktoren oder Agenten großer italienischer Bankhäuser, mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet, daher auch mit einem festen Rückhalte an dem Kredit ihres Hauses. Wo sie in größerer Anzahl an einem Orte leben, bilden sie wohl auch unter sich Gesellschaften, wodurch die eigentümliche Monopolstellung nur gestärkt werden konnte, welche sie überhaupt einnahmen. Daß sie mit ihren großen Vorschüssen auf die geldbedürftigen Landesherrn einen zuweilen

mächtigen Einfluß erlangten, mußte natürlich weiterhin zur Stärkung ihrer Stellung beitragen. Lombarden pflegten auch den Warenhandel, rüsteten Schiffe aus und legten ihr Geld in gewerblichen Betrieben an, mit denen sie gleich den großen deutschen Geldmächten des 15. und 16. Jahrhunderts großen Gewinn zogen. In Bergbauunternehmungen fanden sie schon eine hervorragende Quelle ihres Reichtums. Bei den herrschenden Ansichten über Geld- und Zinsgeschäfte entgingen auch sie nicht der allgemeinen Mißgunst und Verfolgung, wenn auch nicht in demselben Maße wie die Juden.

Außer den Juden und Lombarden betrieben noch die Cawertschen*) Wuchergeschäfte. Sie wurden viel früher und häufiger auf eine Stufe mit den Juden gestellt. Sie beuteten die Geschäftsleute mehr aus, als die Lombarden dies taten. Im Gebiete der Hansa haben die Lombarden und Cawertschen keine so ausgiebige Tätigkeit entfalten können als in Süddeutschland; nur am Rhein (Köln) ist es ihnen gelungen, dauernd Boden zu fassen. Es entspricht dem streng exklusivischen Charakter des hansischen Handels, daß die Beziehungen hansischer Kaufleute nicht durch Fremde vermittelt werden konnten.

*) abgeleitet von dem Namen der Stadt Cahors in Südfrankreich.

(Schluß folgt.)

Morgenstunden in der Kasseler Galerie.

Von Hans Altmüller.

IV. (Schluß.)

Rembrandts Nachfolger in der Landschaft ist der große Jacob van Ruisdael (1628—1682). Auch er beseelt die Natur mit einer reichen und tiefen Poesie. Urwüchsige Kraft und melancholischer Ernst sind die Grundzüge seines Wesens. Seine feststämmigen Bäume strecken ihre Äste wie drohende Arme aus. Seine Wasserwogen stürmen in rasender Eile, in wildem Aufruhr rauschend daher, oder sie beruhigen sich zu stillen Gewässern, wie in nachdenklicher Schwermut. Seine Wolken ballen sich zu dunklen Lasten und teilen der Erde ihre Schatten mit. Über seine Landschaften wirft er gern ein fahles Herbstlicht. Doch kann sein Himmel auch gelblich brennen hinter vollsaftigem Baumschlag wie auf unserer prachtvollen hügeligen Waldlandschaft, die so stolz und einsam daliegt. Unser großer „Wasserfall" hat ein trübes Kolorit. Er gibt uns, wie sie Ruisdael mehrfach dargestellt hat, eine norwegische Szenerie. Eine felsig zerklüftete, reich mit Wald bewachsene Berglandschaft gipfelt in einer steil thronenden Burgruine, über der ein stürmischer Wolkenhimmel grollt. Vorn tost, von mehreren Seiten wild einherbrausend, ein mächtiger Wasserfall herab. Über Felsstücke und Baumstämme stürzt er nieder, hoch seinen weißen Schaum spritzend. Aus dem vollen Laubwald heben hier und da schlanke Tannen ihre grünen Lanzenspitzen malerisch empor. Auf einem der Felsen kauert ein bescheidenes Häuschen, vielleicht eine Mühle am Fuß des Schloßberges, ängstlich verloren in dieser ungestümen Natur, wie sich ein Hündchen bei Regenwetter duckt. Welche Gewalt und Großartigkeit! Es ist wie eine gemalte Symphonie von Beethoven, dem Gesinnungs- und ja auch Stammesverwandten (Niederländer). Dazu kommt hier eine Art Symbolismus, der seine tiefe Wirkung tut. Nichts nämlich kann so gut zum Vergleich des Menschenlebens dienen wie gerade ein Wasserfall. Er ist immer in Bewegung. Die Bewegung hat immer dieselbe Form. Immer aber sind es andere Wassertropfen, die diese Form bilden müssen. So bleiben die Leiden und Freuden des Lebens ganz die gleichen. Immer aber müssen andere Menschen von vorn an sie durchmachen; immer dasselbe, immer von neuem. Zu solchen Gedanken geben, obwohl sie gewiß nicht bewußt hineingelegt sind, gerade die Bilder Ruisdaels leichten Anlaß.

Auch ein Oheim des Meisters, Salomon van Ruysdael, hat sich als Landschaftsmaler hervorgetan und wird besonders heute geschätzt. Wir haben eine schöne Wasserlandschaft von ihm (im Kabinet 14, ohne Nummer).

Neben Ruisdael steht der gleichfalls sehr bedeutende Allart van Everdingen (1621—1675). Von ihm steht es fest, daß er in Norwegen war, um sich Motive zu holen, während man über Ruisdael in dieser Hinsicht nichts Sicheres weiß. Überaus machtvoll gibt auch Everdingen die Natur und eben besonders die Gebirgsnatur wieder. Unsere „Bauernhäuser am Wasser" sind norwegische Holzbauten, an einem Gewässer, über das eine Brücke führt und ein weißer Vogel malerisch herfliegt. Sonst ist der Ton des Bildes kräftig dunkel, wunderbar voll und fein zugleich der Baumschlag, eigentümlich wirkungsvoll das Blaugrün der Tannen.

Wie Everdingen in Norwegen, studierte Herman Saftleven (1610—1685) in den Rhein- und Moseltälern die Natur und wußte sie, wie unsere

kleinen und feinen Bilder mit ihrer duftig blauen Ferne zeigen, entzückend zart zu malen. Daß er aber auch seiner Heimat poetischen Reiz abzugewinnen verstand, läßt sich auf unserem „Eislauf vor den Mauern des alten Utrecht“ lebendig und anmutig sehen. Ihm verwandt im Verständnis für den deutschen Landescharakter erscheint in seiner klarfrischen und fernhellen „Flußlandschaft“ Joris van der Hagen, während Jan van Kessel in der kräftigen, baum- und wolkenreichen „Landschaft mit Bleiche“ deutlich den Schüler Ruisdaels verrät, ebenso wie Willem du Bois in seinem stolzen „Waldweg“ mit dem perlenfeinen Baumschlag.

Auch Architekturen und Kirchen finden wir in der holländischen Landschaftsmalerei. Jan van der Heyden (1637—1712) ist bei uns mit zwei stattlichen Prospekten vertreten, Job Berckheyde mit einer plastisch gemalten „Bude am Tor“ und Hendrick van Vliet mit einem ziemlich nüchternen Kircheninneren.

Die geographische Lage ihres Landes, ihr Sinn für die Natur und ihre sich immer größer ausdehnende Herrschaft zur See legten es den Holländern nahe, auch die gewaltigen und mannigfaltigen Erscheinungen des Meeres malerisch zu verwerten, und eine ganze Reihe genialer Meister hat diesem unerschöpflichen Stoff ihren Ruhm zu verdanken. Simon de Vlieger (1601—1653), von dem wir eine prachtvolle, fast wie Grisaille gemalte „Marine“ besitzen, ist zeitlich der erste, und Willem van de Velde (1633—1707), der bei uns mehrfach vertreten ist, wohl der berühmteste unter ihnen. Man sieht diesen stimmungsvollen Bildern den Stolz des Holländers an, der sich auf der See in seinem Element fühlt und sich mit vollen Segeln behaglich breit macht. Meist liegt das Wasser auch ganz ruhig und gehorsam da, in entsprechendem Phlegma, und man merkt, daß diese Marinestücke, bei allen künstlerischen Vorzügen, doch zunächst mehr auf Bestellung des Nationalbewußtseins entstanden sind. Wo das Meer unruhig ist, erscheint es wie ein Roß, das sich bäumt, das aber der stolze Reiter leicht bewältigt.

Von dem Bruder des Willem van de Velde, Adriaen van de Velde (1635—1672), haben wir ebenfalls ein schönes Seestück: den „Strand von Scheveningen“, dessen Haupteffekt auf dem hohen und weiten Himmel beruht, der wieder dadurch bewirkt wird, daß sich die eigentliche Landschaft auf eine schmalhingezogene Fläche konzentriert. Malerisch ist der Schaum der Wellen, die lebendig verteilte Staffage und das leichte, helle Gewölk. Adriaen van de Velde war indes hauptsächlich als Tierlandschaftsmaler tätig, und auch als solchen können wir ihn bei uns kennen lernen.

Weit übertroffen wird er aber auf diesem Gebiet durch den ausgezeichneten und ja auch weltbekannten Paul Potter (1625—1654), den Klassiker des Rindviehs. Potter ist unter allen niederländischen Tiermalern so unbedingt der größte, daß die anderen neben ihm eigentlich ganz verschwinden. Überhaupt ist die Tiermalerei eins der wenigen Kunstgebiete, auf denen wir Modernen den älteren Meistern entschieden überlegen sind. Man braucht nur die illustrierten Naturgeschichtsbücher selbst noch aus den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts mit denen von heute zu vergleichen, um den eminenten Fortschritt zu erkennen. Potter aber steht auch in der viel früheren Zeit als der größte Künstler seines Faches da. Und wenn es denn schon ein vielseitiger Segen ist, daß es so viel Rindvieh in der Welt gibt, warum sollen diese vortrefflichen Geschöpfe nicht auch ihre künstlerische Verherrlichung finden? Denn freilich beschränkt sich Potter fast nur auf die Wiedergabe weidender Rinder, doch ist er hierin auch unerreicht. Gewisse Ingredienzien kehren auf allen seinen Tierbildern wieder: außer den „Hauptpersonen“, könnte man beinahe sagen, den behäbig stehenden oder beruhigt liegenden Wiederkäuern, eine saftig grüne Ebene mit weitem Horizont, ein paar Eichbäume, ein hellbewölkter Himmel und leicht dahinfliegende Vögel. Dazu kommen wohl im Vordergrund Mohnblumen und Huflattich. Alles das finden wir auch auf unseren beiden Bildern, von denen das eine, der „Landmann mit seiner Herde“, besonders schön ist, mit der unendlich sich dehnenden Wiesenfläche und der lebensvollen Plastik der Tierfiguren.

Die Größe Potters wird recht ersichtlich durch einen Vergleich mit dem berühmten Vogelmaler Melchior d'Hondecoeter (1636—1695). Welche arroganten Paradestücke sind diese Hühnerhöfe! Schon die Lebensgröße der Gestalten ist in diesem Fall unkünstlerisch. Dazu kommt ein gewisses Inszenesetzen der Tiere, das gegen die edle Ruhe und Objektivität Potters unvorteilhaft absticht. Man könnte einwenden, daß der Hühnerhof doch auch an sich belebter sei wie die Viehweide. Darum brauchten aber diese Spektakelvögel nicht gleich Komödie und Tragödie zu spielen. Immerhin haben die ja auch gut gemalten Bilder einen gewissen dekorativen Wert, und in dieser Hinsicht sind „der weiße Pfau“ (bei dem charakteristischerweise ein Äffchen wie in der Loge sitzt) und auch „die weiße Henne“, namentlich aber „der Hahnenkampf“ unstreitig effektvoll. Wie wenig Humor der Künstler besaß, zeigt das langweilig sonderbare „Vogelkonzert“.

Eine Vereinigung von Tiermalerei, Landschaft und Stilleben bietet der bekannte Jan Weenix

(1640—1719), der Matador der toten Hasen, die er, ein Vetter übrigens von Hondecoeter, sehr wirkungsvoll und delikat malt, indem er sie neben Blumen und totem Geflügel an Vasen lehnt, als ob sie der Koch oder Jäger im Vorbeigehn dort niedergelegt hätte, um erst im Park, den man im Hintergrund sieht, ein Rendezvous zu suchen.

Ähnlich wie sie bei der Landschaft auseinandergehn, teilen sich die Bestrebungen auch beim Genrebild, einmal nach dem Gewöhnlichen, Alltäglichen, Urwüchsigen, Übermütigen hin, dann nach dem Vornehmen, Eleganten, Zierlichen, Großartigen. Die Hauptvertreter der einen Richtung sind Adriaen van Ostade und Jan Steen, die der anderen Gerard Terborch, sein Schüler Kaspar Netscher, ferner Gabriel Metsu und die Künstlerfamilie Mieris, Frans der Ältere, sein Sohn, Willem, und Enkel, Frans der Jüngere (soweit sie wenigstens in unserer Galerie in Betracht kommen).

Adriaen van Ostade (1610—1685), der berühmte Bauernmaler, übertrifft sowohl Brouwer wie Teniers durch seine Poesie und Gutmütigkeit. Seine Bauern, stimmungsvoll umflossen von einem weichen Helldunkel, sitzen traulich und freundlich beisammen in luftigen Sommerlauben oder behaglich dämmerigen Zimmern. Sie unterhalten sich fröhlich, schmausen mit gründlicher Langsamkeit, rauchen ihre Friedenspfeife, und wenn sie sich auch einmal raufen wollen, kommen schnell ihre Frauen und holen sie weg. Lustiges Gelächter erschallt auf diesen Bildern; ländliche Genügsamkeit genießt unschuldig ihr Leben.

Jan Steen (1626—1679), der fidele Gastwirt von Leyden, tritt sehr viel derber, ausgelassener, üppiger auf als der idyllische Ostade. Er gibt Szenen im Geschmack von Jordaens, nur daß sein Taktgefühl größer, seine Ausführung feiner, seine ganze Auffassung geistiger ist, schon durch die subjektive Ironie seines Kunstcharakters. Jordaens schwelgt und wühlt recht im Vollgenuß des Materiellen, Jan Steen macht sich vielmehr lustig darüber. Unser „Bohnenfest" zeigt ihn von einer liebenswürdigen und auch bewundernswerten Seite. Das Bild, in jeder Art hervorragend ausgeführt, ist voller Leben und Lustigkeit. Und doch sind die feineren psychologischen Nuancen in den verschiedenen Gesichtszügen dieser vielen Menschen bei weitem die Hauptsache. Man fühlt, daß der Meister, so herzhaft er auch mitlacht (denn wir sehen ihn selbst als Wirt im Kreis seiner Freunde am Tisch sitzen), doch über der Situation steht, und daß, so animiert er sich auch zeigt, er doch zugleich ein heimlicher und ein scharfer Beobachter ist. Auch das kleinere Format des Bildes trägt gegenüber Jordaens dazu bei, das Ganze zu verfeinern, wie denn die Holländer überhaupt so viel Geschmack haben, ihre Genrebilder meist in bescheidenen Dimensionen zu halten.

Gerard Terborch (1617—1681) ist der Maler der eleganten „Gesellschaftsstücke". Kavaliere und Damen sitzen in ihren Salons, treiben Musik, erhalten Liebesbriefe oder „väterliche Ermahnungen" und scheinen Sammet und Seide niemals abzulegen. Diese kostbaren Stoffe sind es, in denen Terborch exzelliert, und in deren virtuoser Behandlung er der erste ist. Man sieht, Kleider machen nicht nur Leute, sondern auch Bilder. Wenn man unsere „Lautenspielerin" betrachtet oder unsere „Hausmusik", ist man veranlaßt, zuerst die weichschimmernde Atlastoilette anzusehn und dann erst die Gesichtszüge der jungen Dame, die sie trägt. Und doch sind auch diese der Aufmerksamkeit wert. Aber als höchstes Lob kann man wieder nur sagen, sie sind ebenso fein wie die Robe. Unsere beiden, so subtil und stimmungsvoll gemalten Bilder scheinen übrigens auf dasselbe Modell zurückzugehn.

In dieser virtuosen Stoffmalerei folgt Terborch sein Schüler Kaspar Netscher (1639—1684), den wir auch unter unsere deutschen Maler rechnen dürfen, denn er ist aus Heidelberg. Wie er aussah, zeigt uns sein sympathisches Selbstporträt. Auch sonst lernen wir ihn hier als Bildnismaler kennen. Bei der jungen Dame mit dem Papagei wirkt schon stark der Einfluß des französischen Barock, während bei dem eleganten „Maskenscherz" noch die deutsche Renaissance nachklingt, denn die Dame links ist direkt einer Holbeinschen Vorlage entnommen

Bei Gabriel Metsu (1630—1667) finden wir eine etwas breitere Behandlung. Auch erweist sich dieser liebenswürdig anspruchslose Künstler vielseitiger als die eben genannten. Er ist zwar auch im Salon zu Hause, wie wir bei unserer fein novellistisch aufgefaßten „Lautenspielerin" sehen, doch ist ihm auch das Leben des Wirtshauses, des Marktes und der Straße nicht fremd. Alles weiß er auf einen schlichten, vornehmen und ruhigen Ton zu stimmen. Unser „Almosen" ist wohl inbezug auf Farbe unser schönstes Bild von ihm. Bei der Klingel an der Haustür steht sein Name.

Die Bilder, die wir von den jüngeren Mitgliedern der Familie Mieris haben, lassen schon deutlich den Niedergang der Kunst merken. Wenn die eigentlichen Künstler aufhören, kommen die Virtuosen, eine Erscheinung, die wir auch in der neueren Musik verfolgen können. Brillante Beherrschung der äußeren Mittel bei geschickt versteckter oder auch offenkundiger Armut der Gedanken bezeichnet stets das Sinken der künstlerischen Kultur. Trotzdem haben die glatten und geleckten Malereien eines Adriaan van der

Werff (1659—1722), dessen große Schäfergruppe, pikant dekorativ gehalten, in der Farbe und der sommerlichen Beleuchtung wirkungsvoll ist, und die Lichteffekte des Godfried Schalken (1643—1706), dessen Magdalenen mehrfach bei bengalischer Beleuchtung „büßen", immer noch malerischen Wert. Aber eine eigentlich künstlerische Bedeutung und charakteristischerweise auch einen niederländischen Charakter besitzen sie nicht mehr. Den Übergang zu dieser oberflächlichen Bravourmalerei bilden schon die zahlreichen Genrebilder von Philips Wouwerman (1619—1668), die förmlich dazu auffordern, sie nur flüchtig anzusehn. Malerisch gehalten sind aber auch sie. Bekannt ist der weiße Fleck seines Schimmels auf seinen Bildern, ein bloßer Farbeneffekt. Darstellungen aber wie „die Heimkehr von der Falkenjagd" und namentlich die „Feldarbeiter bei der Mittagsrast" sind doch auch echte Kunstwerke.

Nur auf einem Gebiet zeigen sich die Holländer, noch weit bis ins 18. Jahrhundert hinein, auf ihrer vollen Höhe: auf dem Gebiet des Stillebens. Sie streuen uns zuletzt im eigentlichsten Sinn des Wortes noch Blumen. Die wunderbar feine und liebevolle Art, wie Jan de Heem (1606—1684), Willem van Aelst (1626—1683) oder Abraham Mignon (aus Frankfurt, 1640—1679) und Rachel Ruysch (1664—1750) ihre Früchte und Blumen malerisch gruppieren und mit unsäglicher Sorgfalt in den zartesten Nuancen malen, ist ein wahrhaft schönes und rühmliches Schlußornament an dem weitverzweigten Bau holländischer Malerei.

(Wird fortgesetzt.)

Die Preismedaillen für den Handels- und Gewerbs-Verein in Kurhessen.

Da gegenwärtig in Kassel die Jubiläums-Gewerbe-Ausstellung des Handels- und Gewerbevereins, des Nachfolgers des Handels- und Gewerbsvereins in Kurhessen, stattfindet*), dürfte es wohl von Interesse sein, etwas über die Medaillen zu erfahren, die der ehemalige Kurstaat bei den Ausstellungen des früheren Handels- und Gewerbs-Vereins zur Verteilung bringen ließ. Unter dem Kurfürsten Wilhelm I. fanden seit dem Jahre 1817 auf Grund der Zunftordnung vom 5. März 1816 jährlich regelmäßig Gewerbe-Ausstellungen in Kassel statt und es kamen goldene und silberne Preismedaillen bis zu dem im Jahre 1821 erfolgten Tode des Kurfürsten an die Aussteller zur Verleihung.

Die silberne Medaille aus dieser Zeit trägt auf der Vorderseite die Inschrift: Dem Gewerbfleise in Kurhessen. Darunter zwei sich kreuzende Füllhörner. Die Rückseite zeigt einen ovalen dichten Eichenlaubkranz mit Schleifen an der unteren Windung. Auf dem Rande ist der Name des Empfängers und das Jahr der Verleihung eingegraben. Größe im Durchmesser 40 cm, Gewicht 35 Gramm. Ob die goldene Medaille dieselbe Präge aufweist, ist ungewiß, da ein solches Stück bisher nirgends gesehen und beschrieben worden ist. Man kann aber wohl annehmen, daß sie im ganzen der silbernen Medaille glich.

Diese goldene Medaille wurde verliehen: im Jahre 1818 der Tuchfabrik von Gebrüder Braun in Hersfeld, der Tapetenfabrik J. C. Arnolds Söhne in Kassel und der Tuchfabrik Joh. Heinrich Schmidt in Fulda. Im Jahre 1819 der Farbenfabrik von G. E. Habichs Sohn in Kassel.

Die silberne Medaille erhielten: im Jahre 1817 der Fabrikant L. Pitel, im Jahre 1819 der Wachstuchfabrikant A. Henkell, beide in Kassel.

Es werden vielleicht noch mehr Medaillen verliehen sein, doch konnte ich nichts Näheres darüber in Erfahrung bringen. Eigentümlich ist bei dieser Medaille, daß auf derselben Name und Titel des Landesherrn fehlen, so daß es zweifelhaft erscheint, ob man es mit einer Staatsmedaille zu tun hat oder einer vom Ausstellungs-Ausschuß verausgabten. Auch hierüber fehlen bestimmte Nachrichten. Ich glaube jedoch, daß es der ganzen Sachlage nach eine Staatsmedaille war.

Mit dem Regierungsantritt des Kurfürsten Wilhelm II. beginnt für die Gewerbe-Ausstellungen eine neue Zeit. Durch die kurfürstliche Verordnung vom 29. Juni 1821 (das sog Organisations-Edikt) wurde folgendes bestimmt. Im Paragraph 83: „Ein Handels- und Gewerbs-Verein soll in unserer Residenzstadt Kassel bestehen." Im Paragraph 84: „Dem Handels- und Gewerbs-Verein liegt ob: Die jährliche allgemeine Gewerbe-Ausstellung hier zu leiten, die Prüfung der dahin gelangten Gegenstände zu veranstalten, sowie die Preisverteilung vorzunehmen."

Die nunmehr vom Jahre 1821 an zur Verteilung kommenden silbernen Medaillen zeigen auf der Vorderseite das Brustbild des Kur-

*) Auf die anläßlich des 50jährigen Bestehens des Kasseler Handels- und Gewerbevereins erschienene Festschrift kommen wir noch zurück. D. Red.

fürsten Wilhelm II von der rechten Seite, in Gardeuniform mit Orden und Fürstenmantel. Die Umschrift, teilweise abgekürzt, lautet: Wilhelm II., Kurfürst, Souveräner Landgraf von Hessen, Grossherzog von Fulda. Die Rückseite enthält einen Eichenkranz mit Schleifen, hierin die Inschrift: Dem Gewerb Fleise. Größe im Durchmesser 33 mm, Gewicht 17½ Gramm. Wert 1 Taler. Name und Jahr wieder am Rande eingegraben.

Die Medaille ist gearbeitet vom damaligen Hofgraveur W. Körner, das Brustbild nach einem Modell des Professors Ruhl. Sie ist ein Kabinettsstück der Stempelschneidekunst.

Die goldene Medaille aus dieser Zeit habe ich bisher noch nicht zu Gesicht bekommen. Selbst Hoffmeister kennt sie nicht in seinem großen hessischen Münzwerk. Dieselbe ist weder im königlichen noch städtischen Münzkabinett zu Kassel vorhanden, fehlt auch in den ersten Privatsammlungen. Ich glaube jedoch nicht fehl zu gehen, wenn ich dieser goldenen Medaille dasselbe Gepräge zuweise, wie das der silbernen. Größe wohl dieselbe wie diese, Gewicht unbestimmt.

Die Medaillen wurden bis zum Jahre 1831 einschließlich zur Preisverteilung benutzt.

Es erhielten nachstehende Firmen die goldene Medaille: Im Jahre 1821 Henschel & Sohn in Kassel, 1822 Anton Ott in Hanau, 1824 C. Rößler in Hanau und C. Koch in Kassel, 1829 Georg Weiß in Kassel, 1831 Albert Henkell in Kassel.

Die silberne Medaille: Im Jahre 1822 C. P. Heinemann in Eschwege, 1823 Hofinstrumentenmacher Schneider in Marburg, 1824 F. Reinecke in Schmalkalden und Instrumentenmacher Holzhauer in Marburg, 1827 Zinngießermeister Soehlke in Kassel, Mühlenbesitzer Du Buisson in Bettenhausen und F. Schreiber in Melsungen, 1828 Justus Sunkel und C. Gottlieb, beide in Hersfeld, 1829 Friedrich Engelhardt in Kassel und A. Berta in Fulda, 1830 G. L. Berk in Breitenbach am Herzberg, Optikus G. Rupprecht und H. Eberhardt, beide in Kassel, und Peter Vonzog in Wolfhagen, 1831 Instrumentenmacher W. Obenauf in Kassel.

Es wurden außer vorstehenden noch verteilt: Im Jahre 1827 drei Stück, 1828 fünf Stück, 1829 drei Stück, 1830 zwei Stück und 1831 zehn Stück silberne Medaillen. Die Namen der Empfänger sind nicht festzustellen.

Im Jahre 1831, nachdem der Kurprinz Friedrich Wilhelm zum Mitregenten erklärt worden war, zeigt die goldene Medaille auf der Vorderseite das vollständige hessische Staatswappen in einem Schild mit der Königskrone darüber, umgeben von der Kette des Goldenen Löwenordens. Die Umschrift lautet: Wilh. II. Kurf. u. Friedr. Wilh. Kurpr. u. Mitregent. Auf der Rückseite befindet sich ein ovaler voller Eichenkranz mit Schleifen, innerhalb desselben: Dem Gewerb Fleise. Der Stempel der Vorderseite ist ganz genau derselbe, wie ihn die noch heute giltigen sog. Mitregentschaftstaler der Jahre 1832—42 aufweisen. Größe 35 mm, Gewicht 31,65 und 32,10 Gramm, Wert 5 Friedrichsd'or = 85 Mark. Auf dem Rand ebenfalls der Name des Empfängers und das Jahr der Verleihung eingegraben.

Die silberne Medaille ist in der Präge der vorstehenden völlig gleich, nur ist die Platte viel stärker, fast 6 cm dick. Gewicht 51 Gramm, Wert 2⅓ Taler = 7 Mark.

Diese Medaillen wurden nun seit dem Jahre 1832 verliehen. Es erhielten die goldene im Jahre 1832 die Firma F. W. Breithaupt & Sohn, 1833 die Buchdruckerei von J. Hotop, beide in Kassel.

Die silberne Medaille erhielten: Im Jahre 1832 Johann Discher & Sohn in Rengshausen und F. W. Kaufmann in Sontra, 1835 J. L. Schreiber in Malsfeld. Außerdem wurden noch verteilt 1832 zwei Stück, 1834 sechs Stück, 1836 zwei Stück silberne Medaillen. Die Namen der Empfänger waren nicht festzustellen.

Im Jahre 1837 wurde beschlossen, die Ausstellungen nur alle drei Jahre, aber in größerem Stile, zu veranstalten. Die erste Ausstellung dieser Art fand vom 16. September bis 8. Oktober 1839 im Meßhause zu Kassel statt. Bei dieser Ausstellung erhielten folgende Aussteller die goldene Medaille: der Tuchfabrikant P. Rechberg in Hersfeld, der Tuchfabrikant W. Helbinghaus in Schmalkalden, die Teppichfabrik von Du Fay, Leisler & Ko. in Hanau, die Sodafabrik in Rinkenkuhl, die Glasfabrik in Schauenstein bei Obernkirchen.

Die silberne Medaille: die Wollgarnfabrik Braun in Hersfeld, der Baumwollenzeugfabrikant F. W. Gieseler in Oldendorf, der Seidenhutfabrikant G. Vogt in Kassel, der Papierfabrikant J. P. Fues in Hanau, die Pappschachtelfabrik von Peter Ruhl & Sohn in Kassel, die Fournierfabrik von L. Wack & Ko. in Kassel, der Instrumentenmacher P. Ott in Hanau, die Fabrik von Engelhardt & Schminke in Kassel, der Mechanikus G. Bodenschatz in Hanau, der Instrumentenmacher Fingerhuth in Kassel, der Bleistiftfabrikant J. Arndt in Fulda, der Zuckerfabrikant J. F. Vaupel in Niederhohne, die Fabrik moussierender Weine der Gebr. Lapp in Hanau, der Bierbrauer Fabra in Fritzlar. Außerdem wurden noch 42 Geldprämien verteilt.

Der Ausstellungskommission gehörten an die Herren Fabrikant Koch, Kaufmann Mangold, Bergrat Schwarzenberg, Fabrikant Weiß; als staatlicher Kommissar: Gewerbskommissar Espe.

Die nächstfolgende Ausstellung fand im Jahre 1842 in gleicher Weise statt. Hierfür wurde verliehen die goldene Medaille: den Bijouteriefabrikanten Weishaupt & Söhne in Hanau, den Papierfabrikanten Arnold & Pfeiffer in Kassel, den Bijouteriefabrikanten J. F. Backes & Ko. in Hanau, dem Lederfabrikanten J. D. Walther in Hanau.

Die silberne Medaille: dem Hofsattler Stephani in Kassel, den Fabrikanten A. & G. Gleim in Melsungen, dem Ahlenschmiedemeister J. D. Köhler in Schmalkalden, dem Handschuhfabrikanten J. C. le Noir in Kassel, den Zinnfigurenfabrikanten Scheller & Sohn in Kassel, dem Spritzenschlauchfabrikanten H. Kahlenberg in Sontra. Außerdem erhielten 23 Aussteller Geldprämien. Die Kommission bestand aus denselben Herren wie im Jahre 1839, unter Hinzutritt des Gewerbskommissars Kommissionsrat Bücking.

Die nächstfolgende und letzte Ausstellung dieser Art fand im Jahre 1846 statt.

Die goldene Medaille erhielten: der Kattunfabrikant Nerong in Agathof, die Bijouteriefabrikanten Charles Colin Söhne in Hanau, der Papierfabrikant L. F. Discher in Rengshausen, die Fabrikanten A. & G. Gleim in Melsungen, der Zigarrenfabrikant H. Oldenkott & Ko. in Hanau, die Gewehrfabrikanten G. & W. Pistor in Schmalkalden.

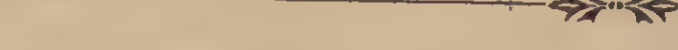
Die silberne Medaille: der Goldleistenfabrikant J. Eisengarthen, die lithographische Anstalt von Theodor Fischer und die Kattunfabrikanten L. Gerhardt & Söhne in Kassel, der Blechinstrumentenfabrikant G. Haltenhof in Hanau, der Glasschleifer W. Hochhuth, der Ofenfabrikant von Canngießer, der Hofriemermeister F. Kremling und der Kammmacher D. A. Krug in Kassel, die Drahtstiftefabrikanten Reinhardt & Jack in Schmalkalden, die Steingutfabrik in Wächtersbach, der Büchsenmacher F. Weiland in Kassel. Geldprämien wurden an 45 Aussteller verteilt.

Die Kommission bestand aus den Herren Oberbergrat Schwarzenberg, Oberbergrat Fulda, Fabrikant Koch, Fabrikant Weiß und Gewerbskommissar Kommissionsrat Bücking.

Durch die Stürme des Jahres 1848 und deren Folgen unterblieben die Ausstellungen. Der Handels- und Gewerbsverein wurde durch Gesetz vom 22. Dezember 1848 aufgehoben und statt dessen durch die Verordnung vom 7. Juli 1851 eine kurfürstliche Kommission für Gewerbs- und Handelsangelegenheiten angeordnet. Auf Veranlassung dieser wurde alsdann der jetzige Verein im Jahre 1854 neu gegründet. Ausstellungen fanden vorerst keine statt, die erste, welche für das Jahr 1866 vorgesehen war, kam infolge des Krieges nicht zur Ausführung, obgleich die Erinnerungsmedaillen für die Ausstellung schon geschlagen waren.

Alle vorstehend beschriebenen Medaillen waren auf Staatskosten hergestellt und dem Handels- und Gewerbsverein zur Preisverteilung übergeben. Man ersieht hieraus, daß die damalige kurfürstliche Staatsregierung dem Handel und Gewerbe eine sehr lobenswerte Fürsorge angedeihen ließ.

Theodor Meyer.



Zwei Briefe Bunsens aus Marburg.

Mitgeteilt von Dr. Wilhelm Schoof.

I.

Marburg, 24. Mai 1809.

Ich bin gottlob! gesund und vergnügt, und beides mehr als sonst. Ihr denkt zwar vielleicht, daß das eingeschränkte Leben, das ich hier führe, und die Entsagung von so vielen erlaubten Vergnügungen, die hier zur Teilnahme einladen, aber zugleich Geld kosten, meine gute Laune und meine Gesundheit vermindern würden; allein der Gedanke, einst die Freuden des geselligen Lebens desto besser genießen zu können, hält mich schadlos. Es gefällt mir auch in Marburg ganz wohl, ob ich gleich nicht bestimmen kann, wie lange ich mich noch daselbst aufhalten werde, indem die Fortdauer der Universität ungewiß ist, und sie vermutlich sogar, besonders wenn erst der Friede auf dem festen Lande hergestellt ist, aus Mangel an Unterstützung aufhört. Wohin ich dann wandere? ob nach Göttingen? oder nach Gießen? Das ist ungewiß. — — —

Christian Karl Josias
Freiherr v. Bunsen.*)

(Brief an seine Schwester Christiane.)

*) Aus: Christian Karl Josias Frh. v. Bunsen. Aus s. Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von s. Witwe. Deutsche Ausg. v. Fr. Nippold. I. Bd. Leipzig 1868, S. 23 ff. [Bunsen, geb. 1791 in Korbach, gest. 1860 als Professor der Theologie in Bonn, studierte von 1808—1809 1 Jahr in Marburg und hat lebhafte Eindrücke an diese Zeit bewahrt.]

II.

Marburg, im Ritter (gegenüber der Kirche der heiligen Elisabeth), Dienstag 18. Sept. 1855, früh 6 Uhr.

Hier bin ich, Geliebte — ja in Marburg — am Tage, oder ungefähr, wo ich vor 46 Jahren den kleinen Ort verließ, um mich in der Welt und an der Welt zu versuchen — gegenüber der teuren Kirche, in welcher ich zwei Monate vorher einmal gepredigt. Hoffmann kam gleichzeitig an, war müde und sagte sich für heute früh an. Röstell holte mich vom Bahnhof ab. Der König kommt Donnerstag Nachmittag hier durch, mit Extrazug ganz allein im strengsten Inkognito, sein Gefolge vorher. Er schläft in Frankfurt. Natürlich, wenn er mich sehen will, sieht er mich.

Christian Karl Josias Frh. v. Bunsen.*)

(Brief an seine Frau.)

*) Chr. Karl Jos. Frh. v. Bunsen. Aus s. Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von s. Witwe. Deutsche Ausg. v. Fr. Nippold. III. Bd. Leipzig 1871. S. 443. [Im September 1855 wurde Bunsen auf Veranlassung des Generalsuperintendenten Hoffmann nach Marburg gerufen, um eine Unterredung mit König Friedrich Wilhelm IV., der dort auszuruhen und zu speisen gedachte, zu bewirken. Näh. a. a. O. S. 443.]

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 20. Juli unternahm der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel einen Ausflug nach Grebenstein, der zahlreiche Beteiligung fand. Zuerst wurde daselbst unter Führung des Herrn Superintendenten Wissemann aus Hofgeismar die aus dem 14. Jahrhundert herrührende Stadtkirche besichtigt, die gegenwärtig in der Erneuerung begriffen ist. Unter dem Wandanstrich sind bisher Teile eines Abendmahlgemäldes und eines Christus am Kreuz hervorgetreten, allerdings kaum noch erkenntlich, aber man hofft bei den fortschreitenden Arbeiten wohl noch mehr freizulegen. Mehrere alte Grabsteine mit gut erhaltenen Inschriften erregten vielseitige Aufmerksamkeit, die sich aber der Orgel zuwandte, als Herr Organist Möller ein Tonstück in vortrefflicher Ausführung zu Gehör brachte. An dem Südportale der Kirche machte Herr Superintendent Wissemann noch besonders auf ein die Krönung der Maria, welcher die Kirche vor der Reformation geweiht war, darstellendes Relief aufmerksam, wo auch Sonne, Mond und Sterne angebracht sind. Herr Pfarrer Köberich führte sodann zu dem Johann Leckschen Hause, das aus dem Jahre 1606 stammt und eines der ältesten, durch seine Bauart bemerkenswertesten Häuser der Stadt ist. Nun erfolgte der Aufstieg auf den Burgberg, wo innerhalb der Ruine der Grebensteiner Burg Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf einen Vortrag über diese hielt. Mit der ihm eigenen poetischen Ausschmückung wußte er die Überreste mittelalterlicher Herrlichkeit mit Rittergestalten und schönen Edeldamen zu beleben und ein anschauliches Bild von dem Leben und Treiben, das einstmals hier geherrscht, zu entwerfen. Auch die baulichen Verhältnisse erörterte Redner auf das eingehendste, seine diesbezüglichen Mitteilungen wurden später noch von Herrn Ingenieur Happel in dankenswerter Weise vervollständigt. Gestützt auf die vom Pfarrer Falckenheiner dem Älteren geschriebene Geschichte der Stadt und Burg Grebenstein (Grafenstein) schilderte Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf die wechselvollen Schicksale der Burg, die urkundlich schon 1270 vorkommt und wahrscheinlich von den Grafen von Dassel erbaut sein wird. Unter Heinrich, dem Kind von Brabant, kam sie in hessischen Besitz. Unter dem Bruder des Landgrafen Heinrich II., dem Junker Ludwig und seiner Gemahlin Elisabeth von Sponheim sah die Grebensteiner Burg glänzende Tage und noch glänzendere Nächte. Seit dem 15. Jahrhundert aber wurde sie von den hessischen Landgrafen immer seltener besucht, diente nur noch einigen Beamten zur Wohnung und sank später zu einem Fruchtspeicher herab. Ein besonderer Abschnitt des Vortrags handelte von den Türmen Grebensteins, die einst Otto dem Quaden wochenlang Widerstand geleistet hatten, so daß er mit seinen Heerhaufen unverrichteter Sache abziehen mußte. Im besonderen aber gedachte Herr Dr. Schwarzkopf des „Jungfernturms“, in welchem der Pfarrer Bartholomäus Rieseberg, der zuerst in ganz Hessen die evangelische Lehre in Immenhausen gepredigt hatte, eingekerkert gewesen war, bis er sich durch die Flucht vor einem bedrohlichen Ausgang seines Prozesses rettete. Im 30jährigen Kriege mußte Grebenstein Fürchterliches über sich ergehen lassen, weniger litt es dagegen im 7jährigen Krieg, der vielen Einwohnern der Stadt sogar einen Geldregen brachte, indem vor der Schlacht bei Wilhelmsthal ein zerschossener Wagen mit einer stark gefüllten Kriegskasse vor dem Hofgeismarer Tor liegengeblieben war, in deren Inhalt sich diejenigen, die den Wagen näher untersucht hatten, teilten und so den Grund zu ihrem Wohlstand legten. Nachdem Herr Sani=

tätsrat Dr. Schwarzkopf geendet hatte, begab die Versammlung sich nach dem nahegelegenen „Borkenhäuschen", wo Herr Superintendent Wissemann einen Vortrag über den vom Landgrafen Karl in Angriff genommenen Kanal, der die Weser mit dem Rhein verbinden sollte, hielt. Redner rief die Verdienste Karls, der stets darauf bedacht gewesen sei, die Wohlfahrt des Landes und den Erwerb seiner Untertanen zu heben, in das Gedächtnis zurück und schloß daran eingehende Ausführungen über den geplanten Kanal, der ein weiteres Zeugnis dieser landesväterlichen Fürsorge gewesen sei. Es sind seither viele unrichtige Angaben über den Kanal verbreitet worden, so ist es als ein Verdienst zu betrachten, daß Dr. Ernst Gerland durch Veröffentlichung von drei Berichten, die dem Landgrafen Karl über den Kanal und die Schiffbarmachung der Diemel erstattet worden sind, größere Klarheit in die Sachlage gebracht hat. Zwei dieser interessanten Berichte befinden sich in der ständischen Landesbibliothek in Kassel, der dritte ist im Besitz des Herrn Dr Freiherrn Waitz von Eschen. Am meisten ist mit dem Kanal der Name des Majors Conradi verbunden, nur vorübergehend der des Obersten Münnich, Papin scheint gar nichts mit ihm zu tun gehabt zu haben. Daß der großartige Plan des Landgrafen Karl, der nur von dem neugegründeten Karlshafen bis Hümme zur Ausführung gelangte, nicht zur Vollendung kam, lag an den großen Schwierigkeiten, die das Gelände entgegenstellte, den kriegerischen Zeitläuften und wohl auch an der geringen Teilnahme der Bevölkerung. —

Anschließend an diesen Vortrag sei bemerkt, daß auf dem diesjährigen Städtetag Herr Stadtrat Boedicker-Kassel einen Toast auf die Feststadt Karlshafen ausbrachte, in welchem des Kanalprojektes ebenfalls gedacht wurde. Die Verse lauten:

Unser Landgraf Karl von Hessen,
Der uns allen unvergessen,
Projektierte dazumal
Schon den Mittellandkanal.
Ja, er wollte graben, bauen,
Von Karlshafens schönen Auen
Für die Schiffe freie Bahn,
Von der Diemel nach der Lahn,
Von der Lahn dann in den Rhein
Sollt' der Schiffahrtsweg hinein.

Leider ging das Plänchen flöten,
Teils aus Mangel an Moneten,
Teils aus ein'gen anderen Gründen,
Die ich leider nicht konnt' finden.
Aber dankbar sei verkündet,
Was man in der Chronik findet:
„Hier am Platz war längst entdeckt
Das Rhein-Weser-Elb'-Projekt!"

Namenwechsel eines hessischen Kreises. Die „Schaumburger Zeitung" veröffentlichte unter dem 18. Juli eine Bekanntmachung, nach welcher der Kaiser genehmigt hat, daß der Kreis Rinteln fortan als amtliche Bezeichnung den Namen „Kreis Grafschaft Schaumburg" führt. Wie erinnerlich, hatte bei der Anwesenheit des Kaisers in Fischbeck gelegentlich der im vorigen Jahre daselbst stattgefundenen Einweihung der renovierten Kirche Herr Landrat von Ditfurth eine diesbezügliche Bitte vorgetragen, die nunmehr ihre Erfüllung gefunden hat. Die Wiedereinführung des alten Namens wird im Schaumburgischen allenthalben mit großer Freude begrüßt worden sein.

Ausgrabungen in Folkershain. Im Auftrage der Familie Schenk zu Schweinsberg hat Oberförster Strack seit einigen Monaten im Walde zwischen Lehrbach und Wahlen, auf großherzoglich hessischem Gebiete, aber nahe der kurhessischen Grenze, Ausgrabungen vorgenommen, die sehr erfreuliche Resultate zutage förderten. Es handelt sich um das ehemalige Dorf Folkershain, auch Fockingshain und Fogetdeshagen genannt, das zuerst unter Heinrich IV. und Abt Ruthard von Fulda erwähnt wird. Denn 1076 schenkten Graf Gerhard und seine Gattin Hacecha dem Kloster des hl. Bonifatius zehn Hufen in Fogetdeshagen, Wanesbach und Alsfeld (Dronke, Cod. dipl. Fuld. p. 372). Im 15. Jahrhundert gehört Folkershain kirchlich zu Kirtorf (Würdtwein, Dioeces. Mogunt. III, p. 284). In den siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts hingegen erscheint es bereits als Wüstung, die sowohl dem Landgrafen wie der Familie von Schenk zinspflichtig ist. Als Wüstung wird dann der Ort von Ph. Dieffenbach (Archiv f. hessische Geschichte u. Altertumskunde V, S. 41, 67), von Wagner (Die Wüstungen im Großherzogtum Hessen, Oberhessen S. 49 f.) und von Landau (Historisch-topographische Beschreibung der wüsten Ortschaften S. 262 f.) kurz besprochen. Die hochragende Giebelmauer der Kirche hatte der Volksmund inzwischen kurzweg den „Kirchenstumpf" genannt, und diese Bezeichnung hat allmählich den ursprünglichen Dorfnamen so gut wie ganz verdrängt. Außer einem runden gemauerten Brunnen vor dieser Giebelmauer beansprucht die Kirche natürlich das ausschließliche Interesse. Ihr Grundriß ist noch durchaus romanisch. An das einschiffige Langhaus, in das nur im Westen der Südseite und im Osten der Nordseite Türen führen, schließt sich ein rechteckiger Chor, in welchem merkwürdigerweise die noch wohlerhaltenen Altarfundamente bis dicht an die Ostmauer herangerückt sind. Der Aufbau der Kirche muß indessen gotisch gewesen sein, denn außer dem einfachen Rundbogen eines romanischen Schlitzfensters fanden sich zwei gotisch

profilierte Türgewände, ein ebensolches Fensterstück und der hübsche Kopf eines Bockes, der als Schlußstein gedient haben mag. Auch eine sehr einfache Piscina hat sich erhalten. Diese besseren Stücke sollen im Schenkschen Familienarchiv zu Schweinsberg geborgen werden, ebenso wie die kleineren Fundgegenstände, unter denen ein gotischer Schlüssel, die Spitze eines Spießes, ein Händleinspfenning, mehrere gute Bronzestücke und Scherben in der Art der Dreihäuser Töpferei genannt sein mögen. Das Mauerwerk besteht aus einfachen Bruchsteinen mit Hausteinen an den Ecken. Mit sicherem Griff sind gerade diese letzteren bis in die neueste Zeit von den baulustigen Nachbarn herausgebrochen worden; ein Fenster in der westlichen Giebelmauer soll noch in den letzten sieben Jahren verschwunden sein. Die Familie von Schenk, die erst vor kurzem in den wirklichen Besitz der Wüstung gekommen ist, beabsichtigt die Ruine zu erhalten und vor weiterer Beraubung zu sichern, auch den Brunnenkranz zu restaurieren und vielleicht noch unter den ringsum sichtbaren Erdwällen weitere Nachforschungen anzustellen. Dem Marburger Geschichtsverein war am 24. Juli Gelegenheit gegeben, unter liebenswürdiger Führung des Herrn Erbschenken von dem Stande der Ausgrabungen Kenntnis zu nehmen.

Friedrich Wiegand.

Stiftungsfeier. Das Korps Guestphalia zu Marburg beging vom 23.—26. Juli d. J. die Feier seines 65jährigen Bestehens. In dem lieben, trauten Musenstädtchen an der Lahn wehten die grün-weiß-schwarzen Fahnen aus fast allen Häusern und grüßten die stattliche Schar der alten und jungen Westfalen, die herbeigeeilt waren, um im Kreise der Korpsbrüder frohe und sorgenfreie Stunden zu verleben. Festdiner und Festball wurden durch einen reichen Damenflor verschönt; an dem offiziellen Kommers nahmen viele Gäste teil: eine große Zahl Marburger und auswärtiger Korpsstudenten, Vertreter der Universität und Stadt, das Offizierkorps und Freunde und Gönner des Geburtstagskindes. Am Dienstag den 25. Juli bewegte sich ein glänzender Festzug vom Bahnhof zum Museum und ein wahrer Blumenregen ergoß sich aus den Fenstern und von den Balkonen auf die Vorüberziehenden. Voran die Regimentskapelle, Vorreiter und die Chargierten in Wichs und dann die Schar der Aktiven, Inaktiven und alten Herrn in Burschenband und weißem Stürmer. Ganz besonders feierlich gestaltete sich die ebenfalls am Dienstag erfolgte Einweihung des Korpshausbauplatzes am Schloßberg. Mit zündenden Worten hielt a. H. Kriminalkommissar Müller-Berlin die Festrede, die mit einem jubelnd aufgenommenen „Guestphalia in aeternum sei's Panier!" ausklang. Da die Marburger Westfalen bis jetzt noch keine zusammengefaßte Geschichte ihres Korps besitzen, so erbot sich a. H. Dr. von Nathusius-Neinstedt (Frankfurt a. M., Oberlindau 67) eine solche zu verfassen, und hat seine Arbeiten gleich nach dem Stiftungsfeste begonnen. Um eine recht exakte Redaktion des Werkes, das jedenfalls auch für fern stehende Kreise Interesse haben dürfte, zu sichern, wäre es sehr wünschenswert, wenn diejenigen Familien aus unserer Heimatprovinz, in deren Besitze sich noch Bilder, Silhouetten, Stammbücher u. dgl. auf die Korpsgeschichte bezügliche Dinge mehr finden, diese Herrn Dr. v. Nathusius-Neinstedt vorübergehend zur Verfügung stellen möchten.

Ems. H. L. Linkenbach.

Personalien.

Verliehen: dem Regierungs- und Forstrat a. D. Heinersdorff in Kassel der rote Adlerorden 4. Kl.; dem königlichen Eisenbahnstationsvorsteher I. Kl. Riebeling in Bad Ems der herzoglich Anhaltische Hausorden Albrechts des Bären II. Kl.; dem Lehrer Bodenbender in Holzhausen, Kreis Kirchhain, der Adler der Inhaber des Hohenzollernschen Hausordens.

Ernannt: Landrichter Dr. Zebdies in Hanau zum Landgerichtsrat; Amtsrichter Bock in Kassel und Amtsrichter Dr. jur. Ramme in Rodenberg zu Amtsgerichtsräten; Oberförster Schmanck in Kassel zum Regierungs- und Forstrat; Gerichtsassessor Küster in Lichtenau zum Amtsrichter daselbst.

Bestätigt: Generalmajor z. D. Florens von Heydwolff zu Germershausen zum 3. Obervorsteher bei dem ritterschaftlichen Stifte Kaufungen mit Wetter.

Geboren: ein Sohn: Hauptmann Walter Freiherr Treusch von Buttlar-Brandenfels und Frau Margarete, geb. Damms (Kassel-Köln, 19. Juli); Paul Coenning und Frau Anny, geb. Lins (Kassel, 23. Juli); Kaufmann Hugo Engelhardt und Frau Cläre, geb. Pohl (Kassel, 23. Juli); — eine Tochter: Reichsbankbeamter Ernst Protz und Frau, geb. Sommerlad (Kassel, 16. Juli); Universitäts-Professor Dr. Ernst Maaß und Frau (Marburg, 20. Juli); Dr. med. W. A. Westrum und Frau Tilla, geb. Klöffler (Kassel, 27. Juli); Privatdozent Dr. Wedemeyer und Frau Anna, geb. Bornemann (Marburg 29. Juli).

Gestorben: Rentner Philipp Föll (Hanau, 15. Juli); Oberbürgermeister a. D. Wippermann, 80 Jahre alt (Stadthagen, Juli); Frau Sophie Ricke, geb. Müller, 78 Jahre alt (Kassel, 16. Juli); Pfarrer Jakob Schäfer, 62 Jahre alt (Densberg, 17. Juli); praktischer Arzt Dr. med. Ernst Brill, 41 Jahre alt (Fulda, 22. Juli); Frau Landgerichtsrat Auguste Gleim, geb. Albrecht, 69 Jahre alt (Marburg, 26. Juli); Privatmann Heinrich Kirchhoff, 82 Jahre alt (Kassel, 26. Juli); Wilhelm von Hanxleden, 55 Jahre alt (Alzey, 27. Juli).

Briefkasten.

H. D.-F. in Berlin und G. A. M. in München. Besten Dank für die übersandten poetischen Beiträge.

C. H. in Lichtenau. Die neu erschienenen Trachtenkarten haben wir erhalten und sagen Ihnen Dank dafür.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 16. XIX. Jahrgang. Kassel, 16. August 1905.

Der grünende Pilgerstab.

(Hessische Volkssage.)

Bei Eberschütz auf der Klippe,
Dem Götzendienst geweiht,
Einst wurde Gericht gehalten
In grauer Heidenzeit;
Da ist mit ernsten Mienen
In priesterlichem Gewand
Ein fremder Greis*) erschienen,
Den Pilgerstab in der Hand,
Der hat vom Herrgott gepredigt,
Der einst vom Himmelsthron
Hat in die Welt gesendet
Den eingeborenen Sohn,
Die Menschheit zu erlösen
Von aller Sündennot . . .
Wofür zum Lohn der Heiland
Erlitt am Kreuz den Tod . . .
Doch fuhr am dritten Tage
Gen Himmel der Seelenhirt,
Von wo er, Gericht zu halten,
Einst wiederkehren wird . . .
Verwundert hörten die Heiden
Und schweigend den Fremden an . . .
Doch als von der Auferstehung
Zu reden er begann,
Da murrten sie und höhnten
Und drohten ihm mit Gewalt,
Weil er den Aberglauben
Des Götzendienstes schalt . . .
Er aber, unerschrocken,
Der Wahrheit die Ehre nur gab,
Und stieß in die felsige Erde
Den dürren Pilgerstab,
Und sprach: „Was ich verkündet,
Nur Wahrheit so ist und bleibt,
Wie dieser Stab, der dürre,
Jetzt Knospen und Blüten treibt! . . .“
Gen Himmel erhob er die Hände,
Den Segen dort zu erflehn,
Und staunend sahen's die Heiden —
Ein Wunder war geschehn:
Des Stabes trockene Rinde
Gewann von neuem Saft
Und trieb aus Knospen die Blätter
Und Zweige mit Zauberkraft . . .
Jetzt glaubten die Heiden der Lehre,
Den Götzendienst schworen sie ab
Und ließen sich taufen in Demut
Am grünenden Pilgerstab . . .
Bei Eberschütz auf der Klippe
Das Volk noch heute sich schart
Und betet in frommen Liedern,
Zu Christi Himmelfahrt! . . .

*) Wahrscheinlich Sturm, der Schüler des Bonifatius und fränkische Glaubensbote zu den Sachsen.

Kassel. **Albert Weiss.**



Burg Steckelberg und die Familie Hutten.

Vortrag von August Woringer, gehalten in der Steckelburg am 5. August 1905.

Zwischen den Vorbergen dreier Gebirge, des Vogelsbergs, des Spessarts und der Rhön, gelegen, führt der Berg, auf dem wir uns heute befinden, seinen Namen Steckelberg vermutlich von dem Worte steckel, stickel = steil, arduus. Wenn wir sehen, wie der Berg nördlich und westlich, nach Vollmerz und Ramholz hin, jäh abfällt, so erscheint uns dieser Name Steckelberg = Steilberg durchaus berechtigt. Im Osten freilich schließt der Berg an einen höheren Bergrücken an. Auf dieser höheren Stelle, der Altenburg, war eine ältere Burg Steckelberg erbaut, die schon im Anfange des 12. Jahrhunderts erwähnt wird und bereits 1167 eine eigene Kirche hatte. Sie stand im Besitze eines Dynastengeschlechts von Steckelberg, welches bis 1219 Erwähnung findet. Abgesehen von ihren häufigen Streitigkeiten mit dem Kloster Schlüchtern, durch die Gerhard und sein Bruder Gottfried von Steckelberg im Jahre 1200 sogar den Bannstrahl des Papstes Innocenz auf sich zogen, ist von den Besitzern der Steckelburg, soweit sie diesem Geschlechte angehören, nicht viel zu melden. — Seit 1229 befindet sich dann die Burg im Besitze eines dem niederen Adel angehörigen Geschlechts von Steckelberg. Ob es sich hier um ein eigenes Geschlecht oder um das herabgekommene Dynastengeschlecht handelt, steht nicht fest. Nur etwa ein halbes Jahrhundert hat diese Familie, die übrigens um 1380 ausstarb, den Besitz der Burg behaupten können. Schon 1273 befand sich letztere im Eigentum des Bistums Würzburg, welches sich ihrer aber auch nur kurze Zeit erfreuen sollte. Bischof Berthold II. von Würzburg, ein geborener Graf von Henneberg, geriet nämlich bald, nachdem er seinen Gegner Berthold I. aus dem Dynastengeschlecht von Sternberg aus Würzburg vertrieben hatte, durch seine Eingriffe in das Zunftwesen in Zwistigkeiten mit den Bürgern von Würzburg. Von diesen und seinem Gegenbischof Berthold I. bedrängt, suchte und fand er einen Bundesgenossen in Reinhard I., Herrn von Hanau. Für die Zusicherung seiner Hilfe verpfändete er diesem am 1. Januar 1274 die Burg Steckelberg nebst allen Zubehörungen für 250 M. kölnischer Währung mit der Bedingung, daß Reinhard nach Beendigung des Kampfes die Burg solange behalten solle, bis ihm der Bischof oder dessen Bruder, Graf Hermann von Henneberg, die Pfandsumme ersetzt habe. Aber auch Reinhard von Hanau sollte nicht lange im Besitze der Burg bleiben. Schon 1276 befand sie sich in anderen Händen. Wer die neuen Besitzer waren und wie sie die Burg gewonnen hatten, ist unbekannt; man weiß nur, daß sie mit Reinhard von Hanau in Fehde lagen und zahlreiche Raubzüge in die Wetterau machten. Doch gelang es Reinhard bald, die Burg wieder zu gewinnen, und als er darauf mit dem durch die Raubzüge ebenfalls geschädigten Burggrafen von Friedberg in Lenzburg bei Kaiser Rudolf von Habsburg persönlich Klage erhob, entschied dieser am 14. Oktober 1276, daß die Steckelburg zerstört und ohne kaiserliche Genehmigung nicht wieder aufgebaut werden solle. Dies Urteil wurde am 30. Oktober 1276 in Bern durch schriftliche Ausfertigung bestätigt. Reinhard von Hanau, mit der Vollziehung des Spruchs beauftragt, brach die Burg nieder, behielt aber den Burgberg in Besitz. Erst sein Sohn Ulrich gab ihn 1290 mit den dazu gehörenden Gütern dem Bistum Würzburg zurück.

Fast ein volles Jahrhundert wird nun eine Burg auf dem Steckelberg nicht mehr erwähnt. Erst 1388 erscheint der Name wieder, jetzt aber als Bezeichnung derjenigen Burg, deren Trümmer wir hier vor uns sehen. Hier war die Burg durch einen von Hutten wieder aufgebaut. Das reichsritterschaftliche Geschlecht von Hutten stammt vermutlich aus dem naheliegenden Dorfe Hutten, welches bereits im Jahre 1140 genannt wird. Die ersten des Geschlechts, deren Namen uns überliefert sind, die Brüder Erkanbert, Hermann und Johannes, erscheinen 1274 als Zeugen einer Urkunde des Abts von Schlüchtern. Die Familie teilte sich früh in zwei Stämme, den Hermanns- und den Gronauer Stamm, die beide wieder in mehrere Linien zerfielen. Die Steckelberger Linie des Hermannsstammes, deren Stammvater Frowin seit 1346 hanauischer Amtmann zu Schwarzenfels war, erwarb zahlreiche Güter in der Umgebung des Steckelbergs. Der Enkel Frowins, Ulrich, erwarb dann den Steckelberg selbst, den er 1388 von Würzburg zu Lehen empfing. Er erbaute darauf, wie schon erwähnt, die jüngere Burg. Wie zu erwarten war, widersetzte sich Hanau, gestützt auf das Urteil Rudolfs von Habs-

burg, dem Wiederaufbau der Burg. Es kam zur Fehde, die aber am 2. Mai 1388 durch Waffenstillstand und nach dessen Ablauf am 28. Juli 1388 durch einen Sühnevertrag beendigt wurde, in welchem Ulrich von Hutten Hanau die Öffnung der Burg gelobte, was er schon früher Mainz und Würzburg bewilligt hatte. Mit Ulrichs gleichnamigem Enkel starb 1422 seine Familie im Mannesstamme aus und die Steckelburg kam durch die an Hans von Hutten vom Gronauer Stamm verheiratete Schwester des letzten Steckelbergers, Margarete, zur Hälfte an diesen, während zwei Vettern vom Hermannsstamme, Hans Hutten zu Stolzenberg und Bartholomäus von Hutten zu Arnstein, je ein Viertel erhielten. Alle drei Besitzer bildeten noch im Jahre 1423 eine Ganerbschaft. Nach den darüber getroffenen Bestimmungen hatten die einzelnen Anteilbesitzer das Vorkaufsrecht, falls einer von ihnen seinen Anteil veräußern wollte. Machten sie davon keinen Gebrauch, so konnte der Verkauf auch an Fremde stattfinden. Auf jedes Viertel sollten zwei Knechte und ein Wächter gehalten werden. 1425 wurden sämtliche Hutten mit der Steckelburg belehnt.

Trotz der erwähnten Bestimmung gelang es bis 1452, Fremde vom Mitbesitz fernzuhalten. Nur ein Viertel war für 300 fl. an Karl von Thüngen verkauft worden. Das sollte nun anders werden. Am 12. Mai 1452 schlossen die damaligen Ganerben, nämlich Ludwig von Hutten zu Stolzenberg mit 1/2 Viertel, Hans von Hutten zu Hausen mit 1 1/2 Vierteln, Bartholomäus von Hutten zu Arnstein mit 1/2 Viertel, Lorenz von Hutten zu Gronau mit 1 Viertel und Karl von Thüngen mit 1/2 Viertel, einen Vertrag, wonach sie 32 Ganerben aufnehmen wollten, unter denen sich aber keine Fürsten, Grafen oder Herren befinden sollten. Über die Erhaltung der Burg in Bau und Besserung, ihre Verproviantierung und Bewachung wurden genaue Bestimmungen getroffen. Namentlich aber wurde bestimmt, daß jeder Ganerbe das Recht haben sollte, in Fehdezeiten Fremde, darunter auch Fürsten, Grafen und Herren, gegen gewisse Entschädigungen in die Burg aufzunehmen. Man schritt alsbald zur Ausführung des Vertrags und die 32 Ganerben waren bald vollzählig.

Die Verabredung über die Aufnahme der Fremden wurde aber für die Burg verhängnisvoll. Die benachbarten Fürsten, Hanau und Würzburg, konnten natürlich nicht dulden, daß an den Grenzen ihres Gebietes eine Burg bestand, die jedem ihrer Feinde einen Stützpunkt in seinen kriegerischen Unternehmungen bot. Da zudem Würzburg die geforderte Öffnung der Burg verweigert wurde, rückte Bischof Johann von Würzburg am 12. März 1458 mit seinem Landvolk und einigen Rittern vor die Burg und nahm sie nach 12tägiger Belagerung ein. Nun legten sich die Hutten aufs Bitten. Aber erst am 11. April 1459 gab der Bischof ihnen die Burg zurück unter der Bedingung, daß stets der Familienälteste das Lehen empfangen und kein Ganerbe mehr ohne Genehmigung des Bischofs aufgenommen werden sollte. Zu den Ganerben gehörten damals außer den Hutten der Burggraf von Gelnhausen, die v. Eberstein, die Forstmeister von Gelnhausen, die von Schwalbach, v. Herda, v. Wallenstein, v. Schlitz, v. Mörle gent. Böhm, v. Faulhaber, v. Kirdorf gent. v. Liederbach u. a.

Das Aufkommen der Feuergewehre, wie die durch die allgemeinen Verhältnisse herbeigeführte Verminderung der Fehden nahmen gegen Ende des 15. Jahrhunderts den Burgen ihren Wert und ihre Bedeutung. Das zeigte sich auch bei der Steckelburg. Neue Ganerben kauften sich nicht mehr ein und 1495 war die ganze Ganerbschaft bereits aufgelöst. Auch die fränkische Linie der Hutten hatte ihren Anteil an der Burg aufgegeben und die Stolzenberger Linie trat ihren Anteil mietweise an die Gronauer Linie ab, deren Vertreter Ulrich von Hutten aber vergeblich den Mietzins einzuziehen versuchte. Und doch hatte er diesen um so mehr nötig, als er im Jahre 1509, wie Ihnen die noch erhaltene Inschrift zeigt, einen großen Teil der Burg neu baute.

Dieser Ulrich von Hutten hatte im kaiserlichen Heere in Ungarn gekämpft und dann in Friedenszeiten vielfach im Dienste von Fürsten und Städten gestanden. Er war ein harter, verschlossener Mann, der auf einmal gefaßtem Vorsatze eigensinnig zu beharren pflegte. Seine Ehefrau Ottilie v. Eberstein tritt dagegen in den Schriften ihres Sohnes stets im Lichte zarter Weiblichkeit und Mütterlichkeit hervor. Der Ehe beider entstammten 4 Söhne und 2 Töchter. Der älteste Sohn, am 21. April 1488 geboren und nach seinem Vater Ulrich genannt, war es, der den Namen der Steckelburg, seines Geburtsortes, berühmter machen sollte, als alle die Kämpfe und Fehden seiner Vorfahren es vermocht hatten, er, den wir als rüstigen Mitkämpfer Luthers für Licht, Wahrheit und Recht, als einen der ersten Schriftsteller Deutschlands mit Stolz unsern Landsmann nennen dürfen.

Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen nur kurz seinen Lebenslauf ins Gedächtnis zurückrufe. — Obwohl Ulrich der Erstgeborene war, bestimmten ihn gegen die Sitte seine Eltern für den geistlichen Stand; der Grund dafür ist uns unbekannt. Vielleicht hat sie ein Gelübde, vielleicht körperliche Schwäche des Knaben, der dazu frühe eine her-

vorragende geistige Begabung an den Tag legte, hierzu veranlaßt. So wurde denn Ulrich in seinem 11. Jahre, 1499, in das Kloster Fulda gebracht, „daß er darin verharren und ein Mönch sein solle", wie er selbst schreibt. Die Schule zu Fulda war damals längst nicht mehr, wie zu Zeiten des Rhabanus Maurus, die blühendste in ganz Deutschland. Weder die Lehrer, noch der Abt und die Geistlichkeit waren imstande, durch Lehre und Beispiel dem heranwachsenden Jüngling das Klosterleben als erstrebenswert darzustellen. Es wollte ihn, nach seinem eigenem Ausdrucke, „bedünken, er wüßte seiner Natur nach in einem anderen Stande Gott besser zu gefallen und der Welt ehrbarer zu dienen". Aber die Eltern beharrten auf ihrem Willen. Da nahm sich ein Fremder des jungen Hutten an. Der hochgebildete Ritter Eitelwolf von Stein, der in den Diensten des Markgrafen von Brandenburg stand, lernte, wir wissen nicht, auf welche Weise, Hutten kennen, warnte die Eltern und ermahnte den Abt, ein solches Talent nicht zu Grunde zu richten. Der alte Hutten gab zwar seinen Plan nicht auf, aber er drängte den Sohn wenigstens nicht. Der aber schaffte sich selbst Hilfe, indem er 1504 oder 05 aus dem Kloster entfloh.

Über seine nächsten Lebensjahre wissen wir nur, daß er die Universitäten Köln, Erfurt und Frankfurt a. O. besuchte. In Köln lebte er zusammen mit Crotus Rubianus, der ihm wahrscheinlich schon bei seiner Flucht aus dem Kloster behilflich gewesen war, in Erfurt gewann er die Freundschaft seiner hessischen Landsleute Eobanus Hessus und Mutianus Rufus. In die Zeit seines Erfurter Aufenthaltes fallen auch seine ersten Gedichte. Nach Frankfurt a. O. zog Hutten, um den ihm wohl schon von Köln her bekannten Rhagius zu hören. In diesen Jahren, in denen er völlig mittellos dastand, da sein erzürnter Vater seine Hand gänzlich von ihm abgezogen hatte, mußte Ulrich von Hutten das ganze Elend eines fahrenden Schülers durchkosten. In Frankfurt, wo er die Unterstützung Eitelwolfs von Stein, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, des späteren Kardinals, und des Bischofs von Lebus fand, besserte sich seine Lage, aber er konnte auch hier nicht aushalten. Die Wanderlust lag ihm im Blute, Städte und Länder zu sehen, Menschen aller Art zu beobachten und sich mit ihnen zu messen, dazu trieb es ihn unwiderstehlich. Im Frühjahr 1509 verließ er Frankfurt und im Spätsommer 1509 finden wir ihn krank und mittellos an der pommerschen Küste. Wie er in diese Lage gekommen, wissen wir nicht, wohl aber, daß er als Bettler das Land durchzog, im größten Elend und schwer krank. So kam er nach Greifswald, wo die Familie Lötz, der Vater Bürgermeister, der Sohn Professor, sich seiner annahm. Doch bald schlug die Freundschaft ins Gegenteil um, und als Hutten im Dezember 1509 Greifswald verließ, um nach Rostock zu wandern, ließen ihn die Lötze überfallen und bis aufs Hemd ausplündern. Natürlich verschlimmerten Kälte und Blöße Huttens Krankheit, und als er Rostock erreicht hatte, sank er in einer elenden Herberge aufs Krankenlager. Doch wieder fand er Hilfe. Der Professor Ecbert Harlem nahm sich seiner in uneigennützigster Weise an. Huttens Zustand besserte sich, die Professoren luden ihn in ihre Häuslichkeit, Studierende sammelten sich um ihn. Und nun schrieb er, vom Zorn getrieben, eins seiner besten Bücher, seine Klagen (Querelae) gegen die beiden Lötze.

Aber auch in Rostock hielt es Hutten auf die Dauer nicht. 1511 ist er in Wittenberg, wo er ein Gedicht über die Verskunst verfaßte, welches bald als Lehrbuch Anerkennung fand. Dann war er in Leipzig. In diese Zeit fallen Crotus' Versuche, ihn mit seinem Vater auszusöhnen, die aber stets an dem Starrsinn des letzteren scheiterten, der als erste Bedingung der Aussöhnung die Rückkehr des Sohnes ins Kloster forderte. Von Leipzig wandert unser Dichter, wieder im elendesten Zustande, nach Wien. Hier trat mit seinem Ermahnungsgedicht an Kaiser Maximilian zum Kriege gegen die Venetianer eine Wandlung mit Hutten ein — er fühlt sich nicht mehr als Mitglied der Gelehrtenrepublik, er fühlt sich als Deutscher, und ist empört über die Schmach, die seinem Vaterlande durch Venedig widerfahren. Von Wien aus zieht er auf die Universitäten Pavia und Bologna, um sich dem Rechtsstudium zu widmen, wodurch er wohl den Vater zu versöhnen suchte. Aber es wurde nichts mit dem Studium, der äußerste Mangel nötigte ihn, Kriegsdienste zu nehmen, bei seiner andauernden Krankheit, die sich auch als Fußleiden zeigte, sicher eine entsetzliche Qual für ihn. Aus dieser Zeit stammen seine Epigramme gegen Venedig, Frankreich und den Papst Julius II.

Mittlerweile war Huttens Frankfurter Gönner, Markgraf Albrecht von Brandenburg, Kurfürst von Mainz geworden, wohin er Eitelwolf von Stein mitgenommen hatte. Dieser zog nun Hutten, der ein Lobgedicht auf beide verfaßt hatte, nach Mainz, wo er hochgeehrt wurde. 1515 besuchte er das Bad zu Ems.

Da traten zwei Ereignisse ein, die von größtem Einflusse für sein Leben sein sollten: Eitelwolf starb und Herzog Ulrich von Württemberg er=

mordete am 7. Mai 1515 Ulrichs Vetter Hans von Hutten.

Die Familie Hutten brannte auf Rache. Da ließ sich Ulrichs literarisches Talent verwerten, und so sehen wir ihn schon im Juli 1515 ausgesöhnt mit dem Vater auf der Steckelburg. Hier macht er seiner und seiner Familie Empörung Luft in den fünf Reden gegen Herzog Ulrich und später durch den Dialog Phalarismus, beides Meisterwerke der Redekunst.

Die Aussöhnung mit der Familie machte es Ulrich nun möglich, seine Studien wieder aufzunehmen. Noch im Jahre 1515 ging er nach Rom, und nachdem er dort, für die Ehre seines Kaisers eintretend, im Kampfe mit fünf Franzosen einen erschlagen hatte, 1516 nach Bologna. Hier erhielt er die Nachricht vom Erscheinen des ersten Teils der Epistolae obscurorum virorum, der Dunkelmännerbriefe. Sobald ihm auf seine Bitte die Briefe aus Deutschland zugegangen waren, beteiligte er sich mit vollem Herzen an dieser großartigen Satire, deren hauptsächlichster Verfasser ursprünglich wohl Crotus Rubianus gewesen war. Die Briefe waren bestimmt, Reuchlin in seinem Streite gegen die Kölner Scholastiker zu unterstützen und das Wesen und Treiben des damaligen Pfaffentums zu geißeln. An dem zweiten Teil der Sammlung — der dritte Teil ist unecht — hat Hutten wohl den größten Anteil als Verfasser. Die Briefe erregten das größte Aufsehen; selbst gemäßigte Männer, wie Erasmus und Thomas Morus, waren entzückt darüber. Überall verbreiteten sich die Briefe und alsbald vermutete man als ihren Verfasser oder wenigstens als hauptsächlichsten Mitarbeiter unsern Hutten. 1517 kehrte dieser nach Deutschland zurück, nun schon ein berühmter Mann. Am 12. Juli 1517 vom Kaiser Maximilian mit dem Dichterlorbeer gekrönt, trat er wieder in die Dienste Albrechts von Mainz. 1519 zog er unter Sickingens Führung zu Felde gegen Herzog Ulrich von Württemberg.

In diese Zeit fällt die eigentliche Glanzepoche seiner literarischen Tätigkeit. Seit 1520 wendet er sich Luther zu und tritt mit ihm in brieflichen Verkehr. Seine Hoffnung aber, der neue Kaiser Karl V. werde eine deutschnationale Politik treiben, ging nicht in Erfüllung. Unablässig für Luthers Lehre und für Deutschlands Ehre tätig, gegen den Papst und Deutschlands Feinde schreibend, konnte er in seinem Mainzer Dienstverhältnis natürlich nicht bleiben, und der Papst suchte seine Gefangennehmung und Auslieferung beim Kaiser durchzusetzen. Da fand Ulrich im September 1520 eine Zuflucht in der „Herberge der Gerechtigkeit", auf Sickingens Burgen Landstuhl und Ebernburg, auch von dort unaufhörlich seine Sendschreiben, nunmehr in deutscher Sprache, ins Land schickend.

Im Sommer 1521 verließ er Sickingens Burgen, gebrochen am Körper und enttäuscht in seinen Hoffnungen. In kleinen literarischen Streitigkeiten vergeudet er jetzt seine Kraft. Als Sickingens Zug gegen Trier 1522 unglücklich endete, verließ Hutten Deutschland und ging nach Basel. Hier mußte er noch den Schmerz erleben, daß Erasmus, der angebetete Heros der Humanisten, sich von ihm lossagte und ihn zum Angriffe nötigte. Ulrich mußte Basel verlassen und ging nach Mülhausen, auch hier noch unaufhörlich tätig für eine Reform des Deutschen Reichs. Nach Sickingens Tode auch hier nicht mehr sicher, flüchtete er heimlich nach Zürich. Seine letzte Hoffnung, in den Bädern von Pfäfers Heilung von seinen Leiden zu finden, schlug fehl. Er suchte Verborgenheit und Linderung seiner Leiden auf der Insel Ufnau im Züricher See. Hier starb er Ende August oder Anfang September 1523, arm wie er gelebt, „eine der herrlichsten Gestalten der deutschen Geschichte." —

Wir haben über ihren großen Sohn unsere Steckelburg selbst aus den Augen verloren, die jener 1520 zuletzt besuchte. Es bleibt über die Burg nicht mehr viel zu sagen. 1525 von den aufständischen Bauern vergeblich bestürmt, diente sie noch ein Jahrhundert den Hutten als Wohnsitz. 1634 bis 1645 stand sie fast menschenleer, da der größte Teil der Bewohner sich geflüchtet hatte. Die ganze Umgegend war in der schrecklichsten Weise verwüstet. Der letzte Bewohner der Burg, Philipp Daniel von Hutten, war so verarmt, daß er 1644 seinen Schwager Casimir Karl von Landas, dem er Vollmerz und Ramholz verkauft hatte, um ein Stück Land und Wiese bat, um sich einiges Vieh zu halten. 1645 versetzte er diesem Schwager die Burg für 1000 fl., löste sie aber wieder ein, nachdem er 1648 durch den Verkauf von Altengronau an Hessen wieder zu Geld gekommen war. Aber noch vor seinem Tode stürzte die Burg völlig zusammen und die Gronau-Steckelberger Huttens nahmen ihren Wohnsitz zu Sannerz. Schon 1695 beschwert sich Johann Hartmann von Hutten, daß die Einwohner von Sannerz die besten Steine aus den Trümmern herausbrechen, um sie bei ihren Bauten zu verwenden.

Der Burgberg und die Trümmer der Burg gingen, nachdem der Gronauer Stamm der Hutten 1704 erloschen war, in den Besitz der fränkischen Linie über und wurden später Eigentum der Grafen von Degenfeld-Schomburg, die sie 1852 an den Fürsten von Ysenburg-Büdingen verkauften. Zur Zeit befindet sich der Berg im Besitze der Familie von Stumm, die unsere

heutige Zusammenkunft hier oben in anerkennenswerter Bereitwilligkeit gestattet hat.

Nicht unerwähnt möge schließlich bleiben, daß die beiden ältesten unserer z. Z. lebenden hessischen Dichter den Steckelberg und Ulrich von Hutten poetisch verherrlicht haben. Julius Rodenberg in Berlin brachte im „Hessischen Jahrbuch“ 1855 das Gedicht „Der junge Herr von Steckelburg, eine hessische Sage“, und Karl Preser in Kassel besang voll kerndeutscher Gesinnung Ulrich von Hutten in seiner 1889 erschienenen, nach ihrem Helden benannten epischen Dichtung.

Hutten Buchdrucker.*)

Zwischen düstern Mauerwänden
Haust des Lichtes freier Sohn,
Seine Blitze zu entsenden,
Romas Veste zu bedroh'n.

Ritter Ulrich, der Gelehrte,
Eine Druckerpresse führt,
Die er neben seinem Schwerte
Sich zum Waffen hat erkürt.

Helle Funken sind die Lettern,
Flammenzüge seine Schrift,
Die, gleich wilden Frühlingswettern,
Donnernd alle Herzen trifft.

Die Gerechten sich erfreuen
An der Sprache, die er spricht,
Die Verstockten drum ihn scheuen,
Fürchten alle sein Gericht.

Mönche, Dunkelmänner, Mucker,
Alle schrei'n und zetern laut,
Denn der ritterliche Drucker
Druckt auf ihre Eselshaut.

Wie das Brandmal dem Verbrecher
Auf die Stirne wird geprägt,
Also mancher arme Schächer
Ulrich Huttens Zeichen trägt.

W. Bennecke.

*) Siehe Seite 233.

Zur Geschichte der Offiziere des Regiments „Wartensleben“, später „Prinz George“ und „Prinz Karl“.

Ein Beitrag zur hessischen Militärgeschichte.

Im Anschluß an die in unserer Zeitschrift im Jahrgang 1901 (Seite 18) veröffentlichte „Alte hessische Rangliste“ des Regiments Prinz George zu Hessen teilt uns Herr Baron Felix von und zu Gilsa eine weitere Liste dieses Regiments mit, „abgeschickt Ziegenhain den 18. Xbris 1740“, welche diejenigen Stabsoffiziere und Kapitäns, die von anno 1702 bis Ende Dezember 1740 dabei zu- und abgegangen, enthält.

Über dieses berühmte althessische Regiment ist Nachfolgendes hervorzuheben:

Im Jahre 1702 unter dem Landgrafen Karl als Regiment „Wartensleben“ von dem aus holländischen Diensten nach Hessen gekommenen Obersten Karl Ämil von Wartensleben zu zehn Kompagnien errichtet, führte es bis zum 27. Dezember 1709 dessen Namen, von 1709—55 dagegen den seines Chefs, des Prinzen George von Hessen, und vom 3. April 1755 den seines Nachfolgers, des Prinzen Karl von Hessen, des zweiten Sohnes des späteren Landgrafen Friedrich II.

Prinz George war der zehnte Prinz des Landgrafen Karl und 1691 geboren. Als Volontär wohnte er den Feldzügen in den Niederlanden bei, trat 1714 in preußische Dienste, machte 1717 die Kampagne in Ungarn mit und wurde 1720 zum Generalleutnant und zum Gouverneur von Minden ernannt. Im Jahre 1730 vertauschte er den preußischen Kriegsdienst mit dem schwedischen und erhielt von seinem Bruder Friedrich, dem König von Schweden, die Würde eines Feldmarschalleutnants, auch wurde ihm der Oberbefehl über die hessenkasselschen Truppen übertragen. 1734 und 35 befehligte er vier hessische Regimenter am Rhein und an der Mosel, sowie im österreichischen Erbfolgekriege die im englischen Solde stehenden Truppen in den Niederlanden. Er starb unvermählt am 5. März 1755 zu Kassel. Sein Andenken lebt segensreich in der nach ihm benannten Stiftung zur Unterstützung von Militärpersonen und deren Familien fort, für die er sein bedeutendes Vermögen bestimmt hatte.

Sein Nachfolger von hier an, Prinz Karl, war Ritter des hessischen Ordens vom Goldenen Löwen und des Ordens Pour la vertu militaire, seit 1768 Statthalter der Herzogtümer Schleswig und Holstein. Den 3. November 1782 wurde derselbe zum Feldmarschall und kommandierenden General im Königreich Norwegen in königlich dänischen Diensten ernannt.

Wir kehren zur Geschichte unseres Regiments zurück. Am 20. Juni 1789 stieß auf Befehl des Landgrafen Wilhelm IX. das bisherige Regiment

von Bose, das im August 1701 als Schöppingsches Regiment errichtet worden war, als zweites Bataillon dazu und 1795 wurde aus den Grenadierkompagnien noch ein drittes gebildet. Zuletzt gab das Regiment bei Errichtung des 3. kurhessischen, jetzt 83. Infanterieregimentes den Stamm her.

Das Regiment hatte von der Zeit seiner Errichtung bis 1713 alle Feldzüge in den Niederlanden, am Rhein, in Bayern und Italien, sowie 1734 und 1735 am Rhein und an der Mosel mitgemacht, besondere Erwähnung verdient aber das Gefecht bei Clausen am 20. Oktober 1735. Von 1756 an war das Regiment zuerst in England und nahm nach seiner Rückkehr von da an am siebenjährigen Krieg Anteil, wo es außer in den Schlachten bei Hastenbeck, Minden und Bergen sich besonders in der Schlacht bei Krefeld am 23. Juni 1758 durch Hauptbeteiligung bei dem Zurückschlagen des großen Reiterangriffs der Franzosen unter dem Grafen Gisors auszeichnete und mit Ruhm bedeckte.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen lassen wir die Liste folgen. Die Jahreszahlen hinter den Namen zeigen den Zugang zum Regiment an.

Staabs-Offiziers.

1. Brigadier Carl Emilius von Wartensleben, 1702 das Regiment aufgericht, 31. Dezember 1709 abgedankt.

2. Obrister Ihro Hoch-Fürstl. Durchl. Prince George 1. Januar 1710*) zugegangen.

3. Kapitän Friedrich Schönewolff, 1702. 1710 Major bey der Landt-Milice worden.

4. Kapitän Waldthaußen, 1702. 1704 gestorben.

5. Kapitän Hermann Carl von Buchenau, 9. Septembris 1704. Deßen Abgang ist nicht zu erkundigen.

6. Kapitän Johann Thomas Eulner, 2. Febr. 1706. 13. Febr. 1706 Kapitän worden.

7. Kapitän Quisius, 13. Febr. 1706. 1. Märtz 1708. Erlaßen.

8. Kapitän George Eberhard von Buchenau, 1. April 1708. 22. Septembris 1708 todtgeschoßen worden.

9. Kapitän Johann Eckebrecht von Spiegell, 2. Novembris 1708. 17. Januar 1711 dimittirt.

10. Kapitän Johann Valentin Hast, 17. Januar 1711. 1712 Kapitän worden.

11. Kapitän Hermann von Wylich, 1. July 1712. 15. April 1713 Kapitän worden.

12. Kapitän Johann Henrich Forell, 15. April 1713. Im Decembr. 1713 Erlaßen.

*) Nach der Grundlage der Militärgeschichte des landgräflich hessischen Korps: den 27. Dezember 1709.

13. Kapitän Johann Friederich Gundelach, 6. Aug. 1714. 11. Marty 1717 des Kapitän Catons Kompagnie bekommen.

14. Kapitän Joh. Hermann Hilchenbach, 11. Marty 1717. 13. Novembris 1723 in Treyßa gestorben.

15. Kapitän George Wilhelm Mencke, 4. Febr. 1724 Kapitän worden. 12. Oktobris 1731 dimittirt.

16. Kapitän Friederich Emilius von Dalwig, 12. Oktobris 1731 bey dieße Kompagnie kommen. 28. Jan. 1733 die vakante Guesdorfische Kompagnie bekommen.

17. Kapitän George Hein, 28. Jan. 1733 bey dieße Kompagnie kommen. 1. Febr. 1734 eine neue Kompagnie bekommen.

18. Kapitän Johann Henrich Kleinschmidt, 22. Febr. 1734 von des Obristen von Baumbachs Kompagnie bey dieße kommen. 17. Febr. 1739 des Kapitän Heins Kompagnie bekommen.

19. Kapitän Friederich Helfferich Brieben, 18. Marty 1739 von des Obristlieut. Gundelachs Kompagnie bey dieße kommen.

Kompagnie Obrist von Baumbach.

20. Kapitän Johann Christoph Kohlhardt, 15. May 1706. Im November 1713 Platzmajor in Marburg worden.

21. Kapitän Hermann von Wylich, 9. May 1713. Im November 1713 reducirt.

22. Kapitän Johann Rudolph von Baumbach, April 1714. 22. Aug. 1719 Major worden. 7. April 1725 Obristlieutenant worden, 7. Marty 1735 Obrister worden.

23. Kapitän George Friederich von Bartheldt, 23. May 1740.

Kompagnie Obristlieutenant Gundelach.

24. Kapitän von Wizingenrodt, 1702. Zum Major avancirt bey des General von Kettlers Regiment und beym Malplaquet todtgeschoßen worden.

25. Kapitän von Ringelmuth, 1703. Todtgeschoßen in der Belagerung Lille 1708.

26. Kapitän von Gor, 1708. Major worden bey dem Radingischen Regiment 1708.

27. Kapitän Moritz de Caton, 1710. Gestorben 1717.

28. Obristlieutenant Joh. Friederich Gundelach, 7. Oktobris 1738 Obristlieutenant worden.

Kompagnie Major von Gilsa.

29. Obristlieutenant Hans Ludwig von Baumbach, 1702. 1. Marty 1704 Obristlieutenant beym Anhaltischen Battalion worden.

30. Obristlieutenant Carl Ernst Graf von Wittgenstein, 1. Marty 1704. 2. July 1704 bey Donauwörth todt geblieben.

31. Obristlieutenant Justus Henrich Rading, 17. Juny 1704. 1. Novembris 1704 Obristlieutenant beym Grenadier-Regiment worden.

32. Obristlieutenant Alexander Graf von Dehnhoff, 9. Febr. 1705. 31. Dezembris 1710 ein Regiment bekommen.

33. Obristlieutenant Gottfriedt Ernst von Wuttgenau, 1. Januar 1711. Im Aug. 1714 Obrister beym Regiment worden, und den 1. April 1717 Obrist bey Ihro Hochfürstl. Durchl. Prince Maximilians Regiment worden.

34. Obrist Joh. George von Munck, 1. April 1717. 31. Septembris 1723 Kommandant in Ziegenhain worden. (Gest. 16. Mai 1748.)

35. Kapitän Bertholdt Eusebius Adolph von Wilmowsky, 5. Febr. 1724. 23. Febr. 1734 die Kompagnie dimittiret und zu Ziegenhayn plasirt worden.

36. Major Eytell von Gilsa, 23. Febr. 1734 dieße Kompagnie bekommen und 5. Oktobris 1739 zum Major avancirt.

Kompagnie Kapitän Hein.

37. Kapitän Joh. Jacob Forell, 1702. 1707 dimittirt.

38. Kapitän Carl von und zu Mansbach, 21. April 1707. 1. Jan. 1711 Major bey dem Grenadier-Regiment worden.

39. Kapitän Adamb Henrich von Gartz, 12. Jan. 1711. Zu Ende Septembris 1714 abgegangen.

40. Kapitän Hans George von Biesenrodt, 13. Novembris 1714. 7. April 1725 zum Major und 24. Febr./4. Mertz 1735 zum Obristlieutenant avancirt. 6. May 1738 gestorben zu Marburg in Heßen.

41. Kapitän Friederich Wilhelm von Malapert, 10. Marty 1734 zum Kapitän avancirt. 2. Juny 1734 Kapitän conforme worden und eine eigene Kompagnie bekommen.

42. Kapitän Ernst Ludwig von Dalwig, 2. Juny 1734 bey dießer Kompagnie Kapitän reforme worden. 5. Jan. 1735 des Kapitäns von Minckwitz Kompagnie bekommen.

43. Kapitän George Hein, nach gndstr. Verordnung 18. Marty 1739 dieße Kompagnie bekommen.

Kompagnie Kapitän von Dalwig sen.

44. Kapitän Westfahlen, zu der Zeit, da die Kompagnie aufgerichtet worden. Im Frühjahr anfangs 1704 abgangen.

45. Kapitän Friederich Schoenewolff, 1704 wie der Kapitän Westfahlen abgangen ist, Kapitän worden. 11. April 1710 Major bey der Landt-Milice worden.

46. Kapitän Henrich Sigmund Mangoldt, 11. April 1710 Kapitän worden. 6. April 1720 abgangen.

47. Kapitän Adamb Guesdorff, 6. April 1720 Kapitän worden. 17. Dezembris 1732 zu Schmalkalden gestorben.

48. Kapitän Friederich Emilius von Dalwig, 28. Jan. 1733 von der Leibkompagnie bey dieße kommen.

Kompagnie Kapitän Kleinschmidt.

49. Kapitän George Hein, 16. Febr. 1734 dieße Kompagnie aufgerichtet. 18. Marty 1739 die vakante Bisenrodische Kompagnie bekommen.

50. Kapitän Joh. Henrich Kleinschmidt, 18. Marty 1739 von der Leibkompagnie dieße Kompagnie bekommen.

Kompagnie Kapitän von Wülcknitz.

51. Kapitän Eberhardt Gustav von Wülcknitz, 1. Febr. 1734 dieße Kompagnie bekommen und aufgerichtet worden.

Kompagnie Kapitän von Dalwig jun.

52. Major Jacob Feetz, 1708. Im Mertz 1709 mit dem Kommandantenplatz auf dem Schloß Spangenberg begnadiget worden.

53. Kapitän Ferdinand Hoffmann, den 1. April 1709 von dem Baumbach'schen Battailon alß Kapitän bey dießes Regiment kommen. 30. May 1712 bey des General Rangs Regiment zum Major avancirt.

54. Kapitän Joh. Valentin Hast, 1. Juny 1712 bey dießer Kompagnie Kapitän worden. 11. Xbr. 1726 in Caßell gestorben.

Kompagnie Kapitän von Dalwig jun.

55. Kapitän Carl Wilhelm von Minckwitz, 4. April 1727 Kapitän worden bey dießer Kompagnie. 1. Jan. 1735 Erlaßen als Major.

56. Kapitän Ernst Ludwig von Dalwig, 9. Jan. 1735 bey dießer Kompagnie Kapitän worden.

Kompagnie Kapitän Graf zu Solms.

57. Major von Goldtacker, ist der erste Kapitän von der Kompagnie 1702. 1704 dimittirt.

58. Major Estienne de Clement, 1. Novembris 1704. 15. April 1734 das vakante Korfische Regiment bekommen.

59. Kapitän George Hein, 8. Aug. 1727 Kapitän worden bey dießer Kompagnie. 28. Jan. 1733 Kapitän worden bey der Leibkompagnie.

60. Kapitän Friederich Wilhelm von Malapert, 10. Marty 1734. 27. Febr. 1735 mit Abschied erlaßen.

61. Kapitän Carl Friederich von Bila, 19./30. Marty 1735. 9./2. Marty 1736 mit Abschied erlaßen.

62. Kapitän Friederich Christoph Graf zu Solms, 8. Juny 1736.

Liste
von denen zwey reducirten Kompagnien.

Kompagnie Kapitän von Gilsa.

63. Kapitän von Dalwig, 1702. 1706 in Berg-Keßell gestorben.

64. Kapitän Carl von Buchenau, 1706. Anno 1708 in der Belagerung Lille todt geblieben.

65. Kapitän Johann Thomas Eulner, 12. Septembris 1706. 16. Novembris 1714 Major worden, laut Hochfürstl. Reskript 1. Febr. 1724 zum Obristlieutenant avancirt und 7. April 1725 laut Reskript bey der Landt-Milice Obrister worden.

66. Kapitän Philipp Eytell von Gilsa, 4. Marty 1726. 15. Oktobris 1731 dimittirt.

Kompagnie Kapitän von Dalwig.

67. Kapitän Christian Neußell, 1702. Dimittirt 1705.

68. Kapitän George Friederich von Sommerfeldt, 1705. 1708 mit Abschied abgangen.

69. Kapitän Johann Caspar Hilchenbach, 28. Febr. 1708. 1. Jan. 1716 Renthmeister zu Homberg worden.

70. Kapitän Hans Christoph von Trayff, 9. Febr. 1716. 1. Jan. 1719 dimittirt.

71. Kapitän Christian Knoblauch, 25. July 1719. Ultimo Julio 1727 erlaßen.

72. Kapitän Friederich Emilius von Dalwig, 9. August 1727. 12. Oktobris 1731 bey die Leibkompagnie kommen.

71. Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde.

In der anmutig im Kinzigtale gelegenen Stadt Schlüchtern, die als Ort für die diesjährige Mitgliederversammlung des hessischen Geschichtsvereins gewählt worden war, fand am Nachmittag des 3. August im Gasthaus „Zum Stern“ eine Sitzung des Gesamtvorstandes statt, die mehrere Stunden in Anspruch nahm. Währenddessen hatten sich die von auswärts eingetroffenen Mitglieder mit den einheimischen in dem Garten des Gasthofes zusammengefunden, wo sich bis zum späten Abend ein sehr reger Verkehr entwickelte. Am andern Morgen wurde von dem Rathaus, das um das Jahr 1570 erbaut worden ist, unter Führung des Herrn Kreisarzts Dr. Cauer ein Gang in die Nähe des Schlosses angetreten, wo man sich unter einer prächtigen Baumgruppe niederließ, um den Vortrag des Herrn Dr. Cauer über „die Herren von Lauter und ihren Burgsitz in Schlüchtern“ zu hören. Redner teilte in der Einleitung mit, daß im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts, etwa vom Jahre 1370 ab, dem alten Benediktinerkloster zu Schlüchtern ein Abt namens Wilhelm vorgestanden habe. Wie sein Siegel zeige, gehörte er dem ritterlichen Geschlechte derer von Lauter an, das damals noch nicht lange vom Stifte zu Fulda ein Burglehen in Neuhof inne hatte. Im Hinblick darauf, daß die ursprüngliche Heimat der Herren von Lauter mit Sicherheit noch nicht festgestellt sei, erwähnte Redner die Erörterungen des Herrn Archivdirektors Gustav Freiherrn Schenk zu Schweinsberg, die im Jahrgang 1901, S. 78 ff. des „Hessenland“ enthalten sind.

„An der Hand alter Siegel,“ fuhr Herr Dr. Cauer fort, „weist Freiherr Schenk zu Schweinsberg nach, daß die Fuldischen Rittergeschlechter von Lüder, Döring von Lüder und von Lauter schon von frühster Zeit an völlig verschiedene Wappen geführt haben und daß diese Familien infolgedessen im Mannesstamme verschiedene Geschlechter gewesen sein müssen. Nicht unwahrscheinlich erscheint es diesem Forscher, daß die von Lauter aus der Gegend von Koburg stammen, wo sich erwiesenermaßen bereits um das Jahr 1162 ein Geschlecht nach den am Flüßchen Lauter gelegenen Dörfern Ober- und Niederlauter benannt hat, das in der Zeit des ersten Auftretens der Herrn von Lauter in der Gegend von Schlüchtern von dort verschwunden war. Man würde dann anzunehmen haben, daß jener Heinrich von Luter, welcher noch in den Jahren 1317 und 1323 als Hennebergischer Burgmann auf Burg Strauf in Hennebergischen Urkunden genannt wird, identisch sei mit dem Heinrich von Luter, dem nach einer Urkunde des Marburger Staatsarchivs bereits im Jahre 1330 von Abt Heinrich von Fulda mehrere Güter verpfändet wurden.

Von Abt Wilhelm sind verschiedene Siegel wohlerhalten auf unsere Zeit gekommen. Sie zeigen unterhalb der Halbfigur eines Abtes sein Geschlechtswappen, einen Schild mit Schildeshaupt, schräg rechts von einem Balken überzogen. Denselben Schild zeigen die Siegel Wilhelms und Apels von Lauter, welche sich Anfangs des 15. Jahrhunderts bei Schlüchtern ansäßig machten und wohl Neffen oder Großneffen des Abtes Wilhelm gewesen sein mögen. Als Helmzier findet sich bei diesen Siegelwappen außerdem noch ein offenbar zweifarbiger, innen mit einem Büschel besteckter Halbmond.

Genauere urkundliche Nachrichten über die Ansiedelung der Gebrüder von Lauter in und bei Schlüchtern besitzen wir nicht. Man wird aber wohl annehmen können, daß die von Lauter nach Erwerbung von Grund und Boden in der Nähe von Schlüchtern zunächst die zur Bewirtschaftung dieses Besitzes nötigen Bauten in Angriff genommen haben werden und daß dementsprechend der im 16. und 17. Jahrhundert öfters erwähnte, aus einem steinernen Hause, Wirtschaftsgebäuden und einer Mühle im Grunde bestehende v. Lautersche Edelsitz „Zum Haag“ auf einer heutzutage noch Haagerküppel genannten Anhöhe nordwestlich von Schlüchtern ihr erster Wohnsitz gewesen ist.

Bald jedoch legten sie ihren Hauptsitz nach dem im Tale gelegenen Schlüchtern, wo sie sich inzwischen auf einem westlich vom Orte gelegenen Platze eine rittermäßige Burg hatten bauen lassen. Über die Gründung und den Ausbau dieser auf unsere Tage gekommenen Burg findet sich direkt

nichts überliefert, und man kann mit einiger Sicherheit auf Grund urkundlicher Nachrichten nur sagen, daß die Erbauung der Burg in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, wahrscheinlich in den 30er Jahren dieses Zeitabschnittes erfolgt sein wird. Für diese Annahme spricht auch eine alte Nachricht, nach welcher im Jahre 1491 Martin Lusharts, ein erbemann zum Schild geboren, seines Alters von den 90 Jarenn . . als Zeuge in einem Grenzstreite zwischen den Herrn von Hanau und dem Stifte Fulda aussagt, daß er mer denn vor 50 Jarenn zu Sleuchter in der von Lutter Haus gesessen und eines von Hanaw Diener gewesen sei, sowie nicht minder der Umstand, daß zuerst der seit 1443 urkundlich erwähnte Henne von Lauter als Burgmann zu Schlüchtern bezeichnet wird. Nur auf Grund des heute noch Vorhandenen und eines im Anfang des 17. Jahrhunderts für das bekannte Werk von Meisner offenbar nach der Natur angefertigten Stichs der Stadt Schlüchtern sind wir imstande, uns ein Bild von dem neuerbauten Schloß der Herrn von Lauter zu machen. Hiernach war es ein stattlicher, gotischer rechteckiger Bau mit meterdicken, aus rohen Bruchsteinen und Quadern an den Ecken hergestellten Umfassungsmauern, der mit seinen drei Stockwerken und dem hohen, mit Ziegeln gedeckten Giebeldach die in der Nähe liegenden mit Stroh eingedeckten Bürgerhäuser weit überragte und im ganzen Orte nur von der etwas höher gelegenen Klosterkirche mit ihren beiden Türmen übertroffen wurde. An der nach Schlüchtern zu liegenden Vorderseite war ein kleiner Turm mit spitz zulaufendem Dache angebracht. Rings um das Haus zog sich ein etwa 10 m breiter Wassergraben, über den eine kleine Brücke zur Haustür geführt haben wird, über deren Spitzbogen in Sandstein gemeißelt das von Lautersche Wappen prangte.

Im Jahre 1482 ging die Burg in den Besitz Wilhelm von Lauters über, der bis zum Jahre 1493 urkundlich erwähnt wird und der nach Ausweis eines damals aufgestellten Güterverzeichnisses in Schlüchtern und in dem nahen Elm reich begütert war.

Nach Wilhelm von Lauter wird als Inhaber des von Lauterschen Grundbesitzes zu Schlüchtern ein Bastian von Lauter genannt, von dem es im Jahre 1496 heißt, daß er seinen freien eigenen Burgsitz zu Schlüchtern dem Kloster Schlüchtern für 120 Gulden verkauft habe und der im Jahre 1510 noch nachweislich in Schlüchtern wohnte.

Als um diese Zeit, etwa vom Jahre 1496 an, der Ort Schlüchtern zum besseren Schutz gegen feindliche Angriffe eine Umwallung und breite Wassergräben erhielt, wurde das von Lautersche Schloß in den umwallten Bezirk mit einbezogen und damit in eine noch innigere Verbindung mit dem zur Stadt gewordenen Schlüchtern gebracht. So kam es, daß die unheilvolle Zeit des bäurischen Aufruhrs, die um das Jahr 1525 so manchem Adelssitz verderblich wurde, an dem von Lauterschen Schloß zu Schlüchtern gnädig vorüber ging. Seine geschützte Lage hinter der Umwallung Schlüchterns, sowie die starke militärische Besatzung, welche von der Herrschaft Hanau in das von seinen Insassen verlassene Kloster damals gelegt worden war, scheint die heranrückenden Bauern von einem Angriff auf Kloster und Schloß abgehalten zu haben.

Spärlich fließen die Nachrichten über die Herrn von Lauter und damit auch über ihr Schloß zu Schlüchtern aus den nun folgenden Jahrzehnten. Erst aus den letzten 20 Jahren des 16. Jahrhunderts wissen wir, daß Philipp von Lauter bis zu seinem am 19. Februar 1589 erfolgten Tode das Schloß zu Schlüchtern bewohnt hat und daß zur gleichen Zeit sein Bruder David von Lauter den Hof Haag bewirtschaftet zu haben scheint.

Philipp von Lauter hinterließ 2 Söhne. Von diesen bewohnte der jüngere, Melchior Neidhardt von Lauter, der Schwiegersohn des damaligen Steinauer Amtmanns Hans von Lauter, lange Jahre hindurch das Schloß in Schlüchtern. Er wird noch am 28. November 1630 in einem Eintrag in das Elmer Kirchenbuch erwähnt, durch welchen die Einsperrung seines Dieners Hans Ochs aus Elm „in das Gefängnus bei dem Rathause in Schlüchtern" der Nachwelt überliefert wird, und dürfte wohl auch noch der ohne weitere Bezeichnung im Gerichtsbuch von Schlüchtern genannte Junker von Lauter gewesen sein, dessen Enten sich im Jahre 1642 zum großen Leidwesen der Bürgerschaft Schlüchterns nicht auf den ihrem Herrn gehörigen Schloßgraben beschränkten, sondern im nahen Stadtgraben wider der Stadt Herkommen Fische fingen. Sonst findet sich zur Zeit des 30jährigen Kriegs nur noch Hans Bartol Engelbert von Lauter, ein Sohn Wolfgangs von Lauter zu Oberkalbach, in Schlüchterner Urkunden erwähnt. Als Inhaber des von Lauterschen Hofs zum Haag scheint er das alte Herkommen, an dem die Ackerbürger Schlüchterns damals schon mit Zähigkeit festhielten, vielfach durchbrochen und durch seine Hetzjagden ihren Feldern manchen Schaden zugefügt zu haben. Auch in den damaligen Kriegsläuften scheint er handelnd aufgetreten zu sein, denn im Elmer Kirchenbuch findet sich unter dem 9. März 1635 von Pfarrer Feilinger eingetragen: Hans Bartol nobilis a Lautern ist des Gräventlichen Brandenstein 4 Dörffern: als Elm, Hutten, Gundhelm und Oberkalbach mit inquartierung und grausamer ausbreßung feindseliger Nachbar gewesen mit seinen Adhärenten.

Die schweren Schicksale, denen Schlüchtern zur Zeit des 30jährigen Krieges ausgesetzt war, blieben auch an dem von Lauterschen Schloß daselbst nicht ohne Einwirkung. Lange Zeit scheint es nach dem Kriege unbewohnt und baulich verfallen dagestanden zu haben, bis im Jahre 1675 Hans Ernst von Lauter seine Wiederherstellung bewirkte. Zur Erinnerung hieran ließ er an der Front des Gebäudes, seitwärts von dem alten Wappenstein einen neuen mit folgender Inschrift einfügen: Im Jahre 1675 habe ich, Hans Ernst von Lauther, hochfürstlich Bambergischer Rath, Oberschultheis, auch Amtmann zu Hochstadt und Wachenroth, der ich von meinen ehelichen Leibeserben von der Lautherschen Linie noch am Leben, dies Schloß, das im Kriege beschädigt wurde, meinen Kindern in Hessen wieder aufbauen lassen. Doch scheint das Schloß von einem Mitgliede der von Lauterschen Familie nicht wieder bewohnt worden zu sein. Wie dem Kirchenbuche der Stadt Schlüchtern zu entnehmen ist, erhielt das Schloß in der Person des Johannes Knauth aus Groß-Schönau in Böhmen einen Vogt, der noch im Jahre 1681 eine Tochter im „hochabligen Schloß oder Hause" hat taufen lassen, dann aber nicht mehr erwähnt wird. Im Jahre 1688 gingen Hof Haag und mit ihm wohl auch das Schloß in Schlüchtern in die Hände der Herrn von Dehn-Rotfelser über. Dann war das Schloß lange Zeit in den Händen einer bürgerlichen Familie, bis es in unsern Tagen von der Stadt Schlüchtern erworben und gründlich erneuert worden ist."

Nachdem Herr Dr. Cauer seinen Vortrag beendet hatte, führte er die Versammlung zu dem ehemaligen Kloster Schlüchtern, in welchem sich jetzt außer der Stadtschule das evangelische Schullehrerseminar befindet. Die früheren Klosterräume, die eingehend besichtigt wurden, enthalten auch die Reste der von Huttenschen Grabkapelle. In dem Kloster übernachtete Napoleon vor der Schlacht bei Hanau, während ringsum seine 60 000 Mann starke Armee biwakierte.

Die Hauptversammlung des Vereins begann um 10 Uhr in der Aula des Seminars, die mit Damen

und Herren fast bis auf den letzten Platz gefüllt war. Der Vorsitzende, Herr General Eisentraut, eröffnete die Sitzung, worauf Herr Bürgermeister Salomon=Schlüchtern die Versammelten auf das herzlichste willkommen hieß. In gleicher Weise begrüßte die Anwesenden Herr Seminardirektor Dr. Grau, welcher die idealen Beziehungen, die zwischen einem Geschichtsverein und einem Seminar bestehen und in der Heimatliebe gipfeln, hervorhob. Nach einer Ansprache des Herrn Vorsitzenden, in der er betonte, daß man sich mit allen Kräften der Spezialforschung, auf deren Gebiet es noch so viel zu tun gebe, zuwenden möge, erstattete Herr Rechnungsrat Woringer den Jahresbericht.

Aus dem Jahresbericht entnehmen wir das Nachfolgende: Der Verein zählt gegenwärtig 1788 Mitglieder. Aus dem Gesamtvorstand sind die Herren Kanzleirat Neuber wegen angegriffener Gesundheit und Landesrat Freiherr Wolff von Gudenberg mit Rücksicht auf seine Dienstgeschäfte ausgeschieden, an ihre Stelle wurden als Schriftführer Herr Rechnungsrat Woringer und als Kassenführer Herr Kreditvereinsdirektor Henkel, beide in Kassel, gewählt. Für Herrn Professor Dr. Heldmann in Halle, der wegen Überlastung mit andern Geschäften aus dem Redaktionsausschuß getreten ist, ist ein Ersatzmann noch nicht gewählt worden.

In den nächsten Wochen wird ein Ergänzungsband der Zeitschrift erscheinen, der eine Geschichte der Stadt Melsungen, verfaßt von dem auf diesem Gebiet besonders bewanderten Dr. phil. Armbrust, enthalten wird und auf den erfreulicherweise schon zahlreiche Bestellungen eingegangen sind. Dem Magistrat der Stadt Melsungen schuldet der Verein Dank für die Übernahme eines Teils der Kosten dieser Veröffentlichung.

Von den hessischen Grundkarten, deren Herstellung der Verein übernommen hat, sind 3 Sektionen (Brakel=Arolsen, Berleburg=Marburg, Fritzlar=Ziegenhain) fertiggestellt, die andern 3 Sektionen (Uslar=Kassel, Melsungen=Hersfeld, Eschwege=Eisenach) befinden sich im Druck. Die verfügbaren Mittel sind leider fast völlig erschöpft. Hoffentlich werden weitere ausreichende Mittel zur Fertigstellung dieser Arbeit durch Verkauf der Karten, die von allen Ständen benutzt werden können, geschaffen werden.

Der Beschlußfassung der vorjährigen Marburger Mitgliederversammlung über die volkskundlichen Bestrebungen des Vereins entsprechend, ist der Vorstand nunmehr auf diesem Gebiete selbständig vorgegangen und hat Fragebogen versandt, die in der Hauptsache von Herrn Professor Vogt in Marburg auf grund von Vorschlägen des Herrn Professor Dr. Edward Schröder in Göttingen ausgearbeitet sind. Eine Reihe von wertvollen Arbeiten ist darauf bereits in Marburg eingegangen, wo sie in der Universitätsbibliothek gesammelt werden, um später durch berufene Gelehrte bearbeitet zu werden. Der Kgl. Regierung ist der Verein für ihre tatkräftige und weitgehende Unterstützung auf diesem Gebiete zu Dank verpflichtet.

Die Einrichtung der Pfleger hat sich durchaus bewährt. Sie sind der Leitung und Verwaltung des Vereins eine große Stütze, wie auch schon wertvolle Mitteilungen aller Art aus dem Kreise der Pfleger dem Vorstande zugegangen sind.

Der vom Verein gestellte Antrag, der Bezirksverband möge das für die hessische Geschichte wichtige Schloß Spangenberg erwerben, hat eine ablehnende Antwort erfahren. Es schweben nunmehr noch Verhandlungen darüber mit der Königlichen Regierung.

Der gelegentlich der vorjährigen Mitgliederversammlung von Herrn Regierungsrat Spannagel in Schmalkalden gestellte Antrag auf Erhaltung der alten hessischen Holzbauweise ist vom Vorstande dem Herrn Regierungspräsidenten unterbreitet worden, der in dankbar anzuerkennender Bereitwilligkeit die Kreisbauinspektoren des Bezirks angewiesen hat, auf die Erhaltung der hessischen Holzbauweise ihr besonderes Augenmerk zu richten.

Um in den dem Verein obliegenden Forschungen namentlich über die älteste Kultur und Geschichte unseres Hessenlandes, wie letzteres sich in den Römerkriegen, sowie während der fränkischen und sächsischen Besiedelung und Eroberung darstellt, wertvolle Unterstützung zu finden, hat es der Vorstand für zweckmäßig gehalten, dem nordwestdeutschen Verbande für Altertumsforschung beizutreten, der sich am 22. Oktober 1904 in Hannover gebildet hat und dem bereits über 30 historische Vereine angehören. Im laufenden Jahre wird der Verein auf der Generalversammlung des Gesamtvereins in Bamberg durch persönliche Teilnahme eines Mitgliedes vertreten sein.

Die Kommission zur Erforschung der vor= und frühgeschichtlichen Befestigungen in Hessen hat auch im abgelaufenen Vorjahr fleißig gearbeitet. Die Herausgabe einer 1. Lieferung ihrer Veröffentlichungen ist vorbereitet, welche die Ringwälle in der Rhön behandeln soll. Die Mittel zur weiteren Fortsetzung der Forschungen hofft man durch rege Beteiligung der Mitglieder an der Subskription auf diese Veröffentlichung zu gewinnen. Während in anderen Provinzen gerade diese Arbeiten längst erledigt sind, tritt bei uns auch auf diesem Gebiet der stete Mangel von verfügbaren Mitteln hindernd entgegen.

Der Herr Vorsitzende sprach sodann seine Freude über die Zunahme des Vereins aus und wies nochmals auf die Aufgabe der Pfleger hin, die auf alle volkstümlichen Erscheinungen und auf die Er=

haltung der Naturdenkmäler in ihrem Bezirk zu achten haben. Zu Ehren der dahingeschiedenen Mitglieder erheben die Anwesenden sich von den Sitzen. Nachdem der gegenwärtige Kassenbestand mit 1 946,93 Mark und 963 Mark an rückständigen Beträgen als richtig befunden und der Kassenverwalter entlastet worden war, wurde auf Antrag des Herrn Superintendenten Wissemann der seitherige Vorstand mit den bereits erwähnten zwei neuen Mitgliedern wiedergewählt. Ferner wurde der in Eschwege neu gebildete Zweigverein bestätigt und die Einladung der Stadt Melsungen, dort die nächstjährige Jahresversammlung abzuhalten, angenommen. Zum Ehrenmitglied des Vereins wurde der Oberpräsident der Provinz Brandenburg Freiherr von Trott zu Solz, der als Regierungspräsident in Kassel die Bestrebungen des Vereins allezeit gefördert hat, ernannt.

Herr Geheimer Archivrat Dr. Könnecke-Marburg machte eingehende Mitteilungen über die Erwerbungen für das Altertums-Museum, die im Jahre 1904/05 ungefähr 170 Gegenstände aufweisen, unter denen sich wertvolle Kruzifixe und Holzskulpturen befinden.

Der Herr Vorsitzende bat sodann die an den Wänden der Aula angebrachten zahlreichen Zeichnungen des Herrn Geheimen Baurat Hoffmann aus Fulda zu besichtigen, welche alte Holzbauten und die beim Brand des Fuldaer Doms geschmolzene Glocke in trefflicher Ausführung wiedergeben. Der sich an den geschäftlichen Teil der Sitzung anschließende Vortrag über den in Schlüchtern geborenen Dichter Peter Lotichius hielt Herr Oberlehrer Dr. Wilhelm Henkel aus Kassel, der mit großer Wärme für die in lateinischer Sprache verfaßten Gedichte dieses zu den Unseren zählenden Poeten eintrat und ihn neben Tibull und Properz stellte.*)

Nach Schluß der Sitzung fand im Garten des „Deutschen Kaisers" ein Frühschoppen statt, der bei der herrschenden Hitze vielen Zuspruch fand. Im Hotel „Zum Stern" begann um 4 Uhr das Festessen, an dem zwischen 60 und 70 Personen teilnahmen. Das Kaiserhoch brachte der Vorsitzende des Vereins Herr General Eisentraut aus. Eine Reihe von meist humoristisch gehaltenen Toasten erhielt die animierte Stimmung bis zum Ende des Mahls. Abends begab die Versammlung sich zu dem unfern der Stadt im Walde sehr romantisch gelegenen Acisbrunnen,*) wo von dem Festkomitee ein Konzert veranstaltet worden war.

In der Frühe des folgenden Tages wurde ein Ausflug nach der Steckelburg**) unternommen, wobei die Teilnehmer Gelegenheit hatten, die großartigen Parkanlagen des Freiherrn Robert von Stumm kennen zu lernen. Herr Rentmeister Muche und Herr Gutsinspektor Max Neuber, ein Kasseler, hatten in liebenswürdigster Weise die Führung übernommen und leiteten den Verein zu der auf Stummschem Gebiete liegenden Burg hinauf, wo Herr Rechnungsrat Woringer einen Vortrag hielt, den wir im Wortlaut in vorliegender Nummer wiedergeben. Damit war die 71. Jahresversammlung, die einen sehr guten und anregenden Verlauf genommen hatte, beendet und die einzelnen Teilnehmer traten nach einem auf „Paulinenluft" im „Borkel" eingenommenen Frühstück die Rückfahrt in die Heimat an, Schlüchtern für die gastliche Aufnahme, die sie daselbst gefunden, ein dankbares Gedächtnis bewahrend. W. B.

*) Über Lotichius vgl. „Hessenland" 1888 den auf Seite 245 ff. enthaltenen Aufsatz von F. W. Junghans.

*) G. Landau in seiner Beschreibung des Kurfürstentums Hessen, Kassel, 1842, Seite 622 sagt: „Nordwestlich von Schlüchtern sprudelt an der östlichen Abdachung des Ohlbergs eine starke, kristallklare, eisigkalte Quelle, welche in die Kinzig fällt. Das Volk nennt dieselbe Mattjes, Lotichius besang sie aber unter dem klassischen Namen Acis". Von der Bezeichnung „Mattjes" will aber der Volksmund heute nichts mehr wissen. Der Name scheint, nach an Ort und Stelle gemachter Umfrage, völlig in Vergessenheit geraten zu sein. D. Red.

**) Ein Herr aus Ramholz erzählte, daß vor ungefähr zwanzig Jahren ein noch in jungen Jahren befindlicher Herr daselbst erschienen sei, der sich als Baron Stackelberg, Offizier in russischen Diensten, vorgestellt und um einen Führer nach der Ruine gebeten habe, da diese Burg von seinen Vorfahren herstamme. Der Erzähler knüpfte daran die Vermutung, es könne dies der jetzige im russisch-japanischen Kriege oft genannte General von Stackelberg gewesen sein.

Aus alter und neuer Zeit.

Gedenktag. Am 21. August d. J. werden hundert Jahre verflossen sein, daß zu Celle der hervorragende Kirchenhistoriker Friedrich Wilhelm Rettberg geboren wurde, dessen elfjährige Lehrtätigkeit an der Universität Marburg ihm ein bleibendes Gedächtnis auch in der hessischen Gelehrtengeschichte sichert. Rettberg verlor seinen Vater, der Bürgermeister in der Vorstadt von Celle war, schon in der Kindheit, und sah, da seine Mutter ihre Habe bei einem Brande einbüßte, einer traurigen Zukunft entgegen, wenn nicht bemittelte Freunde sich seiner angenommen hätten. Er durchlief im Zeitraum von fünf Jahren das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte alsdann in Göttingen von 1824—27 Theologie und Philologie; von der letzteren fühlte er sich zuerst besonders angezogen.

In den theologischen Studien übte der Kirchenhistoriker Planck wesentlichen Einfluß auf ihn aus. Schon 1826 wurde eine Arbeit von ihm, die das Verhältnis des Johannes zu den anderen Evangelien behandelte, des von der theologischen Fakultät in Göttingen zu vergebenden Preises für würdig erkannt, der ihm aber wegen eines Mangels in der Form nicht erteilt werden konnte, im folgenden Jahre aber erhielt er den Preis für seine Schrift über die Parabeln Christi, wodurch er in die Lage versetzt wurde, in Berlin Schleiermacher und Hegel zu hören. Nachdem er 1827 die philosophische Doktorwürde erlangt, erhielt er Anstellung als Gymnasiallehrer in seiner Vaterstadt, wurde sodann im Jahre 1830 theologischer Repetent in Göttingen, 1833 Hilfsprediger an der dortigen St. Jakobikirche und 1834 zugleich außerordentlicher Professor der Theologie daselbst. Auf Plancks Veranlassung hatte er schon 1831 eine Monographie des Kirchenvaters Cyprianus herausgegeben, auch setzte er die Schmidtsche Kirchengeschichte fort. 1838, in welchem Jahre er die theologische Doktorwürde erhielt, folgte er einem Ruf als ordentl. Professor an die Universität Marburg.

Rettbergs bekanntestes Werk ist die „Kirchengeschichte Deutschlands", die von der ersten Verbreitung des Christentums bis zum Tode Karls des Großen reicht, erschienen in zwei Bänden zu Göttingen bei Vandenhoeck & Ruprecht in den Jahren 1846 und 1848. Er hatte ein gewagtes Unternehmen begonnen, dessen Schwierigkeiten, wie er in der Vorrede sagt, in der Aufgabe selbst liegen, da das von jeher dem deutschen Volke eigentümliche Leben in Stämmen auf kirchlichem Boden wohl die Geschichte einzelner Landeskirchen, nicht aber der Kirche Deutschlands möglich zu machen scheine. Er aber hielt, in voller Hingebung an den einmal erfaßten Gegenstand, das Verhältnis des deutschen Volkes zum Christentum wenigstens den Versuch einer umfassenden Darlegung wert, „damit, wenn einmal der rechte Genius sich findet für eine deutsche Geschichte, wie wir sie noch nicht besitzen und worauf wohl erst nach langen Vorarbeiten zu rechnen ist, dann auch dieses Werkstück zum großen Bau einigermaßen zugerüstet bereit liege". Es wird als charakteristisch für seine Geschichtsforschung betrachtet, daß er ursprünglich habe die Rechtswissenschaft studieren wollen, denn mit großem Eifer ging er den Legenden zu Leibe, so daß selbst von ihm zugetaner Seite die Meinung ausgesprochen wird, in der Kritik der Legende sei er zu radikal verfahren. Von seinen weiteren Schriften sind zu nennen „Die Heilslehre des Christentums nach den Grundsätzen der evangelisch-lutherischen Kirche", Leipzig 1838, und die nach seinem Tode erschienenen „Vorlesungen über Religionsphilosophie".

Rettberg war mit der Tochter des Kirchenhistorikers Gieseler in glücklicher Ehe verbunden und hatte in Marburg eine zweite Heimat gefunden. Da kam das Jahr 1848 und er wurde zum zweiten Male zum Prorektor gewählt, ein Amt, das in dieser stürmischen Zeit schwer auf ihm lasten mochte. Zugleich war er Mitglied des oberhessischen Konsistoriums und längere Zeit mit der ganzen Leitung der Universitäts-Administration betraut, ferner hatte er sich mit den Vorarbeiten für die gewünschte Reform der Universität zu befassen und seinen Verpflichtungen als Dozent nachzukommen. Dies alles zusammen mag ihn überangestrengt haben, er erkrankte an einer Rippenfellentzündung, die sich noch mit anderen Leiden verband und seinen Tod am 7. April 1849 im 44. Lebensjahre herbeiführte. Dieser kurze Hinweis auf den Verewigten sei mit den Worten geschlossen, die sein Marburger Kollege Ernst Henke in dem Beiblatt Nr. 15 der „Kasselschen Zeitung" vom Jahre 1849*) ihm widmet: „Er fiel wie ein treuer Soldat auf seinem schweren Posten, von dem er auch der Todesgefahr gegenüber zu weichen nicht bewogen werden konnte."

*) Als Geburtstag Rettbergs ist dort wiederholt der 12. August angegeben.

Hessenstiefel. Im Sonntagsblatt der New-Yorker Staatszeitung vom 23. Juli ist eine Episode aus dem amerikanischen Freiheitskriege, „Die Hessenstiefel" von Georg Meyer, enthalten. Mit den erbaulichen Worten „Kill a Hessian for his boots" beginnt die Erzählung, wozu erläuternd bemerkt wird, daß dies zu Beginn des Winters 1776 ein geflügeltes Wort gewesen sei und die schlecht mit Schuhwerk versehenen amerikanischen Schützen die Hessen nicht allein als ihre Feinde, sondern auch wegen ihrer starken, schier unzerreißbaren Stiefel aufs Korn genommen hätten. In der sehr launig geschriebenen Erinnerung, die sich an ein paar solcher „Hessenstiefel" knüpft, die der Großvater des Erzählers übrigens von keinem hessischen Grenadier erbeutet, sondern aus Mitleid geschenkt bekommen hat, und deren Schäfte in der Familie unter sonstigen Trophäen einen Ehrenplatz einnehmen, wird der Tapferkeit der hessischen Truppen das beste Zeugnis ausgestellt.

„Hutten Buchdrucker." Das auf Seite 226 dieser Nummer veröffentlichte Gedicht verdankt seine Entstehung der Angabe, daß Ulrich von Hutten während seines Aufenthaltes auf der Steckelburg im Jahre 1519 dort sich eine Druckerei eingerichtet gehabt habe. Als begründet galt diese Annahme durch den Umstand, daß die von Ulrich von Hutten 1519 herausgegebene Sammlung von Schriften,

die er wegen Ermordung seines Vetters Johannes von Hutten gegen den Herzog Ulrich von Württemberg, der den Mord veranlaßt hatte, unter dem Titel Deploratio erscheinen ließ, am Schlusse die Drucknotiz hat: Excusum in arce Steckelberg 1519. Sept. Aber diese Schrift ist bei Ivo Schöffer in Mainz gedruckt. Der falsche Druckort Burg Steckelberg wurde jedenfalls deshalb gewählt, um den Drucker dieser mit rücksichtsloser Schärfe gegen einen deutschen Reichsfürsten vorgehenden Schrift, in welcher sogar der König von Frankreich gegen den Mörder aufgerufen wird, nicht in Not zu bringen. (Siehe Könnecke, Hessisches Buchdruckerbuch S. 341.)

Aus Heimat und Fremde.

Jubiläums-Ausstellung. Die am 1. Juli eröffnete Jubiläums-Ausstellung des Handels- und Gewerbevereins zu Kassel, die mit dem Ablauf des Monats August ihr Ende erreicht, hat seither einen außerordentlich guten Verlauf genommen. Sowohl von Einheimischen wie von Auswärtigen hatte sie sich eines andauernd zahlreichen Besuchs zu erfreuen, wie dies bei ähnlichen Gelegenheiten selten der Fall gewesen ist. Einerseits mögen die günstigen Eintrittsbedingungen das ihrige zu dem starken Besuch beitragen, andererseits aber muß hervorgehoben werden, daß die Ausstellung in allen Teilen wohlgelungen ist und infolgedessen an und für sich eine große Anziehungskraft besitzt. In den 15 Gruppen, aus denen die Ausstellung besteht, tritt uns des ganzen Hessenlandes Gewerbtätigkeit in glänzender Weise entgegen und läßt uns mit Stolz auf die Erzeugnisse unserer engeren Heimat blicken. Einzelnes herauszugreifen und besonders in Betrachtung zu ziehen, ist hier unmöglich, da fast eine jede der im Katalog angeführten 845 Nummern bemerkenswert ist. Die Absicht der Veranstalter, die Gewerbtreibenden in die Lage zu versetzen, ihr Können zu betätigen und ein Bild von der Leistungsfähigkeit der heimischen Gewerbe darzubieten, ist völlig erreicht worden. Die Gewerbtätigkeit in dem ehemaligen Kurhessen hat dabei den Nachweis geliefert, daß sie einen Wettbewerb mit den anderen Landesteilen nicht zu scheuen braucht, vielmehr in einem solchen mit Ehren bestehen würde.

Ehrung. Herrn Kanzleirat Karl Neuber in Kassel, der durch Gesundheitsrücksichten gezwungen war, sein Amt als Schriftführer des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde niederzulegen, überreichten im Namen des Vereins die Herren General Eisentraut, Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf und Rechnungsrat Woringer eine Adresse, in welcher der Dank des Vereins für die langjährige gewissenhafte und mühevolle Amtsführung des Herrn Neuber in sehr eindrucksvollen Worten ausgesprochen wird. Darin hervorgehoben wird auch, daß die Stadt Kassel alle Ursache habe, jederzeit dankbar seiner Verdienste um die städtische Geschichtsschreibung zu gedenken. Aber auch die weitere Umgebung der Residenz, die Städte Fritzlar und Hofgeismar, die alten Burgen, die eingegangenen Klöster u. a. habe er in den Kreis seiner emsigen Forschungen gezogen und sich damit ein dauerndes Verdienst um die Geschichte unseres engeren Vaterlandes erworben. — Sein Abgang aus dem Vorstand werde tief empfunden und es sei nur ein beschränkter Trost, daß er seinen Wohnsitz in Kassel behalte und mit dem Vorstand in einer gewissen Verbindung bleiben werde. — Dem in der Adresse ferner ausgesprochenen Wunsch, daß Herrn Kanzleirat Neuber noch eine Reihe glücklicher und froher Tage verliehen sein möge, schließen auch wir uns an und hoffen, daß unser verehrter Mitarbeiter noch recht lange im Dienste der vaterländischen Geschichte tätig sein wird.

---

70. Geburtstag. Am 15. August beging Se. Exz. Generalleutnant z. D. Heinrich Rhein zu Wahlershausen bei Kassel seinen 70. Geburtstag. Obwohl in Hessen geboren, trat er 1853 in das 6. preußische Infanterie-Regiment ein. Als Hauptmann im Generalstab machte er den deutsch-französischen Krieg mit und erhielt das Eiserne Kreuz. 1878 zum Oberstleutnant befördert, wurde er 1883 zum Chef der topographischen Abteilung der Landesaufnahme ernannt 1888 erhielt er als Generalmajor das Kommando der 44. Infanterie-Brigade. Als Generalleutnant trat er 1890 in den Ruhestand.

Hochschulnachricht. Der Oberlehrer Herr Dr. Brackmann in Marburg ist zum außerordentlichen Professor für historische Hilfswissenschaften an der dortigen Universität ernannt worden.

Teutonenfest. Vom 4. bis zum 7. August beging das Korps Teutonia in Marburg in glänzender Weise sein 80jähriges Stiftungsfest. Den Anfang machte ein großes Gartenfest, bei welchem die jenseits der Ketzerbach gelegenen Berge eine Zeitlang abwechselnd mit Rot- und Weißfeuer beleuchtet wurden, was einen herrlichen Anblick bot, zu dem der größte Teil der Marburger Einwohnerschaft sich eingefunden hatte. Am Sonnabend, den 5., veranstaltete das Korps einen prunkvollen Festzug durch die Stadt. Seit dem Jahre

1865, wo von dem Korps das 40jährige Stiftungsfest in gleicher solenner Weise gefeiert worden ist, hat in der alten Musenstadt sich wohl vieles geändert, bei Beschreibung des Festzugs aber können die Worte wiederholt werden, die damals in einem zur Erinnerung an jenen Stiftungskommers erschienenen Schriftchen zu lesen sind:

„Den Chargierten folgte der ganze übrige Zug, vom ältesten Burschen, dessen Scheitel schon das Silber der Zeit deckte, bis zum jüngsten Fuchs, letzterer in der herrlichen kanonen-kollerigen Tracht des Mittelalters.

Wenn wir durch die Straßen ziehen,
Recht wie Burschen in Saus und Braus.

Wie die alten Wigwams der Philister verwundert hinabschauten auf die vorüberziehende Menge und wie die alten Burschen hinaufschauten zu den alten Giebeln, zu den alten Erinnerungen und dann die schönen Jahre ihrer Burschenzeit vor dem Spiegel ihres Gedächtnisses Revue passieren ließen! — — Aber dann, wenn vielleicht die trüben Wolken der Wehmut ihre Stirne umlagerten, dann bedurfte es nur eines Blickes in die oberen Regionen, um sie hinwegzuscheuchen und ein freudiges Lächeln die verwitterten Züge durchblitzen zu lassen. Aus den Fenstern schauten im reichen Schmucke des Frühlings und ihrer Schönheit die schönen Kinder Marburgs und Umgegend und manch errötendes Lächeln auf den holden Zügen verriet dem Vorüberwandernden, daß er erkannt sei. — Eine unzählige Volksmenge bildete Spalier, Straßen, Fenster, Gärten waren überzählig besetzt und stolzen Schrittes stiegen die Söhne Teutonias einher durch die bewundernde Menge — —"

Soweit die auch heute noch zutreffende Schilderung von 1865.

Mit dem Stiftungsfest war die Einweihung des neuen Korpshauses der „Teutonia" verbunden, das im Renaissancestil am Nordabhange des Schloßberges errichtet worden ist und dem Marburger Kunsthandwerk ein sehr ehrenvolles Zeugnis ausstellt.

Hessische Bücherschau.

Kurze Darstellung der Geschichte und Tätigkeit des Handels- und Gewerbevereins zu Kassel. Zur Jubelfeier seines 50jährigen Bestehens im Auftrage und unter Mitwirkung des Vorstandes auf Grund der Akten und anderer Hilfsmittel abgefaßt von Rektor W. Schanze. Herausgegeben im Juli 1905 vom Vereinsvorstand. Selbstverlag des Vorstandes. Druck von Gebr. Schönhoven, Kassel.

„Vereine wie der unsrige," sagt der Herr Verfasser in der vorliegenden Festschrift, „verdanken ihre Entstehung nicht der Laune eines Gelangweilten oder dem Einfall eines Schwärmers, sondern erwachsen aus dem breiten Boden des praktischen Bedürfnisses, sammeln die zerstreuten Kräfte und lenken sie auf das Hauptförderungsziel hin und wecken und gestalten neue Mitarbeit zu segensreicher Tätigkeit." Das praktische Bedürfnis für einen Handels- und Gewerbeverein in der Residenzstadt Kassel hatte sich schon kurz nach Beendigung des französischen Zwischenreichs geltend gemacht, so daß durch eine Kurfürstliche Verordnung vom 29. Juni 1821 ein solcher ins Leben gerufen wurde, der eine Reihe von sehr wichtigen Aufgaben zu bewältigen hatte, nach deren Aufzählung es in der Festschrift heißt: „Unsere kurhessischen Staatseinrichtungen und Verwaltungsmaßregeln sind so oft im übrigen Deutschland von berufenen und unberufenen Kritikern als rückständig bezeichnet und von oben herab behandelt worden, daß man keine Gelegenheit vorübergehen lassen soll, um darauf hinzuweisen, wie wenig gerechtfertigt ein derartiges Urteil in Wirklichkeit ist." Für die bessere Einrichtung des Vereins und für solche Maßnahmen, die zur Belebung und Erstarkung der vaterländischen Industrie geeignet waren, wurden in der Folge 6800 Taler in den Staatsgrundetat eingestellt.

Über die von dem Verein veranstalteten Ausstellungen und die Erteilung von Preisen ist in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift von Herrn Theodor Meyer berichtet worden.

Mit den Jahren erlahmte jedoch der Arbeitseifer, und das Jahr 1848 scheint der Vereinstätigkeit besonders schädlich gewesen zu sein. Erst dem Eingreifen der Kurfürstlichen Regierung ist es zuzuschreiben, daß ein neuer Verein zur Förderung und Belebung des Handels und der Gewerbe zustande kam, der sich am 23. Mai 1855 konstituierte. Für die verschiedenen Zweige der Vereinsarbeit wurden acht Sektionen gebildet, die aber 1863 wieder aufgehoben wurden. Obwohl ein von den im Kurstaate bestehenden einzelnen Handels- und Gewerbevereinen nach dem Muster anderer Länder angestrebter Landesverband aller Vereine nicht zustande kam, so fanden doch seit 1862 Landesversammlungen in Marburg, Kassel, Hersfeld und Hanau statt. Die fünfte Landesversammlung war zwei Tage vor der Eröffnung der geplanten Gewerbeausstellung im Sommer 1866 in Kassel angesetzt worden, konnte aber infolge der politischen Umwälzung nicht abgehalten werden, ebensowenig wie die Ausstellung.

Nachdem in dem neuen Staatswesen die Handelskammer, welche dem Verein ein großes Gebiet seines Arbeitsfeldes entzog, errichtet und die Gewerbehalle entstanden war, dachte man eine Zeitlang an die Auflösung des Vereins, wozu es schließlich aber doch nicht kam. Verschiedene Pläne, die zur Hebung des Vereins gefaßt wurden, verliefen im Sande, ja, es trat 1878 sogar eine Spaltung unter den Mitgliedern ein, von denen eine Anzahl den Gewerbeverein gründeten. Erst 1881 fand eine Aussöhnung der Parteien statt, infolge deren der Gewerbeverein sich auflöste und mit seinem Vermögen dem älteren Verein beitrat.

In dem Abschnitt der Festschrift, der über die Tätigkeit in der kurhessischen Zeit handelt, wird u. a. hervorgehoben, „daß man im Kurfürstentum Hessen schon damals nicht nur den Arbeiterschutz betrieb, sondern vor allem auch der Kinderfürsorge im Gewerbe Zeit und Kraft widmete und beispielsweise über die Beschäftigung schulpflichtiger Kinder in den Fabriken

beriet und beschloß." Die bedeutendste Errungenschaft aus jener Zeit aber ist die von Friedrich Scheel angeregte Gründung des Kreditvereins, die 1863 zustande kam.

In die Tätigkeit des Vereins unter preußischer Herrschaft fällt die Gründung der Gewerbehalle, die am 20. September 1872 eröffnet wurde.

In eingehender Weise verbreitet die Festschrift sich über die Förderungen, die der Verein den verschiedenen Bestrebungen auf den ihm naheliegenden Gebieten hat zuteil werden lassen, wie der Erbauung des Kunsthauses, der Errichtung einer Handelsschule u. a., ebenso wird die nutzbringende Stellungnahme des Vereins gegenüber den Vorkommnissen und Maßnahmen auf dem Gebiete der Sozialpolitik hervorgehoben. Seine Fürsorge für das Lehrlingswesen betätigte der Verein dadurch, daß er die Errichtung einer obligatorischen Fortbildungsschule für Handwerkslehrlinge von seiten der Stadt Kassel veranlaßte. Sodann sind Lehrlingswerkstätten und Lehrwerkstätten von dem Verein geschaffen, wie auch die Meisterkurse veranstaltet worden.

Die Anregung zu der gegenwärtig in Kassel stattfindenden Jubiläums-Ausstellung geht von dem langjährigen, verdienstvollen Vorsitzenden des Vereins, Herrn Stadtrat C. Ruetz aus, der aus eigener Anschauung die Überzeugung gewonnen hatte, daß auf den großen Ausstellungen die Handwerkserzeugnisse zu wenig Beachtung fänden, und aus diesem Grund die Veranstaltung kleinerer Ausstellungen, welche den Erzeugnissen des Kleingewerbes größere Geltung verschafften, für notwendig hielt. Der große Erfolg der Kasseler Ausstellung hat dieser Anschauung Recht gegeben. Die so überaus fleißig ausgearbeitete und inhaltlich wertvolle Festschrift aber wird die Erinnerung an diese Tat des Handels- und Gewerbevereins für immer wach erhalten. W. B.

Offizieller Katalog der Jubiläums-Gewerbe-Ausstellung zu Kassel. Herausgegeben vom geschäftsführenden Ausschuß. Verlag von Haasenstein & Vogler A.-G., Kassel.

Der hübsch ausgestattete mit einem geschmackvollen Umschlag nach dem Entwurf des Kunstmalers Eduard Schick versehene Katalog gewinnt ein literarisches Interesse durch einen dem geschäftlichen Teil vorhergehenden Überblick über die geschichtliche Entwickelung von Handel und Gewerbe in Kassel von Dr. Hugo Brunner. Hat Rektor Schanze seiner Aufgabe gemäß in der oben besprochenen Festschrift die Entwickelung des Handels- und Gewerbevereins zu Kassel in allen ihren Phasen wiedergegeben, so entwirft Dr. Brunner in großen Umrissen ein Bild von den Handels- und Gewerbeverhältnissen, wie sie sich in Kassel seit der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, wo der Ort als eine der Hauptzollstätten des Thüringer Landes genannt wird, gestaltet haben. Da Hessen weder an Getreide, noch an kostbaren Erzen reich war, so sind es nur zwei Naturprodukte gewesen, die ihm schon früh Bedeutung auf dem Weltmarkt verliehen: Flachs und Wolle. Die Organisation der Kaufleute zu einer Innung muß, wie betont wird, verhältnismäßig früh stattgefunden haben, denn ihre Statuten, die durch einen Brand verloren gegangen sind, werden ihnen 1323 erneuert. Im folgenden Jahre erhalten die Bäcker ihren Gildebrief. Nachdem unter dem bürgerfreundlichen Landgrafen Heinrich II. Kassel einen bedeutenden Aufschwung zu verzeichnen hatte, trat unter seinem Nachfolger Hermann dem Gelehrten ein heftiger Rückschlag ein, der darin gipfelte, daß der Fürst alle Innungen auf die Dauer von mindestens drei Jahren aufhob. Wieder besser wurden die Zeiten im 15. Jahrhundert unter Landgraf Ludwig, und Wilhelm II. zu Anfang des 16. Jahrhunderts konnte dem Stapelrecht der Stadt Münden erfolgreich entgegentreten. Die Landgrafen Wilhelm IV. und Moritz zählt Dr. Brunner zu den besten Nationalökonomen ihrer Zeit. Wilhelm IV. förderte im Interesse der Glasbereitung den Kohlenbergbau, und seinem Baumeister Christoph Müller gelang es 1580 durch ein Dörrverfahren eine Art Koks zur Glasbereitung zu gewinnen, woran der Herr Verfasser die Anmerkung knüpft: „Den Ruhm dieser Erfindung haben somit nicht die Engländer, sondern die Hessen!" Von Landgraf Moritz aber sei noch hervorgehoben, daß er, eine Gewerbeschule gründete, „wohl die erste auf deutschem Boden", leider aber fand der Landgraf für seine Bestrebungen bei der Bürgerschaft nicht das nötige Verständnis. Ein sehr erfreuliches Bild zeigt die lange und segensreiche Regierung des Landgrafen Karl und auch seinem Enkel, dem Landgrafen Friedrich II. „war es ein hoher Ernst für Handel und Wandel neue Bahnen zu schaffen". Während des Königreichs Westfalen, in welchem kein Gewicht mehr auf die Zünfte gelegt wurde und schrankenlose Gewerbefreiheit herrschte, sehnte man sich nach den alten Verhältnissen zurück, die unter der nachfolgenden hessischen Regierung mit der Zeit dann auch wieder eingeführt wurden. „Kassel", schreibt Dr. Brunner am Schluß seines hochinteressanten Aufsatzes, „sollte beim Rückblick auf seine industrielle Entwickelung nie vergessen, was es seinen Fürsten zu danken hat. Sie erst haben es zu dem gemacht, was es ist!" W. B.

Personalien.

Verliehen: dem Geheimen Regierungsrat Berndt in Kassel der Kronenorden 2. Kl.; dem Postsekretär Dehnhardt in Hünfeld beim Übergang in den Ruhestand der Kronenorden 4. Kl.; dem Hofzahnarzt Dr. Friedrich Heuckeroth in Kassel von Seiner Hoheit dem Landgrafen Alexis von Hessen-Philippstal-Barchfeld der Titel Hofrat.

Ernannt: Regierungsbaumeister Heusch in Fulda zu Kreisbauinspektor daselbst.

Geboren: ein Sohn: Gutsbesitzer H. Sänger und Frau Milly, geb. Asbeck (Ochshausen, 1. August); Landmesser Henrich und Frau Else, geb. Kroll (Marburg, 2. August); Pfarrer Metz und Frau (Marburg, 6. August); Fabrikant Karl Schombardt und Frau Erna, geb. Tietze (Kassel, 10. August); Pfarrer Junker und Frau Eva, geb. Matthai, (Hohenzell, Marburg, 13. August); — eine Tochter: Major Jordan und Frau Berta, geb. Fenner (Ostrowo, 7. August).

Gestorben: Bankdirektor Dr. W. Kugel (Hagen i. W., 29. Juli); Frau Freifrau Anna von Verschuer, geb. Schwertzell zu Willingshausen, 79 Jahre alt (Kassel, 1. August); Frau Kreistierarzt Mathilde Textor, geb. Hetzberger, 79 Jahre alt (Ziegenhain, 2. August); Frau Elise Happel, geb. Bender, 62 Jahre alt (Marburg, 3. August); Stiftskämmerer a. D. Konrad Klippert, 76 Jahre alt (Rotenburg a. F., 6. August); Maurermeister Nikolaus Krug, 66 Jahre alt (Wahlershausen, 6. August); Maurer- und Zimmermeister Heinrich Ritter, 54 Jahre alt (Kassel, 7. August); Pfarrer a. D. Karl Dithmar, 84 Jahre alt (Altenburschla, August); Frau Klara Wagner, geb. Möller, 70 Jahre alt (Kassel, 9. August); Zahnarzt Bernhard Heuckeroth (Kassel, 11. August); verwitwete Frau Oberinspektor Amalie Bölling, geb. Lang, 90 Jahre alt (Kassel, 15. August).

Briefkasten.

J. L. in Kassel. Ihre Mitteilung, daß Specks Roman „Zwei Seelen" ins Englische, Italienische, Schwedische und Dänische übersetzt wird, hat uns sehr erfreut.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 17. XIX. Jahrgang. Kassel, 1. September 1905.

Bergeinsamkeit.

Leis' zittern Halm und Blatt. Die Luft ist glutenschwer.
Die Berge steh'n wie Mauern um mich her,
Doch, nahe mir, aus starren Steinen springt
Ein kalter Labestrahl und rauscht und singt —
Ob dieser wilden Felsenquelle schwebt
Dieselbe Stimme, die sich von den Höhen hebt.
Sie tönt so seltsam tief, daß nie mein ahnend Herz
Sie ganz vergißt —
Ob sie der Menschen sehnsuchtdunkles Echo ist,
Das hier in Weiten wohnt, und, wo ein Wand'rer schreitet,
Ihn stets begleitet?!
Mag es die Seele dieser Bergwelt sein,
Die Wundervolles sagt von unerforschten Dingen?
Ist's Psalmgesang? Verborg'ner Glocken Klingen?

O, Rätselstimme du, die du nicht ruhen kannst,
Die du mich rufst und meine Schritte bannst,
Die mit dem Quell du aus dem Felsen brichst:
Wann werd' ich wissen, was du Wahres sprichst?!

Roccavione. **Sascha Elfa (Helene Bechtel).**

Nacht in der Heide.

Wandernde Vögel — im dunklen Geleite
Finsterer Wolken, fern und nah —
Leise wiegt im Winde der Heide
Sich die träumende Erika . .

Tanzende Lichter in purpurnen Fernen
Locken in trostlose Nächte hinein.
Funken aus einsam wandelnden Sternen
Spiegeln im Wasser den goldenen Schein.

Tod und Verderben im flüsternden Rohre —
Durch das dämm'rige Einerlei,
Klingt im Nachtwind über dem Moore
Ein erstickender Hilfeschrei . .

Unheilkündend über mir thronen
Finstre Gefahren im Schatten des Teichs,
Nur in den Wassern blinken die Kronen
Eines versunkenen Königreichs . . .

Frankfurt a. M. **Carl Friedrich Wiegand.**

Das Wunder.

Da ruht die Mutter unter Moos und Stein,
Kein Glanz der Welt vermag sie mehr zu wecken;
Nach langer Wand'rung schlief sie selig ein,
Für ewig sich in diese Gruft zu strecken.

Und kehrt der Frühling wieder über's Jahr,
Und Blumen duften in die Gruft hernieder —
Ob sie auch stets ein Freund des Frühlings war:
Kein frohes Frühlingsläuten weckt sie wieder.

Und scheint der Mond dann in der Sommernacht,
Und Nachtigallen schlagen in den Linden —
Still schläft sie weiter über all' der Pracht;
Der Sommer kann den Weg nicht zu ihr finden.

Auch nicht das Weh des Mannes weckt sie auf,
Der um sie weint in thränenfeuchten Nächten.
So ist es nun einmal der Welten Lauf,
Und niemals läßt sich mit dem Tode rechten.

Doch tönt des Kindes Stimme an ihr Ohr —
Ein Wunder wär's, wie ihrer wen'ge sind,
Stieg nicht die Mutter aus dem Grab hervor,
Und fragte bang: „Was fehlt dir, liebes Kind?"

Berlin. **Henri du Fais.**



Landgraf Alexis von Hessen.

Nekrolog.

Am 16. August d. J. verschied der Senior des Gesamtfürstenhauses Hessen Alexis Wilhelm Ernst Landgraf von Hessen-Philippsthal-Barchfeld auf seinem Schlosse Augustenau in Herleshausen. Er wurde geboren am 13. September 1829 zu Burgsteinfurt i. W. als Sohn des Landgrafen Karl von Hessen-Philippsthal-Barchfeld und dessen zweiter Gemahlin Sofie, geb. Prinzessin zu Bentheim und Steinfurt. Er erhielt seine Erziehung im elterlichen Hause, um dann, nachdem er noch das Gymnasium zu Kassel besucht, den Traditionen seines Hauses gemäß in den Militärdienst zu treten. Nach kaum vollendetem 17. Lebensjahre wurde Prinz Alexis am 11. Oktober 1846 in das 2. kurhessische Husarenregiment als Leutnant eingereiht. Im Frühjahr 1847 legte er zu Kassel die Offiziersprüfung ab.

Als im März 1849 der zweite schleswig-holsteinsche Krieg ausbrach, marschierte Prinz Alexis mit seinem Regiment nach Schleswig und Jütland und machte im April 1849 die Positionsgefechte bei Düppel mit. Im Juli desselben Jahres nahm er auch an der Zernierung von Fridericia teil.

Im September 1849 wurde Prinz Alexis zum Rittmeister befördert; er verließ darauf den aktiven Dienst und widmete sich von 1851 an dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften an der Universität Heidelberg.

Anfang 1854 trat Prinz Alexis mit dem Range eines Rittmeisters in das königlich preußische 2. Garde-Ulanen-Regiment in Berlin ein, verließ indes, nachdem er zum Major avanciert war, den preußischen Dienst und wurde im Februar 1860 als Major im kurhessischen 1. Leibhusaren-Regiment angestellt, 1861 zum Oberstleutnant und 1865 zum Oberst befördert. In der königlich preußischen Armee wurde Seine Hoheit 1881 zum Generalmajor, 1893 zum Generalleutnant und 1897 zum General der Kavallerie befördert.

An dem politischen Leben beteiligte sich der Landgraf*) frühzeitig. So war er von 1854—66 Mitglied der hessischen Ständekammer zu Kassel und von 1866—85, d. h. bis zur Einführung der neuen Kreisordnung, Mitglied des Kommunallandtages zu Kassel, auch bis an sein Lebensende Mitglied des Kreistags zu Eschwege.

In das preußische Herrenhaus ist Landgraf Alexis als Chef der Philippsthal-Barchfelder Linie des hessischen Fürstenhauses durch Allerhöchsten Erlaß vom 24. Oktober 1881 mit erblichem Recht berufen. Er widmete sich mit regem Eifer all seinen öffentlichen Verpflichtungen, als Mitglied des Kreistags, des Herrenhauses und besonders der Kommissionen, in die das Vertrauen des Herrenhauses ihn berufen hatte. Er war Ritter des hessischen Goldenen Löwenordens, des hohen Ordens vom Schwarzen Adler u. a.

Landgraf Alexis hatte sich 27. Juni 1854 mit der Prinzessin Marie Louise Anna von Preußen, geboren 1. März 1829, Tochter des Prinzen Karl von Preußen, vermählt, doch wurde die Ehe, welche kinderlos geblieben, bereits am 6. März 1861 geschieden.

Da Landgraf Alexis keine Nachkommen hinterläßt, so geht Barchfeld und der Landgrafentitel auf den ältesten Sohn seines verstorbenen Bruders Wilhelm, den Prinzen Chlodwig von Hessen-Philippsthal-Barchfeld über, der mit der Prinzessin Karoline von Solms, einer Schwester der Großherzogin von Hessen und bei Rhein, vermählt ist und in Rotenburg a. d. F. residiert.

Nachdem der Verewigte in der Uniform des 2. kurhessischen Husarenregimentes zu Herleshausen aufgebahrt gewesen war, erfolgte die Überführung der Leiche von dort nach Barchfeld, wo die feierliche Beisetzung stattfand. Hinter dem Sarge schritt der Vertreter des Kaisers, der kommandierende General des XI. Armeekorps Exzellenz Linde, sodann folgten Seine Hoheit der Landgraf Chlodwig von Hessen-Philippsthal-Barchfeld und Seine Königliche Hoheit Landgraf Alexander Friedrich von Hessen, Seine Durchlaucht Fürst Karl zu Solms-Lich, Seine Erlaucht Graf Rudolf zur Lippe-Biesterfeld, Seine Durchlaucht Fürst Heinrich von Hanau, Seine Durchlaucht Prinz Karl von Ardeck, Seine Durchlaucht Prinz Wilhelm von Wittgenstein, ferner der königliche Regierungspräsident Graf von Bernstorff aus Kassel, Landeshauptmann Freiherr Ried-

*) Auf Nachsuchen des Prinzen Alexis wurde durch Erlaß des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen vom 20. August 1857 verordnet, daß der älteste der fürstlichen Linie Hessen-Philippsthal-Barchfeld den Titel Landgraf führe. Der Vater des Landgrafen Alexis war 1854 gestorben. (Vgl. Hoffmeister, Handbuch des Regentenhauses Hessen.)

esel zu Eisenbach, der Präsident des Kommunallandtags Kammerherr von Pappenheim, sowie zahlreiche Mitglieder der hessischen Ritterschaft und alte Kameraden, unter ihnen Generalmajor von Stein und Generalmajor von Lengerke, Deputationen des 2. kurhessischen Husaren-Regiments Landgraf Friedrich von Hessen-Homburg Nr. 14 und des 94. Infanterie-Regiments. Die hessischen Orden des Verblichenen trug Major von Baumbach vom 14. Husaren-Regiment, die anderen hohen Auszeichnungen Oberleutnant von Pfannenberg vom 94. Infanterie-Regiment. Vertreter hatten gesandt der Großherzog von Hessen, der Herzog von Meiningen und der Grafregent zur Lippe. Unter dem zahlreichen Trauergefolge befand sich auch Kabinettsrat Schimmelpfeng aus Berlin. Zur Beisetzung war ferner erschienen Seine Durchlaucht Prinz Moritz von Sachsen-Altenburg.

Der dahingeschiedene Fürst war von Jugend auf bemüht gewesen, seinen Körper zu stählen und ihn für jede Anstrengung tauglich zu machen. So war er ein ausgezeichneter Reiter und legte davon in früheren Jahren durch größere Distanzritte z. B. nach Prag und Horschowitz glänzende Proben ab. Noch 1897, als er von Seiner Majestät dem Kaiser eine Einladung zu den Kaisermanövern bei Homburg v. d. H erhielt, machte er einen Dauerritt von Herleshausen nach Homburg und zurück. Auch der Forstwissenschaft und Wildpflege war er in hohem Grade zugetan, wie dem edlen Weidwerk, infolgedessen er auch oft das Jagdvergnügen mit dem verblichenen Fürsten Ferdinand von Ysenburg-Büdingen-Wächtersbach, der ihm durch innige Freundschaft verbunden war, in dessen Waldungen teilte. Als Ehrenvorsitzender des hessischen Schützenbundes hatte er seine Vorliebe für diesen Sport auch in weiteren Kreisen betätigt. Ferner war er Protektor des Verbandes hessischer Geflügelzüchter. In der Bewirtschaftung seines Grund und Bodens, den er durch weitere Erwerbungen möglichst zu vergrößern bedacht war, hatte er die glücklichsten Erfolge erzielt. Mit großer Fürsorge waltete er auch als Kirchenpatron. Sein Wirken hatte etwas Patriarchalisches. Ein ausgeprägter Familiensinn war ihm eigen und mit treuer Anhänglichkeit war er seinem Hause zugetan. Unter seinen Standesgenossen erfreute er sich hohen Ansehens, und im ganzen Hessenlande, namentlich auch in Kassel, genoß er große Sympathien.

Als charakteristisch für seine Denkungsart wird erzählt, daß er vor ungefähr zehn Jahren zu einem jüngeren in seinen Diensten stehenden Mann, der ihm bei einem heftigen Gewitter die Büchse tragen wollte, damit ihm durch den Blitz kein Unglück widerfahre, gesagt habe: „Da will ich erst recht das Gewehr weiter tragen. Sie sind noch jung, ich bin ja doch ein alter Mann."

Das Andenken an den verewigten Landgrafen wird bei der Bevölkerung und allen denen, die ihm nahe gestanden, noch lange fortleben.

Das Museum des Hanauer Geschichtsvereins.

In unseren Mitteilungen über das Museum des Hanauer Geschichtsvereins — Oktober 1903, Nr. 22 dieser Zeitschrift — hatten wir darauf hingewiesen, daß noch eine Anzahl, namentlich ein an Gewicht, aber auch an Interesse nicht unbedeutender Teil von römischen und mittelalterlichen Sammelstücken sich im alten Lokal befinde und mit den übrigen erst dann vereinigt werden könne, wenn das Stockwerk gleicher Erde in dem uns als Museum von der Stadt überwiesenen alten Rathaus umgebaut bzw. hergestellt sein würde. Diese Herstellung ist im Frühjahr d. J. erfolgt, die Verbringung und Aufstellung ist denn auch alsbald vorgenommen worden und seit einer Woche sind alle die von dem Vorstande in langer Reihe von Jahren angesammelten historischen Gegenstände in einem Hause vereinigt und das Museum hat einen vorläufigen Abschluß erhalten. Da wir die über dem Erdgeschoß bereits verwendeten Stockwerke in der oben angegebenen Nummer 22 dieser Zeitschrift beschrieben haben, so dürfte es angemessen erscheinen, auch ein Bild der neu hinzugekommenen Räume zu geben.

Die linke Hälfte der im Mittelalter den ganzen unteren Stock einnehmenden Markthalle, welche im Jahr 1742 durch einen Zu- und Aufgang zu den oberen Stockwerken in wenig geeigneter Weise in zwei Teile getrennt und zu verschiedenen Zwecken benutzt worden war (wir verweisen auf die sehr eingehende Beschreibung des alten Rathauses in der „Festschrift des Hanauer Geschichtsvereins zum 600jährigen Jubiläum Alt-Hanaus zur Stadt 1903"), enthielt noch zwei Tore, welche jetzt in Lichtquellen des als Ausstellungsraum dienen sollenden dahinter liegenden Raumes verwandelt wurden. Unter Wahrung des Charakters des historischen Gebäudes nach außen und strengster Schonung der in der ursprünglichen Markthalle bzw. deren jetzigem Teil noch vorhandenen Deckenkonstruktionen, Konsolen und deren Skulpturen entstand, nachdem auch eine dritte

Lichtquelle nach dem dahinter befindlichen Hofe gebrochen und als Durchgangsöffnung ausgebildet worden war, ein höchst interessanter und geeigneter Ausstellungsraum.

Der auf diese Weise erschlossene und herangezogene Hofraum in Trapezoidform von 9 auf 9 Meter durchschn. Grundfläche wurde ringsum mit einem bedeckten Rundgang versehen, der durch eine Säulenstellung von dem 25 qm großen offenen und unbedeckten inneren Hofe getrennt zur Aufstellung vorzügliche Verwendung gefunden hat. Die auf solche Weise nutzbar gemachte geeignete Grundfläche beträgt ca. 110 qm und die gewonnenen Wandflächen ca. 250 qm. In dem geschlossenen Raume sind die Pfahlreste und die hierzu gehörenden eisernen Pfahlspitzen, die Kahnreste der Main-Römerbrücke von Großkrotzenburg und Hanau, ein Einbaum, eiserne Uhrwerke hiesiger Kirche und Rathaus, die große Anzahl verzierter gußeiserner Ofenplatten, Wetterfahnen und andere mittelalterliche Schaustücke aufgestellt. Zwei Seiten des Hofumgangs haben für die römischen schweren Steinstücke, das Mythräum von Großkrotzenburg, die Jupiter- oder Gigantensäule von Butterstadt, den Fußboden eines Hypocaustums von Dorf Eichen, Wasserleitungen mit Spuntkasten, Handmühlen, Steinsärge und Steinarchiv Verwendung gefunden. Die anderen beiden Umgangseiten sind wieder dem Mittelalter bzw. der christlichen Zeit gewidmet und enthalten die Steinskulpturen der verschiedenen in Hanau gestandenen und beseitigten Bauwerke, Grabsteine bedeutender Männer, die bei Gelegenheit der Beseitigung der alten Friedhöfe gerettet und teilweise noch vom Kinzdorfkirchhof, also aus dem 14. und 15. Jahrhundert herrührend, in dessen Umgebung aufgefunden worden waren. Der unbedeckte Lichthof erhielt in seiner Mitte einen Baum, der in einer von Randstein eingefaßten Grasfläche steht, an jeder Säule ist ein Ephen gepflanzt, damit auch junges Leben hier inmitten der Zeugen alter vergangener Zeiten den Beschauer zu erfreuen vermag.

Am Schluß unserer Mitteilungen haben wir noch einer anderen Erweiterung zu gedenken, welche im zweiten Obergeschoß erfolgt ist, nämlich die Vereinigung einer großen Anzahl von Zuwendungen der Bewohner unserer Stadt, die aus der ersten Zeit des vorigen Jahrhunderts stammen und in ihrer jetzigen Zusammenstellung als „Motive einer Kleinbürgerstube und Küche vor hundert Jahren" bezeichnet und von besonderem Interesse sind. Die Kosten der diesjährigen baulichen Herstellungen haben die Stadt und der Geschichtsverein in ziemlich gleichen Teilen übernommen mit zusammen Mark 4000.

Hanau, am 5. August 1905.

Thyriot, Stadtbaurat a. D., Konservator.

Einiges über die Territorien und deren Verfassung und wirtschaftliche Verhältnisse im Mittelalter.

Von Heinrich Keßler.

(Schluß.)

Seit dem 12. Jahrhundert mußten die deutschen Kirchenfürsten starke Abgaben, namentlich bei einem Ämterwechsel, nach Rom geben, auch waren Kreuzzugssteuern und Spoliengelder dahin zu entrichten. Sie erhielten dieses Geld von italienischen Bankhäusern dergestalt vorgestreckt, daß die Schulden in Rom, in dem Mittelpunkt des gesamten kirchlichen und kirchenpolitischen Lebens, aufgenommen wurden; getilgt sollten sie werden auf den Messen der Champagne, welche den Mittelpunkt des Handelslebens ausmachten. Es ist kein Zweifel darüber, daß diese Italiener deutschen Fürsten oder Städten nur ausnahmsweise kreditierten. Der Geistliche und wohl hauptsächlich die hohe Geistlichkeit wandte sich an die Italiener, die Fürsten und der Adel an Juden und Lombarden. Derjenige, der den Geistlichen zur Zahlung zwingen konnte, war der Papst. Die Kurie erweist sich somit auch hier als eine Schützerin des öffentlichen internationalen Verkehrslebens. Sie hat freilich gerade dadurch den Übergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft und damit dem eigenen Zinsverbot mächtig entgegengearbeitet. Der Zinsfuß ist erschreckend hoch, in einzelnen Fällen 60 %, aber man darf nicht übersehen, es ist ein Zinsfuß für Verzugszinsen. Viele Kirchenfürsten waren verschuldet und mußten schwer drückende Abgaben ihren Klöstern und Diözesanen auflegen, was eine große Erbitterung hervorrief, wie sie in den heftigen Aussprüchen Walthers von der Vogelweide gegen die Päpste ihren Ausdruck fand. Dante schiebt besonders den vom Lande nach Florenz eingewanderten Bankiers die Schuld zu, daß die Geldgier das alte gute Volk seiner Vaterstadt verdarb.

Nach den hohenstaufischen Privilegien standen die einzelnen Judengemeinden unter einem selbstgewählten, vom Kaiser bestätigten Bischof, dem

zugleich die Vertretung der Gemeinde nach außen oblag. Sie durften heidnische Sklaven und freies christliches Gesinde halten. Von den öffentlichen Gerichten wurden die Juden eximiert, ihren ordentlichen Gerichtsstand sollten sie vor ihrem Bischof haben. Auch betrachtete man das Privileg des Wuchers, weil es den guten Sitten des Mittelalters widersprach, nur als auf Widerruf erteilt. Dieses Schutzrecht ging mit der Zeit, wie so manches kaiserliche Recht, auf die Fürsten, Geistlichen und auch einzelne Städte über. Den Schutzherren mußten sehr hohe Abgaben gezahlt werden, sie stellten daher ein sehr hohes Zinsmaximum fest, 60, 70, 80 %, ja noch mehr. Der letzte Babenberger (Friedrich II., gest. 1246), welcher als ein besonderer Gönner der Judenschaft genannt wird, gestattete den Juden (1244), 8 Pfennige vom Pfund zu nehmen, was einen jährlichen Zins von 174 % ausmacht. In Straßburg waren die Juden die verhaßten Verbündeten eines verhaßten Patriziats gewesen, als sich dort 1349 jene furchtbare Verfolgung vollzog, die mit der Verbrennung von 2000 Juden endete. Diese revolutionären Bewegungen wurden wohl hauptsächlich dadurch befördert, daß die Juden von den Landesherren und den herrschenden Patriziern in den Städten unterstützt wurden.

Es ist eine im Publikum noch weit verbreitete Ansicht, daß das kanonische Zinsverbot auf die Juden keine Anwendung im Mittelalter gefunden habe. Diese Ansicht hat sich als irrig erwiesen. Diejenigen, welche den Juden hier und da die Erlaubnis erteilten, dem kanonischen Verbot zuwider Zinsen zu nehmen, waren weltliche Machthaber. Den Schutzherrn der Juden konnte es nur genehm sein, wenn die Schützlinge zu Geld kamen, desto reicher waren die von ihnen zu gewinnenden Abgaben. Als Motiv, die Juden gewähren zu lassen, kam teilweise auch der Umstand in Betracht, daß die nach kanonischem Recht unsauberen Geschäfte für den Verkehr unentbehrlich waren.

Die Geschichte lehrt uns, wie in vielen Städten und auch in sonstigen Gegenden Deutschlands damals viele Judenverfolgungen stattfanden, in denen viele ihr Leben verloren. Im Laufe der Zeit werden die Juden fast aus jeder Reichsstadt vertrieben, nie jedoch gleichzeitig aus dem ganzen deutschen Reiche (wie sie z. B. aus ganz England mehrere Jahrhunderte hindurch vertrieben waren). So kam ihnen die Zersplitterung Deutschlands in der Weise zu statten, daß die aus einem Gebiet Vertriebenen in dem Nachbargebiet wieder Aufnahme fanden. Gegen die Vermehrung des jüdischen Grundbesitzes gehen die Städte in ähnlicher Weise wie gegen die Vermehrung des kirchlichen vor. Im Jahre 1341 wurde in Köln das Verbot einer weiteren Ausdehnung des jüdischen Grundbesitzes erlassen. Allerwärts war die Wut der Zünfte gegen die Juden durch den Druck der Schulden gesteigert, wenn nicht veranlaßt worden.

Es ist nicht die Not, welche im 13. Jahrhundert die überaus hohen Zinsen veranlaßte, sondern vielmehr das rasche Aufblühen einer Wirtschaft, die eben erst begonnen hatte, Kredit zu benutzen und zu beanspruchen. Freilich mußten die enormen Zinsen oft zur Erschöpfung, zum Bankerott oder zur gewaltsamen Tilgung führen. Am drückendsten waren die Zinsen für kleinere und auf kurze Zeit aufgenommene Darlehen.

Hinsichtlich der allgemein wirtschaftlichen Tätigkeit und der Ursache der Verfolgung der Juden sind in neuerer Zeit hauptsächlich zwei Auffassungen vorgetragen worden. Roscher vertritt den Gedanken, daß die Juden jahrhundertelang gleichsam die Vormünder der neueren Völker gewesen sind. Aber diese Vormundschaft wurde schließlich lästig und die Völker emanzipierten sich unter Kämpfen. Die Judenverfolgungen des späteren Mittelalters seien zum größten Teil ein Produkt der Handelseifersucht. Sie hängen zusammen mit dem ersten Aufblühen des nationalen Handelsstandes. Demgegenüber bemerkt Bücher: Fanatismus, nationale Antipathie mögen manchmal mitgewirkt haben.

Wir haben vorstehend die Stellung der Dichter Walther von der Vogelweide und Dantes dem Wucher gegenüber kennen gelernt. Auch ist die Stellung der Kurie zu den italienischen Bankiers zur Zeit des Übergangs von der Natural- zur Geldwirtschaft erwähnt worden. Es möchte sich da wohl empfehlen, auch die Ansichten der Reformatoren in dieser Hinsicht zu erfahren.

Knies in seinem Werk „Kredit und Geld" Teil II S. 333 sagt: „Hat doch unter den Reformatoren der Sohn des armen Bergmanns, der in seiner ganzen Jugend mit der Not des Lebens ringende Luther fortgefahren, gegen das Zinsnehmen zu eifern (Sermon vom Wucher 1519, Traktat vom Kaufhandel und Wucher 1524), während das Kind des höheren vermöglichen Bürgerstandes, der mit der Geschäftsführung der Genfer Fabrikanten und Handelsleute wohlbekannte Calvin (Epistolae et responsa 1597) die kanonischen Zinsverbote für hinfällig erklärte.

Zur Zeit des Landgrafen Heinrichs II. im 14. Jahrhundert wird Hessen durch ungeheure Wasserfluten, Erdbeben und die Pest in die äußerste Bangigkeit versetzt. In der damals sehr volkreichen Stadt Hersfeld starben an der Pest 3000 Ein-

wohner. In Deutschland verbreitete sich eine heilige Raserei, die in körperlichen Selbstpeinigungen, denen man ein geistliches Verdienst beilegte, und den grausamen Judenverfolgungen ihren Ausdruck fand. Die damals wohlhabendste und volkreichste Stadt Hessens, Frankenberg, opferte in einer Scheuer unweit Geismar 200 dieser Unglücklichen, welche die christliche Taufe verschmäht hatten.

Der Judenschutz wurde zu den wertvollsten Privilegien gemacht. Kaiser Ludwig der Baier verlieh 1347 dem Ritter von Eisenbach das Recht, in seiner Feste Ullrichstein 6 seßhafte Juden zu halten. Ullrichstein wurde zugleich zur Stadt erhoben. Am 18. August 1323 erhielt Abt Heinrich von Fulda von demselben Kaiser den Judenschutz erneuert.

Als das gewaltige Kaisergeschlecht der Hohenstaufen zugrunde ging und dessen Vermögensverhältnisse immer mehr zerfielen, da wurde gestrebt, die Einnahmen, die aus dem Judenschutz gewonnen wurden, vor allen anderen Vermögensbestandteilen zu erhalten, ein Zeichen, wie einträglich gerade diese Einnahme war.

Wir haben gesehen, wie hoch der wucherische Geldhandel sich verzinste, auch die nicht gegen Wucherzinsen ausgeliehenen Kapitalien waren im Vergleich zu späteren Zeiten in dieser Periode hochverzinslich. Am Ende des 14. Jahrhunderts ist der Zins von Darlehn in Hessen durchgängig, wie in fast allen Urkunden des Staatsarchivs aus dieser Zeit bekundet wird, 10 %. Und so war es wohl auch im größten Teil von Deutschland.

Im Jahre 1372 ist dem St. Peter=Stift zu Fritzlar die Verzinsung eines den Landgrafen Heinrich und Hermann zum Zwecke der Einlösung der Herrschaft Bilstein geliehenen Kapitals von 200 Mark mit 20 Mark, also mit 10 %, aus der Kämmerei in Alsfeld zugesichert worden. Im Jahre 1299 haben die Grafen von Ziegenhain einen Geldbetrag gegen eine Verzinsung von 8 % versprochen erhalten. Im Jahre 1441 bekennen Bürger zu Witzenhausen, daß sie dem Kloster daselbst 1 Pfund Pfennige jährlichem Gelde aus ihrem Haus und Hofe für 10 Pfund Pfennige verkauft haben. Also wurden 10 % Zinsen genommen. (Urkunde im Staatsarchiv unter Kloster Wilhelmi Nr. 14 W.)

Unter Philipp dem Großmütigen betrug die Höhe des Zinsfußes 5 %. Im Jahre 1546 bekennt der Landgraf, daß ihm Frau N. N. zu Melsungen 20 Gulden zu den notgedrungenen Kriegsrüstungen zur Rettung des Vaterlandes geliehen habe.

Die Unruhen in Kassel von September 1830 bis Februar 1831.

Im Nachfolgenden werden die Aufzeichnungen, die ein Kasseler Bürger vor nunmehr 75 Jahren über die damaligen bewegten Tage in Kassel gemacht hat, soweit sie von Belang sind, veröffentlicht. Die Verhältnisse im ganzen sind ja bekannt, aber die Wiedergabe der Einzelheiten ist auch heute noch von Interesse, zumal die Schilderung in erfreulicher Weise objektiv erscheint. Trotzdem der Verfasser des Tagebuchs ganz auf der Seite steht, wo er hingehört, läßt er es doch nie an dem schuldigen Respekt vor dem Kurfürsten fehlen, und sein Groll ist nur zwischen den Zeilen zu lesen, wenn er auf die Gräfin Reichenbach zu sprechen kommt. Um den Aufzeichnungen den Charakter der Ursprünglichkeit zu wahren, sind in der Ausdrucksweise nur einige unwesentliche Änderungen vorgenommen worden.

Das Tagebuch lautet folgendermaßen:

Im Sommer 1830 hatten Ihre Königliche Hoheit der Kurfürst eine Lustreise angetreten, um die Frau Gräfin Reichenbach in den Fürstenstand zu erheben, welches aber vom Kaiser nicht genehmigt wurde. Der Kurfürst wurde in Karlsbad, seinem Aufenthalt, vom Schlag getroffen, welches ihm eine schwere Krankheit zuzog. Man brachte die Gräfin damit in Verbindung. Als dies die Bürger von Cassel mit vielen falschen Zusätzen, nämlich der Kurfürst sey todt u. a. m. vernahmen, wurde eine Deputation aus angesehenen Bürgern abgeschickt, um sich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen. Die Deputierten wurden auch sehr gnädig von Ihrer K. H. empfangen, allein die Frau Gräfin behandelte sie sehr schnöde, sie sagte, ob die Bürger etwa glaubten, sie würde nicht für Ihre K. H. Sorge tragen?

Bey dieser Gelegenheit versöhnte sich der Kurfürst mit Ihrem Herrn Sohn, dem Kurprinz, welches der Wunsch des ganzen Landes war. Nach dem ersten Reiseplan wollte Ihre K. H. erst im Frühjahr 1831 die Rückreise antreten, welche aber durch ein für Hessen höchst unangenehmes Ereignis sehr nach Ihrer Herstellung beschleunigt wurde, wovon das Ende sehr gespannt erwartet wird.

Der Mangel in allen Ständen mit wenigen Ausnahmen, sowie das Beyspiel von ganz Europa, ein Beyspiel, wie es kein Jahrhundert aufweist, sowie die Theuerung des Brods, welche noch immer gesteigert wurde und den ärmeren Theil der Einwohner Cassels zur Verzweiflung brachte, veranlaßte den Pöbel gegen Abend des 6. Septembers einen kleinen Aufstand, aber nur gegen die Bäckerläden der reicheren Bäckermeister zu machen, weil sie, da die Fulde etwas angeschwollen war und die Mühlen nicht gingen, zu backen aufhörten, obgleich sie Mehl für vier Wochen in Vorrath hatten, nur um die Taxe zu steigern, und man für sein Geld noch nicht einmal Brod bekam, da doch die gerathene Frucht wohlfeile Preise versprach.

Es versammelten sich, wahrscheinlich abgeredeter Maßen, auf dem Markt eine Menge Tagelöhner u. dergl. Leute und forderten Brod von dem an der Ecke wohnenden Bäcker Sinning, und da er es verweigerte, warf die wüthende Menge mit Steinen beinahe alle Fenster ein. Sie rissen die Thüren, Laden und Alles ein, drangen in den Keller, schlugen Alles entzwey, ließen die vielen Liquere und das Eingemachte, welches er als Conditor verkaufte, in den Keller laufen, nahmen alle Backwaaren, sowie auch Zinn, Silber, Betten, Kleider, an 100 Rthl. kleine Münze weg, streuten Mehl, Kleyen auf die Straße, schlugen Kasten und Schränke entzwey, ja sie wollten in ihrer Raserey so weit gehen und ihn selbst in die Fulde werfen, woran sie jedoch verhindert wurden, und so tobten sie beinah die ganze Nacht durch, bey allen wohlhabenden Bäckern, nämlich Sinning, Worch, Schmidt, Eufer [Eiffert], Ostheim, Köber. Den ärmeren Teil aber gingen sie vorüber. In dem Sinningschen Haus hat der Jude Berger ein Warenlager, wo sie aber schonend vorübergingen, ein Beweis, daß sie auch noch Gefühl für Recht hatten und doch wohl gereizt sein mochten. Die Bürger, welche, ob sie gleich Zusammenkünfte gehalten hatten, worin das Wohl des Landes beratschlagt wurde, weit entfernt sind, ehe sie den Weg der Güte versucht haben, durch solche Excesse die Ruhe und Ordnung zu stören, waren nicht dabey.

Die ganze Nacht gingen starke Patrouillen, welche aber doch nicht im Stande waren, die Ruhestörer ganz auseinander zu treiben; es wurden viele arrestiert und in das Kastell gebracht. Vor jedes Fenster wurde ein Licht gestellt zur Erleuchtung der Straßen. Das Anrufen der Patrouillen, sowie das Alarmblasen machte die Verwirrung größer als sie schon war, indem in unserer friedlichen Stadt solche Excesse gottlob wenig vorfallen und vorfallen werden.

Den 7. Heute Morgen sind beinahe alle noch rüstige Bürger aufs Rathaus gegangen und haben sich bewaffnet mit Gewehren oder eigenen Büchsen, diejenigen, welche Pferde haben, bilden die Kavallerie, um so die Ruhe zu erhalten und die Drohung weniger vorlauter Bursche unmöglich zu machen, welche wieder kommen wollten, um es heute Abend zu erneuern. Als gute Untertanen wollen die Bürger Ihrer K. H., welche bald hier eintreffen werden, eine Bittschrift vorlegen, worin um Annahme der Landstände gebeten wird, welche die Wege zum allgemeinen Besten anzeigen. Dies betreibt vorzüglich ein Küfermeister namens Herbold mit uneigennützigem Eifer, möge ihm und allen Bürgern es gelingen in Güte auszuwirken, sonst, welches Gott verhüten mag, fließt noch Blut, was gestern noch nicht geschehen ist. Das Stockhaus ist stark mit Wachen umgeben, aus Furcht, sie (die Gefangenen) möchten ausbrechen. Es gehen die ganze Nacht Patrouillen, sogar bis auf Wilhelmshöh. Es ist an allen Ecken eine Proklamation angeschlagen und zur Verhütung einer Wiederholung ist darin verordnet: 1. sollen alle Wirthshäuser bis zum weiteren Befehl geschlossen (sein) und wer darinnen gefunden arrestiert und der Wirth gestraft; 2. sollen alle Hausthüren um 7 Uhr abends verschlossen werden; 3. soll jeder Hausvater auf seine Kinder, Gesellen, Lehrburschen strenge Aufsicht führen und sie zu Haus behalten; 4. ist das zusammen Rottieren und Durchziehen der Straßen streng untersagt und werden diejenigen, welche dagegen handeln, als Ruhestörer verhaftet; 5. sollen bei ausbrechender Unruhe die Fenster erleuchtet werden.

8. September. Heute gehn den ganzen Tag Patrouillen und visitiren die Wirthshäuser, um der Verordnung von gestern Gewicht zu geben. Die Nachricht, daß die Bauern von Zwehren bey dem Aufruhr am 6. d. Mts. dem Pöbel zu Hülfe eilen wollten, um die Scene wahrscheinlich noch schrecklicher zu machen, wurde heute zur Gewißheit. Um halb zehn Uhr den 6. abends war nämlich eine Menge Bauern aus Zwehren mit Gewehren, Sensen u. s. w. bewaffnet, nach Cassel unterwegs, ein Postillion aber, welcher ihnen begegnete, versicherte ihnen, es sey alles wieder ruhig, worauf sie nach Hause (gingen); übrigens geben alle Bauern die deutlichsten Beweise, wie sehr sie zum Aufruhr geneigt sind, und es darf in Cassel nur ein Schuß fallen, so kommen sie, wozu es jedoch nicht kommen wird.

Der Kurfürst, an dem es allein liegt, alles zu ändern, wird mit Spannung erwartet, und viele Bewohner Cassels fürchten einen weit größeren Aufruhr, wenn die Bittschrift verworfen wird.

Es ist ausgerufen, daß diejenigen, welche etwas bey dem Aufruhr entwendet haben, es auf der Polizei wieder abliefern sollten, in welchem Fall

keine Strafe erfolgt, widrigenfalls aber die doppelte Strafe.

9. Heute ist die Proklamation vom 7. d. Mts. insoweit abgeändert, daß 1. des Tags, bis 7 Uhr Abends, Gäste dürfen gesetzt werden in den Wirtshäusern und 2. die Hausthüren um 9 Uhr Abends verschlossen werden, weil die Ruhe wieder hergestellt ist.

Es wird in der Unterneustadt starke Haussuchung gehalten, wo etwas gefunden wird, die werden verhaftet, es ist schon eine ziemliche Menge ins Kastell gebracht, andere wieder losgekommen u. s. w.

10. Wurde eine Proklamation abgefaßt, worin der Staatsrath (Stadtrath) der Bürgerschaft dankte für den geleisteten Beistand bei der Unruh, sonst ging der Tag mit falschen Nachrichten, z. B. die Frau Gräfin Reichenbach-Lessonitz käme mit dem Kurfürsten hierher, welches einen bösen Eindruck auf alle Gemüther Cassels machte.

11. Bedanken sich Ihre K. H. in einer eigenen Proklamation und machten Ihre baldige Ankunft in der Residenz kund, welche allgemein gewünscht wird.

Allen Sonnabend halten die Bürger auf dem Bau Zusammenkünfte, wo über das allgemeine Wohl berathschlagt wird.

12. Heute sind Ihre K. H. der Kurfürst mit Ihrer Hoheit dem Kurprinz hier um halb sechs Uhr eingetroffen, die Spuren der Krankheit waren noch an Ihrer K. H. deutlich zu sehn.

13. Heute zeigten sich Ihre K. H. der Kurfürst mit Ihrer Hoheit dem Kurprinz auf der Parade.

14. Waren Ihre K. H. etwas unpäßlich, welches aber nicht von Folgen war. Der Magistrat begab sich in sieben Chaisen auf Wilhelmshöhe um Audienz zu bitten, wurde aber vom Geheimen Kabinetsrath Rewalje (Rivalier) schon vor dem Schloß abgefertigt und mußte ohne Audienz gehabt zu haben wieder nach Cassel zurück. Auf diese Nachricht ging der Küfermeister Herbold auf Wilhelmshöhe und erzwang sich beinahe Audienz,*) worin er die Lage des Landes der Wahrheit nach Ihrer K. H. vorstellte mit der freimütigen Bemerkung, daß die Verweigerung einer Audienz auf Mittwoch den 15. September bösen Eindruck auf die Bewohner Hessens machte und ohnehin Alles in Gährung sey. Es solle nämlich eine Bittschrift um Abhülfe der allgemeinen Noth vorgelegt werden. Ihre K. H. bewilligten die Audienz denn auch, welches noch heute Abend bekannt gemacht wurde. Sie ist im Kurfürstlichen Palais auf dem Friedrichsplatz, Morgens zehn Uhr.

*) Diese angeblich von Herbold erzwungene Audienz erwähnt weder Wippermann in „Kurhessen seit dem Freiheitskriege" noch Müller in „Kassel seit siebzig Jahren". Auch in dem im „Hessenland" 1897, Seite 235 veröffentlichten Brief eines Zeitgenossen über die Unruhen in Hessen im Jahre 1830 heißt es nur: „Herbold war, wie Du gelesen haben wirst, mit unter der Deputation an den Kurfürsten, wo er äußerst freimütig gesprochen hat." Von einer besonderen und in ihren Folgen so schwerwiegenden Audienz ist auch hier nicht die Rede. D. Red.

(Schluß folgt.)

Da endlich kam Johannistag —!

Von Emmy Grotefend.

Ein süßer, hoher Sopran hob sich gegen vier klingende Männerstimmen ab, piano — pianissimo, und doch so klar, daß die tönenden Worte an den Lichtstrahlen der Kandelaber herabtropften, daß sie sich an den Hauchfäden des Spinnwebnetzes in der äußersten Saalecke fingen, welche leise vibrierten: Felice notte, Marietta — —

— — Da löste Beifallklatschen die Spannung der Lauschenden, das steigerte sich zu jubelnden Rufen, zum Sturmgebrause, als der Komponist vortrat und die Sängerin selbst bis an die Rampe führte und sich dankend mit ihr verneigte.

Daß das Spinnwebnetz vibrierte, hatte Gustav Matthusius gesehen, der sich in Konzerten mit Vorliebe in jene hinterste Ecke zurückzog. Musik redete ihm immer auf besondere Weise zu; sie gab ihm nicht nur Genuß, sie löste tiefstes Empfinden, klarste Gedanken und Pläne aus, und darum ließ er sich nicht gern stören.

Auch jetzt lehnte er den Kopf zurück, schloß die Augen, und nur gehaucht drängte sich's wie ein Nachgenuß durch die schmalen Lippen: Felice notte, Marietta — —

Dann öffnete er die Augen weit und sah in der Nähe einer Säule diejenige, die er einmal geliebt hatte. Es war lange her — warum fiel sie ihm überhaupt auf, die er so oft seitdem wiedergesehen und gesprochen hatte? Eigentlich war sie nicht sehr verändert. Das schlichte, blonde Haar mochte am Scheitel lichter, die Form voller geworden sein. Sie war einmal ein sehr hübsches Mädchen gewesen und nun seit langer Zeit eine sehr hübsche Frau. Wunderbar, daß da in seinem Herzen eine Saite anklang, die schon lange nicht mehr getönt hatte: Einmal geliebt! Stürmisch begehrt aber wohl nur an jenem einen Tag, an welchem sie gemeinsam an einem Ausflug teilnahmen. Wie blond und fein war sie da gewesen und hatte über den graublauen Augen feucht schimmernden Glanz. Lässig, hingebend waren ihre Bewegungen, und wenn sie lächelte, stahlen sich winzige Grübchen in die Mundwinkel. — Er war Student. Und gewitterschwül

lag es über der Natur; er hatte das Teutonenmützchen ganz auf den Hinterkopf geschoben. Die Luft, die sie atmeten, war elektrisch, und drüben stand ein Feld voll roter, sinnberückender Mohnblüten, über dem der Mittag flimmerte. Da war er neben ihr ins Knie gesunken und hatte von dem gestammelt, was ihm die Sinne zu verkehren drohte, und hatte es angehört, daß sie seit gestern mit Dr. Merlbach heimlich verlobt sei. In der Nacht war er nicht nach Hause gekommen; dann reiste er vier Wochen nach Italien und kehrte geheilt zurück. — —

Die Konzertpause war beendigt. Auf dem Podium öffnete man den Flügel. Das Stimmengewirr legte sich. Jemand schloß ein Fenster auf der Galerie. Der Professor spielte Chopin; ein Präludium und dann ein Notturno. Der Mann, der dort spielte, hatte es eigentlich gut, ein liebenswürdiges Weibchen und lustige Buben. Wer klagte, wer schluchzte denn in Tönen da oben, daß es Gustav Matthusius in glühenden Tropfen nicht die Wangen herab, aber auf das Herz fiel! — Ihm wurde ordentlich elend.

Dann mußte er wieder zu der blonden Frau an der Säule hinschauen.

Seit jenem Sommertag, wie oft hatte er sich seitdem nicht begeistert, wie oft sich nicht verliebt. Er war gern verliebt; dann entstanden die kleinen sinnschmeichelnden Lieder, welche gedruckt, gelesen und gesungen wurden und ihm immer neuen Glanz zu neuen Abenteuern verliehen.

Ah bah — es waren meist gar keine Abenteuer damit verbunden. Es war langweilig, daß er *immer nur ein wenig zu schütteln brauchte, dann* fielen ihm die Früchte schon in den Schoß, dem schönen Matthusius, dem himmlischen Tänzer — — er hatte es immer gewußt, daß sie ihn so nannten, die reifen und die unreifen Mädchen und Frauen. Es hatte ihn gekitzelt und auch immer wieder ernüchtert.

Erneutes Beifallklatschen. —

Diesmal hatte er nichts gehört; das ärgerte ihn. Nun Chopins Ballade in As-dur — die hatte ihn immer elektrisiert. Überhaupt liebte er Chopin. Nur daß so viel Weltschmerz sich in all seine Musik eingestohlen hatte! Gustav Matthusius kräftige Natur wehrte sich unter allen Umständen gegen den Weltschmerz, der ihm gerade so zuwider war wie andrerseits das Philisterium.

So lange seine Mutter gelebt, hatte sie gewünscht, daß er sich verheiraten möchte. Ihm war der Gedanke an ein elegantes, trauliches Heim, an ein schönes Weib und frische Buben gewiß nicht unangenehm. Sie war nun längst gestorben und er hatte ihr den großen Herzenswunsch doch nicht erfüllt. Soweit hatte ihn die Liebe nie getrieben, daß er sie nicht wieder abschütteln konnte. Dazu fehlte ihm wirklich nichts. Seit zehn Jahren wohnte er bei derselben Wirtin, die vorzüglich für ihn sorgte, und dazu war er frei. Frei auch für das Streben im Beruf, frei für die Neigung zu allem, was Kunst hieß. Er war ein fleißiger Arbeiter gewesen und hatte sich zu einem feinsinnigen, kunstverständigen Architekten emporgearbeitet. Er wurde sehr vermögend und hatte überall Zutritt. Und das schöne einzige Kind des Landgerichtspräsidenten ließ ihn immer deutlicher sehen, daß er nur anzufragen brauchte, um ein strahlendes Ja! als Antwort zu hören. Er wurde viel beneidet und man nahm allgemein an, daß er zu weltklug sei, um hier nicht zuzufassen. Denn keiner kannte sein Geheimnis. Neben der abwechselnden Liebe für Blond, Schwarz und Braun, für strahlende und stille Augen ging unentwegt eine Sehnsucht her nach dem Einen, das größer sein mußte als alles, was er je empfunden hatte, und welches doch sich nicht kommandieren ließ. Nun hatte er es wie Faust gemacht, er hatte die stillen Nachtstunden zum Grübeln und Forschen benutzt und dann in Büchern gesagt, was er entdeckt hatte. Und was er nicht gesucht hatte, entdeckte er ebenfalls: daß solch ein Mann wie er Weib und Kind in seinem Schaffen finden könnte. Das Töchterchen des Präsidenten heiratete den Gardeleutnant, der den jährlichen Urlaub bei seinem Vater General zubrachte, und Gustav Matthusius legte den letzten Gedanken an ein Eheleben beiseite und empfand keinen Schmerz darüber.

Wie klopfte eben jetzt die Erinnerung an alles das so stark wieder an sein Herz, daß sie das große *gewaltige Sehnen, das er gehaßt und doch so wollüstig* geliebt hatte, wieder in sein Leben drängte, das Sehnen von all dem Weibergetändel hinweg zu einer einzigen, starken Liebe, zu einem Widerspiel seiner eigenen Natur, das in ihm, in dem er aufgehen, mit dem er ein schönes großes Ganzes bilden und in die Zukunft leben könnte!

— — Wo war er? — Wieder verkündete Beifallklatschen den Anfang einer Pause. Er fuhr mit der Hand über die Stirn und durch das volle, dunkle Haar und mußte sich erst auf seine Umgebung besinnen.

Drüben die — seine erste Geliebte — die hätte ihn gewiß niemals so ganz verstanden. Er schaute nach der Säule hinüber. Sie war aufgestanden und neben ihr stand unverkennbar ihre Tochter. Er wußte, daß sie eine Tochter hatte, aber war es denn wirklich so lange her seit jenem gewitterschwülen Nachmittag, daß ihre Tochter schon erwachsen sein konnte!

Eine schlanke, hochgewachsene, biegsame Gestalt mit weichen, hingebenden Schultern, wie die Mutter sie damals gehabt hatte.

Nun wandte sie sich und sah gerade nach der Richtung von Gustav Matthusius Ecke mit stillen, tiefen, ernsten Augen, die unter einer klaren, klugen Stirn lagen. Ein voller weicher Mund widersprach dem Ernst der Augen, und in Fülle strotzte rotblondes Haar über dieser Stirn, die stolz von solchem Reichtum sich doch nicht beugen ließ. Halb Kind, halb Weib und Würde, und ganz bezaubernde Anmut.

Still saß Gustav Matthusius in seiner Ecke und schaute hinüber, immer das Wunder an, welches ihm nicht ahnte.

Noch einmal hub die Musik an, da blieb ihm nichts weiter als der Anblick des schmalen Rückens und darüber der lauschend gesenkte Kopf, über dessen rotblonde Fülle das helle Licht golden spielte.

Da wußte er es ganz genau: die große Sehnsucht, die ihm in den besten Stunden des Lebensgewirres gekommen, war Mensch geworden und atmete mit ihm unter dem gleichen Netz ausklingender Töne.

Gustav Matthusius suchte nicht der einst Geliebten und ihrer Tochter entgegen zu treten. Er wußte selbst nicht, warum er als einer der ersten den Saal verließ, während noch stürmischer Applaus die Sängerin um eine Zugabe bat. Er hängte den Regenmantel leicht über die Schulter und stülpte den Filz auf das dichte Haar.

Draußen regnete es nach dem ersten Junigewitter. An den Scheiben der Laternen rann das Wasser herab und tropfte klatschend auf den Steig, in den Dachrinnen gurgelte es, und wo Stämme und Zweige der Bäume lichtbeschienen waren, glänzten sie und weinten.

Er bog den Kopf zurück, daß auch ihm das Wasser kühl über das Gesicht floß. Da ließ der Regen nach. Heimlich waren die Wolken vorübergehuscht.

Er schritt langsam weiter, noch nicht nach Haus. Die Nacht war so still und der Duft aus den Gärten berauschend.

Deutlich stand das Schloß gegen den Himmel, schwer und hoch; er stieg den Berg hinan und setzte sich oben auf die niedrige Mauer, welche den Schloßgarten gegen den Berghang sichert.

Die Uhr hub aus, schwer tönten zwölf harte Schläge Mitternacht. Da stahl sich's herab, fein und silbern; das kam vom Mond, den die Wolken nicht mehr verhüllten, und spiegelte sich in den hohen Schloßfenstern und stahl sich weiter hinter das Gebüsch und ließ die alte, runde Ecke des Gemäuers hell werden. Laue Wogen duftschwangerer Lüfte spielten mit den tropfennassen Zweigen von Busch und Baum und Leuchtkäfer wirkten Perlen in den Zauber der Sommernacht.

Durch Gustav Matthusius' Herz klang es wie Jauchzen: Da endlich kam Johannistag! — Und er sah etwas sitzen — mitten im klaren Mondlicht auf der kahlen Stelle des regenblanken Mäuerleins, das hatte die Beine übereinander geschlagen und lächelte ihn fast übermütig an.

Er wischte sich über die Augen und sah noch einmal hin — wahrhaftig die Jugend war es, seine eigene Jugend, die ihn noch einmal grüßte. Und er glaubte, er hätte sie vor Jahren schon begraben.

Aus alter und neuer Zeit.

Gedenktag. Am 14. September werden fünfzig Jahre verflossen sein, seit Karoline Engelhard in ihrer Gartenbesitzung auf dem Möncheberg in Kassel gestorben ist. Sie war eine Tochter des Geheimen Rats und Direktors des Kriegskollegiums Philipp Engelhard und seiner Gattin Philippine, geb. Gatterer, die sich als Dichterin bekannt gemacht hat. Karoline Engelhard war in Kassel am 25. Oktober 1781 geboren und wandte sich früh der Schriftstellerei zu. In Marburg, wo sie sich einige Zeit aufhielt, schloß sie sich an Sophie Brentano, geb. Mereau, an. Sie veröffentlichte als Hauptwerk „Gesammelte Briefe von Julien" in vier Bänden, in denen sie ihre Ansichten über weibliche Erziehung niederlegte. Die Briefe erlebten mehrere Auflagen. Ihre weiteren Schriften sind „Der Oberförster Kraft und seine Kinder", „Lebensbilder", „Bunte Reihe" und sonstige Erzählungen. Sie war Mitarbeiterin am „Morgenblatt", „Deutschen Merkur", „Gesellschafter", an der „Zeitung für die elegante Welt" u.a. Einige Jahre vor ihrem Tode gab Karoline Engelhard noch „Juliens Nachlaß", von der Verfasserin von Juliens Briefen, heraus. Unter ihrem Familiennamen ist sie als Schriftstellerin überhaupt nicht bekannt geworden.

Die Preismedaillen für den Handels- und Gewerbsverein in Kurhessen. (Nachtrag.) Ein Exemplar der goldenen Medaille des Kurfürsten Wilhelm II. hat sich im städtischen Münzkabinett (Sammlung Gläßner) vorgefunden. Meine in dem Aufsatz in Nr. 15 ausgesprochene Ansicht, daß die goldene Medaille dasselbe Gepräge aufweise wie die silberne, hat sich bestätigt. Die Medaille ist genau wie die von Silber, nur das Gewicht ist ein anderes. Dieses beträgt 32 Gramm, der Wert 5 Louisd'or = $82^1/_2$ Mark. Auf dem Rande ist eingeschlagen: Den Brüdern Philip und Balthasar Schaub. Nachforschungen haben ergeben, daß dieses Brüderpaar zu Waldkappel seßhaft war

und schon im Jahre 1819 die silberne Preismedaille für Erfindung der niederländischen Gerbart des Sohlleders erhalten hatte. Diese goldene Medaille ist bis jetzt das einzige der Sammlerwelt bekannte Exemplar. Im Katalog der städtischen Sammlung ist es irrtümlich als Silber bezeichnet.

Sodann wurden mir nach Drucklegung meiner Arbeit silberne Medaillen der Mitregentschaft vorgewiesen. Diese sind jedoch im Gewicht und Stärke geringer wie Hoffmeister angibt. Die silberne Medaille aus jener Zeit wiegt nur 33 Gramm, ist fast 5 Millimeter stark und hat einen Wert von nur $1\frac{1}{2}$ Taler = $4\frac{1}{2}$ Mark, im übrigen entspricht sie der gegebenen Beschreibung. Theodor Meyer.

Aus Heimat und Fremde.

Geburtstag des letzten Kurfürsten. Die Grabstätte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen auf dem alten Friedhof in Kassel war am 20. August wiederum mit einer Anzahl prächtiger Kränze, welche Schleifen in den hessischen Landesfarben trugen, geschmückt. Einer der Kränze war von „treuen Hessenkindern in Nordamerika" gespendet worden.

Hochschulnachricht. Der außerordentliche Professor Dr. L. Brauer wurde zum ordentlichen Professor und zum Direktor der medizinischen Klinik der Universität Marburg vom 1. Oktober an ernannt.

Todesfälle. In Schwerin starb im Alter von 84 Jahren die Gräfin Auguste von Hessenstein, eine Enkelin des Kurfürsten Wilhelm I von Hessen aus seiner Verbindung mit Karoline von Schlotheim, die vom Kaiser von Österreich zur Reichsgräfin von Hessenstein erhoben wurde. Der Vater der jetzt Dahingeschiedenen war unter Kurfürst Wilhelm II. Oberhofmarschall, trat aber später in mecklenburgische Dienste und war lange Zeit Gesandter am preußischen Hof. Vermählt war er mit der Gräfin Angelika von Osten-Sacken. Gräfin Auguste von Hessenstein war das einzige Kind aus dieser Ehe.

Am 30. August verschied in Fulda der Domdechant Heinrich Fidelis Müller nach kurzem Krankenlager. Geboren am 23. April 1837 als Sohn des Hofschlossermeisters Müller in Fulda, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt und nach bestandenem Abiturientenexamen das dortige Priesterseminar. Nach empfangener Priesterweihe war er zuerst in Fulda tätig, später als Pfarrer in Bockenheim, von 1873—1890 als Dechant in Kassel, dann in Amöneburg, worauf er 1894 zum Domkapitular in Fulda und 1902 zum Domdechanten daselbst ernannt wurde. Von besonderer Bedeutung ist Fidelis Müller als geistlicher Tondichter. Den größten Erfolg hatte sein „Weihnachtsoratorium", das 1879 entstand und weit über die deutschen Grenzen hinaus seinen Namen bekannt gemacht hat. Diesem Werke folgten: „Die heilige Elisabeth", die „Passion unseres Herrn Jesu Christi", „Die heiligen drei Könige", „Heliand", „Emanuel"*) u. a., die ebenfalls überall begeisterte Aufnahme fanden. — „Die Diözese Fulda verliert in dem Verblichenen", schreibt das „Fuldaer Kreisblatt", „einen ebenso würdigen, wie durch reiches Wissen und große Erfahrung ausgezeichneten Priester, einen Diener Gottes im edelsten Sinne des Wortes, der durch seine Toleranz bei Verwaltung seines geistlichen Amtes, sowie durch seine liebenswürdigen persönlichen Eigenschaften sich allgemeine Hochachtung und Liebe erworben hat."

*) Siehe „Hessenland" 1902, Seite 289.

Hessische Bücherschau.

Pastor Klinghammer. Roman von Wilhelm Hegeler. 8°. 494 S. Berlin (Fleischel & Ko.) 1903. Preis brosch. Mk. 6.—

Dieser Roman Wilhelm Hegelers, der in letzter Zeit so viel von sich reden gemacht hat, spielt zum größten Teil auf hessischem Boden, und zwar in der Schwalm. Scheinbar wird die Handlung nach dem Schwälmerdorf Ascherode bei Treysa verlegt, in Wirklichkeit aber ist, wie aus der Situation leicht hervorgeht, das Dorf Allendorf a. d. Landsburg (zur weiteren Schwalm gehörig) der Ort der Handlung, und der öfters erwähnte Karstenberg mit seinen schönen Waldungen ist nichts anderes als die Landsburg. Neben Allendorf kommt namentlich im Anfang ein hessisches Kleinstädtchen Urdenbach wiederholt vor, womit Treysa, Ziegenhain oder sonst ein Städtchen der Umgegend gemeint sein wird. Auch sonst tritt das hessisch-schwälmerische Milieu überall ziemlich stark hervor. Die Mutter des Titelhelden, Frau Superintendent Klinghammer, redet einen stark hessischen Akzent, gelegentlich auch andere auftretende Personen. Von hessischen Örtlichkeiten kommen in der Handlung vor das Nachbardorf von Allendorf Schlierbach mit den beiden Wirtschaften, Gilserberg, wo der lebenslustige Hilfspfarrer Schrill als Kollaborator des altersschwachen „Herrn Pfarr" haust, Romershausen, wo der Patron Pastor Klinghammers, Herr von Bodenhausen (gemeint ist wohl Herr von Schwertzell) wohnt, Schwarzhasel, womit Ropperhausen gemeint sein dürfte, Willingshausen mit dem Malerheim und dem großen Park der Familie von Schwertzell, der

Ziegenhainer und Treysaer Bahnhof, Marburg usw. Ferner erhalten wir anziehende Schilderungen von einem Begräbnis auf der Schwalm, die stark an das bekannte Knaussche Bild erinnert, von einer „buntgemischten, teils eleganten, teils spießbürgerlichen“ Gesellschaft in dem Schlosse des Herrn von Bodenhausen, bei der namentlich die Geistlichkeit stark vertreten ist, sowie von einer lustigen Partie nach Willingshausen, von der Familie von Bodenhausen arrangiert, wo das Malerheim und die „Motive“ eingehend besichtigt werden und wo des Abends „auf dem freien Platz unter der Linde“ italienische Nacht und Tanz mit den Malern stattfindet, zu welchem sich auch die Schwälmer Burschen und Schönen einfinden.

Hegeler, der geborener Oldenburger ist, hat diese Motive gelegentlich eines Ferienbesuches bei Verwandten gesammelt und sie zur plastischen Wiedergabe gebracht, wenn auch der Gesamtcharakter der Schilderung uns nicht vergessen läßt, daß dieses Milieu wohl mit den Augen des künstlerisch-feinfühligen Dichters, immerhin aber eines Fremden gesehen ist, also nicht eigentlich das ist, was wir unter Heimatkunst verstehen.

Um so zwingender und gewaltiger ist im übrigen die dichterische Kraft des Verfassers. Die furchtbare Gegensätzlichkeit zwischen zwei Brüdern, die bei aller geistigen und seelischen Verschiedenheit in den Kampf um dieselbe Frau treten und sich in diesem Streite zerfleischen, ist hier zu einer so lebensvollen und doch grausigen Wiedergabe gebracht, daß man sich zugleich gebannt und wieder abgestoßen fühlt. Im Mittelpunkt der Handlung steht der Pfarrer Daniel Klinghammer, der weniger aus Neigung als aus Familientradition Theologie studiert hat. Er ist ein verschlossener, zweifelnder, fast finsterer Charakter, der seine eigenen Wege geht und deshalb wenig Sympathien bei den Bewohnern des Städtchens Urdenbach besitzt. Ganz das Gegenteil ist sein Bruder Fritz. Von früh auf verwöhnt, hat er sich selbst seinen Beruf wählen dürfen und ist Leutnant geworden, hat ihn aber bald infolge übermäßiger Schulden quittieren müssen und ist erst Beamter in einer Fabrik seiner Vaterstadt, dann Inspektor auf dem Gute des Barons zu Schwarzhasel geworden. Er ist ein leichtsinniger, lebemännischer Charakter, aber offen und heiter und deshalb bei Alt und Jung beliebt. Zwischen diese beiden feindlichen Brüder tritt die Apothekerstochter Marianne, ein kompliziertes Wesen voll Liebreiz und Anmut und nicht ohne tiefern Kern, welcher Fritz das Leben gerettet hat, der nun ein Anrecht auf das reiche Mädchen zu haben glaubt, um mit ihrer Hülfe wieder in das Heer eintreten zu können. Aber auch Daniel liebt das Mädchen mit seiner ganzen, tiefen und einsam sich verzehrenden Seele und nach langen, durch die Nebenbuhlerschaft seines Bruders erschwerten Kämpfen gelingt es ihm endlich, Marianne in das alte geräumige Pfarrhaus zu Ascherode heimzuführen. Alles scheint jetzt bei ihm eitel Glück zu sein, da taucht plötzlich in dem zwei bis drei Stunden entfernten Dorfe Schwarzhasel sein Bruder Fritz wieder auf. Er, der ihm bereits seine Kindheit vergiftet, ihn als Mann zurückgedrängt hat, will ihm nun auch sein Weib rauben. Da erwacht in ihm der alte, wilde Priesterzorn der Klinghammer. Seine Seele umdüstert sich, er sinnt auf schreckliche Rache. Nach schweren Seelenkämpfen lädt dieser im Tiefsten leidende und ringende Mensch eine schwere Schuld auf sich, er erschlägt seinen Bruder Fritz im Zorn und wirft den Leichnam in die Schwalm. Aber erst nach einem Jahre schwerster Kämpfe meldet er sich bei dem Amtsgericht zu Treysa und erhält so auf dem Wege der inneren Selbstbefreiung den Frieden der Seele wieder. Marianne aber hat durch Schuld und Irrtum sich zu den Höhen des wahren Menschentums aufgeschwungen und steht ihm wieder treu zur Seite als ganze Frau. — Gerade da, wo die Handlung grauenvoll wird und man sich abgestoßen fühlen sollte, zeigt sich des Dichters ganze Kraft, indem er unser tiefstes Mitleid mit dem Schicksal dieses unglücklichen Pastors erregt. — Eine solche Gestaltungskraft und Tiefe der Charaktere sind wir nur bei unseren Meistern zu finden gewohnt. Besonders hervorgehoben seien noch die idyllischen Schilderungen der hessischen Kleinstadt, die geradezu unübertroffen dastehen. Figuren wie die des Apothekers, des Kandidaten Schrill, oder Typen aus dem hessischen Pfarrhause (wie z. B. die des Superintendenten und seiner ehrwürdigen Gattin) sind so aus dem Leben gegriffen, daß man sie fast wieder zu erkennen glaubt. Alles in allem, wie gesagt, trotz des teilweise recht naturalistischen Stoffes ein höchst bedeutungsvoller und anziehender Roman.

Dr. Wilhelm Schoof.

Personalien.

Verliehen: dem Domänenpächter Dreyer zu Rodenberg der Charakter als Königlicher Oberamtmann; dem Departementstierarzt Tietze in Kassel der Charakter als Veterinärarzt; dem Lehrer Gottsleben zu Naumburg der Adler der Inhaber des hohenzollernschen Hausordens.

Ernannt: Regierungs- und Baurat Bohnstedt in Kassel zum Geheimen Baurat und vortragenden Rat im Ministerium der öffentlichen Arbeiten; Rechtsanwalt Dr. Bartels in Kassel zum Justizrat; der zweite Pfarrer Kahl in Schlüchtern zum zweiten Pfarrer in Frankfurt a. M.-Bockenheim.

Bestellt: der Pfarrer extr. Wippermann zum selbständigen Verweser der ersten luth. Pfarrstelle in Gemünden a. d. Wohra.

Versetzt: Pfarrer Fuchs in Salmünster nach Hofgeismar.

Geboren: eine Tochter: Professor Dr. Karl Heldmann und Frau Hedwig, geb. Grenacher (Halle a. S., 9. August); Fabrikant Julius Wentzell und Frau Paula, geb. Hoppe (Kassel, 14. August); Direktor Schenk und Frau Anna, geb. Ipsen (Wabern, 18. August); Dr. Otto Grotefend und Frau Ida, geb. Onderbeck (Marburg, 23. August); Kaufmann Karl Timpe und Frau, geb. Goebel (Kassel, 28. August).

Gestorben: Frau Bertha Haagn, geb. Ott (Hanau, 13. August); Rektor a. D. Adam Braun, 68 Jahre alt (Kassel, 18. August); Regierungs- und Baurat a. D. Julius Vollrath, 67 Jahre alt (Marburg, 19. August); Rechnungsrat a. D. Bernhard von Loßberg, 78 Jahre alt (Marburg, 19. August); Direktor des Landkrankenhauses zu Hanau Professor Dr. Otto von Büngner, 47 Jahre alt (St. Blasien, 20. August); Frau Conradine Stephani, geb. Fehrenberg, 81 Jahre alt (Kassel, 21. August); ehemaliger Stadtverordneter Jakob Bier, 73 Jahre alt (Hanau, 21. August); verw. Frau Friederike Sinn, geb. Badenhausen, 74 Jahre alt (Beversen, 21. August); Frau Jeannette Ritter, geb. Lippe, 59 Jahre alt (Oberkaufungen, 23. August); Bauunternehmer Wilhelm Gundlach, 58 Jahre alt (Kassel, 25. August); Rentner Friedrich Koburger (Marburg, 28. August); Frau Laura Altmüller, geb. Arnold, Witwe des Dr. phil. Karl Altmüller (Kassel, 30. August); Dombechant Fidelis Müller, 68 Jahre alt (Fulda, 30. August).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 18. XIX. Jahrgang. Kassel, 16. September 1905.

Da hat die Sense . . .

Ich wähnte schon, es käm' das Ende,
Kaum, daß das müde Herz noch schlägt;
Da haben deine lieben Hände
Sich lindernd mir aufs Haupt gelegt.

Du lehrtest leben mich aufs neue,
Nichts ist, was deiner Güte gleicht;
All deine Liebe, deine Treue,
Sie machte mir das Schwerste leicht.

Ich dachte wieder an ein Morgen,
Sah wieder, daß die Sonne scheint;
Wo blieben sie, des Lebens Sorgen,
In deinem Schutz, mit dir vereint?

Ja, wieder lernt' ich glauben, hoffen,
Die Zukunft winkte licht und klar; — — — —
Da hat die Sense dich getroffen,
Der meines Lebens Blüte war.

Einem jungen Mädchen.

Nicht Glück allein ist's, was das Leben
Uns lebenswert, begehrlich macht;
's ist Glück und Unglück, Jauchzen, Leben;
Es ist der Wechsel, Tag und Nacht.

Drum soviel Glück auf deine Wage,
Daß nicht der Kleinmut dich umgarnt;
Und soviel Unglück, soviel Plage,
Daß du vor Übermut gewarnt.

Und doch, wie ich dich vor mir sehe,
Ein schuldlos Kind mit frohem Blick,
Vergess' der Weisheit ich und flehe:
O Vater, gib ihr Glück, nur Glück!

Kassel. **Therese Schefer.**

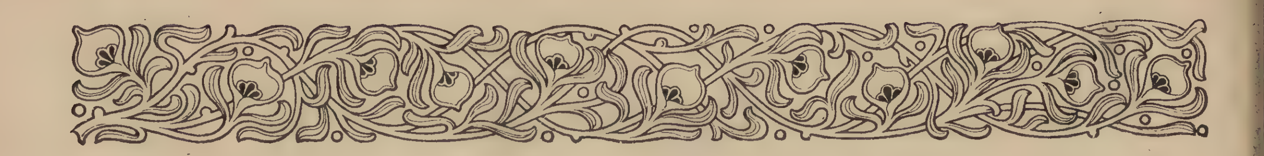
So früh!

So früh dein zarter Hauch verging,
Das Lächeln deines Mundes schwand;
War's, weil um dich, du armes Ding,
So früh der Erde Weh sich wand?!

Die Sonne kaum geküßt dich hat;
Nun klammerst du, dem Falter gleich,
Dich an ein welkgeword'nes Blatt
Und sprichst von Sterben weh und weich. —

Ich möchte ja so herzensgern
Den müden Schwingen Kraft verleihn:
Doch wirft der gleiche Unglücksstern
Auch auf mein Leben seinen Schein!

München. **Gustav Adolf Müller.**



Die Neubegründung des Hospitals in Hofgeismar durch Philipp den Großmütigen.

Von F. Pfaff.

Als es galt, die Reformation in Hessen durchzuführen, stellte sich bald die Neuordnung des Vermögens der Kirchen und der milden Stiftungen als sehr dringlich heraus. Diese Aufgabe wurde daher in Angriff genommen, ehe noch die Formen des Gottesdienstes endgültig festgesetzt waren, denn die von der alten Kirche übernommenen Besitztümer mußten neuen Zwecken zugeführt und dem Wohl der Gesamtheit dienstbar gemacht werden. Zudem war die Gefahr groß, daß einzelne Stücke des Besitzes entfremdet würden und verkämen; man klagte schon allenthalben über die eingerissene Unordnung. Die Untersuchung und Ordnung der Hospitäler und Kirchenkasten wurde im Jahre 1531 Adam Krafft von Fulda, einem erprobten Vertrauensmann Philipps in Reformationssachen, und dem ebenso tapferen als frommen Heinz von Lüder aufgetragen. Obgleich Hofgeismar damals nur im hessischem Pfandbesitz war, hatte doch Philipp hier ohne jedes Bedenken die Reformation ebenso durchgeführt wie in seinem Erblande, ohne daß der Besitzer, das Erzstift Mainz, Widerspruch erhoben hätte. Auch in dieser Stadt war die Regelung des kirchlichen Besitzes höchst nötig, wenn nicht schwerer Verlust eintreten sollte.

Nachdem schon im Jahre 1534 die kirchlichen Verhältnisse durch Johann Campis aus Brühl, der früher Lesemeister des Karmeliterklosters in Kassel gewesen war und vom Landgrafen zum ersten Superintendenten in seiner Hauptstadt ernannt wurde, einer Visitation unterzogen waren, erschien im folgendem Jahre eine Kommission, um die Neuordnung des Hospitals und des Kirchenkastens vorzunehmen. Sie bestand aus Adam Krafft, Heinz von Lüder, dem Junker Kurt von Elben und mehreren anderen Personen. Mit großer Mühe und peinlicher Sorgfalt unterzog sie sich ihrer Aufgabe, indem sie alle Einnahmequellen, die irgend für ihren Zweck erschlossen werden konnten, sammelte, ausstehende Gelder, Zinsen und Fruchtgefälle, die zum Teil schon viele Jahre rückständig waren, und abhanden gekommenen Grundbesitz. Nicht immer fand man willige Schuldner. Der Marschall Hermann von der Malsburg hatte von dem Chorherrnstift, dessen Grundbesitz teilweise an den Kasten gewiesen wurde, im Jahre 1517 110 Goldgulden geliehen, die er mit neun Malter Partim (halb Roggen, halb Hafer) zu verzinsen hatte. Als ihn der Kastenmeister mahnte, entgegnete er, die Schuld sei allerdings richtig, aber die Herren hätten so unchristlichen großen Wucher genommen, daß sie von Rechts wegen schuldig seien, ihm herauszugeben. Man mußte sich nun an den Landgrafen wenden, wobei bemerkt wurde, daß der Zins nicht viermal oder fünfmal geleistet sei.

Das alte Hospital und das Franziskanerkloster gingen vollständig in dem neuen Hospital auf. Jenes stand der Stadt zu und hatte weder bedeutenden Grundbesitz noch Kapital, sondern war größtenteils durch milde Gaben unterhalten worden. Seine Kapelle hatte der Rat schon verkauft, aber die Kommission hob den Vertrag auf und veräußerte sie ihrerseits. Das Franziskanerkloster, dessen Kirche im Jahre 1238 im Beisein des Bischofs von Paderborn geweiht wurde, war in der Zeit entstanden, in welcher die Bettelorden als Vorkämpfer des Papsts gegen den verweltlichten Klerus überall ihren siegreichen Einzug hielten. Die strenge Richtung im Franziskanerorden, welche die Lehre von der Armut Christi vertrat, wurde bald zurückgedrängt, und der Orden häufte großen Besitz auf. Aber in Hofgeismar, wo schon so viel Land der Kirche gehörte, war es dem Kloster nicht gelungen, größeren Landbesitz zu erwerben. Dagegen war es an Renten von Seelgeräten und Zinsen von ausgeliehenem Kapital reicher; auch die Stadt Kassel hatte im 15. Jahrhundert zu seinen Schuldnern gezählt. Nach der Einführuug der Reformation wurde das Kloster im Jahre 1527 aufgehoben und von den letzten fünfzehn Mönchen geräumt. Die Gebäude, die übrigens bald darauf erneuert zu sein scheinen, und sämtliche Einkünfte fielen dem Hospital zu.

Auch verfügte die Kommission über zwei leer stehende kirchliche Gebäude, die Kirche in dem damals schon wüsten Nordgeismar und die Peterskirche in der Stadt. Befremdlich genug klingt es, wenn über die erstere folgende Bestimmung getroffen wird: „De woste Kercke und Kerckove to Nort-

geißmar sampt ſynen Tinſſen ſal auch den armen Luden im Spital blyven und nicht geſtadeth werden, dat eth de Buren under ſeck verſüpen." Die Kirche in der Peterſtadt, dem zuletzt entſtandenen Stadtteil, war in der Reformationszeit nicht mehr im Gebrauch und ſollte verkauft werden, wie es in der Hoſpitalsordnung von 1535 heißt: „Sankt Peterskercken diewile ſie leddich ſtehet, ſal man verkeupen myt Wetten Paſtoris und Queſtoris (des Kaſtenmeiſters) und das Gelt dem Spital nüttlich anlegen." Dieſe Anordnung wurde übrigens nicht ausgeführt, die Kirche geriet in Verfall und, nachdem das Gewölbe ſchon im Anfang des 18. Jahrhunderts herabgefallen war, ſtürzte der Turm mit Uhr und Glocken im Jahre 1782 zuſammen. Nach der Aufräumung wurde auf dem Kirchhof ein Rathaus errichtet, das im Jahre 1842 abgebrochen wurde, um dem Amtsgericht Platz zu machen.

Weiterhin heißt es in der Ordnung: „Auf den Beiren (Eber) und Oſſen iſt gangen Jahrs bei 8 Gulden. Soll fürder ins Spital fallen, es ſei denn, daß Kirche oder Kaſten eine Verpflichtung zur Unterhaltung nachgewieſen werde." Dieſe Beſtimmung iſt vielleicht folgendermaßen zu erklären. Wie Landau in ſeinem Buch über das Salgut gezeigt hat, hatte der Salhof das Zuchtvieh für die Hof- und Dorfbewohner zu halten. In dem alten Salhof Geismar wird der Erzbiſchof von Mainz als Grundherr dieſe Pflicht gehabt haben, die zugleich mit Grund und Boden auf die Kirche überging. Auch in der Neuſtadt unterhielt der Landesherr den Eber, wofür ihm die Zehntferkel gehörten.

Ferner ſuchten die Kommiſſare des Landgrafen in ähnlicher Weiſe, wie es vorher in Marburg geſchehen war, die zu gegenſeitiger Unterſtützung gegründeten Bruderſchaften in das Hoſpital zu ziehen. Daher wurde beſtimmt, daß Amtknechte und Rat mit den Schäfern handeln ſollten, damit ſie ihre Bruderſchaft zur Unterſtützung der Armen ins Hoſpital kommen ließen, dafür ſollten ſie im Fall der Notdurft ihren Troſt bei dem Spital auch haben und finden. Ebenſo verfuhr man mit alten Stiftungen und auf Herkommen beruhenden Spenden. Spenden und graue Tuche (Spenge und grae Doke) aus einer alten Stiftung, die Dietrich Schwartze, „pherner zu Grevenſtein" im Jahre 1416 errichtet hatte, ſollten fortan den Leuten im Spital gegeben werden und nicht den Fremden, Landläufern und Müßiggängern. Bei den Bürgern, die brauten, wollte man Bier und Kovent (dünnes Nachbier) für die Armen erbitten, damit ſie mit dem Trunk verſehen würden und mit den Zinſen deſto beſſer Speiſe und Kleider beſchafft werden könnten. Die Kommiſſare ſahen es auch für gut an, daß man einen frommen alten Mann ins Spital nehme, der ſein Lebenlang darin bliebe und verſorgt ſei, dagegen mit einem Paar Eſel den Leuten Holz uſw. hole, damit man mit dem erſparten Geld die Küche beſſere. Im Unvermögensfall ſollte er im Spital ſitzen bleiben. Von den Armen ſollten keinerlei Gerichtskoſten erhoben werden, und ohne Wiſſen der Pfarrherrn konnte niemand eine Buße über ſie verhängen. Einer der Viſitatoren, Heinz von Lüder, der ſich für ſein ſpäteres Amt als Obervorſteher der Landeshoſpitäler vortrefflich vorbereitete, begnügte ſich nicht mit der Teilnahme an der Neuordnung, ſondern ſtiftete auch perſönlich einen Geldbeitrag. Schließlich wurde dem Landgrafen noch folgende Bitte vorgetragen: „Es bitten auch ein ehrbar Rat, gemeine Stadt und die Armen vom Hoſpital E. F. Gn. um Gottes willen auf das untertänigſte, daß Sie wollen die zwölf Malter Partim in das arme Haus und Spital gnädiglich fallen laſſen, dieweil es doch die Franziskaner mit dem Bettelſtabe erbeten haben. Wird Gott in einem andern reichlich erſtatten." Philipp gewährte nicht nur dieſe Bitte, ſondern er tat noch weit mehr: er gab dem Hoſpital das weitaus wertvollſte ſeiner Güter und den Rückhalt ſeiner Exiſtenz, indem er verfügte, daß die Hanſteinſchen Lehen, die das Chorherrnſtift gehabt hatte, ins Hoſpital zurückfallen und ohne ſein Wiſſen und Willen nicht verkommen ſollten.

Es läßt ſich nicht leugnen, daß das nervöſe Temperament, das Philipp ſo raſtlos machte, ihn zuweilen hart, herriſch und auch ungerecht werden ließ. Aber für die vom Schickſal Enterbten, die armen Leute, wie man ſie damals nannte, hat er nicht nur wahrhaft chriſtliches Mitgefühl, ſondern auch ſtändige Hilfebereitſchaft gezeigt. Mehrmals, auch noch in ſeinem Gefängnis, befahl er, der ſeine Jagden über alles liebte, daß man den armen durch das Wild geſchädigten Bauern Zins und Zehnten ermäßigen oder ganz erlaſſen ſollte, woran andere fürſtliche Jagdherrn nicht dachten. Aus ſeiner Haft ſprach er auch das Verlangen aus, man ſollte beſſere Gefängniſſe in Heſſen ſchaffen, damit nicht die Menſchen in ihnen verkämen. Sonſt brachte man damals den Gefangenen wenig Teilnahme entgegen. Und als ein Bürger von Hofgeismar wegen desſelben Vergehens, deſſen der Landgraf ſich ſchuldig gemacht hatte, wegen Bigamie, in hartes Gefängnis geworfen war, wünſchte er, daß man ihn in gelindere Haft ſetze, und forderte Bericht ein, wie man es machte, „daß man der Sachen nicht zuviel täte."

(Schluß folgt.)

Die Unruhen in Kassel von September 1830 bis Februar 1831.

(Schluß.)

Das Tagebuch fährt fort:

„15. Sept. Um halb zehn Uhr Morgens war schon der Friedrichsplatz gedrückt voll Menschen, um den Ausgang der Audienz zu erwarten. In keiner Werkstätte wurde gearbeitet, ja, es sollen einige schon Steine mitgebracht haben, um im Fall einer Verwerfung der gerechten Bitte sogleich den Weg der Gewalt zu versuchen. Jetzt kam ganz langsam I. K. H. angefahren. Ihr Gesicht war ganz blaß und die wenigen Haare, sie waren in der Krankheit stark ausgefallen, spielten im Winde hin und her. Jetzt fuhren Ihre K. H. beym Palais vor, wo Ihre K. H. von dem daselbst schon versammelten Magistrat und zwey Bürgern, nämlich dem Küfermeister Herbold und dem Branntweinswirth Kersting, empfangen wurde, und nachdem sich Ihre K. H. auf Ihren Saal begeben hatten, wurde von Herrn Bürgermeister Schomburg die von Herrn Prokurator Hahn verfertigte Bittschrift mit einer Anrede überreicht."

Die nun folgende Bittschrift und Anrede sind von Müller in „Kassel seit siebzig Jahren" bereits im Wortlaute mitgeteilt worden, so daß sie hier übergangen werden können. Weniger bekannt dürfte die Antwort des Kurfürsten sein, die nach den vorliegenden Aufzeichnungen gelautet hat: „Meine Herren! Kränkend ist es allerdings, nach zehn Jahren Regierung Nichts gewonnen zu haben, sondern im Gegentheil, Das was man besaß, zu verlieren, jedoch, meine Herren, Sie versichern mich, daß es durchaus zum Wohl des Staats, als zur Beruhigung des Bürgers und Landmanns erforderlich sey, ein Opfer zu bringen, und hiermit sind Ihre Wünsche gewährt, indem ich dieses Opfer zum allgemeinen Wohl des Staats bringe."

Es wird darauf weiter berichtet:

„Unter den Bürgern, welche in lautloser Stille des Ausgangs harrten, war verabredet worden, wenn es bewilligt würde, sollte jemand mit einem weißen Tuch auf den Balkon treten, im Fall der Verwerfung aber mit einem schwarzen Handschuh. Ihre Hoheit der Kurprinz waren auch unter der zahllosen Menge, welche des Ausgangs ihrer Deputierten harrte. Sie versicherten, daß Sie sich an die Spitze der Bürger stellen wollten, und Ihren Herrn Vater selbst bitten wollten, welches Ihnen allgemeine Liebe erwarb.

Jetzt trat der Küfer Herbold mit einem weißen Tuch auf den Balkon und winkte nach allen Seiten zu, worauf die versammelte Menge ein einstimmiges Lebehoch des Kurfürsten, Kurprinzen, des Bürgermeisters und allen in dieser Sache tätig gewesenen Personen anstimmte. Die Freude dabey war so allgemein, daß sich Leute, welche sich noch nie gesehen hatten, in die Arme fielen und wie alte Bekannte die Hände drückten. Der Kurfürst, welcher durch den plötzlichen, unrecht gedeuteten Tumult etwas befangen fragte, was das bedeute? bekam vom Kammerherrn von Hessenstein zur Antwort: Sie bringen Ew. K. H. ein Lebehoch, worauf der Kurfürst sich auf den Balkon begab und sich der versammelten Menge zeigte, wo sogleich ein abermaliges Lebehoch erschallte. Sie verneigten sich hierauf nach allen Seiten und begaben Sich hinweg. Jetzt wogte die ganze Menge zu des Bürgermeisters Wohnung und brachte ihm ein nochmaliges Vivat. Von da zu dem Küfermeister Herbold unter beständigem Vivathochrufen, worauf sich alles nach seinen Wohnungen zerstreute.

Diese Freude wurde durch eine Illumination verherrlicht, wobey sich der Friedrichs- und Karlsplatz besonders gut ausnahmen. Die Bürger wollten diesen Abend mit Fackeln den Kurfürst auf Wilhelmshöhe begleiten, wenn das Theater aus sei, aber wegen einer Unpäßlichkeit wurde es von S. K. H. verbeten.

Auf dem Theaterzettel war ein Trauerspiel angesagt, der Zettel wurde aber abgerissen und statt dessen der „Barbier von Sevilla" aufgeführt und vorher ein Prolog gehalten.*) Ihre K. H. mußten das Theater früh verlassen, weil Sie Sich unwohl fühlten; Ihre Hoheit der Kurprinz aber fuhren mit einem zahlreichen Gefolge durch die Straßen, wo Ihnen ein beständiges Vivat erschallte, wie Ihrem Herrn Vater. Es hatten einige geäußert, daß sie denjenigen, die nicht illuminieren würden, die Fenster einwerfen wollten, deswegen wurde eine Proklamation angeschlagen, worin die Bewohner

*) Die ursprünglich angezeigte Vorstellung „Die Ahnfrau" ward auf Wunsch der hiesigen Bürger, die bei einem so freudevollen Ereignis kein so trauriges Stück sehen wollten, geändert; das alsdann annoncierte „Fest der Handwerker" mißfiel gleichfalls, weil darin eine Frau einem Mann eine Ohrfeige gibt; es ward daher schließlich „Der Barbier von Sevilla" gegeben. (Lynker, Das Theater in Kassel, S. 393.)

Fräulein Steiger sprach einen vom Schauspieler Gerber gedichteten Prolog, nach dessen Beendigung im Hintergrunde der Szene der erleuchtete Namenszug des Kurfürsten sichtbar wurde und das ganze Opernpersonal und Chor das „Heil Kurfürst Wilhelm Dir!" mit untergelegtem Texte von Hofrat Niemeyer anstimmte, worauf das ganze Publikum sich erhob und im Chor dieses Lied mitsang. Der Kurfürst dankte gerührt. (Friedrich Müller, Kassel seit siebzig Jahren, S. 224.)

Cassels zur Ruhe und Ordnung vermahnt wurden, auch gingen starke Bürgerpatrouillen. Die Ruhe wurde aber durch Nichts gestört; zudem scheute Niemand die kleine Ausgabe, um seine Freude, welche auch allgemein war, an den Tag zu legen.

Heute ist das Bataillon Jäger, welches vor einigen Tagen nach Melsungen abmarschiert war, um dort die Ruhe, die von einigen gestört war, wiederherzustellen, zurückgekommen.

Den 16ten. Wurde bekannt gemacht, daß den 16. Oktober Landtag gehalten wird, worauf die Hoffnung des ganzen Landes gerichtet ist.

Das Militär wird alle Tage zweymal exerziert und ist auf alle Dörfer um Cassel einquartiert. Die Bürger, Bauern und Soldaten sind sehr einig, sowie die Bürger nur ein Wunsch und ein Geist beseelt, sodaß es scheint, Alles sey eine Familie.

Den 19. In diesen Tagen wurden mehrere Spottgedichte auf die Gräfin gemacht und an das Rathhaus angeschlagen bey Nacht — sowie auf den Straßen etliche Verzeichnisse derjenigen Personen gefunden sind, welche einige Schuld an der Noth des Landes haben sollen." — —

Es folgen nun zwei der Schmähschriften, ein „Reisepaß auf den Schupp für die Frau Gräfin Reichenbach" und ein Gedicht, sowie ein politisches Vater unser.

„In diesem Styl abgefaßte Pasquille", fährt das Tagebuch fort, „gehn über dreißig die Runde in Cassel.

In den ersten Tagen des Oktobers wurde schon um die Wiederherstellung einer Bürgergarde um so mehr nachgesucht, da in einigen Orten Aufstand war, und in den meisten Städten die Bürgergarde organisiert ist, welches den 3. Oktober auch bewilligt wurde.

J. K. H. setzen Ihr Land und das Schloß Wilhelmshöh, wo drey Kanonen sind, in Vertheidigungsstand, daß, sollte ein Aufruhr stattfinden, er gleich gedämpft werden kann. Alle beurlaubten Soldaten, worunter welche sind, die 20—25 Jahre außer Dienst waren, müssen zurück, sodaß die Kaserne zu eng war und die Soldaten auf die Dörfer einquartiert werden müssen. Sie müssen tagtäglich zweymal exerzieren, was zum Murren unter ihnen Anlaß gegeben haben soll. Ja, die Artilleristen sollen einmal gar nicht aus der Kaserne gekommen seyn, als Alarm geblasen ist, und so widerspenstig sollen sich noch mehrere Regimenter gezeigt haben. Diejenigen Bataillons, die vor dem Leipziger Tore in Quartier waren, sind in die Dörfer, welche diesseits der Fulde liegen, versetzt und jenseits derselben ist kein Mann mehr aus der Ursache, weil sie könnten bey entstandener Unruhe abgeschnitten werden. In den Dörfern um Wilhelmshöh ist die meiste Einquartierung, man sieht hieraus, daß J. K. H. auf jeden Fall Ihre Maßregeln getroffen haben, auch sollen drey bepackte Reisewagen in diesem Fall bereit stehen. Auch sind die Kinder von der Gräfin hier, der Kurprinz ist seit einigen Tagen in Hanau.

Den 5. Oktober war gegen Abend eine kleine Unruh, welche daher rührte, weil die Bürger Gewehre haben wollten, deswegen hätten sie bald, wäre von Seiten der Regierung nicht nachgegeben worden, das Zeughaus gestürmt, wo eine Kompagnie Soldaten mit scharfen Patronen Wache hielt, und einige Schritte davon waren die Bürger und Bürgergarden. Es ging jedoch noch gnädig vorüber. Der Kurfürst soll indessen dadurch, daß er mit der ältesten Comteß diesen Tag war öffentlich spazieren gefahren, die Veranlassung gegeben haben.

6ten. Den andern Morgen wurden auf dem Rathhaus an die ganze Bürgerschaft von 20—40 Jahren und darüber Gewehre ausgeteilt, sodaß um und in dem Rathhause den ganzen Tag ein groß Gedränge war.

Den 15. Oktober suchten die Bürger um die Erlaubnis nach, den Ständen eine Ehrenwache geben zu dürfen während der Dauer des Landtags, damit sie frey reden könnten und nicht blos Militär um sich hätten. Der Kurfürst bewilligte es auch, welches aber um zehn Uhr Abends widerrufen wurde. Da es aber zu spät war, konnte es nicht mehr bekannt gemacht werden.

Den 16. Okt. Die 3te Kompagnie rückte heute Morgen auf den Marställer-Platz zusammen, zwar ohne Uniform, jedoch anständig in Schwarz gekleidet und mit weißen Binden, und Mützen mit Wachstuch überzogen und Cocarden, auf Art der Tschakkos, um vor der Bellevue, wo sich die Stände versammeln, Wache zu halten. Als die Bürger-Kompagnie dort ankam, war schon eine Soldaten-Wacht dort unter dem Kommando des Kommandanten L., welcher sogleich sprach, sie sollten wieder zurückgehn. Da dies die Bürger nicht wollten, so erlaubte er sich einige sehr beleidigende Ausdrücke, wodurch die Bürger so gereizt wurden, daß sich ihm gleich vierzig Fäuste in die Luft hoben und ihm in Angesicht des Militärs den Tod drohten. Er kam indessen so mit einem blauen Auge davon und ging unter Begleitung der Jugend und deren beständigem Pfeifen nach Haus.

17ten. Da heute Sonntag war, so sollten die Landstände in der St. Martinskirche eingesegnet werden, welches auch mit großer Feierlichkeit und unter der schönen Musik des Theaters geschah. —

Als der Kommandant von L. von der Parade kam, wurde er von einigen Jungens wieder ausgepfiffen. Als dies einige Unteroffiziere hörten,

zogen sie blank und schlugen unter die Bürger und Jeden, welcher in der Nähe war, dadurch wurden Einige verwundet, und der Drechsler Fröhlich so auf den Kopf geschlagen, daß man an seinem Aufkommen zweifelt. Die Bürger traten sogleich unter die Waffen, viele hatten Pulver und Bley, andere kauften und einige theilten aus, allein sie wollten nicht Gewalt mit Gewalt vertreiben, sondern den Weg der Gesetze nehmen. Es wurde eine Deputation auf Wilhelmshöh geschickt, die um Absetzung des Kommandanten (welches auch geschah, und an dessen Statt der General von Haynau kam) und Bestrafung der beiden Unterofficiers nachsuchte. Sie sind ins Kastell gebracht und somit war die Ruhe hergestellt.

Gegen Abend ritten J. K. H. mit dem ganzen Gefolge durch die Stadt.

Den 18ten wurde bekannt gemacht, daß die Landstände bereits für das Wohl des Landes gesorgt hatten, daß vom 1. Januar 1831 die sogenannte Kopf- oder Landschuldensteuer abkäme.

Den 28ten war eine Bekanntmachung: Da die Taxen des Brods und Branntweins mit den Fruchtpreisen in keinem Verhältniß stehn (das Viertel Weitzen 6 Thlr., das Korn 7½ Thlr., Gerste 4 Thlr. 18 gr. und der Laib Brod von 6 Pfd. 6 alb. 6 hl., das Maaß Branntwein 11 gr.) und das gebackene Brod von Auswärtigen und Bauern abgeholt wird — diese Last soll bald auf eine oder die andere Art abgeholfen werden.

30ten Dezember. Es wurde bekannt gemacht, daß den 8. Jan. die neue Verfassung beeidigt werden und den 9ten die kirchliche Feier sein sollte.

7. Januar 1831. Das Neujahrsfest ist ruhig vorübergegangen. Die Kurfürstin, welche man gestern erwartete, ist heute um ½5 Uhr hier eingetroffen. Die reitende Bürgergarde war ihr bis zur Waldau entgegen gemacht und hat sie dort erwartet. Ganz Cassel war ihr entgegen gegangen. Es war ein wahrer Triumphzug, und Sie wurde mit lautem Vivat bis in die Bellevue begleitet, wo J. K. H. ausstiegen. Die Freude über Ihre nach so langen Jahren erfolgte Zurückkunft war ganz allgemein, und es fiel nicht die geringste Unordnung vor.

Nachts um 11 Uhr kam der Kurprinz.

8ten. Um halb elf Uhr versammelten sich die Bürger auf dem Königsplatz. Das Militär war schon in Staatsuniform, und die Garde und Garde du Corps mit silbernen Instrumenten auf dem Friedrichsplatz aufmarschiert. Der Magistrat und die Gildemeister begaben sich in die Bellevue, wo der Kurfürst die neue Verfassungsurkunde beschwor, hierauf der Kurprinz und der Magistrat. — Dieser für Hessen so merkwürdige und wichtige Tag, welcher den Hessen Ruhm und Achtung durch ganz Europa und Segen für ihre Nachkommen bringen muß, wurde mit einer prachtvollen Illumination gefeiert, wo Ihre K. H. die Frau Kurfürstin unter dem Vivat des Volks durch die Stadt fuhren. —

9ten. Als die Glocken zur Kirche riefen, begab sich Jedermann in die Gotteshäuser, um Gott für die Wohlthaten zu danken und um fernere Ruhe des Landes zu bitten. Als der Gottesdienst beendet war, wurden einige Kanonen gelöst und die Bürgergarde und das Militär hielten große Parade. Abends wurde von sämtlicher Bürgergarde J. K. H. dem Kurfürsten und J. K. H. der Kurfürstin eine Fackelmusik gebracht vor dem Schloß Bellevue, und der Herr Bürgermeister Schomburg hielt in Mitten des Magistrats eine feierliche Danksagung, worauf unter Pauken und Trompeten ein Lebehoch gebracht wurde. J. K. H. der Kurfürst und die Kurfürstin traten auf den Balkon. Als sie wieder abtraten, hatten wir die Freude zu sehen, daß der Kurfürst seiner Gemahlin einen herzlichen Kuß gab. Als der Kurfürst in sein Palais zurückfuhr, bildeten die Fackeln und Papierlaternen zwei Reihen von der Bellevue bis zum Palais, wo der Wagen unter Vivatrufen durchfuhr. Und so war sie beendet.

10ten. Heute ist die Verfassungsurkunde von allen männlichen Einwohnern, welche das 17. Jahr zurückgelegt haben und nicht bei der Bürgergarde sind, beschworen worden, von einem Jeden in seiner Gemeinde in der Kirche, wo er dem vor der Thür befindlichen Polizeikommissar einen Zettel, worauf sein Name und Alter geschrieben stand, abgab.

Den 11. Januar. Heute erschreckt uns die Nachricht, daß die Gräfin Reichenbach bereits auf Wilhelmshöhe sey, welches keine geringe Besorgnisse erregte. Sie war mit dem geheimen Finanzrat Deines unter dem Namen Herr und Frau von Rothschild aus Frankfurt schon vor etlichen Tagen hier angekommen und hatte die Freude und Feierlichkeiten und die Liebe des Volkes zur Frau Kurfürstin gesehen, worauf sie den 11ten nach Wilhelmshöh fuhr. Dies war nicht sobald zur Kunde gebracht, als sich schon die Bürger versammelten und Alles sehr aufgeregt war. Es wurde eine Deputation an J. K. H. gesandt, welche um Entfernung der Gräfin gebittet wurde. Der Kurfürst verwies sie auf das Ministerium, welches entscheiden sollte. Die Gräfin, welche in einem Nebenzimmer Alles hören konnte, soll schrecklich geflucht, unter anderm auch auf den Tisch mit den Worten geschlagen haben: Kann ich mich auf mein Militär nicht mehr verlassen?

Die Deputation kam wieder herunter und begab sich auf das Ministerium. Eine Menge Volk, zum Theil aus der niederen Classe, welche gefolgt war und des Ausgangs harrte, fing indessen den im

Ministerium wohnenden Minister von Meysenbug an herauszurufen. Da er aber nicht erschien, so schlugen sie ihm die Fenster ein und würden vielleicht noch weiter gegangen sein, wenn nicht die Bürgergarde die Ruhe wieder hergestellt hätte. — Ein Theil des Militärs brach nach Wilhelmshöh auf.

Den 12. Januar ist die Gräfin in einem verschlossenen Wagen mit einem Commando Gensdarms abgefahren. Wie aber einige versichern, soll der Wagen leer gewesen sein. Es wurde eine Bekanntmachung angeschlagen, daß der Gegenstand der öffentlichen Unruhe entfernt wäre und man sich ruhig verhalten solle.

22. Februar. Um 9 Uhr Abends wurde die Ruhe wieder gestört. Ein Haufe Tagelöhner, Maurergesellen und dergl. Leute rotteten sich zusammen und schrieen: Wir wollen Arbeit haben! Sie wollten aber die Abfahrt mehrerer Wagen mit Effekten der Gräfin Reichenbach beladen, verhindern. Die Bürgergarde stellte aber bald die Ruhe wieder her, wobey einige Verletzungen stattfanden. Das Militär war auch unter Gewehr getreten, war aber, da es in dergleichen Vorfällen sich ohne Erlaubnis und Befehl der Bürger nicht einmischen darf (!!), ruhig geblieben."

Hiermit schließen die Aufzeichnungen, die ein lebendiges Bild von den damaligen Zuständen geben und mehrfach als Ergänzungen zu den bereits vorhandenen Schilderungen jener Tage dienen können.

Theater in Marburg 1789.

Von E. Mentzel.

Von Mai bis Juli 1789 war der alte Rathaussaal in Marburg der Schauplatz eines bunt bewegten Bühnenlebens. Die Mitglieder des Hessen-Kasselschen Hoftheaters aus Hanau gastierten dort, ob sämtlich ließ sich nicht genau ermitteln, jedenfalls aber waren die bedeutendsten Kräfte bei den damaligen Aufführungen tätig. Was in jenen Tagen an Neuheiten erfolgreich über die deutschen Bretter ging, das kam auch im Sommer 1789 auf die kleine und nach heutigem Begriff dürftig ausgestattete Bühne des alten Rathauses zu Marburg.

Von den Vorstellungen seien hier nur erwähnt „Mariane", Trauerspiel von Gotter, „Verbrechen aus Ehrsucht", Familiengemälde von Iffland, „Das Mädchen im Eichtale", ländliches Hochzeitsspiel mit Gesang von Bock, „Die Jäger", ländliches Familiengemälde von Iffland, „Der argwöhnige Liebhaber", Lustspiel von Bretzner, „Otto von Wittelsbach", historisches Trauerspiel von Babo, „General von Schlenzheim und seine Familie", Schauspiel von Spieß, „Der schwarze Mann", Lustspiel von Gotter, „Elfriede", Trauerspiel nach dem Englischen, „Die Mutterschule", Lustspiel von Goldschmidt, „Die Negerin", Schauspiel mit Gesang aus dem Französischen und „Friedrich II., König von Preußen", Schauspiel von Babo. Neben diesen zu jener Zeit beliebten Dramen kam auch eine Anzahl damals gern gesehener Operetten und Singspiele auf die Marburger Bühne. Darunter „Zemire und Azor" von Gretry, „Robert und Kalliste" von Guglielmi, „Das gute Mädchen" von Piccini, „Die schöne Arsene" von Monsigny, „Der Dorfjahrmarkt" von Benda und „Der Hufschmied" von Philidor.

Im Spielplan befanden sich außer Tageserscheinungen, die einer guten Aufnahme sicher sein durften, auch klassische Werke wie Lessings „Emilia Galotti" und „Minna von Barnhelm", Shakespeares „König Lear", in der Bockschen Bearbeitung, und Schillers „Kabale und Liebe".

Diese Vorstellung nimmt in dem Jahre, in das der hundertjährige Todestag des Dichters fällt, ein ganz besonderes Interesse für sich in Anspruch. War doch 1789 Schillers bürgerliches Trauerspiel in manchem großen deutschen Theater noch nicht gegeben worden, was der Aufführung in dem verhältnismäßig kleinen Rathaussaal zu Marburg eine beachtenswerte Bedeutung verleiht.

Die Vorstellung fand am 29. Mai 1789*) statt und wurde zum Besten der Madame Toskani dargestellt, einer hochbegabten Schauspielerin, die früher der Seylerschen und Großmännischen Gesellschaft und später dem Mannheimer Nationaltheater angehört hatte. Madame Toskani, eine Schülerin der berühmten Madame Seyler, war Ende der achtziger Jahre in das tragische Fach übergegangen, während sie früher jugendlich-sentimentale Rollen spielte. Neben ihrer künstlerischen Bedeutung wurde sie auch als große Schönheit gefeiert, ein Umstand, der sie oft auf ihre Macht pochen ließ und zu einem schwierigen Mitglied für die Direktoren, zum Gegenstand des Neides für ihre Kolleginnen machte. So konnte z. B. die verblühende Madame Seyler ihre ehemalige Schülerin kaum neben sich ertragen.

*) Diese Vorstellung ist auf Seite 126 des lfd. Jhrgs. für Kassel in Anspruch genommen worden. Der vorgelegene Theaterzettel trägt keine Ortsangabe, da aber die Toskani-Santorinische Truppe in Kassel gespielt hat und ein weiterer Theaterzettel aus demselben Jahre die Ankündigung einer Festvorstellung dieser Gesellschaft zum Geburtstag des Landgrafen Wilhelm IX. enthält, so war die fragliche Vorstellung als in Kassel stattgefunden bezeichnet worden. W. B.

Nach dem vorliegenden Zettel hatte die Marburger Vorstellung von „Kabale und Liebe" am 29. Mai 1789 folgende Besetzung:

Präsident von Walter, am Hofe eines deutschen Fürsten . . .	Herr Rhake
Ferdinand, sein Sohn, Major .	Herr Nösselt.
Hofmarschall von Kalb	Herr Santorini
Lady Milfort, Favoritin des Fürsten	Mad. Toskani
Wurm, Haussekretär des Fürsten	Herr Buchard
Miller, Stadtmusikus	Herr Neuhaus
Dessen Frau	Mad. Geißler
Louise, dessen Tochter	Mad. Müller
Sophie, Kammerjungfer der Lady	Mad. Fabrizius
Ein Kammerdiener des Fürsten	Herr Geißler.

Der Zettel enthält dann noch die Bemerkung, daß Madame Toskani sich schmeichle, auf einen zahlreichen Besuch des Publikums rechnen zu dürfen.

Ob diese Hoffnung sich erfüllte, ob Madame Toskani enttäuscht wurde, läßt sich heute mit Bestimmtheit nicht mehr sagen, weil irgendwelche Nachrichten über diese Vorstellung bis jetzt nicht zu finden waren. Da aber die Hessen-Kasselischen Hofschauspieler aus Hanau verhältnismäßig lange in Marburg spielten und nach den Bruchstück eines Zettels zu urteilen „Kabale und Liebe" ein zweites Mal, ja vielleicht noch mehr aufführten, so erscheint die Vermutung des Erfolges keineswegs gewagt.

Über die Schauspieler Rhake, Nösselt, Buchard, sowie über Madame Fabrizius ließen sich in der einschlägigen Literatur keine Notizen ausfindig machen, dagegen waren die übrigen Mitwirkenden bekannte und angesehene Schauspieler ihrer Zeit.

Santorini, der Darsteller des Hofmarschalls von Kalb, war Ende der siebziger und Anfangs der achtziger Jahre Mitglied der Großmännischen Truppe, deren Hauptspielort Frankfurt a. M. gewesen ist. Er gab vortrefflich zärtliche Väter und komische Gecken und konnte daneben auch als gut ausgebildeter Baßsänger verwandt werden. In Marburg trat er ebenfalls in verschiedenen Operettenpartien auf. Um 1792 herum wirkte er wieder bei Großmann.

Vielleicht noch bedeutender als Santorini war Christian Ludwig Neuhaus, der in Marburg den Stadtmusikus Miller spielte. Seine künstlerische Individualität verwies ihn auf das Fach des komischen Alten, Polterers und schlichten Bürgers, in welchen Aufgaben er Vorzügliches geleistet haben soll. Wie Santorini, so war auch Neuhaus ein beliebter Sänger in komischen Rollen. Nur kurze Zeit blieb der Künstler Mitglied des Hessen-Kasselischen Hoftheaters zu Hanau. Im Januar 1789 gehörte er noch zum Weimarischen Theater; 1790 trat er bereits in die Großmännische Truppe ein. Nachdem Neuhaus noch der Schweriner Bühne angehört hatte, gründete er eine eigne Gesellschaft. Diese zog in den neunziger Jahren in den Gegenden des Mains und Rheins umher und scheint auch nach Marburg gekommen zu sein.

Die Vertreterin der Louise, Madame Müller, war eine schöne junge Schauspielerin, die als Mitglied der Böhmischen Truppe einige Jahre vorher in Frankfurt sehr gefallen hatte. Ihr Gatte Karl Friedrich Müller, ein ausgezeichneter Bariton und daneben ein vortrefflicher Charakterdarsteller, gehörte damals auch dem in Marburg spielenden Ensemble an und ging später mit seiner Frau zur Großmännischen Truppe über. Müller gab ein theatralisches Taschenbuch heraus, das aber den Wert des Gothaischen Theaterkalenders nicht erreichte. Frau Müller fand namentlich in rührenden jugendlichen Rollen Beifall, sie dürfte also den Marburgern die Gestalt der edlen Geigerstochter eindrucksvoll verkörpert haben.

Das Künstlerpaar Herr und Madame Geißler genoß in der Schauspielerwelt jener Zeit besonderes Ansehen. Beide gehörten früher der Secondaischen Bühne in Leipzig an und wirkten später auch nur bei besseren Gesellschaften. Madame Geißler gab ernste und heitere Mütterrollen, Geißler stellte Väter, Greise und Bauern dar. Er verstand es zumeist, die wichtigsten Züge eines Charakters scharf hervorzuheben und dürfte zweifellos bei den Marburger Vorstellungen von „Kabale und Liebe" in der kleinen aber bedeutungsvollen Rolle des Kammerdieners Vorzügliches geleistet haben. Geißler war auch ein sehr gebildeter Mann, der mit verschiedenen hervorragenden Literaten in Verbindung stand. Sein höchstes Bestreben war, in Gemeinschaft mit seiner Frau bei der Großmännischen Truppe engagiert zu werden, ein Ziel, das er aber nicht erreichte. Schon 1786 bewarb er sich darum, dann schrieb er noch einmal von Marburg an den damals in Hannover weilenden Direktor Großmann und bot ihm seine Dienste an.

Warum der angesehene Theaterleiter Geißlers Anerbieten unberücksichtigt ließ, muß dahin gestellt bleiben, keineswegs jedoch war mangelnde Befähigung für die Bühne schuld. Wie es scheint, waren alle Fächer bei Großmann genügend vertreten.

Der Brief Geißlers an diesen von Marburg hat sich erhalten und soll, weil das Ehepaar Geißler zu den ersten Mitgliedern des damals dort spielenden Hanauer Ensembles gehörte, hier wortgetreue Wiedergabe finden. Vorausgeschickt werde noch, daß er nach Hannover gerichtet war, wo Großmann damals spielte.

Hochedelgeborner Hochgeehrtester Herr!*)

Ich nahm schon einmal diesen verflossenen Winter mir die Freiheit an Ew. Hochedelgeb. von Hanau aus zu schreiben und bei Denselben Engagement zu suchen und diesen Brief begleitete ich mit einem Empfehlungsschreiben von Herrn Legationsrat Gotter. Allein ich war nicht so glücklich, von Ihnen einer Antwort gewürdigt zu werden. Ich glaubte, der Brief müsse auf der Post verloren gegangen sein, und schickte daher einen Laufzettel von der Hessenpost an Sie, worunter Sie schrieben, daß Sie meinen Brief erhalten hätten.

Kurz nach diesem erhielt ich Engagement bei dem Hochl. Hessen-Kasselischen Hoftheater. Dieses verlasse ich aber jetzt nebst meiner Frau, indem ich zwischen Abschied und geringer Gage lieber das Erste wähle; denn die ökonomischen Einrichtungen des Direkteurs interessieren den Akteur nicht.

Sollten Sie mich also mit meiner Frau bei Ihrem Theater brauchen können, so offeriere ich Denselben meine Dienste. Im Nichtfall bitte ich nur ergebenst, mir gefälligst obengenanntes Empfehlungsschreiben und zwar mit erster Post zurückzuschicken; denn zu anderweitigem Engagement bin ich desselben benötigt. Was ich nun und meine Frau spiele, ist Ihnen schon aus dem vorigen bekannt, es wäre also überflüssig es hier zu wiederholen. In Erwartung einer gütigen Antwort beharre ich mit steter Hochachtung

Ew. Hochedelgeb. ergebenster

Geißler.

Marburg, den 26. Juli 1789.

P. S. In sechs Wochen wird mein Abzug vom hiesigen Theater sein. Mein Logis ist beim Fleischermeister Briehl am Hirschberg.

Legationsrat Friedrich Wilhelm Gotter, geb. 1746, gest. 1797, der Geißler das Empfehlungsschreiben an Großmann ausgestellt hatte, gehörte zu den einflußreichsten Literaten jener Zeit. Er verfaßte eine Menge Trauer-, Lust- und Singspiele, meist nach fremden Mustern, und hatte namentlich in den siebziger und achtziger Jahren einen großen Einfluß auf das deutsche Theater. Da seine persönlichen und literarischen Verbindungen sehr weit gingen, bedeutete es schon etwas, von ihm empfohlen zu werden. Als Goethe 1772 in Wetzlar weilte, war er mit Gotter befreundet, der eben begann seine Siege auf der deutschen Bühne zu feiern. Damals dachte niemand daran, den eben erschienenen „Götz von Berlichingen" auf die Szene zu bringen; Gotters geschickt gearbeitete Stücke waren dem Theater willkommener. Heute haben diese nur noch ein literarhistorisches Interesse, während sich Goethes unsterblicher Götz die Bretter immer wieder erobert.

Gotters Empfehlungsschreiben hat zweifellos auf den gleichfalls befreundeten Empfänger des Geißlerschen Briefes, den Schauspieldirektor Großmann, Eindruck gemacht. Es müssen deshalb triftige Gründe gewesen sein, die ihn mit dem auch dichterisch veranlagten Geißler nicht weiter in Beziehung treten ließen. Dieser und seine Frau gehörten von 1789 an zu der angesehenen Rechenmacherschen Gesellschaft, die früher der berühmte Schikaneder dirigiert hatte.

Vergegenwärtigen wir uns nun noch einmal die abwechslungsreiche Bühnensaison, die sich von Mai bis Juli 1789 in dem alten Rathaussaal in Marburg abspielte und sogar Schillers damals berühmtestes Werk „Kabale und Liebe" auf die Bretter brachte, so kann man einer alten Überlieferung wohl Glauben schenken, welche die Marburger Gesellschaft der letzten Jahrzehnte des XVIII. Jahrhunderts „ein theaterfreundliches Völkchen" nannte. In dem beschränkten Raum wird das Publikum wohl größtenteils aus vornehmen Personen, zumeist Herren und Damen der Universitätskreise, und aus Studenten bestanden haben, was freilich nicht ausschließt, daß auch kunstsinnige Leute aus dem Bürgerstande die Vorstellungen besucht haben mögen.

Die Bühne des Rathaussaales, die eine bewegliche war und für die ankommenden Truppen immer neu aufgerichtet werden mußte, soll am Ende des XVIII. Jahrhunderts mit schönen Dekorationen und Requisiten ausgerüstet gewesen sein. Ob diese der Stadt gehörten, ob sie Eigentum eines andern waren, ist mir nicht bekannt. Als jedoch ein Jahrzehnt nach den Freiheitskriegen wie überall so auch in Marburg die Gemüter, von schwerem Druck befreit, wieder auflebten und sich aufs neue den Freuden des Daseins zuwandten, da spielten Marburgen Dilettanten aus der höheren Gesellschaft häufig auf der Bühne im Rathaussaal, die bis dahin nur von Berufsschauspielern benutzt worden war.

Eine alte Marburger Dame, die als Schriftstellerin unter dem Namen Julia Romana in ihrer Zeit bekannte Frau Dr. Justi, geb. Kuchenbecker, erzählte uns, als wir noch Kinder waren, anfangs der sechziger Jahre oft von diesen Aufführungen und von früheren bemerkenswerten Vorstellungen im Rathause, die sie selbst nicht einmal alle gesehen, jedoch von älteren Leuten schildern gehört hatte. Sie berichtete auch über ein mit ungewöhnlichem Beifall aufgenommenes Gastspiel der Hessen-Kasselischen Hofschauspieler im Rathaussaal in Marburg, zu dessen Darbietungen der Andrang des Publikums so stark gewesen sei, daß die Leute auf

*) Der Brief befindet sich in der Kestnerschen Sammlung (Leipziger Universitäts-Bibliothek).

der gewundenen Treppe des alten Gebäudes kaum hätten vorwärts kommen können.

Diese Aufführungen waren vor ihrer Zeit gewesen, allein die Nachrichten über sie hafteten um so fester in dem Gedächtnis der greisen Frau, als ein naher Verwandter ihrer Mutter aus Liebe zu einer schönen Schauspielerin jener Truppe durchaus sein Studium verlassen und Bühnenkünstler werden wollte, was schwere Kämpfe in der Familie hervorrief und schließlich unterblieb.

Ob die in Rede stehende Truppe die Hessen-Kasselischen Hofschauspieler aus Hanau waren, kann nur vermutet, jedoch nicht bestimmt angenommen werden; denn, wie Frau Dr. Justi erzählte, sollten sie auch Stücke von Lessing, Schiller und Goethe aufgeführt haben. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, zeitgenössische Nachrichten über das Gastspiel der Hanauer Künstler von 1789 ans Licht zu bringen, möglicherweise geben sie auch den Anlaß zu Forschungen nach der alten Bühne und ihrer Geschichte überhaupt. Sie muß verhältnismäßig so klein gewesen sein, daß es uns mit unseren heutigen verwöhnten Anschauungen kaum glaublich erscheint, daß z. B. ein Stück wie „König Lear" von Shakespeare auf ihr gegeben werden konnte. Und doch, wieviel Genuß, wieviel schöne nachhaltige Eindrücke knüpften sich für das noch nicht blasierte Publikum jener Tage an die alten kleinen Heimstätten der dramatischen Kunst, deren Leistungen zwar in engen Schranken blieben, aber von einer willigen, beweglichen Phantasie ergänzt wurden!

Der Punkt.

Skizze von Fritz Maurer.

Ein fast dreistündiger Aufenthalt auf der Station G. der M. S. Eisenbahn, wozu ich bei meinen Reisen öfter verdammt wurde, war mir nachgerade der schrecklichste der Schrecken geworden. Die Langeweile, welche ich dabei auszuhalten hatte, wirkte auf die Dauer geradezu tötlich. Eine wahre Erlösung war es deshalb für mich, als mir an einem solchen Tage des Schreckens zwei Bekannte, der Staatsanwalt P. und der Kreisphysikus W., auf dem Bahnhofe begegneten und mich aufforderten, mich ihnen zu einem hübschen Spaziergange in das naheliegende Dorf anzuschließen. Da wir am Abend zur Rückreise denselben Eisenbahnzug benutzen mußten, so leistete ich ihrer Einladung gern Folge. Auf meine Frage nach dem Zweck der Reise erfuhr ich, daß die Leiche eines durch Selbstmord geendeten fremden Arbeiters besichtigt werden solle. Dieselbe war in dem nahe belegenen Wäldchen, an einem Baume hängend, aufgefunden und einstweilen in dem Bahrenhause auf dem Friedhof des Dorfes untergebracht, wohin wir unsere Schritte lenkten. Ich konnte mich, als wir an das Ziel unseres Ganges gelangt waren, anfangs nicht dazu entschließen, in das Haus einzutreten, tat es dann aber doch, von einer gewissen Teilnahme für das immerhin traurige Geschick des Verstorbenen ergriffen. Die Papiere desselben wurden gerade geordnet, als ich dazu kam, und dabei fanden sich auf dem letzten Blatt des Arbeiterbuches einige vom Toten kurz vor seinem freiwilligen Ende mit Blei niedergeschriebene Worte, welche also lauteten: „Ich habe keine Angehörigen. Der einzige Freund hat meine Ersparnisse gestohlen. Deutlich habe ich ein Goldstück, welches er ausgegeben, als das meinige wiedererkannt. Von langer, schwerer Krankheit schwach, habe ich allen Mut und den Glauben an die Menschheit verloren. Ich bitte den lieben Gott, daß er mir verzeihen und mich gnädig zu sich nehmen wolle. Friedrich August Schäfer." Eine Träne war über das Blatt hingelaufen und hatte die Schrift etwas verwischt, ein Zeichen dafür, wie unglücklich sich der Beklagenswerte fühlte und wie schwer ihm das fiel, was er vor hatte. Unwillkürlich mußte ich den Toten ansehen, was ich bis dahin vermieden hatte. Ja, das waren müde und kranke Züge eines Tiefunglücklichen.

Die nötigen Formalitäten waren bald abgemacht und wir gingen wieder zum Bahrenhaus hinaus. Da flatterte mir ein weißes zusammengelegtes Papier entgegen; ich hob es auf, und da ich es betrachtete, sah ich, daß in demselben früher Geld eingewickelt gewesen war. Auch war darauf die Wappenseite von Zwanzigmarkstücken aus den Jahren 1874 und 1875 mit Hilfe einer Silbermünze verschiedene Male abgedrückt, wie dies wohl fast jeder Mensch als Kind schon einmal gemacht hat. Sicherlich war es dasselbe Papier, in welchem der Tote seinen kleinen Schatz aufbewahrt und bei sich getragen hatte und welches beim Transport der Leiche aus der Rocktasche gefallen war. Der Staatsanwalt, welchem ich das Papier hingereicht hatte, wollte es als unwesentlich zu Boden fallen lassen, als ich es mir wieder ausbat und einsteckte.

Obschon die ganze Sache einen gewissen Eindruck auf mich gemacht, so hatte ich dieselbe bei unserer raschlebigen Zeit doch bald beinahe vergessen. Da kam mir das Papier eines Tages wieder vor Augen, während ich die Taschen meines Rocks leerte. Nun besah ich dasselbe von allen Seiten nochmals genau und nahm schließlich auch ein Vergrößerungsglas

zur Hand, um die Münzabdrücke daraufhin sorgfältig zu untersuchen, ob ich vielleicht das Zeichen finden könnte, woran der Verstorbene sein ehemaliges Eigentum in der Hand des schändlichen Freundes wiedererkannt hatte. Beim Vergleichen der verschiedenen Abdrücke mit einem entsprechenden Münzstück fand ich bald, daß der Punkt hinter dem Wort Mark bei sämtlichen Abdrücken fehlte. In einer müßigen Stunde, wo der Besitzer sich vielleicht an dem Anblick seines Schatzes erfreute, hatte er diesen Punkt auf der Münze mit einem Messer oder sonstigen Instrument abgeschabt, um sein Eigentum aus irgend welchen Gründen zu zeichnen. Durch Einlegen einiger Goldstücke und Wiederzusammenlegen des Papiers in die alten Falten konnte ich feststellen, daß in demselben ehemals drei Zwanzigmark-Stücke eingewickelt waren. Von da ab war es bei mir Gewohnheit geworden, jedes derartige Goldstück, welches durch meine Finger ging, näher zu betrachten, um zu sehen, ob wohl jemals das eine oder andere der von dem Toten gezeichneten in meine Hände gelangen würde. Oftmals wurde infolgedessen an mich die Frage gerichtet, weshalb ich das Gold stets so genau betrachte.

Eine Reihe von Jahren ging vorüber, ohne daß mir jemals eins dieser Stücke vor Augen gekommen wäre. Da, während ich auf einer größeren Reise die beim Lösen eines Rundreisebilletts auf dem Bahnhof zu H. zurückerhaltenen zwei Zwanzigmark-Stücke nach alter Gewohnheit nachträglich näher untersuchte, fand ich endlich eins der so lange gesuchten Goldstücke vom Jahre 1874. Weitere Untersuchungen, von wem das Goldstück wohl ausgegeben sein könnte, waren selbstverständlich nicht möglich. Denn wenn ich den vielbeschäftigten Eisenbahnbeamten an der Kasse des größeren Bahnhofs danach gefragt haben würde, so wäre ich sicherlich ausgelacht worden. Ich konnte mich aber nicht dazu entschließen, das Goldstück wieder auszugeben, legte es vielmehr zu dem in meinem Schreibtisch aufbewahrten Papierstück, worin es nach meiner festen Überzeugung von dem unglücklichen Selbstmörder seinerzeit eingewickelt gewesen war. Jeder leise Zweifel, ob dem wirklich so gewesen und ob ich nicht etwa seit Jahren einer Illusion nachgegangen, war geschwunden, als ich einen der erwähnten Abdrücke von dem Goldstück nahm und denselben mit denjenigen verglich, welche vor längeren Jahren der verstorbene Besitzer auf dem von mir aufgehobenen Papierstück angefertigt hatte. Um den Namen des Toten nicht mit den Jahren zu vergessen, schrieb ich denselben mit einem mir gerade zur Hand liegenden Rotstift auf das Papier und verschloß dasselbe samt dem Goldstück wieder in meinem Schreibtisch.

Eifriger denn je achtete ich von nun ab auf alle Zwanzigmark-Stücke, welche unter meine Augen kamen, und wiederum ging eine längere Reihe von Jahren dahin. Wie der eine Briefmarken, der andere Zigarrenspitzen für Waisenknaben sammelt, so trieb ich meinen Sport im Betrachten von Zwanzigmark-Stücken, ohne aber jemals zu verraten, welches besondere Interesse ich dabei hatte. Dieses blieb mein Geheimnis, bis es eines Tags in wunderbarer Weise offenbar wurde.

In dem Dorfe G. war das alte Schulgebäude abgebrochen und dabei wurden die alten Baumaterialien teilweise zur Wiederverwendung beim Neubau zur Seite gelegt, teilweise in kleinen Haufen zum öffentlichen Verkauf gebracht. Die Käufer, meist kleine Leute, mußten nach den Verkaufsbedingungen die Gelder bei der Renterei in der Kreishauptstadt einzahlen. Da aber das betreffende Gebäude auf dem Berge liegt, so wurde in ähnlichen Fällen beinahe regelmäßig von den Käufern erst der Versuch gemacht, ob die Gelder nicht auf dem im Tale liegenden Büreau des Baubeamten abgenommen würden. So kam denn auch eines Morgens ein alter Mann aus dem Dorfe G. zu mir, um die Kaufgelder für einige alte Balken von dem abgebrochenen Schulhause einzuzahlen. Obschon ich ihm bedeutete, daß die Einzahlung auf der Renterei zu erfolgen habe, legte er ohne weiteres das Geld vor mich auf den Tisch. Ich wollte mir dies eben verbitten, als mein Blick auf eins von den Zwanzigmark-Stücken fiel, wonach ich schon so viele Jahre gesucht hatte. Es war aus dem Jahre 1875 und hinter dem Wort Mark fehlte der Punkt. Deutlich war zu erkennen, daß derselbe mit einem dazu geeigneten Instrumente weggeschabt war. Ich wurde durch diese Entdeckung ganz erregt und blickte bald auf das Goldstück, bald auf den Mann, welcher es gebracht hatte und nun noch bemerkte, es sei lang gespartes Geld. Dann aber schloß ich die Schublade meines Schreibtisches auf und holte das bewußte Papier mit dem schon vor Jahren zurückgelegten Goldstück hervor. Während ich nun dieses betrachtete, vollzog sich an dem alten Manne eine mir zunächst unerklärliche schreckliche Veränderung. Sein Gesicht war kreideweiß geworden und sein Blick starrte auf eine Stelle meines Schreibtisches, als ob er ein Gespenst sähe. Das von mir achtlos beiseite gelegte Papier war so zu liegen gekommen, daß ihm der mit Rotstift geschriebene Name des längst modernden Toten „Friedrich August Schäfer" in die Augen gefallen war. Es war kein Zweifel, ich hatte den elenden Dieb vor mir, welcher vor langen Jahren seinen Freund bestohlen und in den Tod getrieben hatte. Ich beschied ihn daher ganz kurz und wohl auch etwas schroff, er möge sein

Geld nehmen und machen, daß er fortkomme. Er hatte meine Gedanken erraten, denn er ging wie an allen Gliedern zerschlagen, ein gebrochener Mann.

Nach mehreren Tagen brachte das Kreisblatt die Nachricht: „Im Dorfe G. hat sich gestern Abend der schon betagte und bis dahin ganz rüstige Arbeiter R. erhängt, anscheinend infolge einer ganz plötzlichen Geistesstörung, welche die Seinen an ihm bemerkt haben wollen.“

Aus alter und neuer Zeit.

Mitteilungen zur Geschichte hessischer Familien und hessischer Heeresverhältnisse aus der Zeit des 30jährigen Krieges. In den letzten Wochen lief ein Aufsatz über die aus Hessen stammenden Vorfahren des Geh Kabinettsrat von Lucanus durch die Tageszeitungen. Die Richtigkeit der dort gemachten Angaben bestätigt das „Personen- und Orts-Register zu der Matrikel usw. der Universität Marburg 1527—1652“ von Falckenheiner. Die 31 Mitglieder der Familie Lucanus, die zwischen 1560 und 1647 in Marburg studierten, sind mit wenigen Ausnahmen aus Frankenberg, Rauschenberg, Neunkirchen und Ziegenhain gebürtig. Mich erinnerte der betreffende Aufsatz an einen Brief, der von einem Hauptmann Lucanus handelt und von allgemeinerem Interesse ist, weil er Beziehungen zwischen dem Kriegsherrn (Landgraf Wilhelm V.) und seinen Offizieren erkennen läßt, wie sie bei der Soldateska des 30jährigen Krieges nach Gustav Adolfs Tode zu den außergewöhnlichen Erscheinungen gehören. Der Brief ist zwei Tage nach der Schlacht bei Hessisch-Oldendorf von dem damaligen Obersten Johann Geyso an den Sekretär*) des Landgrafen Joh. Gudenus geschrieben und lautet:

„Vester und hochgelahrter Herr Secretarius, freundlich lieber Schwager!

Haubmann Lucan ist bei dem vorgangenen Dreffen tot blieben, hat zuvor gegen einen anderen Haubmann gedacht, wenn er bleiben sollte, daß er nach Cassel gebracht und bestattet würde. Also habe ich den Leichnamb mit einer geringen convoy abgefertigt. Weil ich nun nicht weiß, ob mein gnädiger Fürst und Herr, wie anderen wegen ihrer treuen Dienste geschehen, die Begräbnuß gnädig anstellen lassen wird, in consideratione, daß er der abgelebte, nunmehr selige Haubmann vor das Vatterland sein leben gelassen und vor seinen Feind redlich und dapfer verhalten: Also sei der Herr Schwager dienstfreundlich gebeten, gegen Ihrer Fürstl. Gnaden hiervon des Begräbnuß halber erinnerung zu thun und die resolution gegenwerdigem Lucans Fendrich nachrichtlich zurückzugeben. Hierdurch geschieht dem redlichen Man die letzte Ehre und die lebendigen werdens umb Ihrer Fürstl. Gnaden zu verdinstigen nicht vergessen.

Wie alles in kurzer Zeit in vorgewesenem Dreffen durch Gottes Gnad abgangen, wird Haubmann Wasserhun in genere berichtet haben; nunmehr aber in specie zu avisiren, ist zuvorderst Merode blieben, auch verschiedene hohe officirer, ingleichen bei 50 cornet und fahnen erobert. Uff der Walstatt liegen vom Feind mehr als 3000 Mann. In summa Gott hat wunder gethan und wenn sich die Herrn des glücks und der großen victorien nicht mißbrauchen, ist diese victoria noch zu weiterer prosperité und unseren Feinden zum äußersten undergang zu hoffen. Gott mit uns.

Vor Hameln datirt den 30. Juny 1633.

Des Herrn Schwagers
dienstwilliger
Johan Geyßo.“

Der Hauptmann Lucan gehörte, ebenso wie der in vorstehendem Briefe erwähnte Hauptmann Wasserhuhn*), dem „weißen“ Regiment an, das der Oberst Johann Geyso bei der hessischen Erhebung im Sommer 1631 in den Ämtern Eschwege, Rotenburg, Allendorf, Witzenhausen und Sontra „gerichtet“ hatte.**) Dies Regiment ist insofern von Interesse, weil sich sein nationaler

*) Die Sekretäre der damaligen Zeit erledigten die Aufgaben der heutigen Adjutanten und Generalstabs-Offiziere. Zur Bewältigung der unglaublichen Arbeitslast, die die Armee-Angelegenheiten erforderten, standen Wilhelm V. drei Sekretäre (Gudenus, Senkel und Schimmelpfeng) zur Seite. Abgesehen von den Kriegskommissaren (Otto von der Malsburg, Reinhard Scheffer, Lud. Heiderich von Calenberg und Braun Karl von Uffeln), die die Unterbringung und Unterhaltung der Regimenter durch „Kontribution“ in den angewiesenen „Quartieren“ regelten und die Interessen des Kriegsherrn und der betreffenden Landschaft gegenüber den Obersten, denen die Regimenter „gehörten“, vertraten, fehlte es noch an jeder Arbeitsteilung und Organisation.

*) Wasserhuhn stammte aus einer Rotenburger Beamtenfamilie. Er fiel am 14. Juni 1636 beim Sturm auf die Lamboyschen Schanzen vor Hanau.

**) Die anderslautende Angabe der „Stamm- und Rangliste des Kurfürstlich Hessischen Armee-Corps“ S. 6 ist unrichtig. Oberst Tilo Albr. v. Uslar „completirte“ im Herbst 1631 die von ihm aus Niedersachsen mitgebrachten Söldner im Stift Fulda zu dem „blauen“ Regiment, das im Juni 1632 nach dem Überfall von Volkmarsen sich auflöste.

Charakter mehr wie bei den übrigen Truppenteilen Wilhelms V. und VI. erhielt. Es war das einzige, das während der ganzen Dauer des Krieges seinen Inhaber nicht wechselte. Dieser als Niederhesse (geboren zu Borken am 29. Januar 1593) konnte seine Hauptleute und diese wieder ihre Mannschaften aus Landsleuten leichter ergänzen als die Ausländer, die im Laufe des Krieges in immer größerer Zahl die höheren Stellen einnahmen und ebenso wie die Regimenter vielfach wechselten. Seine Oberstleutnants, die eigentlichen Führer des Regiments im heutigen Sinne, waren nacheinander die Hessen Krug, Motz und Gleim. Das „weiße" Regiment kann mit Recht als Stamm des späteren hessischen Leibgarde-Regiments (jetzigen Füsilier-Regiments von Gersdorff Nr. 80) bezeichnet werden, da bei der Auflösung der hessischen Armee 1649/50 eine seiner Kompagnien als Leibkompagnie des nunmehrigen Generalleutnant Joh. Geyso bestehen blieb und 1683 der Kern für ein stehendes Heer in Hessen wurde.

v. Geyso, Oberst a. D. in Marburg.

Musikgeschichtliches. Am 22. September 1755 wurde in Kassel*) Christian Kalkbrenner als Sohn des dortigen Stadtmusikus Michael Kalkbrenner geboren. Er widmete sich der Musik und wurde von dem Organisten Johannes Becker und dem Violinisten Karl Rodewald ausgebildet. Mit 17 Jahren trat er als Chorsänger bei der französischen Oper in seiner Vaterstadt ein und hatte sich des Wohlwollens des Oberhofmarschalls du Rosey, des Direktors des Theaters, zu erfreuen, der ihn bei seinen Musikstudien unterstützte. Leider aber sollte dies nicht lange dauern. Strieder, der Kalkbrenner als Musiker für würdig erachtete einen Platz in seiner „Hessischen Gelehrten Geschichte" einzunehmen, schreibt darüber: „Mit dem Jahre 1775 geriet das Spektakelwesen in die Hände eines Markis de Luchet und von jetzt an beklagt Herr Kalkbrenner seine Laufbahn. Man stellte ihn als überzählig bei der Kapelle dergestalt an, daß er ein Jahr umsonst dienen sollte; stürbe Einer binnen dieser Zeit, so sollte er in dessen Gehalt eintreten, oder im Gegenteil nach Verfluß des Jahrs 100 Rthlr. Besoldung haben. Der abgelebte Hofmusikus John starb in dem Jahr darauf, Herr Heuze bekam dessen Besoldung als eine Zulage, Herr Kalkbrenner aber Nichts". Als er aber gegen Ende des zweiten Jahrs dem Landgrafen Friedrich II. eine Symphonie dediziert hatte, wurden ihm 50 Rtlr. Besoldung „zugeworfen". Obwohl er mehrere beifällig aufgenommene Sammlungen seiner Kompositionen, bestehend aus Liedern und Arien, sowie Sonaten und sonstige Musikstücke herausgegeben hatte, so konnte er es doch nicht ermöglichen, daß eine von ihm komponierte vierstimmige große Messe, die ebenfalls für den Landgrafen bestimmt war, in Kassel zur Aufführung gelangte. Die philharmonische Akademie zu Bologna, welcher er das Werk übersandte, ernannte ihn aber zu ihrem Ehrenmitglied. 1788 erhielt er durch die Königin von Preußen ein Anstellung als Kapellmeister in Berlin, folgte aber schon nach zwei Jahren einem Ruf des Prinzen Heinrich von Preußen nach Rheinsberg. 1799 ging er als Chordirektor an die große Oper nach Paris, wo er am 10. August 1806 starb. Von seinen Opern sind zu nennen „Lanassa" und „Olympia", ferner verfaßte er „Theorie der Tonkunst" (1. Teil, Berlin 1789), „Kurzer Abriß der Geschichte der Tonkunst zum Vergnügen der Liebhaber der Musik" (Berlin 1792), „Le chant triomphal pour la pompe funèbre du général Hoche", aufgeführt Paris 1799. Von einer Geschichte der Musik, die er begonnen hatte, konnte er nur den ersten Band vollenden.

*) Nach Strieders Angabe in dessen hessischer Gelehrtengeschichte; nach anderen soll Kalkbrenner in Münden oder Minden geboren sein. Ebenso schwankend sind die Angaben über den Geburtsort seines Sohnes Friedrich Wilhelm K., des gefeierten Klaviervirtuosen. Die einen nennen Kassel, die andern Berlin, das Richtige soll, nach der Allg. deutschen Biographie, in der Mitte liegen, denn er sei während der Übersiedelung seiner Eltern von Kassel nach Berlin auf der Reise geboren worden.

Die Hessen-Kasseler Müllerbüchsen. In der Thierbach-Festschrift, die unlängst in den „Beiträgen zur Geschichte der Handfeuerwaffen" erschienen ist, handelt ein eigener Abschnitt, verfaßt von E. Haenel, über „die Hessen-Kasseler Müllerbüchsen und ihre Meister". Diese Büchsen, die aus dem Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts stammen, haben ihren Namen von einem auf ihnen angebrachten M, sowie von einem auf dem Lauf oder inwendig befindlichen Mühlrad und einem Männchen mit einem Kleeblatt. Sie waren wegen ihrer Bauart und Treffsicherheit berühmt und deshalb von hochstehenden Weidmännern besonders bevorzugt. Die von August dem Starken gegründete Gewehrsammlung in Dresden weist eine große Anzahl dieser Pürschbüchsen auf, die als Geschenke von befreundeten Fürstlichkeiten und ergebenen Adeligen dorthin gekommen sind. Nach den Dresdener Inventarien sind aber zu unterscheiden: Müller-Büchsen, Büchsen auf Müller Art, Hessen-Cassler-Büchsen, wirkliche Müller-Flinten, Caßler Flinten und Flinten auf Caßler Art, welche die Schrift in 8 Abbildungen zeigt. Bei der Untersuchung darüber: wer war der Verfertiger der Müllerbüchsen? hieß er Müller? war er Müller? oder vereinigte er Eigennamen und Beruf auf sich? kommt der

Herr Verfasser des Aufsatzes zu dem Ergebnis, daß das M auf dem Schafte einzelner Büchsen nicht als Marke eines Kasseler Meisters namens Müller zu deuten sei. M bedeute nicht Müller, sondern „Müllerbüchse", und sei eingeführt worden, um den Wert der Büchsen, deren Originale sich einen weitverbreiteten Ruf erworben, auch äußerlich zu kennzeichnen. Die Entwicklung des Gewehrtypus führe nach den vorläufigen Untersuchungen auf den Müller Jost Lagemann in Vollmarshausen zurück, der neben seinem eigentlichen Beruf das Büchsenmacherhandwerk betrieb und durch die Vorzüglichkeit seiner Arbeiten so bekannt geworden sei, daß man diese „Müllerbüchsen" genannt habe. Sein Sohn, Hans Jakob, habe sich ausschließlich dem Beruf der Büchsenmacherei gewidmet und durch die Erfolge, die er erzielt, seien zahlreiche Nachahmungen seiner Büchsen hervorgerufen worden.

Bei diesen Nachforschungen hat E. Haenel, wie er dankend hervorhebt, wertvolle Unterstützung durch Herrn Dr. Boehlau, Direktor des Königlichen Museums, und Herrn Jakobi, Sekretär an der Landesbibliothek in Kassel, sowie durch Herrn Pfarrer Dippel in Vollmarshausen erhalten.

Die Angaben des Herrn Jakobi gehen noch weiter dahin, daß der Nachfolger des Müllers Lagemann in seinem Geschäft, sein Schwiegersohn Nähler, das Mühlrad, als Symbol ihres Berufs, als Marke auch bei den von ihm verfertigten Büchsen angenommen habe. Wir werden auf die „Müllerbüchsen" voraussichtlich noch eingehender zurückkommen.

Aus Heimat und Fremde.

Theaterneubau. Die umfangreichen Vorverhandlungen zu dem schon seit mehreren Jahren geplanten Neubau des Königlichen Theaters in Kassel sind jetzt beendigt. Die Ausführung bedarf nunmehr der Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers. Für das neue Haus ist die Stelle am Friedrichsplatz ausersehen, wo gegenwärtig das Auetor steht, welches an einen anderen bis jetzt noch nicht bestimmten Platz versetzt werden soll. Die Kosten des Neubaues werden von dem Erlös des seitherigen Theatergrundstückes, das zu einer Straße verwandt wird, bestritten werden, jedoch hat die Stadt Kassel einen einmaligen Zuschuß von 600000 Mark bewilligt. Der Plan zu der Neuanlage ist von dem Intendanten des Königlichen Theaters Freiherrn von und zu Gilsa gefaßt worden, Herr Architekt Karst in Kassel hat den Entwurf zu dem Neubau geliefert, der von der Königlichen Akademie für das Bauwesen in Berlin geprüft und gebilligt worden ist.

Das Lied vom alten Höfling. In diesen Tagen ging durch die Zeitungen eine Notiz aus Eschwege, in welcher darauf hingewiesen wurde, daß jetzt „75 Jahre verflossen" seien, seit Dr. Eugen Höfling das Lied „O alte Burschenherrlichkeit" gedichtet habe. Es muß jedoch hierbei darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Urheberschaft Höflings seinerzeit bedeutenden Angriffen ausgesetzt war und es wesentlich unserem landsmännischen Dichter, unserem Mitarbeiter Carl Preser zu danken ist, wenn diese Urheberschaft wieder zu voller Anerkennung gelangte. Und dies kam so: Von der 51. Auflage des Lahrer Kommersbuches erhielt Preser im Jahre 1897 ein Freiexemplar zugesandt, weil darin sein von Professor Melde komponiertes Lied „Eobanus Hessus", sowie einige andere Lieder Aufnahme gefunden hatten. Dadurch aber kam ihm nun auch zu Gesicht, daß unserem alten Höfling die Urheberschaft an seinem Liede „O alte Burschenherrlichkeit" abgesprochen war, und die Hauptangriffe führten auf Berlin zurück. Preser nahm sich der Sache sofort eifrig an und seine in Nr. 1 des „Hessenlandes" vom Jahre 1898 erschienene Abführung jener Angriffe hatte dann die Wirkung, daß die Redaktion des Allgemeinen Kommersbuches die Presersche Darlegung als richtig anerkannte, denn sie übersandte dem Verteidiger Höflings von der 53. Auflage den betreffenden Aushängebogen, in welchem Eugen Höfling wieder als Dichter des genannten Liedes ersichtlich war. Der siegreiche Verteidiger des letzteren aber erhielt damals von der Burschenschaft „Arminia" in Marburg folgendes Schreiben, datiert vom 10. Februar 1898:

„Sehr geehrter Herr!

Die ergebenst unterzeichnete hat am 23. Juli 1895 eine alte Ehrenschuld der Marburger Studentenschaft zu tilgen geglaubt, indem sie dem Dichter des Liedes „O alte Burschenherrlichkeit", Dr. Eugen Höfling in Eschwege, eine Gedenktafel an dem Hause errichtet hat, in welchem er als Student in Marburg wohnte.

Leider hatten verschiedene Nörgler ... dem Dichter die Urheberschaft zu bestreiten gesucht, so daß ferner stehende Kreise in ihrer Überzeugung schon zu wanken begannen.

Da haben Sie, sehr geehrter Herr, durch Ihren vorzüglichen Artikel im „Hessenland", in dem Sie freudig eintraten für das Recht und das hessische Nationalbewußtsein, die dunkelen Mächte gebannt und der Wahrheit zu ihrem Rechte verholfen.

Das danken wir Ihnen und mit uns jeder biedere Hesse, der noch auf seines Namens Ehre etwas hält. Wir ergreifen deshalb die Gelegenheit, um Ihnen unsere Gefühle zu übermitteln, indem wir Ihnen aus vollem Herzen ein kräftiges vivat, floreat, crescat! zubringen. Mit burschenschaftlichem Gruße &c."

Carl Preser hat alsdann dem ganzen Vorgange einige Verse gewidmet, die wir hier mitteilen. Es wird für jeden leicht erkennbar sein, daß die Strophen darin der Melodie des Höfling schen Liedes angepaßt sind.

Das Lied vom alten Höfling.
(S. „Hessenland“ 1898, Nr. 1.)

Berlin hub an einst einen Streit,
Geführt mit kühnen Hieben:
Das Lied „O Burschenherrlichkeit“
Hat Höfling nicht geschrieben! —
Und das Kommersbuch strich, o Graus!
Auch flugs des Dichters Namen aus,
Als wär' Berlin, o jerum,
Der Dichtkunst nervus rerum.

Doch weil es einem Hessen galt,
So hieß mein Herz mich spitzen
Der alten Spuhle breiten Spalt
Und Wund' auf Wunde ritzen.
„Hand ab, du Kritikastertum,
Von Meister Höflings Sangesruhm,
Der bleibt, tralirum larum,
Der Dichter und zwar — darum!“

Dies Darum fiel dann heiß und schwer
Dem Gegner auf die Nerven.
Doch mocht' er selber noch so sehr
Der Feder Spitze schärfen:
Die Logik, die er trieb und schrieb,
Versagte schon beim ersten Hieb,
Und zwar, tralirum larum,
Auf Grund des Diktums „Darum“!

Hei! Wie man da zu Spree-Athen
Und anderen Athenen
Sah wieder Höflings Fahnen wehn,
Des Sängers Ziel und Sehnen!
Selbst des Kommersbuchs Liedermund
Gab wieder Höflings Namen kund,
Und dieses tat, o jerum,
Mein rabenschwarzes Serum.

Drauf zog ein Burschen-Ehrenstab
Zum Werrastrom in Hessen
Und sang an Meister Höflings Grab,
Nun ewig unvergessen:
Empfang zurück den Lorbeer hier,
Den Spree-Philister raubten dir,
O jerum, jerum, jerum,
O quae mutatio rerum.

Schließlich müssen wir übrigens noch des interessanten Umstandes gedenken, daß sowohl Text als auch Melodie unseres Liedes im Munde Schwälmer Burschen und Mädchen zu Hause sind. Herr Hofrat Preser besitzt darüber briefliche Mitteilungen und ist eben daran, in der Sache festzustellen, was noch festzustellen ist.

Todesfälle. Am 5. September verschied der Landrat des Kreises Hersfeld Geheime Regierungsrat Freiherr von Schleinitz in Blankenburg a. H., wo er seinen Urlaub verbrachte, an einem Herzschlag. Der Verewigte bekleidete sein Amt seit dem Jahre 1884 und hatte sich durch sein stets zutage tretendes Wohlwollen einer großen Beliebtheit in dem seiner Verwaltung anvertrauten Kreis zu erfreuen. Ganz besonders förderte er das Schulwesen und die Feuerlöschanstalten. In den Jahren 1890—93 vertrat er im Reichstag den Wahlkreis Hersfeld-Hünfeld-Rotenburg. Das liebenswürdige Wesen und die Herzengüte des Verblichenen werden ihn bei allen, die mit ihm in Beziehung getreten sind, ein dauerndes Andenken sichern.

In Ziegenhain starb am 8. September der Königliche Kreisarzt Geheime Medizinalrat Dr. med. Karl Merkel. Er hatte an den Universitäten in Marburg und Würzburg studiert und sich 1863 als praktischer Arzt in Frankenau niedergelassen. 1869 siedelte er nach Ziegenhain über und wurde 1870 daselbst zum Kreiswundarzt, 1891 zum Kreisphysikus ernannt, welche Stellung er bis zu seinem Lebensende bekleidete. 1903 wurde ihm der Charakter als Geheimer Medizinalrat verliehen. — Seit 1887 war er Mitglied der Ärztekammer, auch war er Vorsitzender des Ärztevereins an der Eder.

In Leipzig starb am 9. September der aus einer alten Kasseler Buchhändlerfamilie stammende Verlagsbuchhändler Friedrich Luckhardt im Alter von 58 Jahren. Er war durch den Tod seines Vaters, Karl Luckhardt, frühzeitig selbständig geworden und siedelte nach Leipzig, dann nach Berlin über, wo er verschiedene Zeitungen und Zeitschriften ins Leben rief. In Leipzig errichtete er später wieder ein Zweiggeschäft. Ein besonderes Gebiet seiner vielseitigen Tätigkeit war die Herausgabe militärischer Schriften. Mit ihm ist ein sehr unternehmender Verleger dahingegangen, der in früheren Jahren auch manchem hessischen Schriftsteller an die Öffentlichkeit verhalf.

Personalien.

Verliehen: Die Königliche Krone zum Roten Adlerorden 2. Kl. mit Eichenlaub dem Geheimen Oberpostrat Oberpostdirektor Hoffmann und dem Professor Knackfuß in Kassel, dem Geh. Medizinalrat, ordentl. Professor Dr. Mannkopf in Marburg.

Der Königliche Kronenorden 2. Kl. dem Generalsuperintendenten D. Pfeiffer in Kassel.

Der Rote Adlerorden 4. Kl. an Amtsgerichtsrat Spangenberg in Allendorf a. W.; Forstmeister Rohnert in Altmorschen; Direktor des Realgymnasiums Esau und Amtsgerichtsrat Hatzfeldt in Biedenkopf; Pfarrer Adam in Dagobertshausen; Rittergutsbesitzer Caron in Hof Ellenbach; Landrat v. Keudell, Steuerinspektor Klein und Oberlehrer Professor Dr. Pontani in Eschwege; Seminardirektor Schulrat Dr. Ernst, Oberpostsekretär Fritzsche, Medizinalrat Dr. Marx und Domkapitular Dr. Schmidt in Fulda; Rittergutsbesitzer v. Baumbach in Großropperhausen; Medizinalrat Dr. Eichenberg, Landgerichtsdirektor Hellbach, Prof. Offerdinger und Oberpostsekretär Roth in Hanau; Postdirektor Egenolf und Oberlehrer Professor Dr. Klippert in Hersfeld; Postmeister Beerhoff, Forstmeister Grebe und Baurat Lambrecht in Hofgeismar;

Metropolitan Lippe in Holzhausen, Kr. Kirchhain; Professor Brünner, Regierungs- und Forstrat Fitzau, Ökonomierat Gerland, Polizeirat Haak, Baurat Heckhoff, Bürgermeister Jochmus, Professor Koch, Oberlehrer am Realgymnasium Professor Dr. Kramm, Rechnungsrat Lange, Direktor der Landesbibliothek Dr. Lohmeyer, Regierungsrat Lommatzsch, Rittergutsbesitzer Märtens, Regierungs- und Forstrat Mehrhardt, Oberlandesgerichtsrat Pfeiffer, Oberpostsekretär Ritter, Justizrat Dr. Rocholl, Direktor der Landeskreditkasse v. Sachs, Regierungsrat Freiherr Schenck zu Schweinsberg, Medizinalrat Dr. Schotten, Landesrat Dr. Schröder, Eisenbahn-Stationsvorsteher 1. Kl. Schütz, Regierungsrat Schwarzenberg, Amtsgerichtsrat Sebold, Gewerberat Wedel und Rechnungsrat Woringer, sämtlich in Kassel; Kreistierarzt Stamm in Kirchhain; Forstmeister Wetz in Hess. Lichtenau; Kanzleirat Beckmann, Forstmeister v. Bismarck, Verlagsbuchhändler Braun, Kaufmann Bücking, außerord. Professor Dr. Feußner, ord. Prof. Dr. Maas, Oberlandmesser Madert, Postdirektor Rautenberg, Pfarrer Scheffer, Steuerrat Schultz, Schuldirektor Dr. Seehausen und ord. Professor Dr. Traeger in Marburg; Gutsbesitzer Eigenbrodt in Obernburg; Metropolitan Limbach in Ostheim bei Hanau; Dechant Atzert in Ronstal, Baurat Greymann und Forstmeister Schurian in Rotenburg; Pfarrer Kiel in Salzschlirf; Amtsrat Heydt in Schafhof, Kr. Ziegenhain; Kreisdeputierten Pfannstiel in Schmalkalden; Pfarrer Krüger in Wabern; Pfarrer Bippard in Wanfried; Rittergutsbes. v. Urff in Zwesten.

Der Kronenorden 3. Klasse an Rentner Richard Müller in Fulda; Studiendirektor D. Klingender in Hofgeismar; Geh. Justizrat, Oberlandesgerichtsrat v. Bischoffshausen, 1. Staatsanwalt v. Ditfurth, Landgerichtspräsident Kirchner, Oberpräsidialrat Dr. Mauve, Eichungsinspektor Major a. D. Meyer, Geh. Justizrat Dr. Renner, Steuerrat Scherer und Konsistorialrat Stölting, sämtlich in Kassel; Konsistorialrat D. Achelis, Geh. Regierungsrat, ord. Professor Dr. Bauer, Geh. Regierungsrat, ord. Prof. Dr. Schmidt und Geh. Justizrat, ord. Prof. Dr. Westerkamp in Marburg.

Der Kronenorden 4. Klasse an Bahnmeister 1. Kl. Finkernagel in Bebra; Stadtsekretär Widemann in Eschwege; Buchdruckereibesitzer Kahm in Frankenberg; Inspektor Gehrt in Hanau; Apotheker Sander in Hofgeismar; Bürgermeister Nöll in Holzhausen, Kr. Homberg; Standesbeamten Becker, Rektor Fischer, Glasermeister Froelich, Güterexpedienten Hawlitzky, Bildhauer Holtzmann, Buchhalter Ide und Postsekretär Reyher in Kassel; Amtsanwalt Achenbach und Bauunternehmer Becker in Marburg; Revierförster Herrmann in Niederklein; Kaufmann Küker und Beigeordneten Schröder in Rinteln; Gutsbesitzer Beyer in Richelsdorf; Bahnmeister 1. Kl. Aßmann in Rotenburg; Oberbrandmeister Orth in Schlüchtern; Turnlehrer Vogel in Schmalkalden; Rektor Röse in Treysa; Oberinspektor Zimmermann in Ziegenhain; Bürgermeister Kupferschläger in Zierenberg.

Das Kreuz der Ritter d. Kgl. Hausordens von Hohenzollern d. Direktor d. Friedrichsgymnasiums Dr. Heußner in Kassel.

Der Adler der Ritter des Kgl. Hausordens von Hohenzollern an den Provinzialschulrat Dr. Kaiser in Kassel.

Der Adler der Inhaber des Kgl. Hausordens von Hohenzollern den Lehrern Gerhold in Aua; Weber in Fulda; Kohl in Gemünden; Wehner in Müs; Siemon in Leimsfeld; Schröder in Neumorschen.

Dem Kgl. Landrat von Heimburg, Biedenkopf, dem Kgl. Landrat Frhrn. von Schenk zu Schweinsberg, Kirchhain, dem Rittmeister a. D. Frhrn. Erich von Bodenhausen, Arnstein, Kr. Witzenhausen, die Kammerherrnwürde.

Dem General-Superintendenten D. Lohr in Kassel der Charakter als Wirklicher Ober-Konsistorialrat mit dem Range der Räte 1. Klasse; dem Professor Dr. Niese in Marburg, Landesrat Dr. Osius in Kassel, Professor von der Ropp in Marburg und Professor Dr. Vogt in Marburg der Charakter als Geheimer Regierungsrat; Sanitätsrat Dr. Bartsch in Kassel der Charakter als Geheimer Sanitätsrat; Polizeidirektor Frhr. von Dalwigk zu Lichtenfels in Kassel der Charakter als Polizeipräsident; Dr. Knierim und Dr. Kölschitzky in Kassel der Charakter als Sanitätsrat; dem Departementstierarzt Tietze in Kassel der Charakter als Veterinärrat; dem Fabrikanten Brüning in Hanau und dem Fabrikanten Henschel in Kassel der Charakter als Kommerzienrat; dem Eisenbahnsekretär Boye in Kassel, dem Regierungs-Hauptkassenkassierer Delgmann in Kassel, dem Regierungssekretär Gruhn in Kassel, dem Kreissekretär Heydenreich in Homberg und dem Rentmeister Schultheis in Hersfeld der Charakter als Rechnungsrat; dem Regierungssekretär Hermanns in Kassel, dem Polizeisekretär Wagner in Kassel und dem Gerichtsschreiber, Sekretär Warnke in Marburg der Charakter als Kanzleirat.

Dem Oberbürgermeister Müller in Kassel das Recht, bei geeigneten Gelegenheiten die goldene Amtskette zu tragen.

Ernannt: Landrat von Aschoff in Melsungen zum Ehrenritter des Johanniterordens; Oberförster Wendt in Friedewald zum Regierungs- und Forstrat in Wiesbaden; Forstassessor Kersting in Rüthen zum Oberförster in Friedewald; Rektor Groth in Ziegenhain zum 3. luth. Pfarrer und Rektor in Tann (Rhön); Hilfspfarrer Bock in Abterode zum Pfarrer in Merzhausen; Oberpostsekretär Fritzsche in Rinteln zum Postinspektor in Fulda; Kreisassistenzarzt Dr. Werner aus Marburg zum Kreisarzt und mit der Verwaltung des Kreisarztbezirks Schmalkalden beauftragt.

Bestellt: Pfarrer extr. Mühlhausen zu Kassel-Wehlheiden zum Hilfspfarrer in Großalmerode; Hilfspfarrer Junghans in Großalmerode z. Hilfspfarrer in Niederaula.

Geboren: ein Sohn: Dr. med. Gustav Zuschlag und Frau Milly, geb. Gustine (Hanau, 31. August); Baron von Hundelshausen und Frau Else, geb. Sachse (Harleshausen, 3. September); Landmesser Volland und Frau, geb. Erbe (Marburg, 9. September); Kaufmann Paul Breiding und Frau Gustel, geb. Müller, (Kassel, 13. September); — eine Tochter: Gymnasial-Oberlehrer Dr. Wilhelm Schoof und Frau Elsa, geb. Baldenecker (Detmold, 10. September).

Gestorben: Pfarrer Albert Ratz (Marienborf, 31. August); Kreisphysikus z. D. Sanitätsrat Dr. Josef Spiegelthal, 89 Jahre alt (Kassel, 1. September); verw. Frau Geheime Postrat Emilie Schreiner, geb. Hoefeld, 62 Jahre alt (Kassel, 1. September); Landrat des Kreises Hersfeld Geh. Regierungsrat Freiherr von Schleinitz, 62 Jahre alt (Blankenburg a. H., 5. September); Freifrau Bertha von Wittgenstein, geb. von Bach, 86 Jahre alt (Kassel, 6. September); Hauptmann a. D. Ludwig Hupfeld, 50 Jahre alt (Kassel, 8. September); Pfarrer Gustav Roux, 86 Jahre alt (Homberg, 8. September); Geheimer Medizinalrat Dr. med. Karl Merkel, 66 Jahre alt (Ziegenhain, 8. September); Leutnant Emil von Apell, 27 Jahre alt (Biwak Geitsabis, Afrika, 8. September); Verlagsbuchhändler Friedrich Luckhardt, 58 Jahre alt (Leipzig, 9. September); Kgl. Intendantur-Kanzleisekretär a. D. Wilhelm Lange, 67 Jahre alt (Kassel, 14. September).

Briefkasten.

S.-T.-A. J. in Aachen. Das Versehen ist in diesem Heft berichtigt.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 19. XIX. Jahrgang. Kassel, 2. Oktober 1905.

Mohnfeld.

Es blüht und glüht im Sonnenbrande
Der Mohn — so leuchtend rot,
Wie tausend kleine Freudenflammen
Er durch die Gräser loht.

Und wogt das Feld, vom Wind durchsäuselt,
Lugt aus dem Grün die Glut
Des Mohnes — wie Korallenriffe
Aus grüner Meeresflut.

O Mohn, du Blume eitler Freude,
Wie bist du farbenschön!
Doch ach — wie schnell muß deine Schönheit
Und deine Glut vergehn.

Pflückt mancher dich und möchte tragen
Die Freude sich nach Haus —
Doch welk oft — eh' er heimgekommen —
Ist schon der prächt'ge Strauß. —

Die Sorgenblume Distel aber —
Sie blüht wohl unbewegt,
Ob man auch lang in durst'gem Strauße
Die Stachelpflanze trägt. — —

Hersfeld. **Hedwig Hardt.**

Die Erde ist noch lange jung!

Conr. Ferd. Meyer.

Noch ist die Erde jung
Und wird es ewig bleiben;
Sie wird in stetem Schwung
Blüten und Knospen treiben.

Und wird ein neu Geschlecht
Und starke Söhne zeugen,
Die sich dem ew'gen Recht
Mit Mut und Demut beugen.

Wohlan! Laßt uns im Geist
Solch' höh're Menschen werden:
Dann ist, was Gott verheißt,
Allzeit erfüllt auf Erden!

Bensheim a. d. B. **Karl Ernst Knodt.**

Auf hohem Felsen.

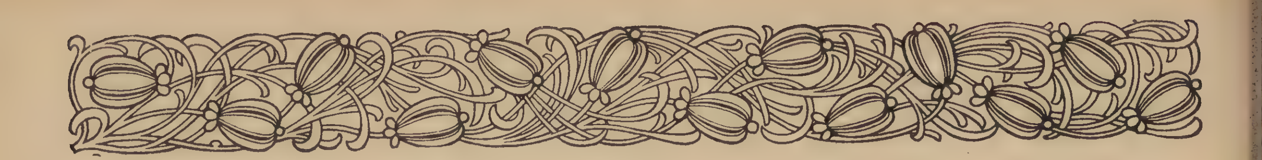
...Ah! Welche Luft!... Es schwimmt ein feuchter Glanz
Ums Felsgestein. Das raunt mir Rätsel zu.
Läßt mich mein Ich? Weiß mich zu wandeln ganz
Dies hochgebaute, reine Reich der Ruh?

Mir wird so leicht, als löse sich von mir,
Bei'm stummen Schau'n in jene Himmelsbreiten,
Die Kette aller Erdenkleinlichkeiten. . . .
Mich trägt ein Tron. Ich werde weiser hier. . . .

Ich träume traut. Es wacht ein neuer Sinn
In meiner Seele auf und heißt mich Wunder sehn.
Es hört mein Ohr — versonnen horch' ich hin
Und ahn' es nur — die Uhr der Zeiten gehn. . . .

Fern, endlos fern liegt meiner Heimat Land.
Ein Herzgedanke sich hinüberschwingt. . . .
Mein Blick wird feucht... Ich winke mit der Hand...
. . . . Der Felsen singt und klingt. . . .

Roccavione. **Sascha Elfa (Helene Bechtel)**



Die Neubegründung des Hospitals in Hofgeismar durch Philipp den Großmütigen.

Von F. Pfaff.

(Schluß.)

Jenes Hansteinsche Lehen, das Philipp dem Hospital überwies, hatte früher das nie zu rechtem Gedeihen gelangte Chorherrnstift besessen. Es bestand aus ungefähr 180 Morgen Land, davon vier geschlossene Hufen, dem Zehnten auf dem Mittelberge, einem Viertel des kleinen Zehnten und einigen Gärten. Das Rittergeschlecht von Hanstein hatte in der Zeit, als es den Erzbischöfen von Mainz wertvolle Dienste leistete, in Hofgeismar reichen Güterbesitz erworben und einen Teil davon den Chorherrn zu Lehen gegeben. Die letzte Belehnung erfolgte im Jahre 1518 mit der Begründung, „up das der Gottesdienst bey inen vermehrt moge werde". Als das Chorherrnstift neun Jahre nachher aufgehoben wurde, hielten die Herren von Hanstein den Zeitpunkt für geeignet, um die Güter zurückzunehmen, da der Lehnsträger nicht mehr vorhanden war. Sie erteilten den noch übrigen Chorherrn Leihebriefe auf Lebenszeit; diese hatten nämlich darum gebeten als arme Gesellen, die sonst keinen Unterhalt hätten. Nach dem Tode der einzelnen sollten die Lehen heimfallen. Als nun ein Chorherr starb, wollte die Hansteinsche Familie das Lehen als erledigt einziehen, aber der Landgraf befahl dem Senior Kaspar von Hanstein, das Gut bei der Kirche, besonders bei dem Spital zu lassen. Zugleich wies er seinen Schultheiß in Hofgeismar an, die Einkünfte mit Beschlag zu belegen, da das Stift die Güter von der Kirche Geld um ungefähr 1500 Gulden zu einem ewigen Erblehn gekauft habe, weshalb sie auch einzelnen nicht zu Leibgeding gegeben werden könnten. Die Grundstücke sollten bei dem Spital verbleiben, und der Spitalmeister sollte sie zu Lehen tragen; damit sei den von Hanstein ihr Eigentum und ihre Lehnsgerechtigkeit vorbehalten, sie könnten also nicht klagen. Diese Auffassung wurde von der andern Seite bestritten mit dem Einwand, die gezahlte Summe sei kein Kaufgeld, sondern ein Angeld, wie es beim Lehnsempfang mit 15 % des Güterwertes in der Regel gezahlt werde. Dafür erscheint freilich jene Summe viel zu hoch. Vorläufig blieb das Lehngut im Besitz des Hospitals, denn vor dem rasch zufahrenden Landgrafen hatte auch der Adel trotz seiner Vorrechte gewaltigen Respekt. Als aber im Kriege gegen Karl V. das Geschick sich zu ungunsten der Protestanten zu wenden schien, zögerte die Familie von Hanstein nicht, die Streitfrage wieder aufleben zu lassen. Sie wandte sich im Herbst 1546 mit einer Beschwerde, in der auch andere Streitpunkte erörtert wurden, an den Kaiser und mochte hoffen, mit der Forderung der Rückgabe jenes Lehngutes um so eher durchzudringen, da Kurt von Hanstein die Stelle eines Obersten im Heere Karls innehatte. Der gefangene Landgraf wurde aufgefordert, sich zu verantworten. Er entgegnete am 3. Oktober 1547, es sei mit Brief und Siegel zu erweisen, daß das Stift die Güter zu einem erblichen und ewigen Lehen erkauft habe. Wenn der älteste Chorherr mit Tod abgegangen sei, habe der nächste das Lehen empfangen. Die von Hanstein hätten zu Unrecht etlichen Personen des Stifts die alten Lehnbriefe zugestellt und neue Kontrakte dem Stift zum Nachteil aufgerichtet; dann sei das Gut andern Personen zu Lehen angesetzt. Deswegen habe er Vorsehung tun lassen, daß das Gut bei dem Stift bliebe oder zur Erhaltung armer Leute gebraucht werde. Die von Hanstein machten dagegen geltend, daß mit der Auflösung des Stifts die Güter an die Familie zurückgefallen seien und daß man sich mit den überlebenden Personen verglichen habe. Wolle der Landgraf das Gut zur Unterhaltung Armer verwenden, so gebühre ihm das von fremdem Gut mit nichten zu tun. Nach der Sitte jener Zeit wurde die Streitfrage mit Schriften und Gegenschriften hingezogen. Der Kaiser scheint keine Entscheidung getroffen zu haben, es ist wenigstens nichts davon bekannt geworden. Wenn auch die ältesten Lehnurkunden nicht mehr zu ermitteln sind, wird man doch kaum fehlgehen mit der Annahme, daß das formelle Recht auf seiten der von Hanstein war. Unterdessen stieg Philipps Stern wieder empor, der Passauer Vertrag wurde geschlossen und er war frei. Als nun nach dem Tode dreier Senioren die beiden Spitalmeister um Belehnung nachsuchten, entschlossen sich die von Hanstein nachzugeben, falls Philipp folgende Forderungen genehmige. Wenn der älteste Spitalmeister stirbt, soll der nächste die Lehen empfangen. Ebenso soll, wenn der älteste von Hanstein mit Tod abgegangen

ist, um Belehnung nachgesucht werden. Ist keine Versammlung mehr im Spital vorhanden, so fallen die Güter an die Familie zurück. So lange das Spital besteht, haben die von Hanstein das Recht, zwei ihrer Untertanen dort zu halten. Bei jedem Lehnfall im Spital und bei den von Hanstein ist der gebührende Lehnsschilling zu entrichten. Er betrug 50 Taler Lehngeld und 8 Taler 18 Groschen Taxe. Der Landgraf, mehr als früher zur Versöhnlichkeit geneigt, genehmigte am 7. Juli 1553 diese Forderungen.

Kurz vorher war eine neue Ordnung für das Hospital erlassen worden, die auch strengere Vorschriften über die Lebensführung der Insassen enthielt. Es wird sich herausgestellt haben, daß das nötig war. Ohne Vorwissen des Landgrafen als Stifters durfte keine Person aufgenommen werden, und die Zahl sollte auf 16, höchstens 18 beschränkt bleiben, um die Anstalt nicht zu überladen. Bei der Aufnahme sollte ein Bürger 10, ein Auswärtiger 20 Gulden Einzugsgeld entrichten, nur landgräfliche Diener sind davon befreit. Was jemand an Fahrhabe hat, ist ins Spital mitzubringen und bleibt daselbst bei seinem Absterben. Niemand darf ohne Vorwissen des Vorstandes nachts das Haus verlassen oder draußen übernachten. Alle Insassen sollen fleißig zum Besuch der Predigt angehalten werden; wer sie ohne Ursache versäumt, dem soll des Tags die Präbende entzogen werden.

Das Verhältnis des Hospitals zu den Lehnsherrn war durch den Vertrag geregelt, doch kam es gelegentlich noch zu Streitigkeiten. Vor dem dreißigjährigen Krieg versuchte das Hospital mehrmals, weiteres Hansteinsches Gut, als zum Lehen der ehemaligen Chorherrn gehörig, an sich zu ziehen, ohne jedoch damit Erfolg zu haben. Auf dem Lehnstage im Jahre 1661 erschienen der Metropolitan Johann Schmalz und der Bürgermeister Konrad Fülhun als Lehnsempfänger und baten, dem Hospital wieder zu einigen Grundstücken zu verhelfen, die ihm im Kriege und nachher abhanden gekommen waren. Ihr Gesuch wurde keineswegs günstig aufgenommen, vielmehr beklagten sich die Lehnsherrn sehr, daß die Gebrechen im Lehngut nicht früher angezeigt seien, und verlangten zunächst Abführung des Lehngeldes. Es läßt sich begreifen, daß Landbesitz im dreißigjährigen Kriege leicht spurlos verloren werden konnte. Lange Jahre, auch nach dem Kriege, lagen größere Flächen triesch oder waren wohl gar mit Buschwerk bewachsen. In vielen Fällen waren die Besitzer unterdessen gestorben oder verdorben, und kein Erbe machte sofort seine Ansprüche geltend. Wenn die Breite dann wieder unter den Pflug genommen wurde, konnten die Stücke ohne weiteres von Unberechtigten in Besitz genommen werden. In den Registern, die zum Teil im Kriege verkommen waren, standen sie nur nach zwei Anliegern bezeichnet, und genaue Flurkarten gab es noch nicht. Immerhin muß es auffallen, daß auch der Staat, die Gemeinden und die Stiftungen damals um Grundstücke gekommen sind, die man an der Hand der alten Verzeichnisse noch lange vergeblich suchte. Man scheint sich um den Besitz, der nichts einbrachte, längere Zeit nicht gekümmert zu haben.

Erst im Jahre 1852 wurde das Lehen auf Grund gesetzlicher Bestimmungen abgelöst und zwar mit der verhältnismäßig unbedeutenden Summe von 177½ Talern. Dadurch ist das Lehngut Eigentum des Hospitals geworden. Inzwischen hatte das Hospital im 18. Jahrhundert eine Erweiterung erfahren, indem das Sondersiechenhaus, das zwischen der Stadt und Nordgeismar lag, mit sechs Präbenden und einigem Vermögen ihm angegliedert wurde.

Die Stiftung Philipps besteht noch heute und sie ist nicht das einzige Denkmal dieser Art, das er sich in seinem Lande gesetzt hat. Viele Generationen von armen, kranken und arbeitsuntüchtigen Menschen haben in dem von Philipp gestifteten und ausgestatteten Haus ihre letzten Lebensjahre in Frieden verbracht. Man könnte sie als Zeugen dafür anrufen, daß er, der in seinem vielbewegten Leben manches verfehlte, mit Liebe um die Liebe seines Volkes geworben hat.

Aus der Studienzeit eines hessischen Edelmannes in den Jahren 1767—1770.

Mitgeteilt von Gustav Freiherrn Rabe von Pappenheim.

Auf Grund brieflicher Nachrichten seien in den folgenden Blättern einige Angaben über die Lebensverhältnisse in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an den Universitäten Göttingen und Marburg gemacht. Sie stammen zumeist aus der Feder des getreuen Hofmeisters J. H. Stippius, der augenscheinlich dem Vater seines Zöglings stets wahrheitsgetreu berichtet hat.

Der Telemach, um den es sich handelt, ist Ludwig Heinrich Wilhelm Christian Rabe

von Pappenheim. Er wurde am 23. November 1750 als erster Sprößling seiner am 9. November 1749 ehelich verbundenen Eltern in Kassel geboren. Sein Vater Christoph Friedrich Rabe von Pappenheim war damals Hauptmann und Kompagniechef im Hessen-Kasselschen Garde-Grenadierregiment, seine Mutter war Sophie Florentine Anna von Pappenheim, die zweitälteste Tochter des Obersten und Kommandanten des Fürstlich Solmsschen Schlosses Braunfels, Isaak du Bos Esquire et Sieur du Thil*) und seiner Gemahlin, Eleonore Henriette, geb. de Gruß.

Im Hause seiner Eltern hatte der erstgeborne Stammhalter des Christoph Friedrich v. Pappenheim seine Jugend verlebt und seinen ersten Schulunterricht in Kassel gehabt. Als er das 13. Jahr erreicht hatte, nahmen die Eltern für ihn einen Hofmeister an, der mit einem Gehalt von 100 Tlr., freier Kost und Wohnung angestellt wurde und der nun seinen Unterricht weiter leitete. Es war dies ein Student, der seine juristischen Studien eben beendet hatte, der bereits erwähnte J. H. Stippius. Nach vierjährigem Unterricht bei diesem hatte Louis von Pappenheim die Reife zum Universitätsstudium erlangt. Am 9. Mai 1767 reisten beide mit einem Diener Franz mit der Post von Kassel über Münden nach Göttingen ab. Die Reise kostete 8 Taler 3 Groschen, wobei die Trinkgelder für die Postillione mitberechnet waren. In Göttingen wurden sie vom Hofrat Böhmer, einem ebenso liebenswürdigen wie hochgelehrten Mann, empfangen, da bei ihm ein Logis für sie gemietet worden war. Dasselbe bestand aus vier sehr gut möblierten Zimmern und einer Stube und Kammer für den Diener.

Den Plan zu ihren halbjährigen Kollegiis hatten sie mit Zuziehung des Hofrats Böhmer folgendermaßen entworfen: von 8—9 Uhr hörten sie Ius Naturae oder Naturvölkerrecht bei dem bewährten Rat Achenwall, von 10—11 Uhr Collegia logica bei Professor Weber und von 11—12 Uhr das Kollegium — die Institution oder Anfangsgründe des römischen Rechts — bei ihrem Hospite, dem Hofrat Böhmer. Nachmittags hörten sie die Geschichte der in Deutschland geltenden Rechte von 2—3 Uhr und von 4—5 Uhr die Geschichte der europäischen Staaten. Ersteres wurde von Professor Selchow und letzteres von Rat Achenwall gelesen. Vor Tagesschluß von 5—6 Uhr übten sie sich noch in der französischen Sprache. Die Herren Professoren in Göttingen waren damals ebenso fleißig wie gelehrt und die Studierenden bezeugten nirgends anderswo wie in Göttingen einen so großen Eifer, sich in den Wissenschaften zu belehren. Nach dem Zeugnis Stippius' stand Louis von Pappenheim darin hinter keinem zurück. Man konnte nach Aussage des ersteren in Göttingen damals mehr lernen als auf allen andern Universitäten. Dem Kurfürstentum Hannover hatte die Personalunion mit Großbritannien einen Vorzug gegeben, dessen sich die größeren deutschen Staaten nicht einmal unter Friedrich und Josef erfreuten, nämlich die vollständige Befreiung von der Bücherzensur. Die Universität Göttingen war daher ein Sammelplatz freierer Forschung, als sie an den übrigen deutschen Hochschulen sich hervorwagen durfte. Es war dort namentlich, wie in England selbst, seit der Mitte des Jahrhunderts ein bedeutender Einfluß der damals neueren französischen Literatur, besonders Montesquieus auf die politische und Voltaires auf die historische Schriftstellerei und Forschung bemerkbar. Der hervorragende Scharfsinn und glänzende Stil, die künstlerische Anordnung und Gruppierung des Stoffes und großartige Auffassung der Tatsachen Voltaires wurden damals bei den Engländern und Deutschen maßgebend, doch auch sein und seiner Schüler vollständiger Mangel an Verständnis aller ihrem Zeitalter vorangegangenen Perioden, und in letzterer Hinsicht wurde es erst später anders durch deutsches Verdienst. Erst mit dem 18. Jahrhundert begann man die Geschichte in Begleitung des Staatsrechts vorzutragen, wie in Göttingen es seit 1747 Stephan Bütter tat. Von seinem jüngeren Kollegen Johann Christoph Gatterer (1727—1799) wurde dann die Geschichte seit 1761 zur selbständigen Wissenschaft erhoben und die historischen Hilfswissenschaften (Urkunden-, Geschlechter- und Wappenkunde) gepflegt sowie der erste Grund zu historischen Seminarien gelegt.

Das Leben in Göttingen war sehr teuer und die Kasse des Louis von Pappenheim, die Stippius verwaltete und bei der Abreise von Kassel aus zirka 44 Talern bestanden hatte, war bald bis auf 10 Taler zusammengeschmolzen. Für den Mittagstisch bezahlten sie monatlich à Person 5 Taler und mußten außerdem nach dortigem Brauch noch 1 Dukaten an die Küche abgeben. Gegen Mitte Juni wurden ihnen deshalb noch 30 Louisd'or = 140 Taler übersandt. Doch schon am 25. Juni sah sich Stippius genötigt, abermals um Geld an die Eltern seines jungen Herrn Zöglings zu schreiben, da er nur noch 10 Taler in der Kasse hatte, denn die Professoren ließen sich alle Kollegien

*) Alttestamentliche Namen als Vornamen waren in dieser Zeit sehr gebräuchlich. Die Familie Bos du Thil stammte aus der Normandie; da sie die protestantische Religion angenommen, hatte sie fliehen müssen. Sie erlangte durch Prozeß später vom französischen Staat eine Entschädigung.

praenumerando bezahlen, da sie durch die Undankbarkeit ihrer Zuhörer dazu genötigt worden waren. Brennholz für den Winter mußte jetzt schon angeschafft werden, weil es nicht so teuer wie späterhin war. Auch konnte Louis von Pappenheim unmöglich seine Reisekleider weiter tragen und mußte sich einen Redingote anschaffen, wie es dorten für einen jungen Studenten Mode war. Ein solcher Anzug kostete ca. 4—5 Louisd'or. Auch die Tanzstunde, die sie genommen hatten, betrug monatlich à Person 2 Taler, und Stippius hatte gebeten, auf Kosten seines Herrn die Tanzstunde mitnehmen zu dürfen, da Louis von Pappenheim keinen Gegenpart hätte, und er dies von seinem Gehalt nicht bestreiten könne.

In einem Brief vom Juli 1767 bittet Stippius den General, ihm, als Lehrmeister, Sekretär und Schatzmeister und da das Leben in Göttingen so teuer, seinen Gehalt jährlich um 8 Taler zu erhöhen. Bald darauf langten dann auch wieder 30 Louisd'or an, um die gänzlich geleerte Kasse des Schatzmeisters wieder zu füllen. Vierteljährlich hatten sich die gewöhnlichen Ausgaben auf 156 Taler 1 Groschen 20 Heller belaufen, doch die außergewöhnlichen Mehrausgaben für Kleidung, Bücher, Kollegien, Gesellschaften, Tanzen, Fechtstunden usw. betrugen vierteljährlich 128 Tlr. 5 Gr. Für Gesellschaften junger Herren im Kreise der Professoren und ihrer Frauen mit Souper und Ball, um seinem Schüler Geschmack an sanften und feinen Sitten beizubringen, was ihm noch sehr mangele, hatte Stippius 10 Taler ausgegeben, mit dem Bemerken, daß diese Ausgabe im Jahr sich noch öfter wiederholen dürfte. Eine größere Anzahl Bücher, die sich teils noch in der Stammer Bibliothek befindet, wurde angeschafft.

Schon am 17. Juli 1767 war der in Stammen im Jahre 1766 angefangene Hausbau soweit gediehen, daß der Strauch oder Kranz auf den Giebel des Gebäudes gesteckt werden konnte, wozu Stippius dem General gratulierte und schrieb, daß nun die Hauptarbeit vorüber, die ihm so viel Verdruß verursacht habe, und er glaube, daß der gute Verwalter bei dem Kranzfest oder Einweihung ein Menuet mehr getanzt haben wird wie jeder andere. Die Abreise des Generals von Pappenheim und seiner Gemahlin zum Antritt seiner Oberamtmannsstelle in Schmalkalden, die er nach seinem Scheiden aus dem Militärdienst, um eine amtliche Tätigkeit zu haben, erlangt hatte, fand sodann im August statt. Am 30. August beglückwünscht sie Stippius zu der glücklich verlaufenen Übersiedelung und schreibt zugleich über seinen Zögling, daß er die Konduite und den Fleiß desselben mehr wie mittelmäßig nennen müsse, doch habe er ihm geraten, sich nicht zu sehr anzugreifen und die Wissenschaft nicht zu handwerksmäßig zu betreiben.

Am 19. Oktober fingen die Vorlesungen des Wintersemesters an und wurden wie in früherer Weise von beiden belegt.

Nicht unerwähnt soll ein Vorfall mit dem Diener Franz bleiben. Dieser ließ sich von dem Pfarrer Kulenkamp in Göttingen in der reformierten Religion unterrichten, da er der katholischen Konfession angehörte und in den Schoß der reformierten Kirche aufgenommen werden wollte. Obgleich der Pfarrer Kulenkamp ein sehr würdiger Mann war, so wirkten seine Lehren in dem kalvinistischen Religionsbekenntnis auf den Diener Franz sehr ungünstig ein, da er infolgedessen sehr frech wurde, ohne Erlaubnis sich von Hause entfernte, unstät herumtrieb und nicht mehr seinem Herren gehorchen wollte. Nachdem der General nun Stippius brieflich beauftragt, dem Franz in seinem Namen ernstlich seine Aufführung vorzuhalten und mit Entlassung zu drohen, versprach der Diener sich zu ändern, doch dauerte dies nicht lange. Da er beabsichtigte, mit einer Wäscherin in den Ehestand zu treten, veruneinigte er sich mit einem Bedienten, der sein Nebenbuhler war, und forderte ihn auf Hirschfänger, worauf er einkarzeriert wurde. Franz war aus einem Dorfe bei Wolfhagen und dahin wurde er dann mit Abschied aus dem Dienst des Generals durch Stippius entlassen.

Nach fleißigem Studium schlug Stippius vor, für die Pfingstferien 1769 mit Louis von Pappenheim nach Kassel zu reiten, um den Manövern der hessischen Truppen beizuwohnen und den General in Schmalkalden zu besuchen. Doch wird letzteres wohl nicht ausgeführt worden sein, während über einen Aufenthalt von zwei Tagen in Kassel berichtet wird. Indessen wurde in Göttingen die Ankunft des Herzogs von Gloucester erwartet und Louis hatte sich dazu einen neuen Anzug machen lassen, derselbe bestand aus einem blauen Rock, Weste und Beinkleidern, welche mit Gold besetzt waren, und einem neuen Hut mit goldenen Tressen. Ohne Macherlohn kostete dieser Anzug 32 Taler. Dem Herzog von Gloucester wurden von der Universität Göttingen große Ehren erwiesen, zwei Kompagnien Studenten in grau, blau mit goldenen Tressen bekleidet empfingen ihn. Die Reitbahnschüler ritten unter der Direktion des Stallmeisters ein Karussell und der Herzog ging dann von dem Dorfe Weende auf die Schweinsjagd, die dort ihm zu Ehren arrangiert war. Dies gefiel ihm sehr und besser als der Besuch der Bibliotheken. Nach aufgehobener Tafel erschienen etwa 200 Studenten

aus Göttingen mit Musikbanden und mit Wachsfackeln, und damit endeten die Festlichkeiten. Der Herzog, der vollkommen Engländer war, fuhr darauf nach Kassel. Im Juli waren Louis und Stippius, da sie ein paar Tage Ferien gehabt hatten, nach Stammen geritten, wo alles durch die Nachlässigkeit des Verwalters Kirschbaum sehr verwildert aussah, die Gärten waren kaum noch zu kennen und Hagelwetter hatte großen Schaden angerichtet. Mit dem neuen Pfarrer — wahrscheinlich Schimmelpfeng — waren die Gemeinden Hümme und Stammen sehr zufrieden.

Sonntags besuchten sie den Brunnen in Hofgeismar und speisten an einer Tafel mit 60 Personen, wo auch die Grafen Schulenburg, Herr von Oeynhausen mit Gemahlin und die Generale Wackenitz und Kniphausen waren.

(Schluß folgt.)

Eine Erinnerung.

Von Mary Holmquist.

Im gemütlichen kleinen Salon der Frau von Boden waren einige gute Freunde zum traulichen Teestündchen vereinigt. Man hatte sich von vergangenen Zeiten unterhalten, vom Wechsel des äußeren Lebens und dem sich im Grunde stets gleichbleibenden Seelenleben des Menschen. Nun stritt man über einzelne Gebiete menschlichen Empfindens, über Leidenschaft, Ruhe, Ernst und Heiterkeit. Bei psychologischen Fragen angelangt, wandte sich das Gespräch naturgemäß der Frau, deren Innenleben, zu, das durch seine nie zu ergründende Vielseitigkeit, Eindrucksfähigkeit und Unberechenbarkeit immer der Gegenstand angeregtesten Gedankenaustausches ist und bleiben wird.

„Das Weib an sich bleibt sich wohl gleich Jahrhunderte hindurch, nur die äußere Betätigung wird beeinflußt durch die verschiedenen Zeitströmungen. Und je wechselvoller diese sind, um so vielgestaltiger wird sich die Frau als Einzelwesen in diesem Wirbel erweisen", dozierte der Hauptmann a. D. Engelhardt, der vom „Weiberkenner" der Leutnantszeit zum Anhänger des Studiums der „Psychologie der Frau" avanciert war. Man muß doch fortschreiten. — Er strich den martialischen Schnurrbart und schaute mit den Lebemannsaugen, denen doch ein tiefgründiger Blick jederzeit zur Verfügung stand, auf die Damen in der Runde.

Aber ach! So gar keine „Objekte". Dort im Sofaeckchen die liebe, alte Majorin May, daneben die Rätin Karsten, deren strenge Repräsentationszüge die etwa ehemals schillernde Weiblichkeit zur Erstarrung gebracht haben. Und da, — dort, — überall Matronenangesichter, — Resignation! Und die Herren, dick, vergnügt, erhaben über Seelenkonflikte; oder dienststeif, und mißbilligend solche „Überflüssigkeiten" verachtend.

In der lauschigen Ecke am Teetisch einige „Heckenrosen", Mädchenblüten im Schmuck der achtzehn Lenze, deren Sonnenstrahlen ihren Weg umflimmern.

„Eben der Kompliziertheit halber ist die moderne Frau interessant", fährt der Hauptmann fort, von dem blonden Doktor aber unwillig unterbrochen:

„Ach was, die verrückten modernen Weiber! Gottlob, hier unter uns sind ja keine!" Er sieht sich aufatmend um. „Sind ja alle nur voller Launen und wissen nicht mehr, was sie wollen, seit das Feldgeschrei von Befreiung und Gleichberechtigung der Frau ertönte!"

Er legt sich grollend im Stuhl zurück, dabei fällt sein Blick auf die zwitschernde Schar in der Ecke. Die Hand vor den Mund haltend, flüstert er, vornübergebeugt, mit entwölktem Antlitz den andern zu: „Sehen Sie, Herrschaften, d a s ist das k o m m e n d e, das g e s u n d e Weib, wie es sein soll! Hat man daran nicht seine helle Freude?!"

„Ich muß Ihnen vollkommen beistimmen, Herr Doktor," bemerkt äußerst wohlwollend die Rätin, deren Töchterlein sich unter den Gepriesenen befindet.

Aller Blicke wenden sich jetzt den jungen Mädchen zu, aus deren Schwatz- und Lachkonzert, das sie ziemlich gedämpft aufführen, einzelne Töne wie: „Tennis — Leutnant Fischer — himmlisch — champagnerfarben — Thumann — Kotillon" herüberklingen.

„Überhaupt die frische Unberührtheit, die harmlose Lebensfreudigkeit ist der größte Reiz des Weibes", sagt die verwitwete Frau Oberst Sprengel, deren sehr unbedeutende, oberflächliche Töchter vorzügliche „Partien" gemacht haben.

Der Hauptmann hat mit überlegenem Gesichtsausdruck, der die Ungeduld verbergen sollte, alles mit angehört. Jetzt verblüfft er gewissermaßen die Umsitzenden durch die heftig hervorgestoßene Äußerung:

„Als vollwertiger Mensch, als ganzes Weib kann nur gelten, wer das Leben kennt, oder wenigstens versucht, die Tiefen und den Ernst des Lebens zu ergründen" —

Er kann nicht weiter reden, denn die Damen überschütten ihn mit Ausrufen:

„Das würde doch bei jungen Mädchen auf sehr gefahrvolle Wege führen!" — „Man soll alles Trübe,

Schwere so viel als möglich von den jungen Seelen fernhalten!" — „Junge Mädchen sollten nur lächelnd umhergehn, Trauriges kommt noch früh genug!" —

„Und trifft sie dann widerstandslos", murmelt der Hauptmann, der die Erfolglosigkeit eines Wortgefechtes an dieser Stelle vollauf einsieht.

Die Majorin May mit dem schönen, klugen Greisengesicht, das die erhabene Harmonie des edlen Alters ausströmt, hat bis jetzt nur schweigend zugehört, nun sagt sie mit freundlichem Lächeln:

„Wenn ich meine Meinung denen der Anwesenden zufüge, will ich damit nur auf etwas sehr Altmodisches hinweisen, nämlich auf die sogenannte goldene Mittelstraße. Hatten wir die nicht ein wenig verlassen? Wird sie nicht meist vergessen im Streit über Fragen der Frauenseele und Mädchenerziehung? Und in der Ausübung der Erziehung auch? Es gibt doch zwischen dem sandigen Pfad oberflächlicher, philiströser Engherzigkeit oder der tändelnden Schmetterlingsjagd auf der einen Seite und den schwindelnden Wegen am Abgrund, die sich die neuzeitliche Weiblichkeit erwählt, auch reiche, breite Straßen, wo des Lebens Strom flutet und Herz und Sinne erfrischt und erfreut. Es gibt doch Orte für unsere lieben jungen Mädchen, die zwischen Theater, Tennisplatz, Leihbibliothek und Wohltätigkeitsfesten einerseits und dem ungebundenen „Ausleben" auf schiefer Ebene andererseits zu finden sind. Diese Lehrstätten aber werden meist vergessen. Das kommt vielleicht daher, weil sie unsichtbar sind. Nicht jeder findet den Eingang, findet einen treuen Führer zu diesen Stätten: den Herzen, den Seelen der Menschen! Aus denen sollen sie lernen, sie *sollen* den Ernst, das Leid kennen lernen. Nicht in solchen durchgesehenen, einwandfrei zugestutzten Proben, wie es an Hand mancher Eltern und mildtätiger Komitees oft geschieht! Nein, sie sollen die Beweggründe zu edlem oder sündigem Handeln zu verstehen versuchen. Los von Kleinlichkeit und Nichtigkeit! Erfahren sie dann an sich oder ihren Lieben Schweres und Dunkles, sind sie vielleicht gefestigter für Leidenslasten durch die Stürme, die sie um sich her erbrausen fühlten. Es trifft das eigne Haupt dann nicht so vernichtend wie Niegeahntes. Behütet sie nicht zu sehr hinter Glasscheiben vor jedem Lüftchen aus dem rauhen Elendslande, vor jedem Flämmchen aus dem Feuerstrom, der durch die armen, irrenden, verlangenden Menschenherzen flutet! Das allzufest Abgeschlossene erschlafft und stirbt ab oder sprengt die fesselnde Mauer, und dann!? Immer aber kommt es auf die Hand an, die die jungen Seelen führt. O, daß wir mehr Eltern hätten! Im tiefsten Sinne, im höchsten Sinne Eltern!"

Die alte Dame schwieg. Alle hatten still zugehört. Auf manchem Antlitz war überlegenes Lächeln bekämpft worden, aber niemand hatte die von allen Verehrte unterbrochen. Denken konnte man ja doch, was man wollte.

Der Hauptmann war aufgestanden und küßte stumm der alten Dame die Hand, dann ging er schweigend zu seinem Platz zurück.

„Sie haben so recht in Vielem, liebe Frau Majorin," sagte die Hausfrau, „und doch, ich fürchte, die flache, einseitige, gedankenlose Auffassung des Heiligsten, der Menschenerziehung, wird meist vorherrschen. Aber oft führen ja auch äußere Ereignisse oder Schicksale Wandlungen herbei."

„Ja gewiß, oft. Das ist aber ein so schroffer Übergang, eine so starke Erschütterung, daß es den Betroffenen oft ihr Leben lang lastend nachhängt." Das liebe, alte Gesicht lächelte schmerzlich. „Es ging mir doch einst selbst so."

„Ach, möchten Sie das nicht erzählen, gnädige Frau?" fragte der Hauptmann, der die weißhaarige Siebzigjährige so aufrichtig verehrungsvoll und entzückt anblickte, als habe er das gesuchte „Weib" in dieser ernst-frohen, klugen, gütevollen Greisin mit den leuchtenden blauen Augen endlich gefunden.

„Erzählen kann ich ja, wenn Sie es wünschen?" Fragend blickt die Majorin umher. Auf die bittenden Zurufe hin beginnt sie:

„Wenn ich sage, daß ich in meiner Jugend ein sorglos übermütiges Ding war, so will ich damit gewiß nicht meinen geliebten Eltern etwa den Vorwurf gedankenloser Erziehung machen, nie gab es treuere, weisere Führer. Aber es war, als ob an meiner sprühenden Jugendlust alles abprallte, was traurig war oder düster, — bis zu jenen furchtbaren Tagen. Alles schien mir golden, wolkenlos. Da kam das Jahr 1848. Ich war achtzehn Jahre alt, aber heute noch stehen die Tage eindringlich grauenvoll vor meiner Seele. Wir wohnten damals in Frankfurt am Main und die Tumulte am 18. September tobten vor unserer Wohnung an der Allerheiligengasse besonders wild. Mein Vater war verreist in Dienstangelegenheiten, meine Mutter krank am Nervenfieber. Alles war so plötzlich gekommen, in dem Wirrwarr der Verhältnisse nichts zu ordnen gewesen. An jenem Tage, da die Entrüstung des Volks über den Waffenstillstand von Malmö durch Blutvergießen zum Ausdruck kam, lag meine Mutter am schwersten darnieder. Ich war allein bei ihr, denn unser Mädchen fürchtete sich derart, daß nichts mit ihr anzufangen war, und mein sechzehnjähriger Bruder war auf die Straße gelaufen, um mit an den Barrikaden bauen zu helfen. Ich hatte ihn nicht halten können: der Taumel, der rings herrschte, riß ihn mit fort. Aber schwarz ward es mir vor den Augen, wenn ich daran dachte, es könnte ihm etwas passieren — und was würde mein Vater, der

streng konservativ war, dazu sagen! Die Stunden verrannen, und der Knabe kam nicht wieder. — — Erst hatten die Soldaten, das Gewehr bei Fuß, ruhig dem Barrikadenbauen zugesehen — sie schienen es als einen Scherz zu betrachten —, aber nach und nach wurde Ernst daraus. Zu den Barrikaden fanden sich die nötigen Verteidiger — es wurde geschossen — und mein Bruder kam nicht zurück. In tiefster Angst um sein Leben, um das Leben meiner Mutter lief ich vom Bett zum Fenster, vom Fenster zum Bett. Dicht bei unserem Hause war eine Barrikade errichtet, an der der Kampf tosend brandete, Lärm und Johlen, Geschrei und Gewehrschüsse tönten grausig herauf. O dieses Schießen! Mein Mütterchen vernahm es mit ihren vom Fieber umdämmerten Sinnen und flüsterte immer wieder klagend: ‚Warum klopfst Du so viel Zucker, Mariechen?' — Es war so furchtbar, daß ich dem Tosen nicht Einhalt tun, der geliebten Mutter nicht helfen konnte! Da kam etwas angerasselt, schwer, dröhnend, schrecklich, einen Augenblick ward es ganz still auf der Straße, dann aber ertönte es wie Donnerschläge, daß die Kranke hoch emporfuhr. Die Fensterscheiben klirrten, der Boden zitterte — es war, als ob das ganze Haus in die Erde versinken wollte. Sie hatten Kanonen aufgefahren, mit denen sie die Barrikaden zusammenschossen. Und dazwischen Mutterchens klagende Stimme: ‚Nicht immer Zucker klopfen.' Da wurde es laut im Hause, schwere Tritte kamen die Treppe herauf, die Türe ward aufgerissen und das Mädchen stürzte herein: ‚Sie bringen ihn!' Weiter hörte ich nichts, da war ich schon auf dem Gang. Zwei Männer schleppten meinen Bruder herauf, bewußtlos, blutüberströmt, von einer Kugel getroffen. Ich ließ ihn in dieselbe Stube betten, wo die Mutter lag, die in ihrem Zustande ja nichts davon sah und hörte, was in Wirklichkeit um sie geschah. Es war ein schrecklicher Abend, eine furchtbare Nacht — ich allein zwischen den beiden, abwechselnd um sie bemüht, und dabei der Gedanke an den Schmerz und den Zorn des Vaters —"

Die Greisin atmete schwer auf in der Erinnerung und fuhr dann fort: „Nun, meine Lieben wurden gerettet und mein Vater verzieh —, aber jener Tage Druck blieb auf meiner Seele allezeit. Es war so unvermittelt gekommen und in so unglücklicher Verkettung von schwerem Schicksal, wie es wohl gottlob selten ist, aber auch später ist mir oft unendlich eindringlich gemacht worden, wieviel Schweres ein Menschenherz tragen muß und — auch zu tragen vermag."

„Und daß es dabei doch Sieger zu bleiben vermag", sagte warm und mit liebevollem Blick die Hausfrau. „Wer ein so warmes Herz, eine so starke Seele hat, wie unsere verehrte Freundin hier, wer so wie sie in gottbegnadetem Alter noch immer Sonne und Segen ausstrahlt, der darf auch den Ernst des Lebens preisen, der die Schätze aus den Goldadern der Menschenseelen zutage fördert."

Aber die geliebte Greisin wehrte alle Bezeugungen und Worte der huldigenden Verehrung lächelnd ab.

Aus alter und neuer Zeit.

Bad Nauheim. „Bis zum 31. August 1905 sind (in diesem Jahr!) 24 042 Kurgäste angekommen und 320 903 Bäder abgegeben worden." Diese Meldung aus Nauheim veranlaßt mich, einen Rückblick auf das Bad zu werfen, das als Heilstätte einer noch größeren Zukunft entgegen zu gehen scheint. Vor etwa 70 Jahren sah ich Nauheim zum erstenmal. Es war ein Dorf, von einer starken Mauer umgeben. Vor dem Tor standen die Salzsiedereien, in welche das auf den Gradierbäuen, die heute noch benutzt werden, gradierte Salzwasser geleitet wurde. In den Pfannen bildeten sich durch die Abdampfung des Wassers die schönen Salzkristalle. Die Trinkquelle war damals schon erschlossen und es stand auch ein Badehaus da, wo jetzt die neue Kirche erbaut wird, und in diesem Badehaus befanden sich, wenn ich mich recht erinnere, etwa sechs Badbütten. Wohnungen waren nur wenige und sehr beschränkte in den Bauernhäusern zu haben, nur einige Stuben im oberen Stock des Badhauses waren für besondere (kranke) Fremde reserviert. Die kurhessischen Salinen-Beamten, vor allen Bergrat Wilhelmi, boten alles auf, den Badeanstalten mehr und mehr aufzuhelfen, aber es fehlte an allem. Die Kranken waren von Friedberger Ärzten behandelt worden. Endlich kam ein junger Badearzt, der spätere Geheimrat Dr. Fritz Bode, an. Die Badegäste waren größtenteils Kurhessen, insbesondere „Kasselaner", die neben dem Heilwasser wenig Gutes vorfanden, wenn auch die Beamten mit ihren Familien den Fremden das Leben möglichst angenehm zu machen wußten. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm muß einen besonderen Zorn auf Nauheim und die dortigen Beamten gehabt haben, denn er hinderte jede Ausgabe für die Hebung des Bades. Wilhelmi setzte mit Unterstützung Bodes und der Salinenbeamten es dennoch durch, daß zur Erschließung einer reicheren Salzwasserquelle ein Bohrversuch in der Nähe der Usa gemacht wurde. Er hatte keinen Erfolg, aber das Rohr blieb im Bohrloch. Im Jahre 1846, einem guten Weinjahr, wurde bis nach Oberhessen

hinein ein Erdbeben gespürt, und am folgenden Tage sah Nauheim ein großes Wunder, aus welchem sich ein neues Leben, eine neue Weltstadt, entwickelte: aus dem Wilhelmischen Bohrloch sprang, anfangs 28 Fuß hoch, der erste mächtige Salzwassersprudel hervor. Vom Bahnhof aus sah man den prachtvollen Strahl. Nun entwickelte sich das Bad mit Gewalt. Die Apotheke war schon vorher in die Nähe der Quellen in ein neues Gebäude verlegt und Fritz Bode hatte ein hübsches Haus ihr gegenüber erbaut. Dort waren denn auch Wohnungen für Badegäste. Dem Kurgarten gegenüber entstand eine Straße, an die sich später Haus an Haus nach dem Johannisberg hinauf anschloß und so die Parkstraße herauswuchs. Es galt, das Quellenwunder auszunutzen. Dem Homburger Beispiel folgend, erwirkte eine Frankfurter Gesellschaft die Konzession zur Errichtung einer Spielbank, die aber nicht gut abschnitt, worauf denn Blanc auch die Nauheimer Bank pachtete. Jetzt entstand das große Kurhaus am Johannisberg, alle Äcker und Gärten bis zu den Quellen und vom Dorf bis zum Teich wurden angekauft und hier von Siesmeier der herrliche Park hergerichtet. Wie durch Zauberkraft war er plötzlich da. Siesmeier ließ hoch gewachsene Bäume einpflanzen, mit Moos umhüllen und diese Hüllen stets naß halten. Die Bäume gediehen. An der Estrade wurden Blumenbeete in üppiger Fülle angelegt; von da wurde die Treppe zum Kurhaus aufgeführt, ein Musikpavillon entstand und eine gute Kapelle unter Neumann lockte das Publikum hinauf. Straße auf Straße wurde angelegt und mit Häusern umgeben, sowohl am Johannisberg als an der Usa, an beiden Ufern. Bald reichte das erste Badehaus nicht mehr aus, neue Badehäuser wurden gebaut, neue Quellen erbohrt, immer wieder ließen Ärzte in Nauheim sich nieder und mit ihrer Zahl wuchs auch der Verkehr und die Zahl der Badegäste. Jetzt ist Nauheim, das im Jahre 1866 nach der Abdankung des letzten Kurfürsten an das Großherzogtum Hessen gefallen war, eine schöne neue Stadt, die den Kranken und Gesunden alles bietet, was sie verlangen können. Zwar ist die Spielbank verschwunden, doch wohl zum Glück für das Bad, aber ein Theater bietet das für die gegebenen Verhältnisse Mögliche durch die Gesellschaft Steingötter, die im Winter den Tespiskarren nach Gießen, woher sie gekommen ist, zurückschiebt. Möge die „Perle der Wetterau“ unter der segensreichen Regierung des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen immer weiter aufblühen, ihm zur Ehre, den Leidenden zum Heil. T. H. B.

Herbst.

Ich hör' den Herbstwind klagen
Und hör' ihn zieh'n von Blatt zu Blatt; —
Was doch der Wald für Kummer hat — —
Und kann ihn niemand sagen. —

Ich seh' die Blätter fallen;
Mir ist, als weinten sie dabei, —
Wie eine Sterbelitanei
Hör' ich es leis erschallen. — —

Ich hör' ein Herze klagen; —
Wie viel es wohl betrauern mag?!
Es weint um einen Sommertag —
Und kann es niemand sagen. — —

München. Gustav Adolf Müller.

Aus Heimat und Fremde.

Die Centennarfeier des Kgl. Gymnasiums zu Fulda. Das Fulder Gymnasium kann sich in direkter Linie von der in der Mitte des 8. Jahrhunderts unter Sturmi begründeten Klosterschule der Benediktiner ableiten, deren Blüte unter Rabanus Maurus (822—842) fällt, die aber nach mannigfach wechselnden Schicksalen in der Mitte des 16. Jahrhunderts erlosch. Von 1572 bis 1773 erhielt Fulda eine „zweite“ Schule unter Leitung der Jesuiten. Nach deren Aufhebung bestand dann wieder neben der bereits 1733 gegründeten Adolfs-Universität als Vorstufe ein „hochfürstliches“ Gymnasium der Benediktiner.

Aber erst einige Zeit nach der Säkularisation der Jahre 1802 und 1803 erließ Wilhelm Friedrich, Fürst zu Fulda und Erbprinz zu Oranien-Nassau, am 22. Oktober 1805 eine Neuordnung des höheren Unterrichts in der Weise, daß er die nur ein kümmerliches Dasein fristende Universität aufhob und dafür ein Lyceum schuf als Oberstufe des seitdem damit verbundenen Gymnasiums. Niemand soll fortan irgend eine Universität be-

ziehen oder Anstellung finden, ohne jenes Lyceum absolviert zu haben, und „wollen Wir Uns jede Privat-Lehranstalt ernstlich verboten haben“. U. a. dotierte er seine Neuschöpfung mit den geringen Mitteln der aufgehobenen Adolfs-Universität und dem „Eigentum des ehemaligen Kollegialstifts zu Rasdorf“.

Zum Rektor des Lyceums hatte er schon 1804 den als fruchtbaren Romanschriftsteller damals gefeierten Meißner aus Prag berufen, gegen den als Protestanten Fürstbischof Adalbert Einsprache erhob, jedoch vergebens; doch starb dieser erste Direktor des Lyceums bereits im Februar 1807 zu Fulda, wo sein Gedenkstein noch an der alten Kapelle des Friedhofes aufrecht stehend sich befindet. Der „Gymnasiarch“ Gierig starb im Dezember 1814, worauf beide Anstalten bis zu der Ende 1835 durchgeführten Neuorganisation als Kurfürstlich Hessisches Gymnasium auf Betreiben des Bischofs wieder unter geistliche Oberleitung traten (Goeßmann bis 1814, Freiherr von Warnsdorf bis 1816, Joh. Leonhard Pfaff bis 1832 und Schell bis November 1834). In den nun folgenden 70 Jahren hat das Fuldaer Gymnasium, welches 1866 ein Kgl. Preußisches wurde und 1885 bereits seine 50jährige Jubelfeier beging, sieben Direktoren gehabt: 1. Nicolaus Bach (1835—41), der mit dem bisherigen studentischen Gebaren gründlich aufräumte; 2. Dronke (1841—49), den verdienten Herausgeber der „Traditiones et antiquitates Fuldenses“ (1844) und des „Codex diplomaticus Fuldensis“ (1850); 3. Schwartz (von 1850—58), der erst 1885 in Wiesbaden verstarb; 4. Eduard Wesener (Ostern 1859 bis Herbst 1862), der 1873 in Hadamar starb; 5. Goebel (Ostern 1863 bis Ende 1898), der 1904 als Ehrenbürger der Stadt, Geheimer Regierungsrat und Mitglied des Abgeordnetenhauses zu Fulda starb; 6. Georg Wesener (1898 bis Ostern 1903), jetzt Direktor des Gymnasiums an Marzellen zu Cöln am Rhein, und 7. den jetzigen Direktor Dr. Franz Josef Wahle (*1844, vorher Direktor zu Montabaur). 20 Lehrer (von denen 5 evangelisch waren) haben neben 7 technischen Hilfskräften bis 1835 am Fuldaer Lyceum gewirkt, und seitdem weist das Verzeichnis bis heute 138 wissenschaftliche und 18 technische Lehrer auf neben 7 Mitgliedern des 1904 errichteten Pädagogischen Seminars. Aus dieser langen Reihe verdient besonders Nr. 18 hervorgehoben zu werden, obwohl gerade in Fulda seine „Lehrzeit“ (d. h. die „Zeit, in der ich lehrte“) abschloß: „von Dingelstedt, Franz, Dr. phil., Hilfslehrer, geb. 30. Juni 1814, evangelisch, eingetreten September 1838 (mit fester Anstellung in Cassel bereits seit November 1837), ausgetreten am 4. Oktober 1841, gestorben als Direktor des Burgtheaters in Wien am 15. Mai 1881.“ Schade, daß der „lange Franz“ selbst nicht dazu kam, wie beabsichtigt, seine Geniestreiche in Fulda ebenso wie die „Münchener Bilderbogen“ aufzuzeichnen; sie wären sicher köstlich ausgefallen nach all' dem, was der Gründer und langjährige Herausgeber des „Hessenlandes“, unser Ferdinand Zwenger, selbst ein Schüler Dingelstedts, darüber wußte und großenteils auch im „Hessenland“ veröffentlicht hat. Um es hier noch anzufügen, weist die Liste der Abiturienten von 1835—1905 die Zahl von 776 auf, von denen gar manche es recht weit in Kirche, Staat und Gelehrtenwelt gebracht haben. Der Konfession nach verteilen diese sich wie folgt: 516 Katholiken, aus denen zumeist die Pfarrer der Diözese sich rekrutieren, 214 Protestanten, 45 Israeliten und 1 Altkatholik. Ostern 1905 zählte das Gymnasium 411 Schüler in 15 Klassen, an denen 22 Lehrer unterrichten.

„Nach dem Datum der Stiftungsurkunde des Lyceums wäre der 22. Oktober der Tag, an dem die Schule die Gedenkfeier zu begehen hat. Um aber den ruhigen Gang des Unterrichtes möglichst wenig zu stören, hat das Lehrerkollegium mit Genehmigung der vorgesetzten Behörde die Feier an das Ende des Sommerhalbjahres und zwar auf den 28. September gelegt.“ Wie wir hören, werden Se. Exzellenz der Herr Oberpräsident v. Windheim und Geh. Regierungsrat Dr. Pähler als Vertreter der königlichen Regierung zum Feste eintreffen, das in Schulakt, Kommers und Ausflug besteht.

Die ehemaligen Schüler werden in Menge aus Nah und Fern erwartet, um Zeugnis dafür abzulegen, wie gern sie an ihr altes Gymnasium, von dem nur noch ein Abiturient (Herr Gerichtsrat Höfle zu Frankfurt a. M.) von Ostern 1836 lebt, zurückdenken. Die Aula nun, in welchem der Festakt stattfindet, ist seit 1902 eingerichtet in dem von der evangelischen Gemeinde wieder abgetretenen Betsaal, dem ehemaligen „Oratorium Marianum“ und die rechte Flügelseite des Gymnasiums stößt jetzt an einen schönen freien Platz, auf dem sich seit Mai d. Js. ein Denkmal für Kaiser Friedrich erhebt. Ganz Fulda aber prangt im Festgewande.

Wer über all diese Daten Genaueres nachlesen will, den können wir auf die soeben in 4° erschienene „Festschrift“ des königlichen Gymnasiums zu Fulda „zur Gedenkfeier des 100jährigen Bestehens der Anstalt seit ihrer Neugestaltung von 1805 bis 1905“ verweisen, die eine schöne typographische Leistung der Fuldaer Aktiendruckerei darbietet. Inhaltlich zerfällt sie in vier Teile, von denen je zwei der Statistik und ebensoviel der Geschichte zufallen: Herr Oberlehrer Dr. Th. Haas verzeichnet

die Lehrer des Lyceums und Gymnasiums von 1805 bis 1905 auf den Seiten 35—60 und daran anschließend bis S. 83 (Schluß) die Namen der Abiturienten mit erläuternden Daten; während S. 5—17 Herr Oberlehrer Dr. Konrad Lübeck ein knappes, übersichtliches Bild der ersten und zweiten Schule Fuldas zeichnet, berichtet Herr Direktor Dr. Josef Wahle, z. T. gestützt auf die Vorarbeiten von Gegenbaur und Körber, auf S. 18—33 nach einem kurzen Übergang zur Gegenwart von 1773 bis 1805, an der Hand der Akten eingehend über Lyceum und Gymnasium (1805—1905). Dieser „Festschrift" sind auch obige Notizen zumeist entnommen.

Dr. Seeling.

Ein kurzer Bericht über die Feier möge hier folgen. Nachdem sie am Abend des 27. September durch eine Begrüßungsansprache des Gymnasialdirektors Herrn Dr. Wahle an die Festgäste in den Räumen des Bürgervereins eingeleitet worden war, fand am 28. ein feierlicher Gottesdienst statt, an den sich der Schulakt in der geschmückten Aula des Gymnasiums anschloß. Nach einem von einem Oberprimaner gesprochenen Festprolog beglückwünschte Seine Exzellenz Herr Oberpräsident von Windheim das Gymnasium namens der Königlichen Staatsregierung und gab von den verliehenen Ordensauszeichnungen Kenntnis, Herr Oberregierungsrat Dr. Paehler übermittelte die Segenswünsche des Königlichen Provinzial-Schulkollegiums in Kassel und Herr Oberbürgermeister Dr. Antoni sprach im Namen der Bürger Fuldas seinen Glückwunsch aus. Als Gratulanten traten ferner aus der Versammlung hervor die Herrn Professor Dr. Maß für die Universität Marburg, Direktor Machens für die Oberrealschule und Seminarlehrer Szymanski für das Schullehrerseminar in Fulda, Direktor Dr. Braun für das Gymnasium in Hanau, Direktor Dr. Hafner für das Gymnasium in Höchst und Oberlehrer Dr. Sack für die städtischen höheren Lehranstalten in Frankfurt a. M. Glückwunschschreiben waren eingegangen von den Schwesteranstalten in Biedenkopf, Bonn, Büdingen, Dillenburg, Ems, Eschwege, Frankfurt, Hersfeld, Hofgeismar, Kassel, Limburg, Marburg, Rinteln, Rotenburg, Weilburg und Wiesbaden. Herr Direktor Dr. Wahle sprach darauf seinen Dank für alle der Anstalt zuteil gewordenen Ehrungen und Glückwünsche aus und gab sodann in einer trefflichen Festrede einen Abriß von der Geschichte des Fuldaer Gymnasiums, die er mit dem Kaiserhoch schloß. Nach dem glänzend verlaufenen Festakt fand ein musikalischer Frühschoppen statt und am Abend wurde eine zwanglose Vereinigung im Stadtsaale abgehalten. Mit einem Ausflug der Festteilnehmer und der Schüler über Kerzell nach Bronnzell endete am Freitag die Jubelfeier, die einen bedeutungsvollen Abschnitt in der Geschichte der Anstalt bildet.

---

90. Geburtstag. Am 29. September hat Andreas Achenbach in Düsseldorf das Alter von 90 Jahren erreicht gehabt. Der berühmte Maler ist in Kassel geboren worden, wo auch seit dem Jahre 1891 an seinem Geburtshause in der unteren Karlsstraße eine Erinnerungstafel angebracht worden ist. In nähere Beziehungen zu seiner Vaterstadt, die er bereits als Kind verlassen, ist Andreas Achenbach nie getreten.

---

70. Geburtstag. Unser hessischer Landsmann und treuer, hochgeschätzter Mitarbeiter, Herr Polizeidirektor Senator Dr. Otto Gerland in Hildesheim beging am 21. September seinen 70. Geburtstag, bei welcher festlichen Gelegenheit ihm zahlreiche Beweise der Hochachtung und Verehrung zuteil wurden. Herr Senator Dr. Gerland hat als trefflicher Jurist und Polizeiverwaltungsbeamter sich in den weitesten Kreisen seiner Berufsgenossen durch zahlreiche Schriften bekannt gemacht, mit gleichem Erfolg ist er aber auch als Geschichtsforscher tätig. Auf diesem Gebiete ist es hauptsächlich die hessische Geschichte, die ihm die wertvollsten Werke verdankt, von denen die Fortsetzung der Striederschen Gelehrtengeschichte, „Paul, Charles und Simon du Ry. Eine Künstlerfamilie der Barockzeit", „Werner Henschel, ein Bildhauer aus der Zeit der Romantik", „Zwei Menschenalter kurhessischer Geschichte" und „Abschiedsgesuch der kurhessischen Offiziere im Oktober 1850" hervorgehoben seien. In unserer Zeitschrift aber veröffentlichte er seit ihrem Bestehen eine Reihe ausgezeichneter Aufsätze, für die wir ihm zu stetem Danke verpflichtet sind.

Auszeichnung. Herr Dr. Georg Steinhausen, Stadtbibliothekar und Vorsteher der Murhardschen Bibliothek in Kassel, hat in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen den Titel „Professor" erhalten. Von den zahlreichen wissenschaftlichen Werken des Herrn Professor Dr. Steinhausen seien hier nur die genannt, die seinen Ruf als Autorität auf dem Gebiet der Kulturgeschichte begründet haben: „Geschichte des deutschen Briefes" und „Geschichte der deutschen Kultur". Bei seiner Herausgabe der „Deutschen Privatbriefe des Mittelalters" ist ihm die Unterstützung der Akademie der Wissenschaften in Berlin zuteil geworden. Er ist ferner Herausgeber und Leiter des Archivs für Kulturgeschichte.

Abschied. Der langjährige verdienstvolle Direktor des Gymnasiums zu Hersfeld, Herr Geheimrat Dr. Duden, ist am 18. September in den Ruhestand getreten. Der feierliche Akt seines Aus-

scheidens aus der seitherigen segensreichen Tätigkeit fand in Gegenwart des Herrn Provinzialschulrat Dr. Kaiser aus Kassel in der Aula des Gymnasiums statt, wo sämtliche Lehrer und Schüler der Anstalt sich versammelt hatten. Auf dem am Abend abgehaltenen Festkommers wurden dem scheidenden Direktor von früheren Schülern der Anstalt 5000 Mark zu einer Stiftung überreicht, die seinen Namen tragen solle. Herr Geheimrat Dr. Duden bestimmte die Zinsen des gespendeten Betrags zur Unterstützung würdiger und bedürftiger Schüler. Für das ganze Reich ist der Name Duden bleibend mit der deutschen Rechtschreibung verbunden.

Denkmal. Auf dem Zivilfriedhof in Kassel ist in diesen Tagen ein von dem Bildhauer H. W. Brandt daselbst geschaffenes Denkmal für den Bürgermeister Henkel und vier Feuerwehrleute, die bei einem im Jahre 1853 in Kassel stattgehabten Brand ums Leben gekommen waren, errichtet worden. Die unter einer auf drei Säulen ruhenden Wölbung befindliche in Marmor ausgeführte Büste des Bürgermeisters Henkel ist dem Künstler auf das beste gelungen. Über der Wölbung steht in Bronzeguß die mit voller Ausrüstung versehene markige Gestalt eines Feuerwehrmanns auf einem Rest verlöschender Balkentrümmer, die Axt in der Linken, mit der Rechten nach oben zeigend. Dies neue Werk Brandts ist eines der schönsten Denkmäler des Friedhofs und bezeugt wiederum die große Gestaltungsfähigkeit des Künstlers. Hoch anzuerkennen ist aber auch die pietätvolle Gesinnung, auf welche die Errichtung dieses Denkmals zurückzuführen ist.

Hessischer Kalender. Der nunmehr im dritten Jahrgang stehende „Hessische Kalender" mit farbigen Lithographien von Hans Meyer wird für das Jahr 1906 bereits im Oktober im Verlag von Ernst Hühn in Kassel erscheinen und folgende Motive bringen: Marburg, Gelnhausen, Homberg, Fritzlar, Rauschenberg, Ortenberg, Kirschenmarkt in Marburg, Birstein, Treysa, Salzschlirf, Ysenburg, Büdingen, Fulda. Das Titelblatt des Kalenders, der sich während der kurzen Zeit seines Bestehens schon bei sehr vielen hessischen Familien eingebürgert hat, zeigt diesmal einige oberhessische Landmädchen in ihrer ansprechenden Tracht.

Personalien.

Verliehen: dem Gymnasial-Direktor Dr. Wahle in Fulda der Kronenorden 3. Kl.; dem Justizrat Welcker zu Marburg der Rote Adlerorden 4. Klasse mit der Zahl „50"; dem Professor Dr. Lahmeyer und dem Professor Hoffmann in Fulda sowie dem Professor Dr. Kreßner an der Realschule zu Kassel bei seinem Übertritt in den Ruhestand der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Hegemeister a. D. Reinhardt in Marburg der Kronenorden 4. Kl.; dem Stadtbibliothekar und Vorsteher der Murhardschen Bibliothek Dr. Steinhausen und den Baugewerkschul-Oberlehrern Keil und Raabe, sämtlich in Kassel, das Prädikat „Professor"; dem Oberpostkassenbuchhalter Habeney in Kassel sowie dem Oberpostsekretär Kriegbaum in Hersfeld bei ihrem Scheiden aus dem Dienst der Charakter als Rechnungsrat.

Ernannt: Gymnasialdirektor Dr. Steiger in Stade zum Direktor des Gymnasiums in Hersfeld; Forstassessor Tüshaus in Neunkirchen zum Oberförster in Gersfeld; Pfarrer Eichhöfer in Heisebeck zum Pfarrer in Bischhausen; Pfarrer Rüger zu Halsdorf zum ersten lutherischen Pfarrer in Gemünden.

Beauftragt: Regierungsassessor von Grunelius aus Potsdam mit der Verwaltung des Landratsamtes Hersfeld.

Versetzt: Forstmeister Nothnagel in Frankenau auf die Oberförsterstelle Oberscheid (Reg.-Bez. Wiesbaden); Obergrenzkontrolleur Scheele in Alstätte, Kreis Ahaus, als Obersteuerkontrolleur nach Bärwalde in Pommern.

Übertragen: dem Oberarzt Dr. Zuschlag die Direktorstelle am kommunalständischen Landkrankenhaus in Hanau; dem zweiten chirurgischen Arzt des Landkrankenhauses in Kassel Dr. Fertig die Stelle als Oberarzt der chirurgischen Abteilung des Landkrankenhauses in Hanau; dem Oberförster von Eschwege in Neu-Böddeken die Oberförsterstelle Meißner in Germerode.

Geboren: ein Sohn: Wasserbauinspektor Abraham und Frau, geb. Stein (Neuhaus a. d. Oste, 18. September); Oberlehrer Gonnermann und Frau (Kassel, 28. September); Rittergutsbesitzer Bredemeier und Frau Anna, geb. Lippoldes (Stau, 25. September); — eine Tochter: Königlicher Theater-Maschineninspektor Friedrich Waßmuth und Frau Dina, geb. Butte (Kassel, 15. September); Dr. Hederich und Frau (Kassel, 27. September); Dr. med. Karl Zulauf und Frau Ella, geb. Breiding (Kassel, 30. September).

Gestorben: Pfarrer Isidor Modest, 80 Jahre alt (Simmershausen, 15. September); Frau Pastor Kahler, geb. Wöbbeking, 91 Jahre alt (Hess. Oldendorf, 17. September); Gutsbesitzer Roselieb, 66 Jahre alt (Abterode, September); Bürgermeister Günther aus Hofgeismar, 40 Jahre alt (Kassel, 20. September); Major a. D. Adolf von Barbeleben, 85 Jahre alt (Kassel, 21. September); Fräulein Amalie Mergell, 77 Jahre alt (Kassel, 21. September); Kaufmann Wilhelm Hastenpflug aus Marburg (Frankfurt a. M., 21. September); Dekan Karl Müller aus Alsfeld, 80 Jahre alt (Endenich, 21. September); Rechtsanwalt Albert Levie, 63 Jahre alt (Kassel, 23. September); Geheimer Baurat James Meyer, Mitglied der Königl. Eisenbahn-Direktion, 65 Jahre alt (Kassel, 26. September); Frau Wilhelmine Kleine, geb. Rohrbach, 60 Jahre alt (Kassel, 27. September); Frau Geheimrat Emma Wigand, geb. Vorster, 81 Jahre alt (Marburg, 28. September).

Briefkasten.

B. Sch. in Karlshafen. Dank für die originelle Anzeige. Sie wird mit anderen ähnlichen Inhalts demnächst Verwendung finden. Besten Gruß.

P. in Fulda. Die Gedichte eignen sich für unsere Zeitschrift nicht.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 20. XIX. Jahrgang. Kassel, 16. Oktober 1905.

An das Hessenland.

Das schönste Fleckchen Erde ist unser Hessenland,
Und wo ich auch gewesen, ich's nirgends schöner fand.
Ich stand auf hohen Bergen, ich sah das Alpenglühn,
Ich sah den Adler fliegen, sah manche Gemse zieh'n.
Doch wenn auf uns'ren Bergen, in uns'rem Wald ich steh',
Wenn leuchtend rot die Sonne ich durch die Bäume seh',
Wenn ruhig Rehe äsen am dunk'len Waldesrand,
Dann denk' ich: „Nichts ist schöner als unser Hessenland."

Ich weilt' im schönen Süden, wo der Olivenhain
Gedeiht und Eukalyptus im warmen Sonnenschein,
Wo Bäum' und Blumen blühen in nie geahnter Pracht,
Und mir zu Häupten herrlich der blaue Himmel lacht'.
Da fand ich's schön, doch schöner find' ich mein Kinzigtal,
Am allerschönsten leuchtet mir seiner Sonne Strahl.
Es ist ja meine Heimat, wo meine Wiege stand,
Ich ruf' aus vollstem Herzen: „Gott schütz' mein Hessenland!"

Ich stand beim Mondenstrahle gar oft am Meeresstrand,
Die Wellen brachen brausend sich an der Felsenwand.
Orangenwälder zogen am Ufer sich entlang,
Und aus der Ferne leise manch' frohes Liedchen klang.
Dort war ich gern, doch lieber ich in der Heimat weil'
Und ihre Berge, Täler, voll frohen Sinns durcheil',
Wenn wieder mich umgeben die Wälder wohlbekannt,
Dann ruf' ich voller Jubel: „Es leb' mein Hessenland."

Ida Prinzessin zu Ysenburg-Büdingen-Wächtersbach.

Das stille Tal.

Das stille Tal ist von der Welt
Durch sanfte Hügel abgeschieden,
Darüber spannt das Himmelszelt
Sein blaues Dach zu sel'gem Frieden.

Die Kiefern rauschen ob dem Hang,
Kastanien wölben ihre Kronen,
Allüberall tönt Vogelsang
Im Tiefgeländ', auf Wipfelthronen.

Ein Wässerlein hat in dem Grund
Durch Rohr und Binsen Weg gewonnen,
Das plaudert hell mit liebem Mund
Und blitzt und lacht im Glanz der Sonnen.

Das Tal durchzieht ein schmaler Pfad
Entlang an Binsen, Beeren, Hecken,
Viel tiefe Furchen grub das Rad,
Die Flechtenschleier leicht bedecken.

Im Baumesgrün ein tief Gesumm
Von Bienen, die aus Blüten trinken,
Sonst ist das Tal so still ringsum,
Als möcht' es bald in Schlaf versinken.

Wohl dem, dem in der Einsamkeit
Solch' heil'ge Ruhe ward verliehen,
Wenn durch sein Herz schon tief und breit
Des Schmerzes Wegesspuren ziehen!

Frankfurt a. M. **E. Mentzel.**



Das Schloß zu Rauschenberg in Oberhessen.

Von Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf.

Sobald die Zeit herangekommen ist, in welcher die Rose nur noch spärlich blüht und das Grün unserer Wiesen mit den Blumen des Herbstes sich schmückt, wird das Herz des Weidmanns freudig bewegt, da mit dem Beginne der Jagd die Büchsen jetzt wieder lustig knallen und laut bellend der Bracke das weite Gelände durchjagt. Weit aufregender, weit mannigfaltiger, weit ritterlicher als heutzutage, wo die Trefflichkeit eines Gewehrs und seine richtige Handhabung den Erfolg der Jagd schon hinreichend verbürgt, war aber die Jagd noch in weit früheren, in den Zeiten des Mittelalters, als der Jäger noch auf schäumendem Pferde durch das dichte Gestrüpp des Waldes dem von der Meute gejagten Hirsche nachsetzte oder den anstürmenden Eber mit dem vorgestellten Jagdspieß zu Boden streckte.

Die größten Freunde des edlen Weidwerks und leidenschaftliche Verehrer des heiligen Hubertus sind von jeher unsere Hessen-Kasselschen Landgrafen gewesen, welche in den dichten Wäldern unserer hessischen Heimat oft tagelang den Spuren des flüchtigen Wildes folgten, bis die Jagd vorüber, das Wild zur Strecke gebracht war und die weithin schallenden Hörner der versammelten Jagdgesellschaft das Ende des Jagens kundgegeben hatten. Nach beendeter Jagd aber zog die frohe Jägerschar zur landgräflichen Burg, um in deren weiten Hallen sich nach Weidmanns-Sitte zum frohen Mahle niederzulassen. Hier aber wurde im Kreise der Jagdkumpane gezecht und gebechert und unter munteren Gesängen und frohem Saitenspiel die Ankunft der Morgenröte in feucht-fröhlicher Stimmung erwartet. Schon Heinrich der Eiserne liebte den Wald und die Jagd über alle Maßen und die Wälder Spangenbergs besonders waren es, in welchen derselbe manches Wild mit der Armbrust erlegte oder mit der Schweinsfeder manchen wütenden Keiler zur Strecke brachte. Wer aber kennt nicht seinen, in der Dichtung verherrlichten Sohn, Otto den Schützen, einen Liebling der vaterländischen Volkssage? Wer hätte noch nicht von der unermeßlichen Jagdlust unseres Philippi Magnanimi gehört, von welcher auf dem Schlosse zu Marburg eine Inschrift uns noch Kenntnis gibt? In dieser heißt es:

„Da noch regiert das Hessenland
Landgraf Philipp mit seiner Hand,
Hat er einen Bären selbst gefällt,
Der edle Fürst und treue Held."

Von Philipps Lust zum Jagen erzählt uns der Chronist Wilhelm Buch, daß er schon um 1 Uhr nachts sich vom Lager erhoben und begleitet von seinen englischen Hunden Bell, Türk und Anhalt zur Jagd hinausgezogen sei und spät abends erst zurückgekehrt, dann mit seinen Junkern gebechert und allerlei Kurzweil getrieben habe. Alle Vorgänge am Hofe seines Sohnes Wilhelm IV. waren von je mit der Jagd verknüpft, die dieser Fürst leidenschaftlich liebte, und fast alle seine Nachfolger mit wenigen Ausnahmen huldigten der Göttin Diana in einer oft übertriebenen und leidenschaftlichen Weise. Bekannt sind die glänzenden, von auswärtigen Fürsten oft besuchten Hofjagden des Landgrafen Karl in unsern nahen Wäldern, die Reiherbeizen des Landgrafen Friedrich zu Wabern hat der bekannte Tischbein in seinen prächtigen Bildern verherrlicht, und selbst der letzte Kurfürst, dessen Leben unter keinem günstigen Stern verlaufen und reich an Bitternissen und Kränkungen jeglicher Art war, hat im Reinhardswalde in Gesellschaft seiner Hofkavaliere mit Vorliebe gejagt und von der Kanzel herab manchen Hirsch oder manchen Eber erlegt.

Um aber die Jagd ergiebig und anhaltend ausüben zu können, verweilten die Landgrafen längere Zeit und mit Vorliebe in ihren, inmitten der Jagdreviere gelegenen Burgen und Schlössern und die auf der Sababurg, in Friedewald, in Spangenberg und an anderen Orten verlebten Jagdtage gehörten zu den liebsten Erinnerungen der hessischen Fürsten, welche hier eine Ruhe und Abgeschlossenheit fanden, die sie in ihren Residenzen und im Lärmen und Treiben der Städte nicht finden konnten. Zu den Schlössern aber, in welchen die alten Landgrafen besonders gern Aufenthalt nahmen, lediglich um ihren Waldungen recht nahe zu sein und hier der Jagd zu huldigen, gehört auch das in Oberhessen gelegene, fast vergessene und doch geschichtlich wie landschaftlich so hochbedeutende Schloß Rauschenberg in Oberhessen, das fast ringsum von einem Kranze dichter

Waldungen umgeben war, in deren Dickicht und Schluchten das Wild aller Arten gute Deckung, Nahrung und Mehrung fand.

Das Schloß Rauschenberg mit den ihm angrenzenden Gebietsteilen gehörte einst zu den Besitzungen der Grafen von Ziegenhain, die diesen durch seinen Waldreichtum höchst bemerkenswerten Landstrich von der Abtei Fulda zum Lehn trugen. Als der letzte Graf von Ziegenhain, Johann II., im Jahre 1450 gestorben und mit ihm das mächtige Geschlecht erloschen war, fielen laut früher geschlossenen Verträgen alle Besitzungen derselben, damit auch Rauschenberg, an Hessen, dessen Landgrafen von da an die stattliche Burg häufig bewohnten und vorzugsweise als Jagdschloß benutzten. Zwei Landgrafen haben auf diesem Schlosse auch ihr Leben geendet, zwei Brüder, und sind deren Leichen von hier aus auch nach Marburg übergeführt, um in der St. Elisabethkirche neben ihren Ahnen beigesetzt zu werden. Am 2. Juli 1478 starb auf Rauschenberg Landgraf Ludwig, der älteste Sohn Heinrichs III., infolge eines Blutsturzes, den derselbe sich, der Tradition zufolge, durch zu heftiges Schnüren zugezogen haben soll. Auch sein Bruder Wilhelm III. oder der Jüngere starb auf Rauschenberg. Dieser Landgraf, der die Leitung der Regierungsgeschäfte ganz dem Hofmeister Hans von Dörnberg überließ, war ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber, den auch das rauheste und wildeste Wetter, weder Unglücksfälle noch Kränklichkeit von der Ausübung der Jagd zurückhalten konnten. Obwohl derselbe am 15. Oktober 1493 in Kölbe bei Marburg mit dem Pferde gestürzt war, so daß der Arm aus der Pfanne glitt und man drei Tage bedurfte, um ihn wieder einzurichten, war die Leidenschaft für die Jagd bei diesem Landgrafen nicht zu unterdrücken und, je wilder die Jagd, je toller der Ritt, desto mehr empfand er Genuß, desto mehr liebte er die Jagd und den Wald. Als derselbe am 14. Februar 1500 in dem Walde bei Rauschenberg einen Hirsch jagte, stürzte sein Pferd, und ein alter Bruchschaden verschlimmerte sich jetzt durch das Heraustreten der Eingeweide dermaßen, daß man den Landgrafen halbtot auf das Schloß Rauschenberg brachte, wo derselbe nach drei Tagen am 17. Februar verschied. Der Sage nach soll seine Leiche erst sechs Monate später im Walde von Rauschenberg, von Eidechsen, Schlangen und Kröten zerfressen, gefunden worden sein, wie ihn auch sein Grabdenkmal in der Kirche von St. Elisabeth zu Marburg darstellt. Dieses bekannte Denkmal, welches nach Justis trefflichen Ausführungen nur eine Mahnung an die Vergänglichkeit irdischer Größe darstellt, hat wahrscheinlich in Erinnerung an den erlittenen Jagdunfall zur Entstehung dieser Sage Veranlassung gegeben.

Das herrliche, mit Türmen und Zinnen gekrönte und weit in das Land hinausragende Bergschloß, welches auch in späteren Zeiten noch von hessischen Landgrafen bewohnt wurde, sank in Trümmer und wurde durch die Stürme des 30jährigen Krieges fast gänzlich zerstört. Am 30. September 1639 griff zuerst eine schwedische Streifpartie Rauschenberg an. Obwohl die Bürger sich auf das hartnäckigste verteidigten, wurde die Stadt wie das Schloß doch erstürmt und verwüstet. Nach der Eroberung von Marburg im Januar 1646 wandte sich der hessische General Geiso gegen Rauschenberg und gewann diese Stadt durch Kapitulation. Aber schon Ende August wurde die Stadt von dem hessen-darmstädtischen Generalleutnant von Eberstein wieder erobert. Im Staatsarchive zu Darmstadt befindet sich eine höchst bemerkenswerte Kriegsurkunde, aus welcher mit Bezug auf die Einnahme von Rauschenberg Nachfolgendes wörtlich hier mitgeteilt werden mag:

„Selbigen Tages ist auch unser Schloß Rauschenberg wieder in unsere Gewalt gekommen; sintemal vorigen Tags unser Generalleutnant von Eberstein auf den Feind gangen, hat er seinen Oberstleutnant Seydler mit 200 Mann zu Fuß, etlichen Reuter, 2 halbe Karthaunen mit 2 Feuermörsern nach genanntem Rauschenberg commandirt gehabt, da sich dann der Niederhessische Kapitän, so druff commandirt, als etliche Mal mit Canonen und Granaten gespielet worden, so auch Ihres Volks Verlust vernommen, mit accord ergeben und den Posten alsbald quittiret hat."

„Selbigen Tags" bezieht sich auf die vorher beschriebene Plünderung der Stadt Treysa bei Ziegenhain, und Oberstleutnant Seydler stand, wie ich der Ordre de bataille der darmstädtischen Truppen vom Jahre 1646 entnehme, im Ebersteinschen Regimente und führte die zweite Kompagnie. Seitdem aber ist das Schloß in Trümmern liegen geblieben und kein Versuch gemacht worden, es wieder aufzubauen.

Was aber ist es, was den auf waldiger Höhe gelegenen Trümmern dieses alten Landgrafenschlosses einen ganz eigenartigen Reiz verleiht und die Freunde und Kenner der Burgenkunde veranlaßt, gerade diese so weit abgelegene Burgruine aufzusuchen und ihr eine außergewöhnliche Aufmerksamkeit zu schenken? Den Übergang vom Bergfried zum Palas bilden die sog. Wohntürme, turmartige feste Wohngebäude, die sog. Donjons, welche die Normannen im 11. und 12. Jahrhundert in den von ihnen eroberten Gebieten bis Sizilien hinunter erbaut haben. Diese Art Bauten ist in

Deutschland überhaupt ganz außerordentlich selten und so ist es erklärlich, daß die Burg zu Rauschenberg, welche die Trümmer eines solchen noch ziemlich gut erhaltenen Wohnturms aufweist, ein ganz besonderes Interesse für sich in Anspruch nehmen kann, weshalb ich mich entschloß, an einem herrlichen Sommertage der mir bis dahin unbekannten Veste einen höchst lohnenden Besuch abzustatten.

Der drei Stockwerke hohe, höchst merkwürdige rechteckige Bau, der mit einer Seite in die Verteidigungslinie eingerückt ist, mit drei Seiten aber frei im Burghof steht, ist irrtümlicherweise von unserm sonst so verdienstvollen Landau als Kapelle, indessen von Dehn-Rotfelser in seiner Beschreibung der hessischen Baudenkmäler bereits richtig als Wohnturm oder Donjon bezeichnet worden. Über einem mächtigen, zum Teil jetzt eingesunkenen Keller enthält derselbe einen Saal von 28 Fuß Länge und 16 Fuß Breite, ehemals überdeckt mit zwei Kreuzgewölben; an den schmalen Seiten des Saales befinden sich halbrunde, an den breiten Seiten spitzbogige Schildbogen, welche in Wandpfeiler übergehen, die auf Sockeln ruhen. Als Träger der Kreuzrippen sitzen in den Wickeln der Wandpfeiler kapitälähnliche Kragsteine. Im zweiten Geschoß befindet sich ein weit größerer Saal mit drei Kreuzgewölben und zwei großen Fenstern mit zierlichen gotischen Gliederungen. Das dritte Stockwerk ist fast gänzlich zerstört. Der zierliche, mit Hausteinen ausgestattete Bau stammt aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts und war es mir eine große Freude, im unteren Saale noch deutliche Reste einer alten gotischen Malerei, besonders Blumen, Früchte und Vögel, zum Teil noch unter der Tünche verdeckt, zu finden.

Von der gewaltigen Burgmauer, die noch gut erhalten einen Teil des Hügels einnimmt, heißt es in der oben erwähnten Beschreibung hessischer Baudenkmäler wörtlich:

„Von der innern Futtermauer der Burg, einem großen Polygon mit hier und da vorgekragten, nach vorn abgeböschten Pechnasen ist gegen Norden noch ein großes Stück vorhanden."

Diese Notiz und die Angabe dieser höchst eigentümlichen Verteidigungseinrichtung veranlaßten den berühmten Hofrat Piper, den Herausgeber der Burgenkunde, zu einer besonderen Reise nach dem abgelegenen Rauschenberg, und gelang es diesem verdienstvollen Burgenkenner, festzustellen, daß hier ein Irrtum vorliegt und daß es sich hier nicht um Pechnasen, sondern um schräg durch die Mauer geführte Abläufe eines Abortes handelt, beigefügte Zeichnungen erläutern den Fall noch näher; man kann aber daraus entnehmen, wie schwierig es häufig ist, Pechnasen und Aborte zu unterscheiden und wie in gar vielen Fällen die Vox populi über die Meinung der Gelehrten den Sieg davongetragen hat.

Noch weit älter als das in Trümmer gefallene Schloß ist ein Teil der alten Stadtkirche zu Rauschenberg, deren nördliches Schiff mit den Arkaden noch dem 12. Jahrhundert angehört, während die andern Teile der Kirche zum Teil der Blütezeit der gotischen Bauperiode angehören. - Auch das Innere der Kirche birgt einige höchst bemerkenswerte Erinnerungen an die hohe Blüte mittelalterlichen Kunstgewerbes, insbesondere eine Holzstatuette der Jungfrau Maria von wunderbarem Liebreiz und Anmut, ein Kruzifix, kunstvoll aus Holz geschnitzt, sowie einen Flügelaltar mit Malereien, welche von Kennern der Kölnischen Schule zugewiesen und als Perlen dieser hochgeschätzten Malerei bezeichnet werden. Den wüsten Bilderstürmereien des Landgrafen Moritz sind diese Kunstschätze glücklicherweise entgangen und uns zu unserer Freude erhalten geblieben.

Schon der Aufstieg auf die Burg durch die Gassen des Städtchens an dem stattlichen Rathause mit seinem überreichen Renaissanceportale vorbei nach dem von uralten Linden umgebenen Gotteshause und durch das obere Stadttor, das mit seinem dunklen Torweg und seinen zierlichen Spitzbogen uns so stimmungsvoll in die Vergangenheit zurückversetzt, ist für den Besucher dieser altehrwürdigen Örtlichkeiten ungemein fesselnd und lohnend. Sobald der Besucher aber diesen düstern Torweg durchschritten hat, empfängt ihn sofort der Schatten und die Kühle eines Waldes, in welchem das dunkle Grün der Tannen mit den lichteren Tönen der Blätter hochstämmiger Eichen und Buchen in mannigfaltigster Weise abwechselt. Es ist der sagenreiche und uralte Burgwald, der den Schloßberg von Rauschenberg noch in sein weites Bereich hineingezogen hat und bis an die Tore des leider viel zu wenig gekannten und gewürdigten Städtchens heranreicht. Auf diesem von der Ohm und der Wohra durchflossenen Gebiete erstrecken sich meilenweit prächtige und wildreiche Waldungen, in welchen schattige Pfade bald zu einer kristallhellen Felsenquelle, bald zu einer blumenreichen Waldwiese, bald zu von steilen Felswänden eingeengten Schluchten hinführen. In ungemessene Fernen dehnt sich hier des Waldes unendliche Laube aus und diese durch bequeme Wege und Pfade leicht zugänglich gemacht zu haben, ist ein Verdienst der rührigen Bewohner des Städtchens und insbesondere des hier ansässigen und hochangesehenen Sanitätsrats Dr. Rehm, der diesen herrlichen Flecken hessischer Erde auch in den Dienst seiner Wissenschaft gestellt und

denen, die Ruhe und Erholung suchen, hier eine gastliche Stätte bereitet hat. Schon unsere Vorfahren haben in dem Walde mit seinem geheimnisvollen Schweigen und seinen verschwiegenen Reizen nicht bloß eine Stätte frommer Erbauung, sondern auch ein Heilmittel für die Krankheiten des Leibes wie der Seele erblickt und in dem düstern Schatten des Waldes, in seinen Quellen und Kräutern Genesung und Heilung gefunden. Aus den brausenden Stürmen des Lebens flüchten auch wir gern in die heilige Stille des Waldes, um hier in ernster Abgeschlossenheit beseligende Ruhe und ersehnten Frieden zu finden.

O Wald, ich muß dir danken,
Genesen will ich hier!
Die seligsten Gedanken
Erfüllen mich in dir.

Aus der Studienzeit eines hessischen Edelmannes in den Jahren 1767–1770.

Mitgeteilt von Gustav Freiherrn Rabe von Pappenheim.

(Schluß.)

Mit der Zeit behagte das Studentenleben in Göttingen dem Louis von Pappenheim nicht mehr, und er freute sich, daß er im Anfang Oktober mit Stippius die Reise von dort nach Marburg antreten konnte. Am 5 Oktober kamen sie in Kassel an und logierten im „Schwarzen Adler“, wo sie ein Fräulein von Tolle und eine Frau von Rinleben kennen lernten, welche ihnen einen Brief an Herrn von Eble aus Livland, der zuerst mit ihnen in Göttingen studiert hatte und dann ein Jahr in Marburg, wo er jetzt als Kornett in Dienst stand, mitgaben. Auch war damals der Prinz von Anhalt gestorben, aus welchem Grunde große Trauer herrschte. Der Inspektor Bene in Braunfels war vom Onkel Louis', Herrn Vos du Thil daselbst, beauftragt worden, Quartier für ihn in Marburg zu machen und hatte ein Logis im Hause des Professors Kahrell ausgemacht, das aber noch von dem Assessor von der Malsburg bewohnt und erst Ende des Monats frei wurde. Bei ihrer Ankunft in Marburg stiegen sie im Gasthaus „Zum Engel“ *) bei Herrn Milius ab, der ihnen aber nur eine Stube geben konnte, wo Louis und sein Hofmeister in einem Bette schliefen. Für den Bedienten hatten sie nur eine Kammer. Für Logis und Feuerung bezahlten sie 2 Taler die Woche und für den Mittagstisch à Person 1 Louisd'or. Im Vergleich mit dem Mittagstisch in Göttingen war er $1\frac{1}{2}$ Louisd'or wert, doch war Weinzwang, und da beide schlechte Weintrinker waren, so tranken sie täglich nur einen Schoppen. Über die Professoren in Marburg berichtete Stippius: „Außer dem Hofgerichtsrath Homberg kann man die hiesigen Professoren den Göttingern nicht an die Seite setzen“, über Louis von Pappenheim an dessen Vater: „Der Herr Sohn hat sich in den Principiis ziemlich festgesetzt, den Casum größtentheils absolvirt, wo alles mehr auf eigenen Fleiß ankommt, und um das Skelet des Gelehrtengebäudes aufzurichten, werde ich, soviel es in meinen Kräften steht, behülflich sein. Nur deucht mir wahrzunehmen, wenn ich es ohne Heuchelei sagen darf, daß der gute Herr von Pappenheim ein wenig zuviel auf eigene Kosten bauen — glaubt nämlich in Göttingen alles absolvirt zu haben und blos um den Vorschriften der Landesordnung zu genügen nach Marburg gekommen zu sein. Wohlwollen und wahre Freundschaft sind die Triebfedern, die mich veranlassen, E. H. dies unterthänigst zu berichten, um in liebreicher, väterlicher Art denselben darauf aufmerksam zu machen.“

Eine nicht uninteressante Spezifikation der Reisekosten von Göttingen bis Marburg per Extrapost sandte H. Stippius mit dem Brief auch ein: Die Post von Göttingen bis Münden betrug 4 Tlr. 8 Gr. und in Dransfeld das Frühstück 6 Gr., der Postillion bekam 10 Gr. Trinkgeld. Die Post von Münden bis Kassel 3 Tlr., der Wagenmeister und Postillion erhielt 16 Gr. Trinkgeld. In Münden wurden Mittags 1 Tlr. 4 Gr. verzehrt und in Kassel, wo sie übernachteten, 12 Tlr. 13 Gr. 8 Pf. nebst dem Trinkgeld für den Hausknecht im Betrag von 12 Gr. Sperr- oder Torgeld in Kassel 16 Gr. Die Post von Kassel nach Werkel 4 Tlr. 8 Gr. und 16 Gr. Trinkgeld dem Postillion. Dazu noch Frühstück in Homberg und Mittagsessen in Werkel 20 Gr. Von Werkel bis Jesberg die Post 3 Tlr., Postillion 12 Gr. und für Übernachten und Zehrung in Jesberg 1 Tlr. 4 Gr. Post von Jesberg bis Holzdorf 3 Tlr., Trinkgeld und Frühstück 6 Gr. Post bis Marburg 3 Tlr. und Zehrung in Schönstadt 6 Gr. In Summa betrugen die Reisekosten etwa 44 Taler.

*) Wahrscheinlich in der Straße vom Kornmarkt nach dem Marktplatz zu.

In Marburg besuchten sie den Oberstallmeister von Wittorf und nahmen Reitstunde bei dem Stallmeister Wiesel. Kollegien wurden bei dem Professor und Hofgerichtsrat Homberg (und zwar Pandekten) und dem Professor Estor (Ius germanicum) belegt und auch Musikstunden genommen. Nachdem Louis von Pappenheim von seinem Vater den Befehl erhalten hatte, in den angesehensten Häusern in Marburg Visiten zu machen, besuchte er den Präsidenten, die Generalin von Ditfurth, die von Tolls, den Hofrat Homberg, den Proréktor Robert, die beiden Herren von Borbecks und noch andere. Die Generalin von Ditfurth erbot sich auch, Louis von Pappenheim eine Wohnung bei ihr zu geben, doch da sie später keine frei hatte, bezog er mit Stippius etwa nach drei Wochen das Logis bei dem Professor Kahrell, wo sie dann ein großes Zimmer und zwei Kammern bewohnten. Der Verkehr in den vielen guten gastfreien Häusern in Marburg und den dortigen Gesellschaften übte keinen guten Einfluß auf Louis von Pappenheim aus, da er, wie Stippius berichtet, den vielen jungen Damen zuviel die Cour machte und darüber seine Studien vernachlässigte. Auch wurde er durch einen preußischen Hauptmann a. D. namens v. Spitznase, wie auch einen gewesenen Fähndrich v. Braumann zum Hazardspiel verleitet, wobei er viel Geld verlor und in Geldverlegenheit kam. Spitznase sowie Braumann sollten es nach Stippius vorzüglich verstehen, jungen unerfahrenen Leuten das Geld im Spiel abzunehmen. Dies erfuhr Louis' Vater und schrieb deshalb an den Major v. Borbeck, daß er seinem Sohn mit Rat und Tat beistehe, um seine Ehre am besten zu verteidigen. Der Kapitän Spitznase habe die Unverschämtheit gehabt, an ihn zu schreiben, daß ihm sein Sohn 12 Louisd'or im Spiel schuldig geworden wäre, und würde er ihm das Geld nicht bezahlen. Und wenn sein Sohn aus dieser Affäre nicht mit Ehren käme, so dürfe er nicht wieder vor seine Augen kommen. Folgenden Brief schrieb darauf der Major von Borbeck am 11. Februar an den General und Oberamtmann von Pappenheim:

„Euer Hochwohlgeboren geneigen sich gütigst zu versichern, daß wie ich letzthin die Ehre hatte, Hochdenenselben den verdrießlichen Vorfall mit dem gewesenen Fähndrich Braumann zu berichten, mir noch nicht etwas bekannt war, daß dero Herr Sohn mit dem von Spitznaß in Verdruß gerathen, noch viel weniger aber ist mir was von Hatzardspielen wissend gewesen, vor ohngefähr 14 Tage aber des Abends fand sich dero Herr Sohn zu mir und sagt, daß der von Spitznaß in allen Orten und Häußern herumginge und sich berümte, daß er den Herren von Pappenheim prostituirt, ich fragte also, ob denn dieses wahr sey und ob der v. Spitznaß Ihme ehrenwidrige Sachen gesagt, worauf ich zur Antwort bekam, er selbst hätte es denselben Abend mitgehört, doch möchte er in einem anderen Theil des Zimmers sehr auf ihn geschimpft haben, wie Ihm andere eben gesagt hätten, er bäthe mich also sehr, Ihn aus der Sache zu helfen. Es war also vor mich kein ander Weg, als auß wahrer Hochachtung vor Euer Hochwohlgeboren mich der Sache zu unterziehen, folglich mußte sich der Herr von Pappenheim durch einen offenen Zettel an den Herren von Spitznaß erstlich wieder in Avantage setzen; anstatt daß Ihn v. Spitznaß hierauf hätte fordern sollen, lief derselbe selbigen Abend ½10 Uhr noch mit dem Zettel zum Prorector und klagte, da ich also mit den Herrn Sohn in dem Wirtshaus sitze und dem v. Spitznaß erwarte, kommt an dessen Stelle der Pedell und sagt dem Herren von Pappenheim Stubenarrest an, ich war indessen froh, daß Ich Ihn nur erstlich wieder in Avantage hatte, den folgenden Tag ging ich nach dem Prorector, und traf den Spitznaß dortselbst an, da demselben dann vom Prorector sein Verfahren nicht gutgeheißen wurde, indessen ging die Sache noch gut. von Spitznaß ging vom Prorector mit mir heraus und zu hochdero Sohn auf die Stube mit mir, und die Sache wurde in Gegenwart des Herren Stippius, meiner und etlichen Zeugen abgethan, bei welchem Vorfall ich den Herren von Pappenheim auf meine Ehre nachsagen muß, daß er sich so gehalten, wie es einem jungen Cavalier zukommt, der seine Ehre liebt, ich kann sagen, daß ich daß Unglück verhütet, sonst wäre dem anschein nach der v. Spitznaß nicht lebendig von seiner Stube kommen, folglich ist die ganze Sache abgethan und zwar nicht zum Nachtheil von Herren von Pappenheim. Glauben aber Eu. Hochwohlgeboren warhafftig, daß mir der Vorgang so verdrießlich gewesen, als wenn er einem meiner Kinder begegnet wäre, den mein Caracter und Jahre verlangen, daß ich vor allen denen jugendlichen Überfelungen einen Abscheu habe, indessen sag ich einmal aus alter unverruckter Hochachtung vor Eu. Hochwohlgeboren hab ich und auch mein Bruder uns der Sache so angenommen, wie es Freunden zukommt, worüber ich allenfalß dessen H. Stibbius zu fragen gehorsamst bitte. Auf das Spielen zu kommen, so muß ich sagen, daß es dem Carakter eines alten Offiziers meinem Erachten sehr zuwiederläuft

sich mit einem jungen Menschen einzulassen und Ihm à conto viel Geld abzugewinnen. Ich habe aber sogleich nach Erhaltung des von Euer Hochwohlgeboren an mich abgelassenen die Sache mit denen Herren Professoren eingeleitet von Euer Hochwohlgeboren sich deßwegen bei dem zeitigen Prorector Sorber beschwehren werden, so wird in der Sache geschehen was recht ist, ich bitte, mich aber hirinnen nicht zu verrathen, daß dieses von mir herkommt. Gänzlich recht haben Eu. Hochwohlgeboren, dessen Sohn alles spielen gnädigst zu untersagen, wie auch die Tantzcollationen zu vermeiden, ohne meinen Willen und da ich Ihm solches Freundschafftlich abrathe, ist er den Abend in die Gesellschaft gegangen, indessen finde ich auch nicht, daß der v. Spitznaß dazu berechtigt gewesen, Händel mit ihm anzufangen, denn an diesem muß ich sagen ist er ohnschultig gewesen, uns hätte er wegbleiben können. Werden künftig Hochdero Sohn die Gewogenheit haben und meinen guten Rathschlägen folgen, so können E. H. versichert sein, daß er fleißig studieren und alle Lustbarkeiten, so nicht geziemend, vermeiden wird. Ich habe die Ehre, mit der schuldigsten Verehrung zeitlebens zu verharren

E. H. gehorsamster Diener

B. v. Borbeck."

Auch der Proreктor Johann Jakob Sorber, an den der General wegen seines Sohnes geschrieben, gab eine befriedigende Erklärung des Vorfalls ab.

Stippius, welcher dem Louis stets treu zur Seite gestanden und ihn gegen jeden verteidigte, hatte sich auch dieser Affäre aufs eifrigste angenommen und ihm beigestanden, so daß Hauptmann Spitznase Gelegenheit genug gehabt hätte, ihn zu fordern. Über die Affäre selber berichtete er dem Vater desselben folgendes: „Bei der Affaire auf des Herrn von Pappenheim eigenen Stube bin nebst dem Major von Borbeck, dem Herren von Löwenfeld und Herrn von Heydwolff selbst mit zugegen gewesen und hat sich Herr von Pappenheim so gut dabei aufgeführt, als man es nur von einem honnête-homme und Cavallier erwarten kann und wir sämmtliche Zeugen stehen einem jeden zu Dienst, welcher nur im Geringsten auf der einen oder andern Seite nachtheilig von der Affaire spricht. Und letzlich hat der Herr Sohn, wie aus dem Vorhergehenden von selbst fließt, vollkomene Satisfaction und wird sich deßwegen hier niemand Ihn deßwegen quaestiones zu machen, denn er ficht am besten auf der ganzen Academie und hat nunmehro in der Affaire mit dem von Spitznaß, wofor sich doch fast die ganze Universität fürchtet, seine Courage gezeigt."

Stippius bat in dem Brief zugleich den General, ihn seines Amtes als Hofmeister seines Sohnes zu entlassen, da er beabsichtige, sein Examen zu machen und vor Ostern noch Marburg zu verlassen, da ein vernünftiger Mensch darauf bedacht sein müsse, in den besten Jahren etwas für die Zukunft zu erwerben, woran in seiner jetzigen Stellung gar nicht zu denken wäre, besonders da er bei dem kostbaren Aufenthalt in Göttingen noch 100 Taler habe zusetzen müssen. Ferner käme dazu noch ein Umstand, den er bisher immer dem Herrn General lieber „cachiren", als bekannt machen wollen, indem er ihm nicht viel Ehre mache, sondern von Unbesonnenheit und Übereilung zeugte. „Schon in Stammen beging ich die Unvorsichtigkeit," schreibt er, „mich mit der Sobbé, der Forstschreiberin von Homberg Tochter, so damals bei der Generalin in Diensten war, in Versprechungen einzulassen. Hiezu kam ein zweiter Fehltritt, daß ich mich, ihre Ehre und mein Gewissen zu retten, genöthigt sahe, mich mit ihr vor fünf Monaten copuliren zu lassen. Es ist wahr, wahrscheinlicher Weise habe ich mein bestes zeitliches Glück verscherzt; allein der Fehler war einmal begangen und ich sahe kein ander Mittel vor mir, als ihn auf diese Art vor Gott und meinem Gewissen wieder gut zu machen." Im Anschluß an dies Geständnis bittet er seinen Patron noch um seine Fürsprache bei einer künftigen Beförderung. „Vorerst wünsche ich nichts mehr, als daß, wenn ich mich examiniren lasse und um die Advokatur in Procuration bei Hochfürstl. Regierung supplicire, Hochdieselben so gnädig sein und mein Gesuch unterstützen, denn E. H. wird nicht unbekannt sein, daß erst seit einigen Jahren eine gewiß geschlossene Zahl von Advokaten und Procuratoren bei dem hessischen Obergericht festgesetzt worden, da nun schon anno 1763 meinen Casum absolvirt gehabt und diese neue Verordnung nicht vorhersehen konnte, so würde es doch hart sein, wenn blos mit dem Untergerichts-Advokatur zufrieden sein sollte. Ich verlange vorerst keinen Gebrauch von den Procurationen von denen Obergerichten zu machen, sondern in dem Amt Borken advociren."

Von dem so treuen und braven Stippius und seinen weiteren Schicksalen wird nichts weiter berichtet. Der General und Oberamtmann Christoph Friedrich von Pappenheim, der immerfort schon sehr leidend war, hatte schon im Juli 1770 seinen Abschied als Oberamtmann von Schmalkalden erbeten, da er sein Amt nicht mehr versehen konnte, und starb am 23. August 1770 in Kassel.

Louis Rabe von Pappenheim machte, nachdem er noch ein Semester in Marburg studiert, sein Examen, wurde dann als Regierungsassessor und später als Regierungsrat in Rinteln angestellt. Nachdem er sich mit einem Fräulein von Münchhausen verheiratet hatte, übernahm er Liebenau und wurde im Kreise Hofgeismar als Landrat angestellt, starb aber schon am 11. November 1786.

Die französischen Schauspieler am Hofe des Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Kassel.

Der französische Schriftsteller Jean-Jacques Olivier gibt ein umfangreiches Werk heraus, welches die Geschichte der französischen Schauspieler an den deutschen Höfen des 18. Jahrhunderts behandelt und demzufolge auch auf Hessen-Kassel Bezug nehmen muß. Dies geschieht in der soeben erschienenen 4. Serie*), aus der wir das Hauptsächlichste nachfolgend wiedergeben.

Olivier beginnt mit kurz gefaßten biographischen Mitteilungen über Friedrich II., in welchen er dessen Vorliebe für das französische Wesen hervorhebt und besonders sein Verhältnis zu Voltaire betont. „Friedrich", schreibt er, „hatte schon als Erbprinz die Bekanntschaft des großen Mannes im Frühjahr 1753 gemacht Der Dichter der ‚Zaïre‘ kam am Abend des 26. Mai in Kassel an. Landgraf Wilhelm VIII., der sich damals im Schloß zu Wabern aufhielt, wo der Hof der Reiherbeize oblag, bat den illustren Reisenden sofort um seinen Besuch. Am andern Mittag begab Voltaire sich zu dem Landgrafen, der ihn zwei Tage bei sich behielt. Der Fürst und sein Sohn waren im höchsten Grade entzückt, denn noch nie hatten sie einen so glänzenden ‚causeur‘ an ihrer Tafel gehabt." Zur Herrschaft gelangt, hätte Friedrich Voltaire gern für sich gewonnen, aber den Patriarchen hielten seine vielfachen Arbeiten und seine schwankende Gesundheit in Ferney zurück, so daß er die Einladung des neuen Landgrafen nicht annehmen konnte, dagegen ergriff der letztere 1773 bei einer Reise die Gelegenheit, Voltaire, mit dem er seit längerer Zeit in Briefwechsel getreten war, zu besuchen. Hieran knüpft der Verfasser eine Anmerkung, in der er auf die „Pensées diverses sur les Princes" betitelte Schrift des Landgrafen, der sich gern den Namen des gekrönten Philosophen verdient hätte, hinweist und bedauert, daß er seine Theorien nicht zur praktischen Verwendung gebracht habe, denn: „Sa compassion pour la misère du peuple et ses prétentions humanitaires ne l'empêchèrent pas de restaurer ses finances en favorisant pendant la guerre de l'Indépendance américaine le trafic de mercenaires hessois." Also auch bei französischen Schriftstellern hat die Redensart vom „Verkauf der hessischen Soldtruppen" neuerdings noch Eingang gefunden.

Die Errichtung eines französischen Theaters am hessischen Hofe legt Olivier auf das Ende des Jahres 1763 oder auf den Anfang des folgenden Jahres, bestimmt aber ist, daß der Landgraf im Februar 1764 eine französische Truppe in seinem Dienst hatte, wie dies einer seiner Briefe an Voltaire besagt. Nach den hessischen „Staats- und Adreßkalendern", ergänzt durch die Gothaischen Theaterkalender, folgen nun die „Komödien-Etats", d. h. die namentlichen Aufzählungen der Akteurs und Aktricen, sowie der sonstigen Angestellten Jahr für Jahr von 1765—1785. Über die Künstler selbst hat nur wenig in Erfahrung gebracht werden können, soviel aber steht fest, daß sie Schauspieler und Sänger zugleich waren.

Die Seele des Kasseler Theaters war zwanzig Jahre hindurch der begabte Plante, der die Könige und die pères nobles spielte und in der Oper Baßpartien sang. Seiner Fähigkeit für die szenische Gestaltung und seiner Belesenheit wegen machte der Landgraf ihn zum Regisseur. 1784 wollte er der Bühne entsagen und war nach Frankreich zurückgekehrt, aber auf die Bitte des Landgrafen kam er wieder nach Kassel. Bei seinem ersten Auftreten wurde er von dem Publikum stürmisch empfangen und ihm ein Gedicht gewidmet, dessen erster Vers lautete:

> Salut, honneur au bon Papa,
> Au Nestor de nôtre théâtre,
> Qui de nouveau s'expatria,
> Pour un public, qui l'idolâtre.

Neben ihm fanden seine Frau, seine Tochter und seine beiden Söhne, die auch in den Ballets mitwirkten, Verwendung.

Weitere bemerkenswerte Mitglieder waren Ricarville, Marville, Armand, du Fresne und Beaupré, sowie Madame Lauberty.

*) Jean-Jacques Olivier, Les Comédiens Français dans les Cours d'Allemagne au XVIIIe siècle. Quatrième Série: La Cour du Landgrave Frédéric II de Hesse-Cassel. Paris, Société Française d'imprimerie et de librairie. MCMV. — Vorausgegangen sind: La Cour électorale palatine. — La Cour royale de Prusse. — Les Cours du Prince Henry de Prusse, du Margrave Frédéric de Bayreuth et du Margrave Charles-Alexandre d'Ansbach. Die in Vorbereitung stehende 5. Serie enthält: La Cour de Wurtemberg, la Cour de Saxe.

Den aus den Gothaer Theaterkalendern ausgezogenen Debutrollen und den Fachbezeichnungen der von 1777—1785 bei dem französischen Theater in Kassel engagierten Künstler sind einige nähere Angaben über den ersten Bassisten Le Mesle und Mademoiselle Rousselois, welche die ersten Rollen in der Tragödie, der Komödie, der Oper und der komischen Oper spielte, angereiht, die aus Apells „Galerie der vorzüglichsten Tonkünstler 2c. in Kassel“ entnommen sind.

Die Orchesterleiter waren N. Benozzi (1770 bis 1771), Regraff (1772—1776), Marchand (1777—1779), Finet (1780—1783) und Rochefort (1783—1786).

Von diesen Künstlern liegen nur über Jean-Baptiste Rochefort einige Nachrichten vor. Dieser ausgezeichnete Musiker und talentvolle Komponist wurde 1774 als Kontrabassist an die Königliche Akademie der Musik seiner Vaterstadt Paris engagiert, in welcher Stellung er fünf Jahre lang verblieb. Seine Gesangsweisen und sonstigen Kompositionen, feurig und anmutig zugleich, fingen an bekannt zu werden und beifällige Aufnahme zu finden, als der Landgraf Friedrich ihn in seine Dienste nahm. Nach dem Tode dieses Fürsten kehrte Rochefort in seine Vaterstadt zurück und trat 1787 in die Oper ein, wo er die Stelle des zweiten Kapellmeisters erhielt. Er nahm 1815 seinen Abschied und starb vier Jahre später im Alter von 66 Jahren.

Interessant sind die Mitteilungen, die über den in der Theatergeschichte unter Friedrich II. vielgenannten Marquis de Luchet gemacht werden. Danach war Jean-Pierre-Louis Luchet, Marquis de la Roche du Maine, 1740 zu Saintes geboren. In seinem 20. Jahre trat er in ein Reiterregiment, aber sein Geschmack an der Literatur und die Liebe, die ihm ein Fräulein Delon, eine hübsche und geistreiche Genferin einflößte, trieben ihn bald dazu, seine Entlassung als Offizier zu nehmen. Frei geworden, heiratete er das junge Mädchen, das er liebte, und begab sich nach Paris. Trotz ihres bescheidenen Vermögens trieben die jungen Eheleute dort großen Aufwand. Die vornehme Herkunft des Marquis, dessen erste Bücher gut aufgenommen worden waren, der Zauber, der von dem liebenswürdigen Wesen seiner Frau ausging, sowie deren geistige Fähigkeiten verfehlten nicht, die Schriftsteller und Künstler von Ruf in ihr Haus zu ziehen. Das Unglück wollte es aber, daß Frau von Luchet einer ganzen Bande von eleganten Taugenichtsen, unter der damals neuen Bezeichnung der „Mystificateurs“ bekannt, den Zutritt zu ihrem Salon gestattete.

Die Mystificateurs brachten ihre Zeit damit hin, harmlose Menschen zu foppen. Ihre Farcen überstiegen jedoch oft die Grenzen des Scherzes und der Wohlanständigkeit; bisweilen gingen sie selbst bis zum Obszönen. Weit entfernt, sich daran zu stoßen, ließ die Marquise, die eine wenig strenge Sittenrichterin war, ihre Gäste die schlimmsten tollen Streiche begehen. Sie sollte dies aber bald zu bereuen haben. Eine Dame von Stand, der man auf die schimpflichste Weise mitgespielt hatte, erhob Klage, und die allzu duldsame Hausherrin erhielt von der Polizei einen nachdrücklichen Verweis und wurde mit Gefängnis bedroht. Von da an schlossen sich alle Pforten vor ihr und ihre alten Freunde waren die ersten, die ihr den Rücken kehrten.

Ihr Mann befand sich in keiner besseren Lage. Um seinem verschwenderischen Leben genügen zu können, hatte er sich an die Spitze einer Gesellschaft zur Ausnutzung von Minen gestellt, aber es kam zum Fallissement, und um der Verfolgung seiner Gläubiger zu entgehen, floh er ins Ausland.*)

Nach einem kurzen Aufenthalt bei dem Patriarchen von Ferney, der Mitleid mit ihrem Unglück gezeigt hatte, flüchteten die beiden Gatten nach Lausanne, wo Herr von Luchet, um seinen Ruin vollständig zu machen, ein Journal, „Les Nouvelles de la République des Lettres“, gründete. Da erhielt er durch die Vermittelung Voltaires die Stelle eines Bibliothekars beim Landgrafen Friedrich, der, verführt von dem Wissen, dem Geist und der glänzenden Außenseite des Marquis, ihn außerdem zum ständigen Sekretär seiner Akademie und zum Direktor seiner Theater ernannte.**)

Als die französischen Schauspieler und italienischen Sänger in Kassel verabschiedet wurden, trat Herr von Luchet in den Dienst des Prinzen Heinrich von Preußen, der ihm eine Pension von 2000 Talern sicherte. Er blieb indessen nur kurze Zeit in Rheinsberg. Ein Parteigänger der neuen Ideen, kehrte er 1788 nach Paris zurück, um seine Beschäftigung als beißender Tagesschriftsteller wieder aufzunehmen. Mehrere seiner Schriften waren von Erfolg begleitet, namentlich seine „Galerie des Etats généraux“, eine Sammlung von politischen Porträts, an der Leclos, Rivarol und Mirabeau mitarbeiteten Er starb 1792. Von einer unglaublichen Fruchtbarkeit hatte er an die fünfzig Bände kritischer

*) „Il s'était mis à la tête d'une exploitation de mines, qui, selon le mot de Voltaire, n'avaient fait qu'allonger la sienne.“

**) In der am 23. Februar 1903 im hessischen Geschichtsverein zu Kassel abgehaltenen Monatsversammlung hielt Herr Oberbibliothekar Dr. Brunner einen Vortrag „Der Marquis de Luchet und die Verwaltung der Kasseler Bibliothek“, in welcher hauptsächlich der Gegensatz zwischen Luchet und Strieder erörtert wurde.

und historischer Schriften geschrieben, eine große Anzahl Gedichte und mehrere Romane. Ein Verzeichnis der Werke Luchets findet sich bei Quérard „La France littéraire", V., p. 385. In seiner Eigenschaft als Oberaufseher der fürstlichen Theater bezog Marquis de Luchet 2000 Taler Gehalt.

(Bevor wir in der Geschichte des französischen Schauspiels weiter gehen, sei die Erklärung über die „Mystificateurs" wiedergegeben, die Olivier in den einen eigenen Abschnitt seines Werkes bildenden Noten macht.

In Paris lebte um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein Lustspieldichter namens Poinsinet, den Bachaumont in seinen „Mémoires secrets" als eine der eigenartigsten Persönlichkeiten schildert, die man sehen könne. Mit viel Geist vereinige er eine so krasse Unwissenheit und einen so blinden Eigendünkel, daß man ihm alles glauben machen könnte, wenn man nur seiner Eitelkeit schmeichelte. Die Streiche, die ihm gespielt worden seien, und denen er sich im Rausch seiner Eigenliebe preis gegeben habe, wären so seltsamer Art und so neu gewesen, daß man auch ein neues Wort zu ihrer Charakterisierung habe schaffen müssen. Infolgedessen sei die französische Sprache mit dem Ausdruck „Mystification" bereichert worden.

Olivier teilt nun einige der Mystifikationen mit, denen Poinsinet zum Opfer fiel, und die berühmt geblieben sind.

Eines Tages habe man Poinsinet z. B. verkündigt, daß er zum Mitglied der Akademie in St. Petersburg ernannt worden sei, er müsse deshalb aber das Russische verstehen. Einer seiner Freunde erbot sich nun, ihm Unterricht zu erteilen, und nach Verlauf eines halben Jahres hatte er das Nieder-Bretonische erlernt.

Ein anderes Mal schlug man ihm vor, die Charge eines „Ofenschirms der kleinen Appartements" zu erkaufen. Diese Charge, so sagte man ihm, bestehe darin, die Beine des Königs vor der Wirkung des Feuers zu schützen, indem man sich, wenn Seine Majestät sich wärme, zwischen sie und den Kamin stelle. Und in seinem Ehrgeiz an den Hof zu kommen, übte Poinsinet auf Gefahr seine Waden zu rösten sich wochenlang darin, die Glut eines starken Feuers auszuhalten und sich seinen künftigen Funktionen gut anzupassen. Die sämtlichen Farcen sind unter dem Titel „Les Mystifications de Sr. P***" in einer Broschüre zu London 1772 erschienen.)

Wir fahren nun in der Hauptschilderung, wie sie Olivier gibt, fort.

„Die Gagen der französischen Schauspieler schwanken zwischen 1200 und 200 Talern, wie dies eine Rechnung aus dem Jahre 1785 nachweist, die im Archiv zu Marburg aufbewahrt wird.

Compte de la Troupe Française (1785)

Mme. Monrose	1000
Mlle. Rousselois	1200
Mme. Suin	612
Mme Brabant	600
Mlle. Audibert	300
Mlle. Monrose	300
Mlle. Paulin	200
M. Suin	612
M. Delille	600
M. Sircourt	255
M. Roquefeuille	500
M. Cressent	500
au souffleur	200
au garçon de théâtre	50

Trotz dieser Gehälter, von denen einige ziemlich hoch sind, machten unsere Künstler während ihres Aufenthaltes in Kassel ganz ungeheuerliche Schulden. Alle, von den ersten Größen bis zum bescheidensten Choristen, hatten bei ihrer Abreise mit ihren Gläubigern Hühnchen zu rupfen. Die beim Hofgericht anhängig gemachten Klagen der letzteren füllen nicht weniger als vier umfangreiche Aktenfaszikel. Diese vergilbten Blätter bieten größtenteils nur ein untergeordnetes Interesse, einige aber, die uns in das verborgene Leben der Bühnenkünstler einweihen und auf die wir bei einer anderen Gelegenheit zurückkommen, werden in den Noten mitgeteilt.

(Schluß folgt.)

Eine althessische Kirmes.

Von Helene Brehm.

Viele Gebräuche, die bei den verschiedensten Veranlassungen im Volksleben gehandhabt wurden, geraten leider nach und nach in Vergessenheit. Als Beweis für das Schwinden solch alter Bräuche diene z. B. die Art, in der früher die Kirmes in einem Teile Hessens gefeiert wurde, im Vergleich mit deren heutiger Feier.*) Es sei mir deshalb gestattet, eine „altmodische" Kirmes, wie sie einst in dem am Fuße des Meißners gelegenen Dorfe

*) In Nr. 23 des vorigen Jahrgangs unserer Zeitschrift brachten wir die Schilderung einer Kirmes in der Gegenwart: „Kirmesbrauch in Oberhone" von W. Pippart.

Abterode und in dessen Nachbardörfern abgehalten wurde, zu beschreiben.

Die Kirmes, das früher für die gesamte dörfliche Bevölkerung wichtigste Ereignis des ganzen Jahres, von dem aus man oft sogar andere, minder wichtige Begebenheiten rechnete, wurde und wird auch heute noch im September gefeiert. Schon wochenlang vorher hatte der „Bursch" sein „Mädchen" „unter die Linde bestellt", d. h. er hatte sie gebeten, während der Kirmes seine Tänzerin zu sein. In der Festwoche selbst wartete der geplagten Hausfrauen keine geringe Aufgabe, galt es doch, ganze Berge von „Blechkuchen", unter denen wieder Hessens Spezialität, der berühmte „Schmandkuchen", eine große Rolle spielte, für die Familie und für die vielen von auswärts zu erwartenden Kirmesgäste zu backen. Die Festlichkeit selbst begann stets an einem Mittwoch und endete am Montag der nächsten Woche. An jenem Mittwochabend wurde die Kirmes „angespielt", d. h. die Musikanten ließen in den Straßen und auf den freien Plätzen des Dorfs ihre lustigen Weisen ertönen zum Jubel der Dorfjugend, und vorfreudige Gefühle in den Herzen des jungen Volkes erweckend, das sich am Tanz zu beteiligen gedachte. Am andern Vormittag erschienen der „Läufer" und der „Husar", von denen noch die Rede sein wird, in den Häusern der Honoratioren, um „im Namen der ‚Platzburschen' (d h. derjenigen Burschen, denen von ihren Kameraden das Ehrenamt übertragen worden war, während der Kirmes unter der Linde bzw. auf dem Tanzboden für Ordnung und Platz beim Tanzen zu sorgen usw.) und der andern Burschen", wie die feststehende Formel lautete, anzufragen, ob es den Teilnehmern der Kirmes gestattet sei, die betreffenden Familien „mit der Musik zu besuchen". Die höfliche Anfrage wurde gewiß nur in den seltensten Fällen ablehnend beantwortet und so zog denn bald der ganze Kirmestroß — mit Ausnahme der Mädchen — in jenen Häusern ein, wo sie mit Schnaps, Kuchen und Zigarren bewirtet wurden. Die Musikanten spielten einige Tänze, zu welchen die Töchter und weiblichen Dienstboten des Hauses aufgefordert wurden, und dann ging's in das nächste Haus, in dem die Gäste sich angesagt hatten. Nachmittags wurde zum erstenmal „unger Lingen" (unter der Linde) getanzt. Der Kirmes-Freitag war wohl schon ein „hoher" Festtag, doch wurde an ihm nur „die zweite Garnitur" angelegt, die erste aber für den Sonntag aufgespart. Der Sonnabend diente den Hausfrauen dazu, den sehr verminderten Kuchenvorrat zu ergänzen, mußte doch jedes Kirmesmädchen einen ganzen Kuchen im „Kirmeshaus" abliefern, wo die Musikanten und Bursche ihr Quartier hatten. Die Glanznummer der ganzen Kirmes bildete der Sonntag. Gleich nach Mittag versammelten sich sämtliche Festteilnehmer vor dem Kirmeshaus, um sich zum Zug in die Kirche zu ordnen. Die Mädchen erschienen in dunklen Tuchkleidern mit weiten Faltenröcken, buntseidene, geblümte Tücher („Lappen") über Rücken und Brust gelegt und mit buntfarbigen, oft seidenen Schürzen geschmückt. Die Fußbekleidung bestand in weißen Strümpfen und schwarzledernen ausgeschnittenen Schuhen, ihrer Bequemheit wegen „Commoden" genannt. Die Hände umschlossen neben dem Gesangbuch das sorgsam gefaltete Taschentuch. Die Bursche waren bekleidet mit schwarzem Anzug und hohem Zylinder, dessen ganze Vorderseite bedeckt war von einem riesigen Strauß künstlicher Blumen, mit welchem ihn „das Mädchen" geschmückt hatte. (Dieser Hutschmuck wurde aber nach dem Fest zurückgegeben und bei der nächsten Kirmes wieder benutzt.) In der Hand trug jeder der Burschen, die sich nach dem Alter ordneten, einen dünnen roten Spazierstock aus Rohr, der am unteren Ende gefaßt und hochgehalten wurde und dessen Griff mit buntem Schleifchen geziert war. Im Kirmeszug fehlte natürlich auch nicht die Fahne. Sie bestand aus einem buntseidenen, befransten „Lappen", der noch mit Schleifen aus farbigem Seidenband geschmückt und an einem dünnen Holzgestell derartig befestigt war, daß das Tuch ausgespannt daran hing. Diese Fahne, die auf gemeinsame Kosten gekauft war, pflanzte man in der Mitte des Tanzplatzes auf. Am Schluß der Kirmes wurde sie verlost.

Unter Vorantritt der Musik ging's paarweise zur Kirche, dem ganzen Zug voran der „Läufer" und der „Husar". Der Husar war ein in einer Husarenuniform steckender Bursche, der, die Faust mit dem Säbel in die Seite gestemmt, gravitätisch einherschritt, bald vorwärts, bald einige Schritte rückwärts gehend. Vor ihm her tanzte, einen blumengeschmückten Stab über dem Kopf wirbelnd, der Läufer, ein in ein enganliegendes weißes Wams und enge weiße Kniehose gekleideter Jüngling, auf dessen Schultern bunte, über Rücken und Brust hängende Tücher befestigt waren. Weiße Strümpfe und „Commoden" vervollständigten den Anzug. Der Kopf trug eine oben spitz zulaufende, einem kleinen Zuckerhut zu vergleichende Bedeckung, die ganz und gar mit farbigen Astern benäht war. Wandte der Husar das Gesicht nach dem Läufer, so drehte ihm dieser den Rücken, und umgekehrt. War der Zug unter dem Geläut der zum Gottesdienst rufenden Glocken bei der Kirche angelangt, so wurde diese dreimal umkreist, ehe sich alle in das Gotteshaus begaben. Nach dem Gottesdienst kehrte der Zug zunächst in der gleichen Reihenfolge zum Kirmeshaus zurück. Nachdem hier die zum

Kirchgang erforderlich gewesenen Gesangbücher, Stöcke usw. abgelegt worden waren, wurde wieder zu dem mit Linden bestandenen Tanzplatz vor der Kirche zurückmarschiert. Der erste Tanz am Sonntag unter der Linde gehörte den Platzburschen und ihren Tänzerinnen. Später trank jeder Bursch mit seinem Mädchen den Kaffee in dessen Wohnung. Den rings um den Tanzplatz in dichten Reihen stehenden Zuschauern wurde auch zuweilen von den Platzburschen mit Bier zugetrunken. Auch abends tanzte man unter der Linde während der ganzen Dauer der Festlichkeit, nur bei schlechtem Wetter auf dem Tanzboden eines Wirtshauses.

Am Montag gegen Abend wurde die Kirmes „begraben“. Bursche und Mädchen zogen mit Musik unter Vorantragen eines Strohmanns zu einem Hügel vor dem Dorf, wo unter scherzhafter Rede eines Spaßmachers die Strohpuppe in die Erde verscharrt wurde.

So verlief eine „altmodische“ Abteröder Kirmes. Die neumodische hat sich wesentlich anders gestaltet. So ist ihre Dauer auf landrätliche Verfügung hin schon vor Jahren auf zwei Tage gekürzt worden, sie bildet kein so bedeutungsvolles Ereignis mehr wie früher für die Dörfler, die auch in der Tracht mehr und mehr städtisch geworden sind, und die Beteiligung und das Interesse an ihr, namentlich auch seitens der Honoratioren, deren Häusern Burschen und Musikanten auch keinen Besuch mehr abstatten, ist nur noch gering. Auch sind „Läufer und Husar“, ohne die sonst eine richtige Kirmes undenkbar war, in Abterode und Umgegend aus dem Kirmeszug verschwunden.

Gerade diese beiden Personen scheinen mir eine allegorische Bedeutung gehabt zu haben. Sollte nicht der säbelrasselnde Husar den Winter und der blumengeschmückte Läufer den einziehenden Frühling, das wechselseitige Zu- und Abkehren von Gesicht und Rücken der beiden ursprünglich den Kampf zwischen diesen zwei Jahreszeiten haben versinnbildlichen sollen? Wohl wird die Kirmes in Abterode im Herbst gefeiert, damit ist aber nicht bewiesen, daß diese Feier nicht vor Zeiten im Frühling stattgefunden haben könne, hält man doch in einem Abterode benachbarten Orte auch noch heute die Kirmes im Mai. Auch das Begraben der Kirmes ist vielleicht eine symbolische Handlung, die das Ende des Winters darstellen soll. In anderen Gegenden, z. B. der Schweiz, wird noch jährlich der Winter in Gestalt eines Strohmannes begraben.

Aus alter und neuer Zeit.

Todestag. Am 30. Oktober 1855 starb der Maurermeister **Heinrich Seidler**, der in der Geschichte seiner Vaterstadt Kassel in dem Jahre 1848 als **Kommandeur der Bürgergarde** eine hervorragende Rolle gespielt und sich große Verdienste um die Aufrechterhaltung der Ordnung in jenen stürmischen Zeiten erworben hat. Er erreichte ein Alter von nur 47 Jahren.

Die Sage von den Deiselbergen. Die volkstümlichen Erzählungen von den Riesenfräuleins Kruka und Trendela in der Diemelgegend sind schon mehrfach poetisch bearbeitet worden. Eine dieser Überlieferungen hat nun neuerdings die nachfolgende uns zugesandte launige Fassung erhalten:

„O Trendla, allerschönste Maid,
Du meines Herzens Seligkeit,
Hörst Du erschallen meine Lieder,
Dann steige von dem Söller nieder.
Mein Knappe, der mir treu ergeben,
Bringt diesen Brief Dir, holdes Leben.
Doch hüte Dich, bei unserm Glücke,
Vor Deiner Schwester Kruka Tücke!
Einst liebt' ich sie — ich brach den Schwur,
Denn Du lebst mir im Herzen nur!“
So schrieb Graf Kuno von Herstelle.
Der Bote sattelt gleich das schnelle
Behende Roß und birgt den Brief
In seinem Lederkoller tief
Und eilet in gestrecktem Lauf
Durch Wald und Feld, bergab — bergauf.
Da schallt es plötzlich durch den Wald:
„Wohin des Wegs? Verwegner, halt!“ —
Der Knappe spornt des Rosses Weichen,
Er muß die Trendelburg erreichen,
Doch ach, noch ferne ist der Hügel —
Die Kruka fällt ihm in die Zügel.
„Herab vom Gaul, — den Beutel raus!
Wie? Nichts? Leer' Deine Taschen aus!
Ah, hier, laß mich doch sehn, mein Bester,
Ein Brief an meine holde Schwester
Von Kuno — o Du Ungetreuer,
Wie warst Du meinem Herzen teuer,
Du Falsche, das ist Dein Verderben,
Mit Deinem Buhlen sollst Du sterben!“

Das Riesenfräulein läuft zum Flussesrand,
Füllt ihre Schürze an mit Diemelsand
Und hurtig rennt sie sonder Ruh und Rast
Zur Trendelburg mit ihrer schweren Last.
Verschütten will sie Zinnen, Tor und Mauer
Und senden in die Burg des Todes Schauer.
Da stößt ihr Fuß an eines Maulwurfs Haus,
Es fällt der Sand — — sie gleitet noch mal aus,
Sie kann der Schürze Zipfel nicht mehr fassen
Und muß den Sand zum Sand entrinnen lassen.

Gerettet ist die Burg durch ihres Fußes Gleiten.
Jedoch, wo sonst sich goldne Saaten breiten,
Da ragen jetzt zwei Hügel in das Land,
Der große und der kleine Deiselberg genannt,
Und kommt ein Fremdling in das Land zu Hessen,
Die beiden Schwestern sind dort nicht vergessen,
Der Burgen Trümmer noch zum Himmel ragen
Und treu bewahrt das Volk die alten Sagen.

Hofgeismar. Ella Deckert.

Aus Heimat und Fremde.

Verein zur Erforschung und Pflege der hessischen Mundarten. Herr Oberbibliothekar an der Landesbibliothek Dr. Brunner in Kassel hat sich das Verdienst erworben, einen Verein zur Erforschung und Pflege der hessischen Mundarten ins Leben gerufen zu haben. Am 13. Oktober fand die den Verein konstituierende Versammlung in Kassel statt, in welcher Herr Dr. Brunner in einem längeren trefflichen Vortrage sich über den Wert, den die Erforschung der Mundarten für die Wissenschaft habe, verbreitete. Obwohl die Gebrüder Grimm bereits vor hundert Jahren in Kassel den Grund zur Volkskunde gelegt und andere darauf weitergebaut hätten, so sei doch gerade in dem ehemaligen Kurhessen in mundartlicher Literatur, im Vergleich zu anderen Gegenden, noch wenig geschehen. Am bemerkenswertesten seien die Gedichte des verstorbenen Kupferschmiedemeisters Hartmann Herzog, die Erzählungen von Jonas, Treller und Heidelbach, sämtlich in Kassel, sowie die Veröffentlichungen von Bücking in Marburg, die Gedichte in Schwälmer Mundart von Kurt Ruhn, Kranz und Schwalm und der Roman „Die Leute vom Burgwald“ von Valentin Traudt. Die Zwecke des zu gründenden Vereins seien die wissenschaftliche Erforschung der Mundarten, ihre Erhaltung, Anregung zu mundartlichen Schilderungen und Sammlung der bezüglichen Literatur. Herr Rektor Heßler-Wahlershausen gab sodann einen Überblick über die Grenzen der verschiedenen Mundarten in Hessen und Herr Oberlehrer Dr. Fuckel-Kassel sprach über die sprachgeschichtliche Bedeutung der Mundarten, wobei er interessante Ausführungen über die Schmalkalder Gegend machte. Nachdem die Anwesenden den Verein gegründet hatten, wurde zur Wahl eines Vorstandes geschritten, die folgendes Ergebnis hatte: Vorsitzender Herr Dr. Brunner, Stellvertreter Herr Pfarrer Opper, Schriftführer Herr Dr. Fuckel, Stellvertreter Herr Rektor Heßler, Bibliothekar Herr Dr. Lange. Die Wahl eines Kassierers findet erst später statt. Der Jahresbeitrag wurde auf 1 Mark festgesetzt. Der weitere Verlauf des Abends wurde durch humoristische Vorträge der Herren Lehrer Kranz, Professor Theuerkauf und Dr. Brunner in verschiedenen Mundarten und durch Wiedergabe von Schwälmer Tänzen auf dem Klavier durch Herrn Lewalter gewürzt. — Unsere Zeitschrift, in der von jeher mundartliche Beiträge willkommen gewesen sind, wird sich gern in den Dienst des neuen Vereins stellen.

Hessischer Geschichtsverein. Am 2. Oktober d. J. eröffnete der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel seine diesjährigen Herrenabende. Der Vorsitzende, Herr General Eisentraut, begrüßte die Versammlung und sprach die Hoffnung aus, daß diese Abende wie seither auch ferner den Teilnehmern eine reiche Anregung bieten möchten. Die Ersuchen, die von auswärts an den Verein um Auskunftserteilung gerichtet werden, haben sich in der letzten Zeit gemehrt. Gegenwärtig liegt eine Anfrage wegen der Abstammung der hessischen Familie Rechberg oder Richberg in Hersfeld vor. Ihr dort eingewanderter Hauptstamm ist bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts nachweisbar. Die Familie soll der Überlieferung nach eine adelige sein, besitzt aber kein Wappen und keine urkundlichen Belege. Herr Major von Löwenstein setzte 12 radierte Blätter, „Szenen aus dem Leben Martin Luthers“ von Erdmann Hummel, die aus dem Nachlaß des Geheimen Hofrats Ruhl stammen, in Zirkulation. Auf dem Umschlag der Blätter befindet sich der handschriftliche Vermerk: „Johann Erdmann Hummel, Maler, geb. 11. September 1769 in Kassel, besuchte die Kunstschule daselbst, ging 1792 nach Italien, seit 1800 in Berlin, 1809 Professor an der dortigen Akademie, gestorben 26. August 1852 in Berlin.“ — Etwas Näheres über die Familie dieses Erdmann Hummel hat bisher nicht in Erfahrung gebracht werden können.*)

Sodann hielt Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf einen Vortrag über die Burg Rauschenberg, den wir in heutiger Nummer im Wortlaut veröffentlichen, und gab Auszüge aus dem Tagebuche des Stabstrompeters Scherb aus Niedervorschütz, der, nachdem er zehn Jahre lang bei den Hessen gedient hatte, in die westfälische Garde du Corps trat und sich sehr bald den neuen Verhältnissen anpassen konnte. Aus diesem Tagebuch ist zu erkennen, daß ein Teil der Bevölkerung, wie dies ja bei politischen Umgestaltungen öfters der Fall ist, mit dem westfälischen Regiment nicht unzufrieden war. Herr Oberlehrer Grebe wandte sich gegen einen in verschiedenen Zeitschriften kürzlich erschienenen Aufsatz „Das Einkommen der Monarchen“ von Dr. Alfred Schwarzeneck, in welchem von dem „übertriebenen Aufwand“ der kurhessischen Fürsten die

---

*) Hoffmeister zählt im Anhang zu der von ihm neu herausgegebenen „Geschichte der Stadt Kassel“ unter „Kasseler Kinder“ auch Erdmann Hummel auf und sagt dabei, nachdem er ihn als Verfasser der bekannten Schrift über die Perspektive bezeichnet hat: Diese Familie Hummel ist nicht mit der des großen Klavierspielers und Klavierkomponisten Hummel zu Weimar, und ebensowenig mit der des aus Neapel stammenden Malers Ludwig Hummel zu verwechseln. Ein Sohn von Erdmann Hummel lebt noch, 1881, als geschätzter Maler in Berlin.

Rede ist. Er widerlegte diese Anklage, die nach dem Wortlaut nur gegen die drei Kurfürsten gerichtet sein konnte, und schloß, da die übrigen Regenten in Hessen in diesem Zusammenhang wohl keiner eingehenden Erwähnung bedurften, mit den Worten, die einst in der „Gartenlaube" zu lesen waren: „Bis zum Landgrafen Karl († 1730), dem Höhepunkt hessischer Fürstengeschichte, ist diese eine glänzend aufsteigende Linie mit nur wenigen und unbedeutenden Einbiegungen, zusammengesetzt aus einer Reihe leuchtender Fürstengestalten . . ." Herr Ingenieur Happel machte sodann noch nach einer ihm zugegangenen Abhandlung des Herrn W. von Lingingen in Halberstadt Mitteilungen über die Erbauung der Burg zu Jesberg, die unter dem Erzbischof Konrad III. von Mainz 1426 bei einer Fehde mit dem Landgrafen Ludwig von Hessen unter der Oberleitung des Happelo Katzman, wahrscheinlich eines Mitgliedes des Petersstiftes in Fritzlar, begonnen wurde. Eine treffliche Abbildung der Burg Jesberg, welche sich zu Anfang des 17. Jahrhunderts mit 6 Türmen, einem Pallas, starkem Mantel und Mauerresten noch ganz stattlich ausnahm, befindet sich in Meißners Schatzkästlein vom Jahre 1620 unter der Überschrift „Jespurg in Heßen".

Hauptversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. Vom 25. bis 29. September fand in Bamberg die Hauptversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine statt, die sich äußerst lehrreich und interessant gestaltete. Verbunden war damit ein von der Stadt Bamberg veranstaltetes großartiges Fest auf der Altenburg, bei welchem lebende Bilder aus der Geschichte der Burg und Stadt in glänzender Weise vorgeführt wurden. An den Verhandlungen der Hauptversammlung nahmen aus dem ehemaligen Kurhessen die Herren Museumsdirektor Dr. Boehlau-Kassel, Archivassistent Dr. Dersch-Marburg und Freiherr Felix von und zu Gilsa-Gilsa teil.

Hochschulnachrichten. Dem Kurator der Universität Marburg Geheimrat Steinmetz ist bei Bewilligung des von ihm erbetenen Abschiedes der Charakter eines Wirklichen Geheimen Oberregierungsrates mit dem Rang der Räte erster Klasse verliehen worden. Zu seinem Nachfolger ist der bisherige ordentliche Professor an der Universität Berlin Geheime Justizrat Dr. Schollmeyer ernannt worden. Die Amtsübergabe hat am 30. September stattgefunden.

Kasseler Liedertafel. Vom 13.—15. Oktober d. J. beging die Kasseler Liedertafel die Feier ihres 75jährigen Bestehens. Als ältester Gesangverein Kassels hat sie auf das musikalische Leben der Stadt vielfach fördernd eingewirkt. Der deutsche Männergesang und daneben frohe Geselligkeit besitzen in ihr eine bevorzugte Pflegestätte. Erster Direktor und zugleich erster Dirigent des Vereins war der Kalkulator beim kurfürstlichen Schatzamt Elias Koch. In seinen künstlerischen Bestrebungen wurde er durch Louis Spohr unterstützt, der das älteste Ehrenmitglied der Liedertafel war. Auf Koch folgte Karl Schuppert, nach dessen frühem Tode Herr Lorenz Spengler die musikalische Leitung übernahm. Von 1881 bis 1902 lag diese in den Händen des Herrn August Ellenberg, gegenwärtig ist Herr Musikdirektor Karl Hallwachs mit ihr betraut.

Todesfälle. Am 18. August d. J. starb in Kassel im 73. Lebensjahre der Oberstleutnant a. D. Ferdinand Neuhof. Der nachstehende Nekrolog, der uns zugegangen ist, wird manchem unserer Leser die Erinnerung an den Dahingeschiedenen wachrufen, der mit vielen Angehörigen der kurhessischen Armee und des Beamtenstandes in Fühlung geblieben war. Er war am 6. Januar 1833 in Bergen im Kreise Hanau geboren, wo sein Vater Justizamtmann war. Nachdem die Mutter, geb. Bechtel, schon 1837, der Vater 1842 gestorben war, fand der verwaiste Knabe liebevolle Aufnahme im Hause Merz in Hanau, wo er die Realschule besuchte. Im Jahre 1851 trat er in Hanau in das 3. hessische Infanterie-Regiment ein, in dem er 1854 in Kassel Offizier, 1856 in Fulda Adjutant wurde. Außer der Reihe 1864 zum Premierlieutenant befördert, wurde er gleichzeitig Adjutant beim Chef der Landgendarmerie. Diese Ernennung aber gab, im Zusammenhange mit der Einverleibung Kurhessens 1866, seiner militärischen Laufbahn eine nie beabsichtigte Richtung. Er wurde 1868 als Distrikts-Offizier nach Aachen versetzt, 1870 Hauptmann und 1873 Adjutant des Chefs der Landgendarmerie in Berlin. Von 1880 bis zu seinem Ausscheiden als Oberstleutnant im Jahre 1891 war er Distrikts-Offizier in Hildesheim. Hier verlor er in demselben Jahre nach 26jähriger glücklichster Ehe die treue Gattin und Mutter seiner vier Kinder, eine Tochter des ehemaligen kurhessischen Regierungsdirektors Wachs. Seit 1900 lebte er wieder in Kassel, wo er mit vielen alten Kameraden aus kurhessischer Zeit regen Verkehr pflegte. Wie er mit gleicher Hingebung seinem angestammten Fürsten und später drei Hohenzollern gedient, so vereinigte er mit der treuen Anhänglichkeit an die hessische Heimat die Liebe zum großen deutschen Vaterland. Mit ihm ist ein Muster aufopfernder Berufstreue und Pflichterfüllung dahingegangen; bei seiner dem Idealen zugewandten

Weltanschauung war er ein Vorbild als Gatte und Vater.

Am 6. Oktober starb in Berlin der Landrabbiner Dr. Prager aus Kassel. Die Beerdigung fand in Kassel unter großer Feierlichkeit statt. Der Verstorbene war am 7. Juni 1847 zu Lendzin im Kreise Pleß geboren. Seit 1885 bekleidete er das Amt des Provinzialrabbiners der ehemaligen Provinz Niederhessen, mit welcher Funktion zugleich das Amt des Landrabbinen für das frühere Kurhessen verbunden ist. Dr. Prager war eine in allen Kreisen hochangesehene Persönlichkeit von außerordentlicher wissenschaftlicher Bildung. Sein Dahinscheiden ist allgemein betrauert worden.

Am 9. Oktober starb in Bockenheim der Arzt Dr. Wilhelm Jacobi im Alter von 73 Jahren. Er war am 9. November 1832 in Kirchhain als Sohn des später in Fulda verstorbenen Apothekers und Vizebürgermeisters Jacobi geboren und ließ sich nach akademischen Studien in Marburg und Würzburg 1859 in Hofgeismar als Arzt nieder. Drei Jahre später kam er nach Bockenheim, wo er seitdem ununterbrochen gewirkt hat. Das dortige Krankenhaus wurde nach seinen Angaben erbaut und stand von 1873 bis 1891 unter seiner Direktion, weitere sieben Jahre widmete er der Leitung des Diakonissenheims. Zur Aufgabe der Praxis wurde er durch ein Augenleiden 1898 gezwungen. 26 Jahre lang gehörte er dem städtischen Ausschuß an, dessen Vorsitzender er 10 Jahre war.

Abschied.

Vorüber ist des Sommers heit'res Blüh'n,
Im Herbstwind wirbeln rings die welken Blätter,
Und Wehmut rührt beklommen mir das Herz,
Denn mit des Sommers Abschied scheid' auch ich
Für immer von der alten, lieben Stätte,
Wo ich so gern im trauten Kreis geweilt! —
Er, dessen heit'res Lachen, dessen Scherz
Mich oft und froh empfing, wenn ich die Straße
Zum Pfarrhaus freudig war hinabgezogen, —
Er ging dahin, wo keine Wiederkehr, —
Verlassen steht die Heimstatt seiner Lieben. —
Nicht glauben kann ich's daß das Fenster dort
Nicht öffnet sich wie früher, und sein Kopf
Mit langem, weißem Haar — die Pfeif' im Munde —
Nicht lachend nickt wie eh'dem zu mir nieder,
Wenn er gerüstet mich zum Fischfang sah
Am stillen Ufer dort der nahen Schwalm!
Vorbei — vorbei, was Jahre mich erfreut,
Was ein Idyll mir war und stillen Frieden
Und Ruhe goß mir ins bewegte Herz! —
Vorm Tor des Dörfchens, unter grünem Rasen,
Da schlummerst Du, mein lieber, biedrer Alter,
Dort ruhst Du von des Lebens Stürmen aus;
Ich aber ziehe traurig meine Straße
Und schau' mit Wehmut nach dem stillen Haus,
Das eine zweite Heimat mir gewesen!

Kassel. Bodo von Bodenhausen.

Das vorstehende Gedicht bezieht sich auf den am 25. April d. J. dahingeschiedenen Pfarrer Georg Scheuermann in Bischhausen, der daselbst 20 Jahre lang amtierte. Der Verstorbene besaß einen derben, aber köstlichen Humor und war ein vorzüglicher Kanzelredner.

Hessische Bücherschau.

Armbrust, Ludwig, Dr. phil. Geschichte der Stadt Melsungen bis zur Gegenwart. Hrsg. m. Unterstütz. d. Magistrats d. St. Melsungen vom Ver. f. hess. Gesch. u. Landesk. (Zeitschrift d. Ver. f. hess. Gesch. N. F. XIV. Suppl.) XII., 330 S. 8⁰. Kassel (G. Dufayel, Komm.-Verl.) 1905.

Nachdem die Lichtenauer Karpfenfänger vor einigen Jahren in dem trefflichen Siegelschen Buche eine Darstellung ihrer Stadtgeschichte erhielten, hat nunmehr auch die Stadt der Bartenwetzer ihren Historiker gefunden, der die Frucht langjähriger ernster Arbeit in dem oben angeführten Werke der hessischen Lesewelt darbietet. Der Verfasser verdient umsomehr Anerkennung für sein fleißiges Werk, als er kein Melsunger Stadtkind, ja noch nicht einmal ein geborener Kurhesse ist, wenn auch seine Familie aus Hessen stammt. Aber er hat jahrelang in Melsungen gelebt und so ein inneres Verhältnis zu der Stadt gewonnen, daß er schon seit längerer Zeit ihre Schicksale zum Hauptgegenstand seiner historischen Forschungen erwählt und sich dabei als der beste derzeitige Kenner der Melsunger Geschichte dokumentiert hat.

Es war gerade kein leichtes Stück Arbeit, eine zusammenfassende Darstellung dieser Geschichte zu geben. Die wenigen vorhandenen Vorarbeiten entstammen zum größten Teil der eigenen Feder des Verfassers, der einzelne Perioden und Ausschnitte aus der Geschichte der Stadt schon früher in hessischen Zeitschriften, speziell der des Geschichtsvereins, behandelt hat. Die von A. benutzten Quellen, namentlich die für die ältere Geschichte, waren nichts weniger als leicht zugänglich. Gedrucktes kam fast gar nicht in Betracht, das Material mußte vielmehr mühsam aus handschriftlichen Urkunden und Akten, besonders aber aus den alten Rechnungen der Stadt und des Amtes herausgeholt werden. Erst für die neuere Zeit konnte sich der Verfasser auf größere Darstellungen wie die Hütersche Chronik und die handschriftlichen Nachrichten des Stadtschreibers Till stützen. Der Fleiß und die peinliche Gewissenhaftigkeit, mit der die stets genau angegebenen Quellen benutzt sind, verdienen die höchste Anerkennung.

Der Verfasser hat seinen Stoff in zwei große Gruppen geschieden, in der ersten die allgemeine Geschichte bis zur Gegenwart, in der anderen Einzelheiten aus der städtischen Geschichte, Verfassung und Verwaltung dargestellt. Diese Einteilung hat viel für sich, aber auch ihre Nachteile. Durch die Abtrennung und Ausscheidung ganzer Gebiete, wie z. B. der Kirchengeschichte, ist der erste Teil der allgemeinen Geschichte, die nur etwa ein Drittel des Buches umfaßt, u. E. zu kurz gekommen und einige Perioden dadurch etwas knapp geraten. Dafür sind denn die Einzeldarstellungen des zweiten Teiles um so fleißiger ausgeführt. Eine außerordentliche Menge lokalgeschichtlicher Einzelheiten

enthält dieser Teil. Wir erwähnen nur die Beschreibung der wüsten Ortschaften der Umgegend, die ungemein fleißige Zusammenstellung der Flur- und Straßennamen, der Bürgermeister, Ratsherrn und Ausschußmitglieder seit 1267, die Geschichte der Melsunger Burgmannen und die Darstellung der kirchlichen Verhältnisse seit den Anfängen des Christentums bis zur Entstehung der renitenten Bewegung. Bei der Geschichte der Melsunger Brücken vermissen wir eine Erwähnung der allbekannten Bartenwetzerei. Eine Karte der städtischen Gemarkung mit eingezeichneten Flurnamen, sowie zwei Siegeltafeln sind dem Buche beigegeben, dessen Studium wir allen Freunden hessischer Ortsgeschichte angelegentlichst empfehlen wollen. Wenn wir bei der reichen Fülle von historischen Nachrichten, die es enthält, etwas lebhaft bedauern, so ist es das Fehlen eines alphabetischen Sachregisters. Bei historischen Arbeiten dieser Art darf ein Register nicht fehlen, das kann nicht oft genug ausgesprochen werden. Ph. L.

Engelhard, Karl. Kling Hinaus! Lieder. Dresden (E. Piersons Verlag) 1905. M. —,75.

Natur und Liebe sind die Losung auch dieses Dichters. Wir finden in den drei Dutzend Gedichten neben unbedeutenden Sachen sehr ansprechende, in ihrer Knappheit famos gelungene Stimmungsbilder. Alles in allem ein Bändchen Lieder, das den Vorzug der Kürze hat und das keinem Verdruß, wohl aber manchem Freude bereiten wird.

Heidelbach.

Götz Krafft. Die Geschichte einer Jugend von Edward Stilgebauer. III. Im engen Kreis. 1.—25. Tausend. Berlin (Verlag von Rich. Bong). Preis Mark 4.—

Die bei Besprechung der beiden ersten Bände im „Hessenland" ausgesprochene Befürchtung hat sich bewahrheitet; Götz Krafft ist — und zwar in München — unter die Soldaten gegangen und gibt so dem Verfasser des Buches Gelegenheit, sich viele Seiten lang über Militaria auszulassen. Es muß zugegeben werden, daß hier manches zutreffende Wort gesagt wird, aber es ist ein besonderes Mißgeschick dieses Bandes, daß er etwas zu spät erschien, nachdem wir nachgerade durch die Flut der in den letzten Jahren einander jagenden Militärromane abgestumpft wurden. Zudem drückt uns die eine Verwirrung der Köpfe erstrebende Losung — „der Roman unserer Zeit" — einen scharfkantigen Maßstab in die Hand, mit dem gemessen auch dieser dritte Band eine Enttäuschung bringt. Auch stilistisch bedeutet er keinen Fortschritt. Sensationen freilich fehlen auch diesmal nicht: ein Einjähriger als Zuhälter, Paradeaufstellung eines ganzen Regiments vor einer Dirne usw.; brutale Szenen, die Selbstmord und Brandstiftung im Gefolge haben, geben Götz Krafft Gelegenheit, sich als Lebensretter zu betätigen. Während seiner Dienstzeit treibt er ernsthaft philologische Studien, und die gleichzeitig abgefaßte Klopstockarbeit findet sofort in der ersten deutschen, vom „blonden Hünen" geleiteten Fachzeitschrift ehrenvolle Aufnahme. Dieser — die stereotype Zitierung des „blonden Hünen" geht einem allmählich auf die Nerven — fahndet nach einigen verschollenen Blättern der Nibelungenhandschrift und trifft dabei mit Götz Krafft in München zusammen; zufällig findet es sich, daß Götz Krafft das gesuchte Pergamentfragment daheim in der Schublade seines Schreibtisches aufbewahrt. Götz Kraffts Verhältnis zu Eva Frei ist mattherzig, schablonenhaft, ja unwahr geschildert, und seine allmähliche Umwandlung zum Tugendbold wirkt etwas deplaziert. Sehr gut sind die Manöverszenen aufgebaut. Sonst wäre aber wenig von dem Buch zu rühmen; es hinterläßt eigentlich nur den Wunsch, daß der vierte Band, in dem geschildert werden soll, wie Götz Krafft unter der Ägide des blonden Hünen seine Studien in Marburg fortsetzt, diese „Geschichte einer Jugend" abschließen möge.

Heidelbach.

Personalien.

Verliehen: dem Rechtsanwalt Justizrat Dr. Braun, Direktor der Deutschen Hypothekenbank in Berlin, der Charakter als Geheimer Justizrat; dem Wasserbauinspektor Baurat Keller in Kassel beim Austritt aus dem Staatsdienst der Charakter als Geheimer Baurat; dem Direktor der landwirtschaftlichen Winterschule Dr. Hesse in Marburg der Charakter als Ökonomierat; dem Forstmeister a. D. Lemmel in Obernkirchen, Grafschaft Schaumburg, dem Steuerinspektor Nissen in Kassel und dem Stationsvorsteher 1. Kl. Schultheis in Niederhone beim Übertritt in den Ruhestand der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem städtischen Oberförster Otto zu Homberg, dem Revierförster Jakob in Sondheim, dem Rentner Kleimenhagen in Rinteln, dem Polizeisekretär Pfeiffer in Fulda, den Hegemeistern Luban in Hersfeld, Hinze in Ottensen, Steiner in Merzhausen, Winter in Todenhausen, Liedtke in Ginseldorf, dem Landeskreditkassen-Sekretär Clemann, dem Stadtgarteninspektor Eubell und dem Gerichtsvollzieher Krahl in Kassel bei ihrem Übertritt in den Ruhestand, dem Kanzleisekretär Conrad in Kassel, dem Lehrer Link in Poppenhausen, dem Stationsvorsteher Gaßert in Allendorf a. d. W. der Kronenorden 4. Kl.: dem Lehrer Gottsleben in Naumburg beim Übertritt in den Ruhestand der Adler der Inhaber des Hohenzollernschen Hausordens.

Ernannt: die Oberförster Ehrig in Wolkersdorf und Wendt in Friedewald zu Regierungs- und Forsträten, ersterer in Magdeburg, letzterer in Wiesbaden; Forstassessor Erck in Hinternah zum Oberförster in Marjoß; Forstassessor Kersting zum Oberförster in Friedewald; Forstassessor Saxer zum Oberförster in Wolkersdorf; Forstassessor von Schlütter zum Oberförster in Frankenau; Forstassessor Thérémin zum Oberförster in Eiterhagen; Pfarrer Rollmann in Berkersheim zum 2. evangelischen Pfarrer in Schlüchtern.

Übertragen: dem Forstassessor v. Trott zu Solz in Eiterhagen die kommissarische Verwaltung der Oberförsterstelle Rotenburg-Ost.

Versetzt: wissenschaftlicher Hilfslehrer Hitzeroth am Gymnasium in Eschwege an das Gymnasium in Marburg; Oberförster Hoffmann in Biedenkopf nach Obernkirchen (Bezirk Minden); Oberförster Bogen in Gersfeld nach Großlinichen; Oberförster Bonse in Germerode nach Rüdesheim; Oberförster Bräuer in Marjoß nach Uslar.

Geboren: ein Sohn: Kunstmaler und Lehrer an der Königlichen Kunstgewerbeschule Gustav Wittig und Frau (Kassel, 8. Oktober); — eine Tochter: Kaufmann August Oette und Frau Bertha, geb. Jünger (Kassel, 9. Oktober).

Gestorben: Juwelier Georg Kumpe, 61 Jahre alt (Kassel, 28. September); Apotheker Karl Pistor, 51 Jahre alt (Detmold, 29. September); Pfarrer a. D. Wilhelm Stolzenbach, 77 Jahre alt (Kassel, 1. Oktober); Frau Marie Weiß, geb. Grimmel, 72 Jahre (Kassel, 3. Oktober); Oberstleutnant a. D. Alexander von Both, 62 Jahre alt (Schwerin i. M., 5. Oktober); Landrabbiner Dr. Isaak Prager, 58 Jahre alt (Berlin, 6. Oktober); Privatmann Salomon Hoffa, 78 Jahre alt (Kassel, 6. Oktober); Frau Anna Schor, geb. Grüttner, 67 Jahre alt (Kassel, 11. Oktober); Oberlehrer Professor Wilhelm Zimmermann (Wahlershausen, 13. Oktober); Privatmann Heinrich Prévôt (Kassel, 14. Oktober).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 21. XIX. Jahrgang. Kassel, 1. November 1905.

Es geht eine alte Sage . . .

Es geht eine alte Sage,
Wer weiß, ob sie erdacht,
Daß dir am Sterbetage
Die tote Mutter erwacht.
Die Mutter mit all' ihrer Güte,
Dem Herzen so liebereich,
Mit den Augen, die tröstend blicken,
Mit der Stimme so sanft und weich!
Und wenn sich die Schatten dir senken,
Die Schatten der dunkelsten Nacht,
Dann hält dich die Mutter im Arme,
Wie einst sie zur Ruh' dich gebracht.
Und dann singt ihre lieblichsten Lieder
Die Mutter, die Mutter dir vor,
Und leise, leise geleitet
Sie dich an das finstere Tor,
Und trocknet und kühlt dir die Stirne,
Die im letzten Ringen dir brennt,
Und führt dich zum Allerbarmer,
Der Mutterliebe ja kennt!

Wolfsanger. **Jeannette Bramer.**

Kindheits-Paradies.

Laßt das Paradies der Kindheit,
Laßt's unangetastet steh'n,
Wär' es doch schon geist'ge Blindheit,
Sein Gefild nicht mehr zu seh'n.

Und ob auch die Wimpern feuchtet
Manches Bild vergang'ner Not,
Bleibt ein Glanz doch, der da leuchtet,
Bis er stirbt als Abendrot.

Denn aus Tiefen und aus Fernen
Sprüht ein Leben noch zurück,
Reich an goldig-glüh'nden Sternen:
Kindheits-Paradieses-Glück.

Das soll keiner je mir rauben,
Noch durch Tasten mir entweih'n:
Märchenzauber, Liebe, Glauben,
Gott und Welt, — und alles mein.

Kassel. **Karl Preser.**

Heiland Wald.

„O Wald, ich muß dir danken . . .“

Weinend in dein kaltes, nasses Grün, o Wald,
leg' ich mein Haupt,
das fiebernd brennt . . .

Wem man geraubt,
was er sein Höchstes und sein Liebstes nennt,
gesundet nicht so bald!

Doch du, mein Wald,
an den ich immer geglaubt
und der mich wie niemand kennt,

du Wetterstarker, fromm und rein und unverstaubt:
Wenn nirgends Trost ich fänd',
du heilst mich bald!

Raboldshausen-Hersfeld. **Karl Engelhard.**



Der Bachtanz zu Langenselbold.

Von Dr. Gustav Schöner in Eschenrod.

1. Langenselbold, ein mythenumwobenes Dorf, liegt an dem Gründaubache, der unweit von jenem Orte in die Kinzig mündet. Es ist ein freundliches Fleckchen Erde, rings von Wiesen umzogen. Wie schön nimmt sich der Klosterberg aus, aus Bäumen hervor lugt der Kirchturm, die roten Ziegeldächer des sich lang dahinziehenden Dorfes gewähren einen schmucken Anblick. Alt sind die Gebäulichkeiten nicht, vielleicht sind die auf dem Klosterberge etwas honoriger; im ganzen macht das Dorf einen modernen Eindruck.

Obschon es noch immer Dorf sich nennt, steigt doch die Einwohnerzahl bereits in einige vier Tausende. In den 30er Jahren waren es nach einem Hanauer Kalender „über 2100"; in den 60er Jahren etwa 2600 nach Simon, „Geschichte des r. Hauses Ysenburg und Büdingen" (1865); bei der Zählung im Jahre 1890 waren es 3572 Einwohner, die außer 169 Israeliten (= 36 Familien) vorwiegend der evangelischen Konfession angehören. Landwirtschaft betreiben ungefähr 400 der 620 Ortsbürger, die übrigen sind Handwerker oder Fabrikarbeiter. Die Gemarkung ist 9200 Kasseler Acker groß und darf sich vorzüglicher Güte rühmen.

Was Pfarrer Junghans in seiner Geschichte des Dorfes von drei Dörfern sagt, was Schleucher und Calaminus in ihren Gedichten von vier Dorfschaften, aus denen sich Selbold zusammensetze, bringen, scheint mit der Einschränkung richtig, daß, als nach der teilweisen Zerstörung des Ortes im 30jährigen Krieg (vgl. Junghans, „Zur Geschichte des Dorfes Langenselbold") manche Lücke zwischen den drei oder auch vier Ortschaften (Klosterberg mit Hausen, Oberdorf und Hinserdorf) gerissen worden war, diesen, nachdem ein baufreudiges Geschlecht stiller Tage die Breschen geschlossen, die (inzwischen erhaltenen?) Benennungen anklebten oder verblieben. Es sind mehrere Häuserkomplexe, weiter nichts; so hat man in vielen Dörfern die Bezeichnungen Ober- und Unterdorf, die Platte, die Vorstadt, die Neustadt, die Altstadt. Wie sich solche herausbildeten, ist nur auf Grund eingehender Untersuchung zu bestimmen.

Auf den Grundmauern des ehemaligen Klosters daselbst erhebt sich jetzt ein bescheidenes Schlößchen. Man erhebt dies und das von Altertümern aus dem Boden. Ein weithin vereinzeltes Wahrzeichen, aber altersgrauer Vergangenheit ohne Zweifel, einem zerstreuten toten Elemente ähnelnd, ist der Selbolder*) Bachtanz.

2. Dieses Festgebrauches Schauplatz ist da, wo die Gründau Ober- und Hinserdorf scheidet und, hier eine Furt bildend, über eine steinerne Brücke neueren Datums passierbar ist. Auf den in die Brücke eingelassenen Tafeln, deren eine das ysenburgische Wappen ziert, stehen Bibelsprüche. Da die Brücke an die Stelle der breiten Furt getreten, — es mag, wie die Bauart lehrt, gleich zu Beginn des 18. Jahrhunderts geschehen sein, so stellte das Ganze eine Art breiten Kessels dar, dessen geringe Tiefe jedoch, außer bei Hochwasser natürlich, unbehindertes Passieren gestattete, wie es wohl fast das ganze Jahr über war.

An der Friedhofsmauer nach der Hinserdorfseite hin gewahrt das Auge vier Vorsprünge: diese weisen auf die ehedem dort befindliche Peterskirche hin, wir haben hinter jenen vorspringenden Mauern eine der Grundmauern mit ihrer Hauptmasse nach dem Kirchhof hin. Gleich links am Bache um die Ecke der Mauer des Friedhofs führte ein Steg über die Gründau, von dessen vormaligem Vorhandensein das dort erhaltene offene Pförtchen mit der Jahreszahl 1778 Zeugnis ablegt. Eine große Eingangspforte an dem vorderen Vorsprung ist zugemauert. Unweit davon ist ein Kreuz aus rotem Sandstein, ehedem wahrscheinlich auf der Peterskirche, etwa über dem Chore angebracht oder sonst, in die vielerorts erneuerte Mauer nachträglich eingelassen.

Was dem Friedhofe ursprünglich ein romantischeres Aussehen gewährte, waren ohne Zweifel die Schießscharten, die auf der Südseite vorzüglich erhalten sind, dann der davorliegende, einstmals Befestigungszwecken dienende Graben.

Sonstiges von Bedeutung zeigt sich in der Umgebung nicht, nur daß 50 Schritte von der Furt der „alte Markt" vor uns liegt, sobald wir der Furt den Rücken zuwenden. Ein schöner alter-

---

*) Der Ortsname Selbold darf wohl zerlegt werden in selb (= selb, selbst, eigen) und old (= waltend) oder bold (= kühn) und weist zweifellos auf einen ersten Siedler des Namens hin, einen Freigelassenen. — Hinser, von jensit, „jenseits".

tümlicher Brunnen aus rotem Sandstein in Renaissancestil mit dem ysenburgischen Wappen und der Jahreszahl 1704 ziert ihn. Auch das Gemeindewirtshaus, das jetzt in ein Bauernhaus gewandelt ist, ist erwähnenswert; die Überreste eines Schildes verraten seine Vergangenheit; unfern davon das ehemalige Gefängnis.

Das ist die alte Stätte der Bachtanzfeier.

3. Das Frankfurter Intelligenzblatt vom Jahre 1756 kündigt den Bachtanz so an: „Nachdem (= weil) Montags den 16. dieses (d. h. August) Vormittags gegen 10 Uhr der so sehenswürdige kirchweihliche Bachtantz dahier wiederum feyerlich aufgeführet werden soll“ usw. In wesentlicher Übereinstimmung damit befindet sich der Hanauer Kalender vom Jahre 1834. Nachdem er von der Kirchweihe zu Selbold geredet und hinzugefügt: „Der bei diesem Volksfeste sonst übliche Bachtanz ist abgeschafft“, fährt er weiter: „man habe seiner Zeit beschlossen, ihn (d. i. den Bachtanz) alle Jahre, den Montag nach Laurentius (= 10. August) zu wiederholen.“ Auch Arnd (Geschichte der Stadt und Provinz Hanau) spricht sich so aus. Junghans hat etwas anders; er sagt: „Der eigentümliche Brauch ... wurde bis in die neueste Zeit, das Ende des 18. Jahrhunderts, auf jeder Kirchweihe geübt; ... es ist der sog. Bachtanz, mit dem jedesmal am Sonntag nach Laurentii die Kirchweihe eröffnet wurde; ... freute sich jedes Jahr auf den Bachtanz.“ Es sei nie anders gewesen, berichtet Pfarrer Hufnagel, der Tanz habe sich alljährlich wiederholt. Es ist recht schade, daß jenes Frankfurter Intelligenzblatt in dem Zeitraum von 1721 bis 1790 nichts mehr davon enthält.

Untrüglicher Beweis für die Mitte des 18. Jahrhunderts ist die Mitteilung des Intelligenzblattes, nach welcher im J. 1834 gearbeitet worden ist. Die jüngeren Angaben können danach mit aller Wahrscheinlichkeit nur als traditionelle behandelt, ihr sachlicher Wert also nur gering taxiert werden.

4. Eine größere Musterkarte als bei der Erörterung von Ort und Zeit des Selbolder Festgebrauchs liegt vor bei der Aufzeigung des Verlaufs nach der Tradition und auf Grund der Urkunden. Nun sagt uns das Intelligenzblatt unter dem 2. August 1756 weiter:

„als wird solches des Endes hiermit bekannt gemacht, damit diejenigen, welche diesen von drey jungen Burschen und eben so viel jungen Mädgens, durch eine ziemlich starcke Bach zu drey wiederholten Malen in einem besonderen Aufzug zu führenden Bachtantz, welches sich niemand, der nicht einen Zuschauer abgiebt, in seiner Seltenheit wunderbarlich genug wird vorstellen können, mit anzusehen und Belieben zu tragen, zu obengeregter Zeit allhier einfinden mögen.“

Ein weiteres Moment trägt der Hanauer Kalender herzu. Nachdem darin über die mutmaßlichen Ursprungsverhältnisse unsrer altertümlichen Festsitte abgehandelt worden ist, lesen wir dort: „Späterhin (d. i. in jüngerer Zeit) geschah der Bachtanz gewöhnlich so, daß auf den angegebenen Tag drei Bursche mit ihren Mädchen, unter Vorausgehung des Schultheißen, tanzend durch den Bach zogen, auf einer Bank in dem Bache saßen Musikanten und spielten dazu.“

Mehr ins einzelne noch geht Arnd's Bericht: „Nach einer alten Sitte wurde an der bei der alten Kirche (d. i. der alten Peterskirche; ein bedeutsamer, bis jetzt noch von niemand gewürdigter Gesichtspunkt) über den Gründaubach führenden steinernen Brücke das Kirchweihfest durch einen Tanz mitten im Bach, d. sog. Bachtanz, eröffnet, wobei auch die Musikanten auf einer im Wasser stehenden Bank sitzen mußten. Am Schluß mußte der Bürgermeister im Bache die Gesundheit des Fürsten ausbringen.“

Eine Variation davon ist Junghans' Darstellung: ... der Bachtanz, mit dem die Kirchweihe in Gegenwart des Gräflichen Amtskellers (= Rentereibeamten) eröffnet wurde. Vier festlich geschmückte Paare, die Kirschweihburschen mit ihren Mädchen, tanzten zwischen den beiden Brücken nahe der alten Peterskirche unter dem Klang der Musik, durch die hier zur Sommerszeit allerdings nicht tiefe Gründau. Dann brachte der Bürgermeister, ebenfalls mitten im Bach stehend, ein Hoch auf den Fürsten aus. Die Jugend Selbolds, die zahlreichen Zuschauer, freuten sich jedes Jahr auf den Bachtanz, — eine Kirchweih ohne Bachtanz wäre keine Kirchweih gewesen.

Lehrer Schleucher teilte dem Berichterstatter mit, es gebe eine Erzählung W. Örtels von Horn „Der Bachkurt“, die von dieser Festsitte auch viel bringe. Ob es den einen oder anderen neuen Zug der volkstümlichen Feier aufzuweisen hat, war bis jetzt unmöglich festzustellen, da trotz emsigen Bemühens das Buch nicht aufzutreiben war.

Neben der prosaischen Berichterstattung ist uns in einer dichterischen ein Pendant gegeben, das von dem erwähnten Lehrer Schleucher stammt, aber so viel neue Züge darbietet, daß davon getrost Abstand zu nehmen sein dürfte.

Neue Züge darin sind: Die Musikanten sitzen auf einem Tisch, auf dem eine Anzahl Selbolder Wein enthaltender Flaschen stand. Ein junges Paar sei bis zu diesem Tische hingeschritten, habe sich ein Glas Wein eingeschenkt, und der Bursche habe auf das Wohl des Ysenburger Fürsten getrunken.

Ein zweites Paar habe es ebenso gemacht, nur daß der Bursche jetzt die Fürstin hochleben ließ; ebenso ein drittes Paar mit einem Toast auf den Amtsrat, der auf der Brücke stand und zusah. Jedes Paar habe den Tisch dreimal umtanzt, zuletzt seien alle Paare in das Wasser hinein und hätten den Tisch umtanzt, um dann diesen mit den Musici und allem, was darauf stand, in den Bach zu werfen.

Ob das moderne Zutaten, ob die verlorene Urgestalt sich danach wiederherstellen läßt, ist fraglich. Es darf aber als sicher anzusehen sein, daß dichterischer Erguß hier wie sonst allewege und allezeit eine Gefahr bildet, da sich der Lokalpatriotismus gerne, nur zu gerne an derartige flüssige Sätze anlehnt und ihren Inhalt für bare Münze annimmt, — eine Ursache vielleicht mehr zur absichtlichen oder unabsichtlichen Weiterbildung legendenhafter Charakterisierung über den Verlauf mehrerwähnter Festesfeier.

In dem Intelligenzblatt geschieht auch eines „besonderen Aufzugs“ Erwähnung. Dieser vollzog sich in einer besonderen Tracht, über die eine Selbolderin dem Verfasser dieser Arbeit folgendes erzählte: Die Mädchen trugen bei dieser Feier neben der sonstigen altertümlichen, jetzt außer Mode gekommenen Tracht besonders schön gestickte Hemden mit ebenso sorgfältig ausgearbeiteten Ärmeln, gestickte und verzierte Leibchen, fein ausgestickte kattunene Halstücher und farbige oder weiße gestärkte Schippenhauben. Die Burschen trugen sich nach Art der Älteren: Gamaschen, gestickte Beinkleiderträger und Pelzmütze (vgl. Schleucher). Ausführlicher schildert das Junghans: In Langenselbold hatte sich mit am längsten die alte Tracht des Hanauer Landes, die grüne mit Gold verbrämte Pelzmütze, der grüne leinene Rock, das weiße Schürzentuch und die weißen Gamaschenhosen bei den Männern, die hohe Helmhaube bei den Frauen erhalten; jedoch auch hier hat die Neuzeit ihren nivellierenden Einfluß ausgeübt, und seit dem Anfang der 1860er Jahre sind die letzten Exemplare der alten Zeit und Kleidertracht verschwunden.

(Schluß folgt.)

Die französischen Schauspieler am Hofe des Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Kassel.

(Schluß.)

Die Ausgaben für das französische Schauspiel wurden durch die Krone und zum Teil durch die Einnahmen des Kasseler Theaters gedeckt, wo die Plätze — mit Ausnahme der für den Hof reservierten — an das Publikum zum Verkauf gelangten. Ihre Preise schwankten zwischen 16 und 8 Groschen. Es bestanden Abonnements für einen Monat und für 14 Tage, die letzteren waren aber „nur für die Damen“. — Infolge der billigen Preise konnten nur sehr mittelmäßige Jahreseinnahmen erzielt werden, und das Defizit, das der Landgraf zu decken hatte, war sehr hoch.*)

*) Aufstellung der verschiedenen Summen, welche die Krone für das französische Schauspiel von 1777—1785 zu zahlen hatte:

Jahr				Rtlr.	Alb.	Hell.
vom 1. April	1777	bis zum 1. April	1778	13290	31	1
do.	1778	do.	1779	14326	22	8
do.	1779	do.	1780	13626	11	8
do.	1780	do.	1781	15308	—	—
do.	1782	do.	1783	14297	26	8
do.	1783	do.	1784	9834	—	—
do.	1784	do.	1785	8660	—	—

(K. Preuß. Staats-Archiv in Marburg. Hofhaltung. Hoftheater. 1786.)

Übrigens wurden die Vorstellungen im Kasseler Theater (es fanden gewöhnlich drei in der Woche statt) öfters durch die Übersiedelungen der Truppe an die verschiedenen Orte, wo der Souverän Hof hielt, Wabern, Hofgeismar, Weißenstein, unterbrochen. Der Hof wohnte diesen Aufführungen allein bei und die Fremden konnten nur auf Einladung Zutritt erhalten.

Im April 1785 betrieb die Kriegs- und Domänenkasse die Abschaffung der französischen Schauspieler aus Sparsamkeitsrücksichten. Friedrich, der das französische Schauspiel „jedem andern vorzog“, konnte sich endgültig zu einem solchen Opfer nicht entschließen. Er war darauf bedacht, die Gesellschaft durch eine kleine Truppe zu ersetzen, „die den Winter über spielen und während des Sommers ihr Glück anderswo versuchen solle“. Dieses Projekt war „kaum möglich zu verwirklichen“; auch schlug Herr von Luchet vor, das französische Theater bis 1788 auf seine Rechnung „in Entreprise“ zu nehmen. Er bat um eine Subvention von 3000 Talern im ersten Jahre und 4000 für jedes der folgenden Jahre. Er beanspruchte außerdem den Ersatz der Abfindungen, die er für den Fall der Auflösung der Truppe den Künstlern zahlen müßte, wenn deren Engagementsverträge noch nicht abgelaufen sein

sollten. Unter diesen Bedingungen übernahm es der Marquis, alle Stücke zu geben, die bisher an dem Hofe des Landgrafen dargestellt worden waren. Besondere Vorstellungen würden nach den Wünschen des Fürsten in seinen verschiedenen Residenzen stattfinden. Im Theater zu Kassel würde eine Loge zu seiner Verfügung stehen, die übrigen Plätze aber würden zum Vorteil des Entrepreneurs verkauft werden. Diese Vorschläge wurden angenommen.*)

Die Direktion des Marquis de Luchet währte nur ein Jahr. Friedrich starb am 31. Oktober 1785, und zu Ostern des folgenden Jahres verabschiedete Wilhelm IX., der wenig Geschmack an der französischen Literatur fand und im Sinne hatte, die hessischen Finanzen, die durch seinen Vater stark angegriffen waren, wieder aufzubessern, die französische Truppe. Er bewilligte den Schauspielern, deren Engagement noch nicht abgelaufen war, eine sechsmonatliche Gage. Der Betrag, den der Landgraf dem Marquis de Luchet zur Auszahlung an die Mitglieder überweisen ließ, betrug 1077 Reichstaler 5 Albus 4 Heller.

Wie bereits bemerkt worden ist, war die Truppe des Landgrafen dramatisch und lyrisch zugleich. Das Repertoire ist erstaunlich vielseitig: nicht allein umfaßt es das der Oper und der Comédie-Française, es enthält auch die Stücke der Comédie-Italienne und die der Boulevards. Jedenfalls scheint Friedrich II. nur einen mittelmäßigen Geschmack an den französischen Klassikern gefunden zu haben. Was auch Lynker in seiner „Geschichte des Kasseler Theaters" sagen mag, der Name Molière erschien nicht viel auf dem Theaterzettel.**) Seltener noch liest man die von Corneille und Racine. Es mußte schon eine außerordentliche Gelegenheit sein, wenn eine ihrer Tragödien einstudiert wurde. 1778 z. B. gab man „Bajazet" zu Ehren der Mlle. Raucourt, die zu einigen Gastrollen nach Kassel gekommen war. Wenn Voltaire mehr das Licht der Rampen erblickte, so hatte er dieses Vorrecht zweifellos der Freundschaft des Souveräns zu danken.

*) Als Quelle wird ein Memoire des Barons Waitz von Eschen an Wilhelm IX. vom 7. Dezember 1785 angegeben, das sich im Archiv zu Marburg befindet.

**) In einer hierzu gehörigen Note schreibt Olivier: „Molière erschien fast in jeder Woche einmal auf dem Repertoire . . ." (Cf. Lynker. Das Theater in Kassel. Chapitre III., p. 288.) Le Chapitre III de cette étude, le seul à consulter pour le sujet qui nous intéresse, est un tissu d'erreurs et de bévues. —

Bei diesem herben Urteil des französischen Autors muß in Betracht gezogen werden, daß Lynker den französischen Schauspielern zwar manches Lob erteilt, aber im ganzen sich doch gegen die Vorliebe des Landgrafen für die Pariser Muse ausspricht. D. Red.

Den klassischen Meisterwerken zog Friedrich die Dramen und Komödien des Tagesgeschmackes, die flüchtigen Bilder der „Variétés amusantes" und hauptsächlich die komische Oper vor."

Es folgen nun Auszüge aus dem Repertoire nach dem Gothaischen Theaterkalender und den „Petites Affiches de Cassel", zusammen von 1777—1785. Daraus seien nachfolgende Opern und Stücke erwähnt:

Beaumarchais, Les deux amis, Le Barbier de Séville,*) Eugénie, Le Mariage de Figaro (Zum 1. Male am 6. Mai 1785 „au profit de la maison de travail".) Gluck, Alceste (Zum 1. Male am 6. April 1778), Les Pélerins de la Mecque, Iphigénie en Aulide, Armide (Zum 1. Male am 4. April 1783), Iphigénie en Tauride. Goldoni, Le Bourru bienfaisant. Molière, L'Avare, Le Dépit amoureux, Le Misanthrope. Racine-Mithridate. J.-J. Rousseau, Pygmalion. Voltaire, Adelaïde Duguesclin, Nanine, Mérope Alzire.

In seinen weiteren Ausführungen zählt Olivier auch die nicht im Druck erschienenen Werke, die von den französischen Schauspielern in Kassel gegeben worden sind, besonders auf. Die Namen der verschollenen Stücke haben kein weiteres Interesse, im Anhang seines Buches aber gibt er Proben aus der bisher ebenfalls noch nicht veröffentlichten Partitur der komischen Oper „Constance ou l'heureuse témérité" von Chevalier de Nerciat, der durch seine erotischen Romane ein gewisses Ansehen genoß und den der Landgraf als Unterbibliothekar und geheimen Rat eine Zeitlang an seinen Hof gezogen hatte.

Nachdem ferner das 1787 abgebrannte Komödienhaus beschrieben worden ist, wobei auf die Gunderodeschen „Briefe eines Reisenden" und auf das Werk Otto Gerlands „Paul, Charles und Simon-Louis du Ry. Eine Künstlerfamilie der Barockzeit" hingewiesen wird, folgt nach Apells „Essai sur Cassel et ses environs", eine Schilderung des Opernhauses, unseres jetzigen Theaters, „das zu den schönsten Europas zählte".

Mit einem Rückblick auf das Ballet schließt Olivier den Hauptteil seines interessanten und ausführlichen Werkes, dem ein vortreffliches Porträt Friedrichs II. in Kupfer-Radierung und eine Abbildung des Komödienhauses beigegeben sind.

W. Bennecke.

*) Am 29. August 1785 wurde auch die vieraktige komische Oper „Der Barbier von Sevilla" nach Beaumarchais, Musik von Paisiello gegeben und „Les Noces du Comte Almaviva", eine neue Ballet-Pantomime, „où l'on verra le Combat du Taureau et une Cavalcade espagnole."

Gedichte von H. Bertelmann.

Herwestdag.

(Diemelgegend.)

Nu trort de Blome, nu trort dat Blatt,
Nu is de Sunne den Sommer satt.
De Swalen tet weg, de Leirek[1] is still,
Me wet ni, wat rut wären will.
De Himmel, de süht so düster ut,
De Stormwind söket sik sine Brut.
De Mulworp graute[2] Hupen[3] smitt[4],
Im Howe[5] röpet dat Klawitt[6].
Un we dat heirt[7], de schuckert[8] sik! —
Wen mag et menen — dik odder mik?

[1]) Lerche, [2]) große, [3]) Haufen, [4]) schmeißt, [5]) Garten, [6]) Käuzchen, [7]) hört, [8]) schauert.

Zwei Sizilianen.

November.

Vergilbtes Gras. Gelichtete Alleen.
Die ganze Welt umfängt das große Schweigen.
Das Feld ist leer. Die schwarzen Wälder stehen
Und warten still noch auf den letzten Reigen.
Ein Sonnenblick, ein letzter noch. Schon wehen
Der Wolken Trauertücher. Stürme geigen.
Und magst du stolz drauf aus dem Fenster sehen,
Bald wirst auch du im tollen Tanz dich neigen.

Dezember.

Gaß auf, Gaß ab, wie tanzen froh die Flocken!
Die Erde duckt sich. Hinter Fensterscheiben
Großmütterlein sitzt wieder nun am Rocken.
Die Enkel jubelnd ans Christkindlein schreiben.
Still schaffen aller Hände mit Frohlocken
Und Engel wieder heil'ge Werke treiben.
Zum frommen Wunder hehre Klänge locken.
Wo willst du, Herz, mit deiner Sehnsucht bleiben?

Hessendörfer.

Schneeweiße Giebel, rote Dächer,
Baumkronen dazwischen als grüne Fächer,
Hochwaldbekränzte Hügelränder,
Im Grund goldwogende Ährenbänder.
Und in dem Frieden, und in der Pracht
Ein graues Kirchlein auf treuer Wacht.

Der hessische Bauer.

Den Pflugsterz in der Schwielenhand,
Der Bauer zieht am Hügelrand,
Die braunen Schollen fliegen.
Jahraus, jahrein baut er sein Korn
Bei trocken Brot. Mit Distel, Dorn
Führt er ein ewig Kriegen.

Und ruft der Franzmann an den Rhein,
Dann kriegt der Bauer Durst nach Wein
Und tut den Schnurrbart streichen.
Da geht, ein wilder Sensenmann,
Er seinen Brüdern all voran
Wohl über Blut und Leichen.

Die hessische Bauersfrau.

Dich seh' ich noch spät am Herde stehn
Und im Morgendämmer zum Kornschnitt gehn.
Ich sehe die Sichel in deiner Hand
Und die rüstigen Arme so sonnverbrannt.
Du lenkest das Roß, du führest den Kahn,
Dich ficht nicht Wind noch Wetter an.
Und erst am Sonntagnachmittag,
Wenn Frieden winkt in Hof und Hag,
Wenn in Rosmarin und Geranium
Deine Arbeitshände spielen herum,
Wenn die Gäste kommen an deinen Tisch,
Wie bist du so heiter, wie lachst du so frisch,
Regierest die Kinder mit ernstem Sinn,
Mich dünkt, ich säh' eine Königin.

Ein Strafkommando im Jahre 1826.

Ein einheitliches deutsches Grenzzollsystem, der „Deutsche Zollverein", wurde bekanntlich erst am 1. Januar 1834 im wesentlichen unter Zugrundelegung des preußischen Zollsystems für das Zollvereinsgebiet eingeführt, nachdem die schon früher gegen Preußen gerichteten Zollverbände aufgelöst worden waren. Vor der wirtschaftlichen Einigung Deutschlands bestanden an den Grenzen der Einzelstaaten einen lebhaften Binnenverkehr hemmende Zollschranken, die als unausbleibliche Folge einen schwungvollen, demoralisierenden Schleich- und Schmuggelhandel mit sich brachten. Besonders groß war dieser wirtschaftliche Mißstand in Kurhessen, und er wurde dadurch schlimmer und für die Bevölkerung peinlicher, weil man ein ehrloses Spionagesystem duldete, ja begünstigte. An den Grenzen lauerten gegen Anzeigegebühr und Strafanteil Mauth- oder Lizentoffizianten den Schmugglern auf. Da der Schmuggel oft mit großem Raffinement betrieben wurde, konnten die Spione oder „Schnüffler", wie man sie auch wohl nannte, oft nicht dahinter kommen, was zumeist grundlose Verdächtigungen von harmlosen Personen im Gefolge hatte. Namentlich stand der Schmuggelhandel in voller Blüte an der östlichen Grenze zwischen Kurhessen und Sachsen-Weimar. Wegen hier begangener Grenzschmuggeleien von Salz- und Branntweinschwärzern kam am 25. Februar 1826 ein Kommando Jäger in Stärke von 49 Mann nach Hünfeld, wo am 27. Februar noch ein weiteres ungefähr eben so starkes Kommando von Husaren eintraf. Am letztgenannten Tage wurden beide Kommandos auf die Stadt

Hünfeld und die Landgemeinden Mittelaschenbach, Mackenzell, Rasdorf, Großenbach und Niederbieber verteilt und blieben dort bis zum 27. März 1826 einquartiert. Die Gemeinden mußten die Truppen verpflegen, ihnen doppelte Tagelöhnung zahlen, die Fourage für die Pferde stellen und sonstige Leistungen machen. Soweit die Fourage nicht von den Bauern gestellt werden konnte, wurde sie in Fulda angekauft. Die Offiziere verköstigten sich selbst. Die meisten lagen in Hünfeld, nämlich ein Rittmeister, ein Leutnant und ein „Doktor"; in Niederbieber lag ein Leutnant von Kaltenborn. Am 26. März rückten die Detachements von Rasdorf, Mittelaschenbach und Niederbieber in Hünfeld wieder ein und übernachteten hier noch einmal. Am 27. März zog das Strafkommando wieder ab.

Die Gemeinden verlangten Rückersatz der Militärexekutionskosten, indem sie beim Kurf. Ministerium des Innern vorstellig wurden. Die Kurfürstliche Regierung der Provinz Fulda eröffnete ihnen aber durch Beschluß vom 26. September 1826, daß der fragliche Kostenersatz für die Truppenverpflegung nicht auszuwirken stehe. Darauf führte die Stadt Hünfeld Beschwerde „über die im Jahre 1826 unschuldig erlittene Militärgewalt". Diese Beschwerdeschrift, ein echtes Kind ihrer Zeit mit hochtönenden heftigen Redensarten und schwungvollen ergreifenden, gleichsam den glühenden Reden „voll wogenden Freiheitsdranges" der Männer der Revolution abgelauschten Phrasen, will ich hier anführen. Sie wurde dem am 19. September 1830 einberufenen Landtage vorgelegt und lautete:

Hochwohl- und Wohlgeborne
Verehrungswürdige, zum Landtag
versammelte Herren!

Jetzt, wo die eine vor der andern Gerechtsame nicht sowohl geschichtlich nachzuweisen und zu beurkunden, als vielmehr zu fragen ist:

„was und wieviel sich davon mit den nothwendigen und anerkannten Rechten aller Staatsbürger vertrage?"

Jetzt, wo der Gegenstand allgemeiner Berathung eine Verfassung ist, in welche die Urrechte der Menschheit, äußere Gleichheit, Freyheit der Person und des Gewissens aufgenommen und gegen Irrwahn, falsche Ansicht, Unrecht und Regierungslaune, wovon die Zeitvergangenheit erfüllt war, zu gerechter Vergeltung und Schadensersatz abgewogen wird, darf und muß vor Aug und Ohr der um den Fürstenthron versammelten Volksvertreter gelangen, daß und wie auf Begehr der auf Lauer-Anzeige-Gebühr und Strafantheil wohlbestellten Mauth- und Licent-Officianten in der Zeit vom 25. Fbr. bis zum 27. März 1826 ein Militair-Commando von Mann und Pferden in der Stadt Hünfeld und in den Communalorten Rasdorf, Mittelaschenbach, Mackenzell, Großenbach und Niederbieber neben übergroßen Tage- (Exekutions-) Geldern auf theure Speis und Trank einquartirt, dafür die aus der anliegenden Rechnung ersichtlichen 1754 Gulden 22 Kr. baarer Unkosten für die Stadt Hünfeld entstanden und executive beygetrieben worden seyn.

Zu welchem Ende oder warum nur gedachte Communen von so glänzender Plage auf so lange Zeit heimgesucht worden; haben sie — aller Bemühung ungeachtet — nicht erfahren können, sondern leider! nur aus Hörensagen vernehmen müssen, daß diese Ortschaften, weil sie an der Grenze liegen, von den Officianten nicht umfänglich genug belauert und gegen leicht- und leisbeschuhte Salz- und Branndweinschwärzer cordonirt werden könnten, das Opfer einer eilften egyptischen Plage hätten werden müssen.

Nichts wohl war dringender und natürlicher, als daß anfänglich bey niederer, nachher bey höherer, und zuletzt in höchster Instanz um Entfernung der unverdienten Plage bittlich nachgesucht und zugleich gewiesen wurde, daß die geographische Lage der heimgesuchten Ortschaften außer dem Schuldbereich ihrer friedliebenden, wohl zu Steuer- und Nahrungs-Erwerb, nicht aber zu gehäßiger Lauer und demoralisirender Anzeig verbundenen Bewohner läge, und Unschuld für Schuld zu büßen, so wenig, als wie für die Zähne hungriger Laurer fette Braten zu werden, gehalten seyen.

Allein diese Bitten, obwohl herzergreifend, blieben dennoch fruchtlos, so, daß Trost, Hoffnung und Remedur nur noch im Rechtsweg aufzusuchen übrig blieben. Zu deßfallsiger Klagerhebung aber war Autorisation nöthig; — um sie wurde deßwegen eben so zeitig, als wie förmlich implorirt; leider! jedoch abschläglich beschieden.

Leichter, als alle andere, hätten deßwegen die geplagten Ortschaften Rache für den Bißen der für eigenes Interesse allzu wachsamer rationeller Thiere in sturmbewegten Tagen nehmen können. Nichtsdestoweniger aber zogen die Leidens-Gemeinden vor, die Plagen und ihre Folgen geduldig zu tragen.

Um so wohlthätiger und wohlthuender wird deßwegen auch jetzt ihr — der geplagten Communen — Antlitz von diesen Strahlen von Kassel aus, wo ihre Vertreter wachen, beschienen. Wie der müde Wanderer, wenn die Sonne mit Purpursaum den weiten Himmel umfaßt, zu ihr schaut, so schauen sie auf Fürst und Volksvertreter und mit um so größerem Vertrauen tragen sie dahin

die gerechteste Beschwerde, bittend und hoffend, daß Hochdieselben in ihrer Weisheit und Gerechtigkeits-Liebe neben anderem auch darauf antragen, daß für einzelne Mauth-Frevler aus ihrer Mitte fortan keine Gemeinde mehr zu büßen schuldig, sondern mit solch gewaltsamen Uebeln zu verschonen; und den davon Heimgesuchten der berechnete Kostenaufwand*) aus den paratesten Kammer-Einkünften wieder zu ersetzen sey.

Die Stadt Hünfeld empfiehlt sich übrigens den weisen und väterlichen Gesinnungen der Landesvertreter, und harret, wie immer, Vertrauens- und Respectsvoll

Hochderselben unterthäniger Magistrat.
(Folgen Unterschriften.)

Ob diese Beschwerde Erfolg hatte, ist nicht bekannt. Die mißlichen Mautverhältnisse dauerten fort und damit wuchs ständig die Unzufriedenheit und Gärung in der breiten Masse des Volkes. Nachdem sich Bayern und Württemberg in einem Zollvertrage am 8. Januar 1828 und Hessen-Darmstadt, welches kurhessische Bezirke ganz umschloß, mit Preußen am 14. Februar 1828 geeinigt hatten, zog sich um den kurhessischen Staat eine unübersteigliche Zollschranke. In seinem Unmute über die Zollabsperrung gegen die Nachbarländer zerstörte dann am 24. September 1830 das Volk die Zollgebäude. Ebenso stürmte die Bürgerschaft von Fulda, wo ein Zwang zur Abnahme eines Salzquantums eingeführt worden war, das Steueramt. Ich erinnere hier an ein altes Bild, das die Unterschrift trägt: Befreiung des Salzhändlers und Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe in Fulda den 20. November 1830.*) — Mit dem Anschluß Kurhessens an den deutschen Zollverein ist der Schmuggel mit den Binnenzöllen verschwunden.

*) Für Hünfeld und die übrigen Ortschaften berechneten sich die Kosten auf 4467 Gulden 37 Kr.

*) Auf der vom 2.—31. Juli 1904 im Fuldaer Schloßgarten stattgefundenen Gewerbeausstellung war dieses Bild in dem mit historischen Bildern geschmückten Zimmer des Bratwurstglöckls ausgehängt.

A. Papst-Fulda.

Aschenbrödel Else.

Von Valentin Traudt.

Kaufmann Wilds Else!

Der Name hat einen guten Klang in Neustadt, besonders bei den Armen und Kranken.

Warum nur?

— — — — — — — — — — — — —

Die kleine Else Habermann wurde von dem Städtchen schon geliebt, als sie noch nicht über den Tisch gucken konnte. Und als das Mädchen groß geworden war, hielten die Neustädter ihm immer noch ihre Herzen offen. Vielleicht konnten sie das Lockenköpfchen so gut leiden, weil es so frühe elternlos war und unter fremden Leuten aufwachsen mußte? Sie wollten ihm nicht fremd sein, bewahre, so einem kleinen „Goldherz“ nicht. Vielleicht blieben sie dem Mädchen auch ferner gewogen, weil es unter ihren Augen so schön geworden war und wie Aschenbrödel von den Pflegeeltern mit Arbeit überlastet und in den Ecken umhergestoßen wurde? Wer weiß denn, wie tief Märchenerinnerungen in Menschenherzen nachwirken können? Am Ende hätten weder der Kaufmann Wild noch seine Frau das Mädchen, das doch rechtmäßig „Onkel“ und „Tante“ zu ihnen sagen durfte, als Magd angesehen, wenn sie etwas von dem Märchen behalten hätten. Auf manches Gemüt macht leider auch das Feinste keinen Eindruck. — — —

Else verstand schon frühe, daß es ganz in der Ordnung war, wenn die reichen Kaufmannsleute ihre eigene Tochter Katharina überall in den Vordergrund stellten; aber sie merkte auch bald, daß es ihnen durchaus nicht gelang, die Vorzüge der Pflegetochter den Neustädtern zu verbergen, und daß es sie geradezu ärgerte, wenn bei einem Gesellschaftsabend wohl Katharinas Talent bewundert, sie aber, das Aschenbrödel, freundlich angesprochen, gefragt und gelobt wurde, sobald sie nur für Minuten in die Stube kam, um abzutragen oder dies und das zu bringen.

Wenn man ein frisches Herz, einen hellen Sinn und eine helle Stimme, flinke Hände und kluge Augen hat, zwingt man gar leicht Neid und Bosheit nieder. Und wer am Morgen, Mittag oder Abend hinter dem Hause des Kaufmanns Wild herkam, hörte schon durch das Rascheln des Wassers im Spülstein oder das Klirren der Töpfe das lustige Singen des Blondkopfes. Und hatte Else eine freie Minute, dann huschte sie wohl auch an das Fenster mit den von ihr gepflegten Geranien und Fuchsien und nickte und lachte ihren lieben Neustädtern zu, als ob sie noch das Kind wäre, das in ihren Winkeln und Ställen Verstecken gespielt und ihnen die Schweine zur Herde getrieben hatte.

Manchmal dachte sie aber doch: Wie das wohl werden wird? Ob mich wohl keiner mag? — Ein Ausdruck froher Zuversicht und stiller Hoffnung kam dann über sie, alles ging noch einmal so rasch,

und ihr zartes Gesicht leuchtete, als sei es vom Glück geküßt.

Für Katharina war alles viel einfacher, weil ihre Verhältnisse den Anforderungen der Zeit entsprechend waren: sie bekam eine „elegante Einrichtung“, hatte ein „schönes Vermögen“, konnte eine Reihe „angesehener Verwandten“ an den Fingern herzählen, sie war klug, gewandt und hatte sich etwas von jener anziehenden Herbheit kecker Landmädchen bewahrt, welche der Großstädter so oft als Kennzeichen tiefen Gemütes ansieht. Aber auch Katharina hatte trotz vieler Reisen noch nicht ihr „Ideal“ gefunden, und es bekam den Anschein, als ob es den beiden Mädchen gehen würde wie so vielen ihresgleichen in den kleinen Städten, wo man nicht wagt, alte Grenzen und Anschauungen zu übersehen und einzuebnen.

Wenn es die Gelegenheit gebracht hätte, hätte sich Else vielleicht damals noch in den Neustädter Hilfsförster oder in den jungen Lehrer oder am Ende auch in einen der Sommergäste, welche alljährlich in dem Landstädtchen einkehrten, verliebt. Gelegenheit macht nicht nur Diebe, sie macht auch Liebe, soviel wenigstens, wie einfache, zurückgezogene Herzen nötig zu haben glauben, soviel meist immer, um vor den Altar treten zu können. Else hatte von ihren engen Wünschen schon oft zu Katharina gesprochen, die sie natürlich jedesmal tüchtig auslachte und mit klugen Ratschlägen traktierte. Die hatte für das zarte, hoffende, schon manchmal verzagende Herz immer etwas Starkes und Festes, woran es sich anklammern sollte. Die hatte auch schon ganz andere Erfahrungen! Was Aschenbrödel vom Leben wußte, war ja innerhalb der Mauern Neustadts erwachsen und in seinem kleinen einsamen Herzen auf eigene Weise, nach eigenen Wünschen und Hoffnungen beseelt worden. Neidlos hörte es Katharina zu, wenn die von der Welt dort hinter den Waldbergen — o wie groß mag die sein! — erzählte und ihm mit ihrer Weisheit aushelfen wollte. Aber dann stand Else doch oft abends an ihrem Kammerfensterlein und sah hinab auf die stille Stadt und hinüber nach den zackigen Gipfellinien der schlafenden Höhen, über denen Sterne kamen und gingen. Und sie bekam Sehnsucht danach, auch einmal die Welt sehen zu dürfen und sich gar von dem Glück an ein seliges Gestade tragen zu lassen. Jeder Sternschnuppen weckte einen heißen Wunsch in ihr, — und solche Gebete sollen ja nach dem Volksglauben in Erfüllung gehen ... Und wenn sie schlaflos in ihrem Bett lag und den Liedern des Sturmes lauschte oder den Schwalben über ihrem Fensterbrett zuhörte, die in den Sommernächten nie ganz schweigen können, dann malte sie sich ein bescheidenes Häuschen aus. Ein Blumengärtchen mit einer Hainbuchenlaube, einem Bleichplätzchen und vielen, vielen Stachelbeeren und Johannistrauben ... Von der Küche müßte man leicht in den Garten sehen und die Distelfinken und Amseln auf der Laube beobachten können ... Je länger sie darüber nachdachte, je stärker wurde die Sehnsucht. Sie sehnte sich, sehnte sich und niemand verlangte nach ihr. Aber sie wollte doch auch das Glück, das süße, süße Glück! So ein dämmeriges Stübchen, wie sie es in den kleinen Häusern an der verfallenden Stadtmauer gesehen hatte, daneben ein Schlafkämmerchen mit blumigen Bettüberzügen, über dem Gang eine Küche mit großem Rauchfang und kleinen Schiebefenstern ... Und in alle der Pracht e r, den sie noch nicht kannte, der sie aber in den Himmel heben würde. Und es kam jedesmal ein Lächeln in ihre Gedanken wie Sonnenschein ... Oft stand sie auch leise und heimlich auf und lehnte sich hinaus, die Kraft der Nachtluft zu trinken und zu schauen, ob nicht über die winkeligen, ineinandergeschobenen Dächer die Glücksgöttin auf ihrem schimmernden Wagen käme. Die silbernen Nächte kamen; aber der Göttin Wege gingen wohl erst später einmal durch Neustadt ...

„Ich will warten. Er kommt schon!“ — —

Und wirklich, er — — — —

Katharina hatte sich in der Klinik zu M. einer schweren Operation unterwerfen müssen und sich, als es ihr wieder besser ging, so sehr nach den Angehörigen gesehnt, daß Else auf einige Wochen in die muntere Universitätsstadt übersiedeln und sie pflegen und zerstreuen mußte.

Da hatte sie ihn gefunden, den sie schon so lange ersehnt und erträumt hatte. Und so hatte sie ihn sich auch wieder nicht gedacht, nicht so vornehm und klug, nicht so reich an allen Vorzügen. Es war ihr fast bang, wenn sie an die Zukunft mit ihm dachte. Wo? — Wie? — „Dummes Ding, freue dich doch, daß Karl Weymann so ist“, rief sie sich dann zu.

Das Aschenbrödel im Märchen hatte ja auch vor den andern noch das heitere Los gezogen und war über und über glücklich geworden, mit einem Königssohn sogar ...

Else hatte ihn kennen gelernt, als sie Katharina im botanischen Garten umherführen mußte. Er hatte ihnen die fremden Pflanzen und Blumen gezeigt und sie in einer Weise unterhalten, die ebenso anziehend wie belehrend war. Alles, was er sagte, schien ihr damals bedeutungsvoll. Wie leicht er neben ihnen herschritt; wie gerade und schlank er vor ihnen stand, wenn sie unter der Birkengruppe an dem Teich saßen und sich Wunderdinge erzählen ließen von der Königin der Wasserpflanzen! Im Spätsommer würde er gar nach Neustadt in die

Ferien kommen, um sich von seinen anstrengenden Studien zu erholen. Und er hatte ihr gesagt, er habe gar nicht nötig, sich abzuquälen, er studiere nur zu seinem Vergnügen. So ein Mann! Wenn er gar mit ihr lachte und scherzte oder sie mit seinen schwarzen Augen so sehnsüchtig fragend ansah, dann vergaß sie das Düster der Vergangenheit. Darum sah sie so gerne, wenn er lustig war. Dann blitzten auch seine weißen Zähne so leuchtend hinter dem kecken Schnurrbärtchen hervor und seine Stimme klang so hell und so schön. Er war gar nicht wie die anderen, gar wie der Forstgehilfe oder sonst einer aus Neustadt. Mit dem Häuschen und dem sauberen Gärtchen würde es nun wohl freilich nichts werden . . .

Zweimal nur war sie mit ihm allein gewesen, und doch glaubte sie, die Glückseligkeit könnte nun nicht mehr größer werden. Alles hatte so frisch und neu ausgesehen, alles war herrlicher denn sonst gewesen. Zwischen den duftenden Gärten hindurch und dann hinter dem Stadtwald her waren sie hinauf zum alten Schloß gewandert und hatten lange auf der mächtigen Steinbank vor dem Tor gesessen. Mit großen, glücklichen Augen war sie neben ihm hergegangen. Jedes seiner Worte schuf eine Welt der Wonne in ihr, jede seiner Bewegungen bezauberte sie. Da war alles wie ein Wunder, reich an Entzücken für Seele und Leib, und immer weiter, weiter hätte sie mit ihm schreiten mögen, von Tal zu Tal, von Höhe zu Höhe . . . So leicht war ihr noch nie gewesen . . .

Und er wollte nach Neustadt kommen, daß alle Welt ihr seltenes Glück sehen sollte! Immer und immer mußte sie daran denken. Aber die Tauben würden natürlich nicht wie im Märchen rufen: „Die rechte Braut, die führt er heim!“ Oder vielleicht doch, wenn man genau hinhört? Die Neustädter konnten freilich nicht so spitze Ohren machen. — — —

Und wirklich, als in den Kronen der Linden auf dem Marktplatz schon gelbe Blätter spielten, da war er nach Neustadt gekommen und hatte auch den Kaufmann Wild besucht und sich den Damen empfehlen lassen. Katharina war nicht zu Haus gewesen und Else hatte man nicht aus der Küche rufen wollen. Von Minute zu Minute hatte sie darauf gewartet; sie hatte kaum zu atmen gewagt, um ja nicht zu überhören, wenn man nach ihr verlange. Aber da überfiel sie zum erstenmal ein böser, quälender Gedanke. Wenn man Katharina, die wieder stolz erblühte Freundin, in den Vordergrund stellen würde? Und ein Gefühl kam in ihre Kehle, als müsse sie ersticken. — Und Tag für Tag, wenn er kam, hatte sie keine Zeit, durfte sie keine Zeit haben. Nicht einmal des Abends konnte sie mehr vor das Haus schlüpfen. Ob er gar nicht nach ihr fragte? So trübte sich die tiefe und reiche Welt, welche er in ihr geweckt hatte, mehr und mehr, und ein banges Gefühl überkam sie, als lauere ein großes Unglück im Hintergrunde. Sollte sie mit Katharina offen reden? Das ging nicht; denn er hatte sich ihr eigentlich noch nicht offen erklärt. Das große Wort, das Zauberwort war ja noch nicht gesprochen, das alles bindet. Sollte sie ihm schreiben? — Nein, nie! — Wenn er sie in sein Herz geschlossen hatte, dann konnte er nicht auch Katharina lieben. Es ergriff sie eine geheimnisvolle Scheu vor diesem Gedanken. Wenn er doch die andere begehrte, wenn er sie vergessen hätte? Es war alles ja Unsinn! Nur der böse Zufall ließ sie nicht zusammen kommen. Nächsten Sonntag bei dem Tanz auf dem Schloßberg würde sie ihn schon treffen und ihm alles, alles sagen können. Und ihre Gedanken flogen, und sie sprach vor sich hin, was sie ihm sagen müsse, und ihre Träume erwachten von neuem.

So kam der Sonntag. Die Neustädter zogen mit Musik und Fahnen durch die Stadt zum Tanzplatz auf dem Schloßberg. Und nun wartete sie darauf, daß man ihr sagte, sie möge sich zum Tanze putzen . . . Gingen denn nun nicht schon die andern! Wenn die aber glaubten, sie würde betteln und bitten, dann irrten sie sich gewaltig. Es war ein verzweifelnder Stolz über sie gekommen, so daß sie sich vor sich selbst wundern mußte.

Und als es im großen Hause still war, als sich auf der Straße kein Mensch mehr regte, kamen ihr doch die Tränen . . .

Sie ging von Stube zu Stube, sie guckte in Katharinas Kleiderschrank. Natürlich, die hatte ihr bestes Kleid an, das so entzückend ihre Vorzüge zur Geltung brachte. — Wegen ihm. — Der Gedanke verwehte ihre stille Vornehmheit; sie fing laut an zu klagen und zu weinen. Bis der Abend kam. Und als sie später den Tisch ordnete und auftrug, da fragte er sie, warum sie so bleich aussehe, warum sie nicht auch auf dem Schloßberg gewesen wäre und ob sie nicht nachher noch komme.

„Ach, Herr Weymann, Else ist ein stilles Mädchen und hat nie etwas für dergleichen übrig gehabt. Übrigens haben wir immer alle Hände voll zu tun.“ Der Tante konnte das ja gleichgültig sein.

Else jedoch warf ihm einen Blick zu, der ihm sagen sollte, ich komme, glaube das ja nicht, was die da sagte, warte nur, ich komme schon mit. Kein Laut kam über ihre Lippen, nur die Augen redeten. Ob er sie wohl verstand! O, der Kluge konnte doch die Sprache der Natur deuten, wie sollte er da vor diesen Blicken verständnislos bleiben!

Er mußte sie aber doch wohl nicht verstanden haben, denn als sie in der Dunkelheit hinaufgeeilt war und hinter den dunkeln Tannen stand, von denen man aus den Tanzplatz übersehen konnte, da war er ständig nur um Katharina beschäftigt, tanzte nur mit Katharina und führte sie jedesmal auf eine einsame Bank.

Wie betäubt schlich sie davon. Alle ihre Träume waren zerstört und in ein Nichts zerronnen. Er hat sie belogen. — Belogen? — Hatte er ihr denn irgend ein Geständnis gemacht, ihr etwas versprochen? — — Nein, Katharina hatte ihr Glück zerstört, Katharina und Mama Wild. Aber war es denn nicht Katharinas Recht? Mußte die gar erst bei ihr anfragen? — Und durch all den Schmerz drang endlich das Gefühl des eigenen Wertes, das Selbstbewußtsein der Treue. Sie hatte sich gewiß getäuscht, seine Worte falsch verstanden. Wie konnte sie nur an so etwas denken, so hoch hinaufgreifen wollen! So wurde es stiller und stiller in ihr. Als ihr Katharina von ihrem Glück erzählte, hörte sie wie teilnahmlos zu, als ihr aber Katharina seinen ersten Brief vorlas, da mußte sie weinen, mit weinen; denn Katharina saß neben ihr und konnte keinen Trost finden.

„Wir modernen Arbeitsmenschen sind wohl der Liebe fähig; aber wir betrachten sie als vorübergehende Sensation, etwa wie man einen Sternschnuppen betrachtet. So wird sie uns schon am zweiten Tag ein Gegenstand des Studiums und verliert den frischen Reiz der elementaren Kraft."

Das hatte er geschrieben.

Nun wußte Else, daß er sie doch betrogen hatte, und darum flossen ihre Tränen unaufhaltsam. Keines der Mädchen konnte die Klugheit der Welt begreifen. Die Liebe ein Sternschnuppen! — — —

Mama Wild wußte bald für Katharina etwas anderes. Aber Else Aschenbrödel siechte dahin. Sie träumte nicht mehr von dem Häuschen und dem Gärtchen mit dem Bleichplatz, sie wartete nicht mehr auf einen, der da kommen sollte, aber sie trauerte um einen, der da war, der ihr ganzes Hoffen, ihre ganze Sehnsucht getrunken hatte. Sie hörte nicht mehr auf Worte der Liebe, sie traute in diesen Dingen ihrem eigenen Herzen nicht mehr und verzehrte sich in steten Zweifeln.

Als Katharina bald nachher heiratete, hätte sie auch gar zu gerne Else als Hausmütterchen gesehen, doch die stille Freundin erschien ihr jetzt anspruchsvoll und wählerisch. Worauf die wohl wartete, worauf die wohl pochen konnte?

„Ich will mich nicht vom Leben abspeisen lassen wie man einen Bettler auf dem Gange abspeist."

In den Wochen, da sie auf seine Ankunft in Neustadt gewartet hatte, hatte sie zu tief gefühlt, was in ihr lebte, da hatte sie im Hoffen ihr ganzes Innere entfaltet, da war sie voller erwartender Liebe gewesen und von dem Vertrauen auf seine Liebe weit über die Erde emporgehoben worden ... Dann der Sturz. Was aber damals an Geduld und Edelmut in ihr emporwuchs, befähigte sie nun, aus einem reichen Überfluß geben zu können, aus einem Vorrat solcher Gaben, welche immer seltener werden. Und indem sie die Ehen ihrer Freunde und Bekannten betrachtete, die Kräfte, welche dabei rege waren, prüfte, wurde ihr die Einsamkeit leichter und leichter, und sie wurde zufrieden.

— — — — — — — — — — — — —

Auch ihr strecken sich kleine Patschhände jubelnd entgegen, auch ihr Auge darf dankbare Blicke von solchen empfangen, die sie beglückte; denn sie umhegt mit stiller, tiefer Zärtlichkeit alle die, welche ihre Liebe erreichen kann. So findet sie Halt und Ruhe in der Sorge für solche, welche der Kampf des Lebens erbarmungslos verwundet.

Kaufmann Wilds Else!

Der Name hat einen guten Klang in Neustadt, besonders bei den Armen und Kranken.

Aus alter und neuer Zeit.

Seltene hessische Münzen. Die diesjährige Nr. 9 der numismatischen Monatsschrift „Blätter für Münzfreunde" (Verlag von C. G. Thieme zu Dresden) bringt auf Tafel 161 die Abbildungen mehrerer äußerst seltener Münzen hessischen Gepräges, deren Besprechung in der nachfolgenden Nr. 10 erfolgen soll. Unter 9 und 10 sind zwei Varianten eines Groschens des Landgrafen Ludwig II. (1458 bis 1471) mit der Jahreszahl 66 abgebildet. Die Vorderseite zeigt um das vierfeldige Wappen die abgekürzte Umschrift L(VDOVICVS).D(EI).G(RACIA). LANTGRAVIVS . hASSIE . 66 —, auf der anderen Seite setzt sie sich als G(ROSSVS) . L(ANTGRAVII). h(ASSIE). COMIT(IS). DE. CVGENh(AIN). ET . NV(DDA). fort, hier drei Helme umschließend, von denen der mittlere, obere mit Trompen, die beiden seitlichen, unteren mit Flügeln geziert sind. Die beiden Varianten unterscheiden sich in Beizeichen (Ringen, Rosetten, Dreiblättern und Kreuzen). Die erstere Variante (9) ist bereits auf Tafel 2 der Frankfurter Münzzeitung vom Jahre 1901 unter Nr. 10 abgebildet und danach von mir im „Hessenland" 1901, Nr. 11 S. 151 beschrieben worden, die zweite Variante (10) ist neu.

Unter 11 ist eine Münze des Landgrafen Wilhelm I. dargestellt. Sie zeigt die Umschriften WILHEL(MVS) . D(EI) . GRA(CIA) . LANTGR(AVIVS) . HAS(SIE) ✠ und MON(ETA) NOVA CASSE(LENSIS), ferner die ins Dreieck gestellten Schilde von Hessen, Ziegenhain und Nidda, sowie den heiligen Petrus mit dem vierfeldigen Wappen. (Die Variante 11a hat in der einen Umschrift nur WILHEL und HASS). Diese Prägung war bisher in einer Durchmessergröße von 21 mm bekannt und wird von Hoffmeister als Albus bezeichnet. Das hier abgebildete Stück hat aber 24 mm Durchmesser, im neuesten Verzeichnisse (Nr. 105) von Zschiesche & Köder zu Leipzig wird es deshalb Doppelalbus genannt (Preis 18 Mark), während es die „Blätter für Münzfreunde" als Groschen bezeichnen.*) Schon das kleinere Stück ist sehr gesucht und kostet meist 10 bis 15 Mark, das größere ist viel seltener. Ich bin im glücklichen Besitze von 1 großen und 10 verschiedenen kleinen. Dieselbe Gelegenheit, die mir die meisten von diesen brachte, lieferte mir auch die (1901, Nr. 11 von mir miterwähnten) schönen Horngroschen Ludwigs II. und Heinrichs III. von 1467.

Ein bis jetzt nur in zwei Exemplaren bekanntes Stück ist der unter Nr. 12 abgebildete Groschen Wilhelms I. mit vom Papste verliehenem Schwert und Barett (Hoffmeister 5891) und den Umschriften LATGRAV VIL SEIOR und MONET NOVA CASSELS, im übrigen das behelmte vierfeldige Wappen und zwischen zwei Schilden Elisabeth mit der Kirche zeigend. Das Stück wurde zuerst in der „Zeitschrift für Numismatik" Bd. VI, Berlin 1878, von Dr. J. Friedländer beschrieben und abgebildet.

Die als 9, 11, 11a und 12 vorstehend beschriebenen Stücke sind neuerdings von dem Kasseler Museum erworben worden.

Unter 17 ist in derselben Nummer der mehrfach genannten Zeitschrift ein hessischer Hohlpfennig (Brakteat) aus dem 15. Jahrhundert dargestellt.

Ein glücklicher Zufall führte mir kürzlich ein von Hoffmeister (4448) verkanntes sehr schönes Stück zu, das in den „Blättern für Münzfreunde" 1899, Nr. 9 nach dem Exemplare der Isenbeckschen Sammlung beschrieben und auf Tafel 134 (13) abgebildet ist. Es ist ein Hohlpfennig und zeigt Elisabeths Kopf mit Krone und Schleier, darum die rätselhaft aussehende Umschrift LWDEZC★ Sie ist zu lesen: Landgraf Wilhelm Der Eltere Zu Cassel. Wilhelm I. nannte sich 1483—93, während welcher Zeit er mit seinem Bruder Wilhelm II. zusammen regierte, der Ältere oder senior. Aus genanntem Jahrzehnte stammt also jener Brakteat. Er gehört zu den jüngsten hessischen Geprägen dieser Art; denn die größeren Brakteaten hörten schon im 14. Jahrhundert auf, und nur die Prägung der kleineren ist noch weiter fortgesetzt worden, schwerlich aber wohl über Wilhelm I. hinaus.

Leipzig. Paul Weinmeister.

*) Mir scheint Albus und halber Albus die richtige Bezeichnung zu sein.

Hessische Ahnen des Dichters Andersen. Es dürfte in Hessen wenig bekannt sein, daß Hans Christian Andersen, der große dänische Dichter, der uns Deutschen durch seine Märchen so vertraut ist, aus Kassel stammt. Diese hessische Herkunft A.'s wird durch die Mutter seines Vaters vermittelt, die dem Enkel öfters von ihren Familientraditionen erzählte, insbesondere mit Stolz von der Mutter ihrer Mutter, die „eine reiche adlige Dame in einer großen deutschen Stadt, in Kassel, gewesen war und dort einen Komödianten geheiratet hatte", mit dem sie aus dem Lande entflohen war. „Für das alles", meinte die Großmutter, „mußten wir, die Nachkommen, büßen." Der Dichter wuchs nämlich in sehr ärmlichen Verhältnissen heran. Sein Vater Hans A. war ein armer Schuster, der früh starb. Den Großeltern hatte es früher besser gegangen, sie waren wohlhabende Bauersleute gewesen, dann aber verarmt, und der Großvater war noch dazu in Geistesschwachheit verfallen und mußte von seiner Frau bis ans Ende gepflegt werden. Hans Christian Andersen schildert seine Großmutter, an der er mit großer Liebe und Verehrung hing, als eine stille, höchst liebenswürdige alte Frau mit milden blauen Augen und von feiner Gestalt. Sie war eine geborene Nommesen († 1820). Den Familiennamen ihrer Großmutter, eben jener adeligen Dame aus Kassel, hat der Dichter leider nicht von ihr nennen hören. (Vgl. das erste Kapitel seiner Selbstbiographie „Mit Livs Eventyr".) Als Andersen im Jahre 1833 seine erste große Reise nach Paris machte, da fuhr er über Kassel, wie er ausdrücklich erzählt, ohne seine sonstigen deutschen Reisestationen namhaft zu machen. Da der Weg von Kopenhagen nach Paris durchaus nicht gerade über Kassel gehn muß, so liegt die Vermutung nahe, daß der Dichter absichtlich die Heimat seiner Urahne aufgesucht hat. Vielleicht ist einer der Genealogen aus unserem Leserkreise imstande, den hessischen Stammbaum Andersens festzustellen. Es sei noch bemerkt, daß die Flucht der Ahnfrau des Dichters um die Jahre 1730—40 zu setzen sein wird. Ph. L.

Aus Heimat und Fremde.

Denkmal. Im Schloßgarten zu Darmstadt wurde am 25. Oktober in Gegenwart des Großherzogs und der Großherzogin das von Schulkindern Hessens gestiftete Denkmal für die verstorbene Prinzessin Elisabeth unter Teilnahme der Schulen eingeweiht. Das Denkmal hat Professor Habich ausgeführt.

Hessen und Lippe. Die im lippischen Erbfolgestreit zugunsten des seitherigen Regenten getroffene schiedsrichterliche Entscheidung hat auch für Hessen Interesse, indem die Gemahlin des nunmehrigen Fürsten Leopold IV. von Lippe, Fürstin Bertha, eine Tochter des 1890 verstorbenen Prinzen Wilhelm von Hessen-Philippsthal-Barchfeld ist.

Hessischer Geschichtsverein. Am 30. Oktober fand in diesem Winterhalbjahre die erste Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel statt. Der erste Vorsitzende, Herr Generalmajor z. D. Eisentraut, begrüßte die Anwesenden und hielt nach einigen geschäftlichen Mitteilungen einen Vortrag, welcher den „Eintritt des Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel in die preußische Armee im Jahre 1756“ behandelte. Die Ursachen, die den Erbprinzen zum Eintritt in die preußische Armee brachten, sind in seiner Konversion zu suchen. Durch die von seinem Vater, dem Landgrafen Wilhelm VIII., veranlaßte sogenannte Assekurationsakte war der Erbprinz sowohl in der Gegenwart wie für die Zukunft in einer Weise beschränkt worden, die selbst Friedrich dem Großen zu weitgehend erschien, ihn selbst aber auf das tiefste bedrücken mußte. Er suchte deshalb vermittelst seiner katholischen Freunde sich aus dieser Lage zu reißen, wodurch sich ein Intrigenspiel entwickelte, das einen völlig romanhaften Anstrich hat. Den Gipfelpunkt bildete seine beabsichtigte Flucht nach Wien, wo er am kaiserlichen Hofe den Tod seines Vaters abwarten sollte. Der Plan wurde aber verraten und der Erbprinz in Hersfeld zurückgehalten. Schon früher hatte dieser sich an Friedrich den Großen gewandt und den Wunsch angedeutet, in die preußische Armee treten zu wollen, war aber mit einer ausweichenden Antwort bedacht worden. Nunmehr aber ergriff Wilhelm VIII. selbst diesen Gedanken und ließ in seinen Bemühungen nicht nach, bis endlich von Potsdam aus der Bescheid kam, der Erbprinz solle nach Berlin kommen, das übrige werde sich finden. Sofort reiste denn auch der Prinz von Hersfeld ab, und es war die höchste Zeit gewesen, denn der Papst und der österreichische Hof machten gerade erneute Anstrengungen, für den Prinzen einzutreten*) und ihn ganz für sich zu gewinnen, aber diese Verlockungen waren von keiner Wirkung mehr. Seitdem der Prinz mit Friedrich dem Großen in nähere Beziehung getreten war, hatten seine früheren Freunde das Spiel verloren. Immerhin mußte er noch eine Zeitlang warten, bis sein Wunsch erfüllt wurde, denn der König von Preußen wollte sich erst der Zustimmung des Königs von England versichern, ehe er ihm eine Stellung in seiner Armee gab. Nachdem diese eingetroffen war, erfolgte am 31. Mai 1756 seine Ernennung zum General in der preußischen Armee und zum Vizegouverneur der Festung Wesel. — Friedrich hat auch als Landgraf während des siebenjährigen Krieges auf preußischer Seite gestanden und ist den protestantischen Mächten ein treuer Bundesgenosse geblieben. — Der eingehende Vortrag des Herrn General Eisentraut enthielt viele sehr interessante Einzelheiten und gab wiederum den Beweis, wie außerordentlich reich die hessische Geschichte an bemerkenswerten Ereignissen ist.

*) Siehe „Ein Brief Benedikts XIV. an Franz I. zu Gunsten des Erbprinzen Friedrich von Hessen“, „Hessenland“ lfd. Jahrg., Seite 2 u. 3.

Hochschulnachrichten. Am 15. Oktober fand in der Aula der Universität Marburg die feierliche Übergabe des Rektorats von Professor Dr. Korschelt an Professor Dr. André statt. — Der außerordentliche Professor Lic. Dr. Bosse aus Berlin ist als Hilfsarbeiter an die Universitätsbibliothek in Marburg vom 1. November ab versetzt worden — Der Direktor der dortigen medizinischen Klinik Professor Dr. Ludolf Brauer wurde von der kürzlich in Paris tagenden Tuberkulose-Vereinigung zum korrespondierenden Mitglied ernannt.

80. Geburtstag. Am 2. November begeht der in hohem Ansehen stehende Pianist Herr Frederik Tivendell in Kassel seinen 80. Geburtstag. Derselbe hat seit über sechzig Jahren seinen Wohnsitz daselbst und ist als Klavierlehrer in der erfolgreichsten Weise tätig gewesen.

70. Geburtstag. Am 11. Oktober vollendete der Geheime Regierungsrat Professor W. A. Röse, geboren in Frankenberg, sein 70. Lebensjahr. Seit 1881 leitet Herr Geheimrat Röse in ausgezeichneter Weise die kartographische Abteilung der Reichsdruckerei. — Seinen 70. Geburtstag beging am 17. Oktober der aus Marburg stammende Generalsuperintendent der lutherischen Kirchengemeinschaft im Konsistorialbezirk Kassel Herr D. Ludwig Werner.

Freie Feder. Die in Kassel bestehende Vereinigung für Schriftsteller und Literaturfreunde „Freie Feder" hielt am 5. Oktober ihre Jahresversammlung ab. Nach der vorgenommenen Neuwahl des Vorstandes setzt dieser sich aus den Herren Max Müller, 1. Vorsitzender, Blumenthal, 2. Vorsitzender, Dr. Wittgenstein, 1. Schriftführer, Bennecke, 2. Schriftführer, und Lampmann, Kassierer, zusammen. Der um die Vereinigung hochverdiente seitherige erste Vorsitzende, Herr Professor Dr. Kreßner, der die Wiederwahl aus Gesundheitsrücksichten hatte ablehnen müssen, wurde zum Ehrenmitglied gewählt. Vorträge wurden im Laufe des Vereinsjahres gehalten von Heidelbach, Geschichte der Wilhelmshöhe (an zwei Abenden), Preser, Drei hessische Dichter, Corbach, Confutse und Laotse, Schelenz, Über den Arzenei- und Heilkundigen in Rückerts Beleuchtung, Schwiening, Wilhelm Raabe, Müller, Ein Gang ins Land romantischer Dichtung, Reul, Der Maler Heinrich Faust, Bennecke, „Die Macht der Verhältnisse", „Die Ehre", „Anna Willing" — eine Parallele, Blumenthal, „Schiller" (bei der im Mai veranstalteten Schillerfeier). „Die wackere Hansemannsche", Dichtung von Schwiening, wurde von dem Autor vorgetragen. Bei dem am 25. März im Hotel Schirmer veranstalteten Festabend gelangte außer Gedichten verschiedener Mitglieder eine Posse von Lampmann zur Aufführung. Die Festrede bei der Enthüllung der Gedenktafel für Ludwig Mohr in Wehlheiden am 13. Juli hielt Herr Max Müller. Im laufenden Winterhalbjahr werden allmonatlich hessische Dichterabende veranstaltet. Der erste derselben, der im Monat November stattfindet, bringt eine Würdigung Carl Presers.

Todesfälle. Am 22. Oktober starb zu Soden im Taunus, wo er die Stellung eines Badedirektors bekleidete, der Major a. D. Freiherr Karl Friedrich von Trümbach im 72. Lebensjahre. Der Dahingeschiedene war 1866 Premierlieutenant im 3. kurhessischen Infanterie-Regiment, dem späteren Infanterie-Regiment Nr. 83, in welchem er 1868 zum Hauptmann und Kompagniechef ernannt wurde. Er machte den Feldzug gegen Frankreich mit und wurde bei Sedan schwer verwundet. 1876 wurde ihm als Major der Abschied mit Pension bewilligt. In seinem Stammschlosse Wehrda bei Hünfeld angesessen, war er längere Zeit Mitglied des Kreisausschusses und des Kreistages, sowie auch Abgeordneter für den Kommunallandtag. Die Beisetzung des Verblichenen fand in Wehrda statt.

In Kassel verschied am 27. Oktober der frühere Unterstaatssekretär im Reichsamte des Innern, Wirkliche Geheime Rat Anton Rothe, Exzellenz. Er war 1837 zu Danzig, wo sein Vater Regierungspräsident war, geboren. Seine Beziehungen zu dem ehemaligen Kurhessen beginnen 1887, in welchem Jahre er als Regierungspräsident von Danzig nach Kassel versetzt wurde. In dieser Stellung, in der er sich um die Hebung der Landwirtschaft, des Verkehrswesens und in der Fürsorge für die Arbeiter besondere Verdienste erworben hat, blieb er bis 1893. Alsdann wurde er zum Direktor des Reichsamts des Innern und bald darauf zum Unterstaatssekretär ernannt. 1902 in den Ruhestand getreten, lebte er von da an in Kassel. Hier setzte er seine ersprießliche Tätigkeit auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge in erfolgreicher Weise fort, so daß sein Dahinscheiden in den ihm nahe gestandenen Kreisen doppelt schmerzlich empfunden wird.

Der verdienstvolle Zoologe Pfarrer Karl Müller ist am 21. September in Endenich bei Bonn gestorben. Am 16. Juli 1825 zu Friedberg in der Wetterau geboren, studierte Karl Müller Theologie und wirkte später als Pfarrer und Dekan in Alsfeld, während sein älterer Bruder Adolf, von dem er in wissenschaftlicher Beziehung unzertrennbar ist, als Oberförster in der Nähe von Gießen tätig war. Das Hauptwerk der Brüder, „Tiere der Heimat. Deutschlands Säugetiere und Vögel", erschien vor ungefähr zwanzig Jahren und erzielte einen großen Erfolg. Außer den in Gemeinschaft mit seinem Bruder, der gegenwärtig in Darmstadt lebt, verfaßten Werken hat der Verewigte auch ein Bändchen Gedichte, „Liedes Lust und Leid" (Leipzig 1893), veröffentlicht, das ein gar reiches Gemütsleben in sich schließt.

Hessische Bücherschau.

Der erste lippische Erbfolgekrieg. Ein Vorspiel zur lippischen Frage. Von Philipp Losch. Melsungen (W. Hopfs Verlagsdruckerei) 1905. Preis 30 Pf.

Die vorliegenden Ausführungen, die eines der interessantesten Kapitel aus der Geschichte der deutschen Kleinstaaten behandeln, sind zuerst in den „Hessischen Blättern" erschienen. Der Verfasser geht von dem Lehnsverhältnis aus, in dem die Edlen Herrn zur Lippe und auch die alten Grafen von Schaumburg vom 15. bzw. 16. Jahrhundert zu den Landgrafen von Hessen standen, berührt die nach dem Aussterben der Schaumburger Grafen erfolgte endgültige Regelung der Besitzverhältnisse im Jahre 1647, durch die Hessen-Kassel die Ämter Schaumburg und Rodenberg sowie den größeren Teil des Amtes Sachsenhagen erhielt, und geht dann zu dem „Roman des Grafen Friedrich Ernst" über, der darin bestand, daß dieser Graf von Lippe-Alverdissen (diejenige Linie, die seit 1777 in Bückeburg regiert und jetzt den fürstlichen Titel von Schaumburg-Lippe trägt), die Hofdame seiner Mutter, Philippine von Friesenhausen, heiratete (1722) und hierdurch den

Keim zu den ersten Erbfolgestreitigkeiten im Hause Lippe legte. Von Hessen aus wurde von Anfang an diese Ehe als eine formale Mesalliance angesehen und bei Erneuerung des hessischen Lehnsbriefes 1749 Graf Friedrich Ernst zwar als unbestrittener event. Lehnsnachfolger genannt, bei der Erwähnung seiner Manns-Leibes-Lehns-Erben aber ausdrücklich das Wort „sukzessionsfähige" eingeschoben. Infolge der durch Kaiser Franz I. erfolgten Erhebung der Gräfin Philippine zur Lippe, geb. von Friesenhausen, zur Reichsgräfin mit rückdatierter Wirkung mußte Hessen-Kassel sich dazu bequemen, die Klausel aus dem Lehnsbriefe wegzulassen, ohne jedoch dadurch seinen Standpunkt aufzugeben. Die Erbfolgefrage stand nun fast 35 Jahre lang still, bis Landgraf Wilhelm IX. von Hessen-Kassel sie zu seinem Nachteil wieder ins Rollen brachte. 1787 starb Graf Philipp Ernst von Lippe-Bückeburg, der nur einen unmündigen Sohn hinterließ, und diesen Augenblick benutzte der Landgraf, die Okkupation des Lippischen Landes in Szene zu setzen. Er besetzte Bückeburg und ließ durch eine von ihm eingesetzte Kommission, die aus einigen seiner Räte bestand, die Landesgeschäfte leiten. Durch das energische Auftreten der Witwe des Grafen Philipp Ernst, die alle Hebel in Bewegung setzte, um die mächtigsten benachbarten Reichsstände auf ihre Seite zu bringen, was ihr auch gelang, sollte jedoch die hessische Herrschaft in Lippe nicht lange währen. Zwar hielt der Landgraf noch einem drohend gehaltenen Schreiben des Kaisers Joseph II. gegenüber Stand, als aber Preußen, Kurpfalz und Kurköln mit insgesamt 14000 Mann zur Exekution des kaiserlichen Mandats schreiten wollten, gab er nach und ließ Stadt und Land Bückeburg räumen. Wegen Landfriedensbruch mußte der Landgraf sodann 2000 Mark lötigen Goldes zahlen. — Diese interessante Episode aus der hessischen Geschichte, die seither nur sehr oberflächlich in unseren Geschichtswerken behandelt worden ist, hat Herr Dr. Losch in übersichtlicher Weise dargestellt und es dabei verstanden, das ganze Material so unterhaltend zu gestalten, als ob es einige Seiten aus einem spannenden Roman seien. W. B.

Joseph Maria von Radowitz Von Dr. Paul Hassel. Erster Band 1797—1848. XVIII. 592 S. Berlin (Ernst Siegfried Mittler & Sohn) 1905. Preis Mk. 12.—, geb. Mk. 14.—.

Der Name Radowitz ist mit den Jugenderlebnissen des Kurprinzen Friedrich Wilhelm von Hessen, des nachmaligen letzten Kurfürsten, so innig verbunden, daß es von großem Interesse ist, die eigenen Mitteilungen des hervorragenden preußischen Staatsmannes über seinen Aufenthalt in Hessen, wo er, ein geborener Braunschweiger, unter dem König Hieronymus seine militärische Laufbahn begonnen hatte, zu lesen. Dies ist durch die Herausgabe der von Radowitz hinterlassenen Denkwürdigkeiten, welche die im Titel angegebenen Jahre umfassen und die Seiten 1—139 des vorliegenden Bandes einnehmen, ermöglicht. An diese Geschichte seines Lebens reihen sich die aus den Nachlaß und aus archivalischen Studien in Berlin, Charlottenburg, Dresden und Marburg geschöpften „Ergänzungen der Memoiren" an, die somit den überwiegend größeren Teil des Werkes bilden.

Über Radowitz' Tätigkeit in Kurhessen und über seine bereits 1823 erfolgte Entfernung aus dem Kurstaate geben die Denkwürdigkeiten keine anderen Anhaltspunkte, als bereits durch Wippermanns „Kurhessen seit dem Freiheitskriege" und Müllers „Kassel seit siebzig Jahren" bekannt geworden sind. Radowitz war nach seiner eigenen Angabe vielleicht der einzige aller Angestellten, welcher der Gräfin Reichenbach nicht huldigte, was wohl allein schon genügend gewesen wäre, ihn für die Residenz unmöglich zu machen, dazu kam aber noch, daß er der Lehrer des jungen Kurprinzen in den Kriegswissenschaften war und dieser ihn zu seinem Vertrauten gemacht hatte. Radowitz glaubt, daß Briefe des Kurprinzen und der Kurfürstin an ihn General Ochs, der Überwacher des Thronerben, geöffnet und ihren Inhalt dem Kurfürsten mitgeteilt habe. Die Folge davon sei seine plötzliche Verweisung nach Ziegenhain gewesen. Eine Ordre des Kurfürsten folgte ihm dahin, nach welcher er mit 200 Taler in den Pensionsstand versetzt wurde, unter der Bedingung, diese Pension im Ausland zu verzehren. Er verließ nun Hessen sofort, ohne die Pension anzunehmen, und trat kurz darauf durch Verwendung der Kurfürstin Auguste, die damals am Hofe ihres Bruders, des Königs Friedrich Wilhelm III., weilte und durch den Kurprinzen von der Lage seines vormaligen Mentors unterrichtet worden war, in preußische Dienste, wo er unter Friedrich Wilhelm IV. zu großer politischer Bedeutung gelangte.

Das Hauptinteresse, das wir an diesem geistvollen Manne nehmen, liegt selbstverständlich in seinen Beziehungen zu dem Kurprinzen von Hessen. Ist man seither wohl der Meinung gewesen, daß Radowitz sich dem Prinzen angeschlossen habe, weil er, wie ein zweiter Marquis Posa, die Hoffnung gehegt, durch ihn das eigene politische Ideal dereinst gefördert zu sehen, so wird diese Anschauung durch Radowitz selbst gründlich zerstört. Er urteilt sehr ungünstig über den Prinzen und man findet an keiner Stelle irgend ein erwärmendes, freundliches Wort über diesen. Als der Kurprinz bei den Anmaßungen der Gräfin Reichenbach sich auf die Seite seiner Mutter stellt, schreibt er sogar: „Sein späteres Leben hat zur Genüge bewiesen, daß rein sittliche Motive ihm auch in diesem Streite fremd waren."

Als der Prinz 1826 von Kassel sich heimlich nach Berlin begeben hatte, um den für ihn bedrohlichen Verhältnissen am Hofe seines Vaters zu entfliehen, stürzte er sich ganz in Radowitz' Arme, der ihm dann auch seinen Rat in jeder Weise zuteil werden ließ. „Aus diesem steten Zusammenleben," äußert Radowitz sich, „erwuchs seinerseits ein Grad von faktischem Vertrauen und Hinneigung, der, wie es in seiner Art liegt, keine Grenze hatte. Seine Lieblingsbeschäftigung war, sich die Zukunft auszumalen, wo er zur Regierung kommen werde. In diesen Plänen nahm meine Person eine der glänzendsten Stellen ein; er wollte mich zum Chef seines Ministeriums machen, in den Grafenstand erheben, mit ansehnlichen Gütern belohnen usw. War dieses alles auch nur Äußerung seiner günstigen Meinung von mir, so meinte er es doch damals ernstlich genug."

Am Berliner Hofe wurde der Kurprinz nach Radowitz' Mitteilungen mit der Zeit lästig, die ganze königliche Familie, mit Ausnahme des Kronprinzen, behandelte ihn falsch, und der König wollte der ewigen Rederei über die hessische Sache enthoben sein. So wurde beliebt, daß der Prinz sich zu seiner Mutter nach Bonn begeben solle, obwohl Radowitz hieraus nichts Gutes augurieren konnte. „Vergebens warnte ich; er reiste im Oktober 1827 ab. Unsere Trennung war sehr beweglich; wir hatten so viele schwere Augenblicke zusammen durchlebt."

Der Bruch zwischen Radowitz und dem Kurprinzen trat durch dessen morganatische Vermählung ein, von der ihn ersterer zurückzuhalten suchte. Wiedergesehen haben die beiden früheren Freunde sich erst im Jahre 1841, wo Radowitz in einer politischen Mission nach Kassel kam. Der Kurprinz ignorierte total die früheren Verhältnisse, aber bewies dem Abgesandten des Königs besondere Höflichkeit. In einem Bericht über diesen Besuch erklärt Radowitz, daß die Regierung in Kurhessen an sich nicht die schlechteste in Deutschland sei, da sie einen verdienstlichen Kampf gegen das Umsichgreifen des falschen Libe-

ralismus führe, wobei bemerkt werden muß, daß Radowitz ein Freund Hassenpflugs war.*)

Bei der in den „Ergänzungen der Memoiren" auf Seite 227 enthaltenen Schilderung der Vorgänge, die zum Tumult vor dem Hoftheater in Kassel am 7. Dezember 1831 geführt haben sollen, müßten die Belege dafür erbracht werden, daß der Kurprinz seiner Mutter den Besuch der Hofloge verboten und durch die darüber in der Stadt kundgegebene Entrüstung sein Verbot zurückgenommen habe. Nach den hessischen zeitgenössischen Geschichtsschreibern lag bei der verschlossenen Hofloge nur ein Versehen der Dienerschaft vor, worüber der Prinz sich bei seiner Mutter brieflich in der ehrerbietigsten Weise entschuldigt hat.

Die Geschichte seines Lebens, wie Radowitz sie selbst niedergeschrieben hat, ist einer Porträtskizze zu vergleichen, der Herausgeber hat sie durch seine „Ergänzungen" erst zu einem bis in die einzelnen Züge ausgeführten vollständigen Bildnis gemacht, über dessen Ähnlichkeit kein Zweifel bestehen kann. Er hat sich mit der größten Liebe in den Gegenstand vertieft, und die Gestalt des ideal gesonnenen „favori du roi", von der ein eigenartiger Zauber auszugehen schien, wird nach Vollendung des umfangreichen Werkes in Lebensgröße vor uns erscheinen. W. B.

*) Als durch Radowitz' Fürsprache Hassenpflug 1840 in Preußen beim Obertribunal Anstellung fand, war in Berlin ein Spottgedicht in Umlauf, dessen erste Strophen lauteten:

„Wir wollen ihn nicht haben
Den Herrn von (!) Hassenpflug,
Den uns die Schar der Raben
Ins Nest des Adlers trug.

Scheinheiliger Gespiele
Im frommen Knechtes-Troß
Von Göschel, Stahl und Thile,
Von Radowitz und Voß."

Ad libitum wurden auch andere Namen genannt, wie Stolberg, Rochow, Gerlach. Der Verfasser des Liedes soll ein Mitglied des Obertribunals gewesen sein.

Zur Besprechung eingegangene Bücher und Schriften:

Hessisches Sagenbüchlein. Für Schule und Haus bearbeitet und herausgegeben von Emil Schneider. 2. vermehrte Auflage. Mit 21 Abbildungen. Marburg (N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung) 1905. Brosch. M. 1,20; kart. M. 1,50; geb. M. 1.80.

Führer durch Fritzlar. Von Dr. Christian Rauch. Mit einem statistischen Anhang von K. J. Böschen. 10 Abbild. Fritzlar (Verlag v. Magnus Ehrhardt) 1905.

Herbstlese. Stimmungen und Bilder von Otto Kindt. Leipzig (Verlag von Georg Wigand) 1905.

Weichselrauschen Lieder eines Westpreußen. Von Bruno Pompecki. Stuttgart (Verlag von W. Kohlhammer) 1905. Ungeb. M. 2.50, geb M. 3.—

Ohne Steuer. Roman von M. Herbert. Köln a. Rh. (Verlag von J. P. Bachem).

Nachtrag über die Abhandlung Ursprung des Namens und Wappens der Familie v. Pappenheim rc. mit kurzem Einblick in die Familiengeschichte derselben. Von Gustav Rabe Frhrn. v. Pappenheim. Karlshafen.

Kunst- und kulturgeschichtliche Aufsätze über Hildesheim. Von Otto Gerland. Hildesheim (Verlag von August Lax) 1905.

Eine zu Eschwege vollzogene fürstliche Eheschließung aus dem 17. Jahrhundert. Vortrag von E. Stendell. Eschwege 1905.

Katalog Nr. 104 des Antiquarischen Bücherlagers von Rich. Kaufmann in Stuttgart. 1906. Dieser Katalog umfaßt deutsche Geschichte mit Einschluß der deutschen Verfassungs- und Rechtsgeschichte und enthält auch eine Anzahl Bücher und Schriften über das Großherzogtum Hessen sowie über das ehemalige Kurhessen.

Personalien.

Verliehen: dem Medizinalrat Dr. Knatz in Schmalkalden, dem Regierungssekretär a. D., Rechnungsrat Hegewald in Kassel der Rote Adlerorden 4. Klasse; dem Lehrer a. D. Gonnermann in Wahlershausen, dem Sparkassenkontrolleur a. D. Bangert in Basdorf, dem Lehrer a. D. Steinbock in Rengershausen der Kronenorden 4. Klasse; dem Fräulein Elise Hupfeld, der Frau Bankier Alsberg, geb. Hirschberg, dem prakt. Arzt, Stabsarzt der Reserve Dr. Möhring und dem geprüften Heilgehülfen Hoffmann, sämtlich in Kassel, der Freifrau Emma von und zu der Tann-Rathsamhausen, geb. v. Gemmingen, in Tann, dem Medizinalrat, Professor Dr. Gröbel in Bad Nauheim, der Frau Landrat von Schwertzell, geb. von Reutern, in Ziegenhain die Rote-Kreuzmedaille 3. Klasse; dem Lehrer a. D. Hake in Groß-Nenndorf der Adler der Inhaber des Hausordens von Hohenzollern.

Ernannt: der schultechnische Mitarbeiter bei dem Königlichen Provinzial-Schulkollegium in Kassel Professor Dr. Orth zum Königlichen Gymnasialdirektor in Schleusingen; Forstmeister Graf von Korff genannt Schmising-Kerssenbrock in Hatzfeld zum Regierungs- und Forstrat in Wiesbaden; Forstassessor Finsterbusch zu Kaltecke in Schlesien zum Oberförster in Hatzfeld; Postinspektor Iding zum Postdirektor in Stadthagen; Pfarrer Römer in Rüdigheim zum Pfarrer in Niederrodenbach; Referendar Opper zum Gerichtsassessor.

Geboren: ein Sohn: Regierungsbaumeister Adler und Frau Martha, geb. Lebebur (Magdeburg-Buckau, 15. Oktober); Kaufmann Julius Reuffurth und Frau (Kassel, 22. Oktober); Kaufmann Emil Junghenn und Frau, geb. Artmann (Kassel, 23. Oktober); — eine Tochter: Staatsanwalt Eduard Mackeldey und Frau Marietta, geb. Souchay (Koblenz. 17. Oktober); Oberlehrer Dr. Manger und Frau Leni, geb. Boedicker (Frankfurt a. M., 17. Oktober); Dr. R. Schenck und Frau Helene, geb. Scheffer (Marburg, 18. Oktober).

Gestorben: Lehrer August Hermann Völker, 44 Jahre alt (Fritzlar, 14. Oktober); Oberrealschuldirektor a. D. Dr. Adolf Bergmann (Fulda, 15. Oktober); Fabrikbesitzer Eduard Braun, 62 Jahre alt (Hersfeld, 16. Oktober); Fräulein Marie von Pappenheim (Bethel bei Bielefeld, 17. Oktober); Hofdrechslermeister Philipp Gotthard, 67 Jahre alt (Kassel, 17. Oktober); Oberpostsekretär Hozzel, 56 Jahre alt (Kassel, 17. Oktober); Frau Oberin des Elisabethenstiftes Julie Spannagel (Darmstadt, 19. Oktober); Frau Emma Braun von Montenegro, geb. Barensfeld, Witwe des Peru-Bolivianischen General-Feldmarschalls, 84 Jahre alt (Kassel, 21. Oktober); Königlicher Forstmeister a. D. Wilhelm Baustädt, 75 Jahre alt (Marburg, 22. Oktober); Major a. D. Freiherr Karl Friedrich von Trümbach, 71 Jahre alt (Soden im Taunus, 22. Oktober); Fräulein Sophie von Stiernberg, 72 Jahre alt (Kassel, 23. Oktober); Frau Luise Pfaff, geb. Schwarzkopf, 56 Jahre alt (Kassel, 23. Oktober); Wirklicher Geheimer Rat Unterstaatssekretär a. D. Anton Rothe, Exzellenz, 67 Jahre alt (Kassel, 27. Oktober).

Briefkasten.

R. B. in Kassel. Besten Dank für Übersendung des humorvollen Toastes. — H. B. in Rinteln. Briefliche Mitteilung erfolgt in den nächsten Tagen.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 22. XIX. Jahrgang. Kassel, 16. November 1905.

Abend auf der Kinzig.

Auf dem stillen Wasser wiegt sich
Unser Kahn im Mondenschein,
Sacht das Schilf am Ufer biegt sich,
Und es schlief die Schwalbe ein.

Leise gleiten wir und träumen
In die ferne Welt hinaus,
Sehen, halbversteckt von Bäumen,
Jetzt ein kleines Fischerhaus.

Und der Mond scheint aufs Gesträuche,
Schimmernd auf das kleine Haus,
Wundersam und klar, als scheuche
Er den düstern Schmerz hinaus,

Wundersam, als überschütte
Er mit Ruh', was friedlos sann,
Bäume, Sträucher und die Hütte
Mit des Traumes Zauberbann.

Hanau. F. Br.

St. Elisabeth.

Durch Marburgs Gassen eilt ein hohes Weib,
Ein grober Mantel deckt den zarten Leib.
Und wo die Fraue geht und wo sie bleibt,
Das Volk gleich einer Brandung um sie treibt,
Und manche Lippe leise zu ihr fleht:
Bitte für uns, o Sankt Elisabeth!

Da naht ein junges Weib, gebeugt von Harm,
Das Kind der Sünde auf dem welken Arm,
Man jagte sie davon voll Spott und Hohn:
Des Kleinen Elend sei gerechter Lohn!
Und scheuen Blicks sie zu der Heil'gen fleht:
Erbarm' dich unser, Sankt Elisabeth!

Da küßt die hohe Frau den Säugling leis,
Legt ihm aufs Herz zwei Röslein, rot und weiß:
Zieh' hin o Weib, und was du auch verbrochen,
Dich hat die Mutterliebe freigesprochen!
Und jubelnd es von Mund zu Munde geht:
Sei uns gebenedeit, Elisabeth!

O frage nicht!

Du fragst mich, wer am Kummer unserer Tage
Die größere Schuld, die kleinere trage?
Ich weiß es nicht!

Das weiß ich, daß ich ewig treu dich liebe,
Selbst von der Welt verdammt dir ewig bliebe.
Mehr weiß ich nicht!

Marburg. Emma Braun.



Der Grenzgang der Stadt Felsberg.

Von Eduard Looff.

Die beweglichen Gegenstände finden ihre natürliche Begrenzung durch ihre Ausdehnung im Raume. Das Grundstück ist ein künstlicher Begriff, den die Menschheit ersonnen hat, als sie die Erdoberfläche unter die Ihrigen zu Besitz und Eigentum verteilte. Ursprünglich schrieb der Stärkere dem Schwächeren die Grenzen der Liegenschaften vor. Dies galt bei den Germanen sogar noch zwischen den Genossen desselben Volksstammes, innerhalb dessen doch schon eine gewisse gesetzliche Ordnung herrschte. Denn durch den Wurf des Hammers, des Werkzeugs Thors, welchem Gotte besonders große Körperkräfte zugeschrieben wurden, fand die Aufteilung des Landes unter den Stammesgenossen statt. Hierbei war der Stärkere natürlich regelmäßig im Vorteil. Ursprünglich kannten allerdings unsere Vorfahren ein Privateigentum einzelner Personen an Grundstücken nicht. Diese gehörten der Gesamtheit und wurden in Teilen den einzelnen zur vorübergehenden Benutzung überlassen, wobei wohl auch der Hammerwurf über die Größe der Stücke entschied.

Aber zwischen den Gemeinden und Stämmen mag es wohl schon früh zu Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten wegen der Marken der Liegenschaften gekommen sein, wenn auch die Marksteine unter dem Schutze des Donnergottes standen und deshalb wohl von den meisten der Nachbarn aus heiliger Scheu nicht angetastet wurden. Oft blieb auch die Entfernung von Grenzsteinen unbemerkt. Dann kam die Lage der Grenze leicht durch die Länge der Zeit in Vergessenheit, und dies führte zu einem Besitzzuwachs des Nachbarn.

Um dies zu verhüten, haben schon von alters her in vielen Orten Grenzgänge stattgefunden, um die ursprüngliche Lage der Gemarkungsgrenze in aller Gedächtnis zu erhalten, Grenzverletzungen festzustellen und Gerechtsame auszuüben, die sich die Nachbargemeinde nach altem Herkommen gefallen lassen mußte. In neuerer Zeit wird dieser alte Brauch kaum noch geübt. Wo es noch geschieht, ist er die Veranlassung zu frohen Volksfesten, wobei der frühere Hauptzweck dieser Veranstaltungen mehr und mehr in den Hintergrund getreten ist. So haben in unserem Hessenlande noch Biedenkopf und Wetter ihre Grenzgangfeste, deren Verlauf in der Heßlerschen Sammlung eingehend und lebendig geschildert wird. Wie ich hörte, ist es aber auch anderorts hier und da noch Sitte, die Gemarkungsgrenze feierlich zu begehen, z. B. in Bayern.

Meistens kennt man aber den Brauch nicht mehr. Die Vermessungen und Karten des Katasteramts haben ihn, wie es scheint, entbehrlich gemacht. Immerhin bieten diese keinen unbedingt sicheren Anhalt über die privatrechtlichen Grenzen der Grundstücke und Gemarkungen. Denn die Katastergrenzen sind nur Besteuerungsgrenzen und nicht maßgebend, wenn der eine Nachbar dem anderen im Prozesse die Grenze streitig macht. Deshalb ist es auch heute noch durchaus nicht überflüssig, daß die Einwohner der Gemeinden ein wachsames Auge auf ihre Gemarkung haben und den richtigen Zug der Grenzen in dem Gedächtnisse lebender Zeugen erhalten, wie es bei den alten Grenzbegehungen geschah.

Auch in der Stadt Felsberg waren solche üblich. In ihrem Stadtbuche (Saalbuche) sind uns nähere Mitteilungen über deren Verlauf erhalten, die in ausführlichen, etwas umständlichen Protokollen enthalten sind. Über die bedeutenden geschichtlichen Ereignisse jener Zeiten, die auch die Stadt Felsberg stark in Mitleidenschaft zogen, ist leider in diesen Berichten kein Wort gesagt. Sie halten sich streng an die Ereignisse während der Grenzbegehungen. Nur in einer zu den Grenzverhältnissen auch in Beziehung stehenden Vergleichsurkunde vom 26. Juli 1673, worin eine Einigung der Stadt Felsberg mit den Ältesten der Gemeinde Niedervorschütz über die Lage der Gemarkungsgrenze und deren Versteinung beurkundet ist, findet sich ein Hinweis auf den dreißigjährigen Krieg. Die betreffenden Worte lauten:

„Uhrsachlichen weilen in den vorigen und langewiehrigen verterblichen Kriekszeiten, der Stadt Felßbergk ihre Saalbücher verkommen, die Mahle und Steine in den Feldern verrückt undt in abgangk kommen, auch die Eltesten Mannen beyder orthen (denen solches wißent geweßen) alle verstorben, daß fast niemant die alte undt rechte Feltflure undt scheit gräntze hat wißen wollen."

Dagegen interessieren die Grenzbegehungsprotokolle vielleicht hier und da durch die Angabe einer großen Zahl von Personennamen, die man heute

noch in Hessen nennen hört, und deren jetzige Träger wohl oft in den Teilnehmern an den Grenzgängen einen Vorfahren erkennen würden. Nach dem Saalbuche haben nun im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert fünf Grenzbegehungen stattgefunden. und zwar am 30. Juli 1630, 10. Juli 1682, 31. Oktober 1704, 22. September 1727 und 5. Oktober 1796.

Im allgemeinen nahmen sie regelmäßig folgenden Verlauf:

Vor dem Rathause der Stadt versammelten sich am Morgen die Bürgerschaft und die jungen Burschen, insbesondere die Schuljugend. Die Beamten des Landgrafen, dessen Geschlecht die Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zerstörte Burg gehörte, waren feierlichst zu diesem Akt geladen. Es waren der Amtmann nnd der Rentmeister. Diese eröffneten den Zug. Ihnen schlossen sich an der Bürgermeister mit den Ratsherrn, der gemeine Bürgermeister mit der Bürgerschaft und die Jugend unter Trommelschlag und mit wehenden Fahnen.

Der Zug zog durch die Obergasse an der alten Schule und an der Stelle vorbei, wo jetzt das neue Schulhaus steht, in der Richtung nach Böddiger zu. Die Grenze dieser Gemeinde erstreckte sich damals bis dicht an die Stadt heran, bis zu den Grundstücken, die noch heute die Flurbezeichnung „der Kirchgarten" führen. Auf ihnen stand vor dem dreißigjährigen Kriege ein ganzer Stadtteil, der jetzt vom Erdboden verschwunden ist. Das Protokoll von 1630 erwähnt noch die dazu gehörigen Kirchen mit den Worten: „Der gartten ahn der New Kirchen darinnen die alte Kirche stehet." An dieser Stelle nahm die Grenzbegehung jedesmal ihren Anfang. Man traf dort auch die Ältesten von Böddiger, die ebenso, wie die anderen benachbarten Ortschaften, vorher benachrichtigt worden waren, und mit ihnen wurden vorkommende Unstimmigkeiten bereits an Ort und Stelle erörtert. Der Zug der Städter hielt sich dicht an der Grenze. Die alten Leute, die an dem letzten Grenzgang teilgenommen hatten, stellten den Lauf der Grenze fest, wiesen die Marksteine oder bezeichneten die Stellen, wo solche gestanden hatten, aber umgestoßen, verrückt oder entfernt worden waren. Vor die wieder aufgerichteten und die noch unversehrt vorgefundenen Marksteine wurden dann die jungen Burschen und Kinder gestellt und ihnen, besonders aber einzelnen, wahrscheinlich begabteren, der Standort des Marksteines fest eingeprägt, damit sie einst, ergraut, den späteren Geschlechtern noch die richtige Grenze weisen könnten. Die Namen der jungen Zeugen sind in den Protokollen ausdrücklich genannt. Da wo die Grenze durch bestellte Ländereien lief, machte der größte Teil des Zuges eine Umgehung auf den nächsten Wegen und Straßen. Nur einige ältere ortskundige Personen setzten mit mehreren jungen Burschen den Gang genau an der Grenze fort.

Nachdem die Grenzbegehung in den Edderwiesen nördlich der Stadt Felsberg begonnen hatte, erklommen die Städter den niedrigen Höhenrücken, auf dem schon damals die Fahrstraße von Felsberg nach Böddiger führte. Diese überschreitend, gelangte man auf die Ländereien, die auf dem Kamm dieser Anhöhe liegen, und stieg dann in den Grund hinunter, den die Ems durchschneidet, an deren Ufern die Nachbarortschaften Böddiger und Niedervorschütz liegen. Dort war das nächste Ziel der Mambachbrunnen (früher auch Morbach und Markbach genannt), der jetzt in der Böddigerischen Gemarkung liegt.

Die Städter scheinen der Begehung dieser Stelle eine besondere Bedeutung zugeschrieben zu haben. Denn wiederholt wird besonders hervorgehoben, daß dort die Stadt Felsberg mit ihrem großen und kleinen Vieh zu tränken, auch dort Mittagsruhe zu halten das Recht habe.

Von hier aus bestieg der Zug die Anhöhe, die das Edder- von dem Emstal trennt, sich bis nach Fritzlar hinzieht und auf ihrem Scheitel eine schmale Hochebene bildet. Quer über diese Bodenerhöhung hinweg führte und führt die Fahrstraße nach Niedervorschütz. Von ihrer höchsten Stelle aus bietet sich ein großartiger landschaftlicher Rundblick weit ins Hessenland hinein, der durch den Habichtswald, die Langenberge, die interessanten Kegel vulkanischen Ursprungs, die sich um Gudensberg herum scharen, und südlich durch den weiter abliegenden Kellerwald begrenzt wird. Über diese Anhöhe nahm der Zug seinen Weg, überschritt die Niedervorschützer Straße, berührte das dem obersten Holze vorgelagerte Wäldchen Schneid und mehrere nicht mehr vorhandene Straßen, von denen nur noch der Name einer, „der Reiseweg", in dem Gedächtnis der Einwohner lebt und auf der Flurkarte verzeichnet ist.

Dann stieg man ins Eddertal hinunter und schlug den Weg gerade zu nach der Altenburg ein. Auch hier finden wir ein Stückchen Erde von hohen landschaftlichen Reizen. Sie entgehen wohl keinem fremden Reisenden, der vom Abteil des Zuges aus der Umgebung einige Beachtung schenkt. Aber einen viel höheren Naturgenuß würde er haben, wenn er einige Minuten auf dem Gipfel des Wenneberges weilen könnte. So nennen die Protokolle den schroffen Hügel, dessen steilster Hang von der Altenburg gekrönt wird. Aus den beiden erhaltenen Burgfenstern blickt man hinunter in den Edderfluß, der über ein Mühlenwehr braust

und von drüben die Schwalm in sich aufnimmt. Verfolgt man mit den Augen seinen Oberlauf, so ruht der Blick auf frischen saftiggrünen Wiesen, durch die die Edder, hinter Niedermöllrich hervortretend, einen glänzenden Bogen beschreibt. Zur Linken rauschen dicht gegenüber die Wälder der Harler und Rhünder Berge, und am anderen Ufer der Edder rasen die Eilzüge der Mainweserbahn über die Schwalmbrücke, dicht vor der Mündung des Flüßchens.

Am Fuße der Altenburg hielten die Teilnehmer am Grenzgange Mittagsrast unter einer alten Linde. Zur Zeit der letzten Grenzbegehung, anno 1796, war diese nicht mehr vorhanden und der dazu kommende Altenburger Müller machte den Städtern den Platz streitig. Man lagerte sich deshalb, wenn auch unter Protest, unter einige in der Nähe stehende Pappeln. Über die dort genossenen Tafelfreuden wird nur berichtet, daß den Fürstlichen Herren Beamten ein Trunk Wein, den Bürgern und der jungen Mannschaft aber ein Trunk Branntwein verabreicht worden sei.

Nachdem man wieder aufgebrochen war, bewegte sich der Zug ein Stück die Edder abwärts bis zu den Ländereien, die noch heute die Flurbezeichnung „das Ahlesach" (früher Ohlsach oder Ohlgesach) führen. Dort wurden die Leute des Zuges durch Schiffe und Wagen über die Edder gesetzt, die damals durch ihre Windungen diese Stelle berührte, während ihr jetziger Lauf geradegelegt worden ist.

Man schlug jenseits der Edder den Weg zum Brunnen unter dem Mühlenberge ein. Dieser wird gebildet durch eine geringe Bodenerhebung, die den Rhünder Bergen vorgelagert ist. Die Mainweserbahn hat jetzt mit ihrem Bahnkörper diesen Hügel mitten durchschnitten.

Das nächste Ziel des wandernden Zuges war die St. Albenskapelle, auch Abbus- oder Albertskapelle genannt, die im Orte Gensungen lag und erst im 19. Jahrhundert abgebrochen sein soll. Die Felsberger Grenze ging mitten durch die Kapelle und eine in der Nähe liegende Hofraithe hindurch. Es konnte nicht ausbleiben, daß den Gensungern diese Grenzziehung sehr lästig wurde, und sie zum Widerspruch reizte. So fand man im Jahre 1796 den Zugang zur Kapelle durch eine Hecke versperrt. Die Felsberger aber gebrauchten kurz entschlossen Selbsthülfe, sie traten die Hecke nieder und zeigten den jungen Burschen den Ein- und Ausgang zur Kapelle, wie dies auch bei den früheren Grenzbegehungen geschehen war, ohne damals den Widerstand der Nachbarn zu erregen. Der Zug setzte dann seinen Marsch nach dem Mittelhof zu fort, einem früheren Kloster, das jetzt staatliche Domäne ist. Vor dem Mittelhofe aber bog er links ab und näherte sich wieder der Edder. Von den noch begangenen Fluren würden noch der obere und der untere Goldwasch zu erwähnen sein. Die Protokolle bekunden, daß beide Goldwaschen vor alters der Stadt Felsberg eigentümliche Gemeinden gewesen seien, von denen jährlich deshalb praestanda bei der Stadt hätten abgestattet werden müssen. Näheres habe ich über die Goldwaschen nicht erfahren können. Es ist ja allgemein bekannt, daß man früher versucht hat, das im Kies der Edder gefundene Gold nutzbar zu machen, daß man diese Versuche aber wegen der bedeutenden Unkosten als unlohnend einstellte. Offenbar haben sich die Begründer der ältesten Goldwäschereien an den oben genannten Stellen am rechten Edderufer niedergelassen. Denn die späteren haben sich weiter oberhalb zwischen Altenburg und Lohre und dann noch näher der waldeckischen Grenze befunden.

Die Teilnehmer an der Grenzbegehung setzten dann in gleicher Weise, wie früher wieder über die Edder und gelangten, am Sültzelachsgraben hinaufziehend, einem Bach, der aus den Stadtgärten Felsbergs heraustritt, wieder an der Stelle an, wo die Begehung der Feldgrenze (auch Scheydt, oder Landrüge genannt) begonnen hatte.

Es ist anzunehmen, daß dann der Grenzgang mit einem festlichen Akt beschlossen worden ist nach dem deutschen Grundsatze: man muß die Feste feiern, wie sie fallen, wenn auch nur der Chronist von 1704 darüber Andeutungen macht.

Dieser schließt nämlich seinen Bericht mit den Worten:

„Nach beschehenem Actu hat man denen Herrn Beambten vor ihre Willfährigkeit gedanket, undt vor gehabte mühe praestanda praestiret, der Bürgerschaft aber nebst anderen hierbey erschienenen Voluntairs auf dem Rathhause zur ergötzlichkeit einen trunk bier verhandtreichet undt damit alles mit wenigen Kosten undt guten frieden beschloßen."

✠ ✠ ✠ ✠

Der Bachtanz zu Langenselbold.

Von Dr. Gustav Schöner in Eschenrod.

(Schluß.)

5. Abschaffung dieser Festsitte. Im Zeitalter der Revolution jenseits der Vogesen und Ardennen rückte vieles aus den Fugen los, was weiland in unendliche Ferne der Zeiten hinaus dauernd gefestigt erschien. Großes und Kleines von altüberkommener Ordnung, Gewohnheit, jahrhundertealtem Rechte, altersgrauer Sitte und Brauch brach haltlos zusammen, als der Kitt der Jahrhunderte zerbröckelte. Ein gleiches Schicksal suchte den Selbolder Festgebrauch heim. Mannigfache Gründe drängten wohl so oder anders zur Abschaffung. In dem mehrerwähnten Hanauer Kalender ist es so dargestellt: Manches junge Blut ertanzte sich hierbei ein sieches Leben, manches sogar Krankheit und den Tod. Dessen ungeachtet hatten die Selbolder den Bachtanz sehr lieb und betrachteten ihn als ein Volksfest. In den 1790er*) Jahren, in denen nach mehreren Kirchweihen junge Personen an Lungenentzündungen starben, die sie beim Bachtanze davongetragen hatten, schaffte der Fürst Wolfgang Ernst von Isenburg**), ... auf die unablässigen Vorstellungen des Landphysikus Hofrats Marschall, diesen Tanz gänzlich ab. Die Landesregierung mußte aber Ernst gebrauchen, ihn abzubringen; denn die Selbolder wollten denselben schlechterdings nicht aufgeben, und 20 der de- und wehmütigsten Suppliken, die sie um Wiederherstellung des Bachtanzes einreichten, zeugen, mit welch schwerem Herzen sie sich von demselben trennten. Junghans stellt die Sachlage noch etwas anders dar: ... „Denn als man im J. 1790 (sic) aus sanitätlichen Gründen, vielleicht auch wegen dabei vorgefallenen Unfugs die Sache abschaffen wollte" usw. Anspruch auf Richtigkeit darf wohl die Vermutung machen, daß letzterem die Hanauer Quelle nicht ganz unbekannt geblieben: Tendenzen extremer Elemente, in den stürmischen Jahren Ende des 18. Jahrhunderts, allewege damals überhandnehmend, machten sich zweifellos an diesem Festtage breit. Die innere Kraft hatte aber denn doch wahrscheinlich nachgelassen; genug, der alte Brauch verfiel behördlicher Abstellung. Die Bauern Selbolds zögerten natürlich, das Althergebrachte im Handumdrehen auf einige Federstriche hin preiszugeben, „das Landvolk hielt viel auf diesen Brauch" (Junghans). Und gerade damals bestanden zwischen dem Hause Ysenburg-Meerholz und einigen Gemeinden da und dort hartnäckige und kostspielige Prozesse, Unklarheit halber entstanden, wie weit gewisse Gerechtsame der Gemeindeglieder gehen, die nicht bloß Jahrzehnte lang dauerten. Ihr Schatten breitete sich weithinaus, und das bäuerliche Element nahm sich dann gerade nicht das Beste daraus. Irgendwo schlummern noch diese Suppliken, die Belege über allerhand Begleiterscheinungen sonst; wahrscheinlich in Birstein: Möglich daß dieser Hinweis dort einen Forscher zum Nachsuchen drängt.

*) So lange hatte also diese Festsitte sich erhalten; eine schärfere Datierung ließe sich vielleicht auf Grund von Notizen in den Pfarr- oder Gemeindearchivalien geben.

**) Wolfgang Ernst II. (geb. 1735, gest. 1803), zuerst in Birstein, dann in Offenbach a. M. residierend, der im Jahre 1794 die Leibeigenschaft in seinem Lande aufhob.

6. Wiederaufleben. Gerade ein Jahrhundert verrinnt im Strome der Zeit, wenn selbstverständlich die Jahreszahl 1790 genau stimmt, daß der alte Selbolder Tanzbrauch seine Wiedererstehung feiert. Es war nicht zu erfahren, wer die Leitung in die Hand genommen; wir haben keine verläßliche Kunde, wer die ersten Schritte wieder dazu angeregt, wer die Seele des Unternehmens war. Aber, was braucht die Jugend, die immer nach Neuem begierige, die oftmals so sensationslüsterne, von Triebkraft von außen her? Im Jahre 1890 und 1891 feierte man ähnlich wie in alter Zeit den Bachtanz, nachdem nicht mehr, „weil (wie jene Selbolderin uns mitteilte) die Burschen uneinig wurden".

Man feierte den altehrwürdigen Tanz am Kirchweihmittwoch. Man machte die Sache vorsichtiger: Mit Hülfe von Brettern und Dunghorden wurde eine Art Brücke gelegt, auf der der Tanz mitten in der Gründau vor sich ging, während die Musik auf einem Leiterwagen, der in den Bach hineingeschoben war, Platz genommen hatte. Weitere Einzelheiten stehen aus.

7. Von Unkritischem an Deutungsversuchen hinsichtlich der Entstehung dieses festlichen Brauches ist manches zu erwähnen. Schleucher meinte, ein ysenburgischer Landesherr hätte vor Zeiten den Versuch gemacht, Selbold zur Entrichtung einer neuen Steuer zu zwingen; seine Soldaten aber seien mit Schimpf und Schande davongejagt worden; selbolder wehrhafte Männer wären von jenem Friedhof aus auf die Söldner losgestürzt, die dann herzhaft die Flucht ergriffen hätten. Als dies eine Selbolderin gesehen, habe sie einen Landsmann am Arm gefaßt und sei mit ihm in die Gründau hinein — und drüber hinausgetanzt bis zum Marktplatz hin. Schleucher folgt mündlichen Mitteilungen nach seiner Angabe und

Ausführungen des Hanauer Kalenders vom Jahre 1834.

Im energischen Stile eines mit einiger Authentizität ausgerüsteten Chronisten schildert letztere Quelle so:

„Im 15. Jahrhundert wurde Graf Dietrich von Isenburg Kurfürst von Mainz. Er verlangte noch eine Steuer von den isenburgischen Dorfschaften, die aber Oberdorf, Hinserdorf, -Hausen und Klosterberg (= Langenselbold) verweigerten. Dietrich wollte Gewalt brauchen und schickte heimlich mainzische Truppen ab, welche die genannten Ortschaften besetzen und deren Vorsteher nach Mainz abführen sollten. Die Ausführung ihres Vorhabens war auf den Laurentiustag bestimmt. Die Hanauer nahmen zuerst Quartier in dem Hanauischen. Da erfuhr ein Bettelmann die Absicht ihrer Erscheinung (sic) und verriet sie. In großer Eile bewaffneten sich die bedrohten Landleute und zogen mit Weibern und Kindern, Sack und Pack auf den Kirchhof und waren entschlossen, hinter dessen Mauer und in der Kirche wie in einer Festung Gegenwehr zu leisten. Einen solchen Widerstand mochten die Mainzer nicht erwartet haben. Sie leiteten Unterhandlungen ein, durch die ein Vergleich zustande kam, der den Streit gütlich beilegte.*) Über diesen Ausgang der doch bedenklichen Sache entstand auf dem Kirchhof lauter Jubel. Zwei alte Weiber**) übernahm die Freude dermaßen, daß sie sich einander anfaßten, tanzten, in den vorbeifließenden Gründaubach rannten und im Wasser wild und wie wahnsinnig herumtaumelten. Dieses Schauspiel bezauberte vollends und erweckte Nachahmung. In einem Augenblick war die ganze Gemeinde im Bach und tanzte. Selbst nach Beendigung dieses seltsamen Friedensfestes redete man mit Entzücken von dem Bachtanz und beschloß, ihn alle Jahre, den Montag nach Laurentius, zu wiederholen. Für die Erlaubnis dazu wurde der Gemeindekasse eine jährliche Abgabe von 20 Malter Hafer aufgebürdet, welche bis heute (d. i. 1834) entrichtet und in der Gemeinderechnung unter dem Namen ‚Bachtanzhafer' ausgäblich fortgeführt wird."

Mit anderen Reallasten löste die Gemeinde auch diese Haferlieferung um 12000 Gulden in den 1830er Jahren ab.

In einigem literarischen Abhängigkeitsverhältnis zu der erwähnten Darstellung und unter einander stehen Arnds und Junghans' Ausführungen.

Ersterer stellt es so dar: „Es soll dieser Gebrauch dadurch entstanden sein, daß sich die Gemeinde bei der versuchten Einführung neuer Steuern gegen das Haus Ysenburg empört habe und von diesem unter dem Beistande von Mainzer Söldnern unterworfen worden sei. Es soll ihr dann in den Friedensbedingungen dieser Tanz zur fortwährenden Anerkennung der fürstlichen Obergewalt als förmliche Verpflichtung auferlegt worden sein. Durch Vergleich vom Jahre 1790 hat ihr der Fürst diese Verpflichtung gegen eine Abgabe von einigen Maltern Hafer erlassen, welche Abgabe die Gemeinde erst in jüngster Zeit abgelöst hat. Wahrscheinlich geschah jenes Einschreiten Mainzer Söldner unter dem Grafen Ludwig II., welcher sich von 1461 bis 1511 im Besitz der Herrschaft über Selbold und in enger Verbindung mit seinem Bruder, dem Erzbischof Dietrich von Mainz, befand."

Letzterer macht einen ähnlichen Erklärungsversuch, einzelne neue Striche gleich Arnd beifügend: „Die Veranlassung dazu (d. i. zu dem Bachtanz) soll folgende gewesen sein: Die Bewohner Selbolds weigerten sich, eine ihnen aufgelegte neue Steuer zu entrichten. Von den Reisigen des Grafen bedrängt, verteidigten sie sich auf dem ummauerten Kirchhof so hartnäckig, daß dieselben nichts ausrichten konnten. Erst als der Graf Verstärkung von Mainzer Söldnern erhalten hatte, gelang es ihm, den Widerstand der Bauern zu brechen und sie zur Unterwerfung zu zwingen. Vielleicht sprengte das Kriegsvolk die aus dem festen Kirchhof vertriebenen Bauern mit Weib und Kind durch den Bach. Kurz, es wurde, so lautet die Sage, dem Dorf als Strafe auferlegt, diesen Tanz alljährlich als Anerkennung der gräflichen Landeshoheit am Kirchweihfest zu wiederholen. Ludwig II. stand mit seinem Bruder Diether von Ysenburg, dem bekannten Erzbischof, in enger Beziehung und erwarb im Jahre 1462 von diesem den dritten Teil von Langenselbold."

Schlußbemerkungen. Die weltliche Kirchweihe wird allerorten mit Tanz und Gelage gefeiert. Das Beste darüber steht bei Pfannenschmid, Germanische Erntefeste, bes. S. 263 ff. und 536 ff. Überall ist die Feier anders. Vielfach unbekannt dürfte wohl sein, daß der Tanz im Bache stattfindet. Das Zutrinken erinnert an den St. Urbans- oder St. Johannessegen, den die Zimmersche Chronik bei Beschreibung einer Kirchweihe so hübsch darstellt (Bd. III, 201 32 ff.). Das Umstürzen des Tisches mit den Musikanten scheint gegenüber jenen unkritischen Deutungsversuchen ein Überbleibsel davon zu sein, daß man den heiligen Urban, wenn das Jahr regnerisch gewesen war, in Kot oder Wasser zu werfen pflegte; vgl. Sebastian Franck, Weltbuch 1567, II. Teil, S. 51, und besonders Boemers Anhang in

*) Was hatten die Kriegsleute mit solchen Geschäften zu tun?

**) Vgl. Schleuchers Änderung.

Wolffs Beiträgen zur deutschen Mythologie II, S. 110 ff. Das ist alles alte Volkssitte, die in den einzelnen Gegenden verschiedene Formen angenommen hat, d. h. sie ist dem Lokalbedürfnis und der Lokaltradition nach gemodelt worden.

Es mag jedoch so sein, daß jene ysenburgische Truppe gerade auf diesen Festtag über Selbold herfiel, so daß sich im Laufe der Zeit diese Verquickung einstellte und das ursprüngliche Kolorit dergestalt verblaßte.

Eckenlor.

Dörfliche Skizze von Helene Brehm.

In unserm Dorf hat fast jede Bauernfamilie ihren Beinamen, der sich oft schon von Großvaters oder von noch früheren Zeiten her auf die Familie vererbt hat. Zum Teil sind diese Beinamen aus den verstümmelten Familiennamen selbst entstanden, zum Teil wollte man wohl auch dem jeweiligen Namenträger „eins anhängen", oder man erfand ohne böse Absicht eine Nebenbenennung, um die verschiedenen Familien gleichen Namens voneinander unterscheiden zu können.

So ist eine Familie am bekanntesten unter dem Namen „Hainbüchen", weil sich vor langen Jahren eins ihrer Glieder eines Holzdiebstahls schuldig machte. Der Dorfküfer hieß allgemein nur „der Hamburger", weil sein Großvater als Handelsmann seine Reisen bis Hamburg ausgedehnt hatte. Lorenz führte seinen Beinamen „Eckenlor" deshalb, weil sein Häuschen sich vor einem stattlichen Bauernhaus, das ihm fast um die Hälfte seiner Breite vorgebaut war, ganz in die Ecke drückte, sich gleichsam schutzsuchend an diesem haltend, wie ein ängstliches Kind an der Schürze der Mutter.

Eckenlor war eine populäre Person, sogar eine von großer Wichtigkeit, denn er war der Ortsdiener. Wenn seine weithin schallende Klingel in den Straßen ertönte, öffneten sich Türen und Fenster. Die Nachbarn, die zu einem gemütlichen Abendschwätzchen „spelle gegenn" waren, unterbrachen ihr Gespräch, und wir Kinder hielten im Spielen inne, um zu hören, was Eckenlor im Namen des Dorfoberhauptes der Gemeinde bekannt zu geben hatte. Und dann brachen die Worte mit fast elementarer Gewalt von seiner Donnerstimme geschleudert in die dörfliche Abendstille.

Originell war die Fassung, in der er seine Mitteilungen machte, und dem Verständnis der Dorfbewohner angepaßt. Wenn er z. B. losdröhnte: „De alle kennt joa des Annlie, des nach Richensahsen gefrichet hätt. Das wöll sien Lähnd verkeife. Doazo äß dör ärschte Termin uff hiede in acht Dage ahngesaßt" usw., so war das gewiß gemeinverständlich geredet.

Übrigens steckte seine grobe Baßstimme in einem nur mittelgroßen, wiewohl breitbrustigen Körper, auf dem sich ein mächtiger Kopf erhob, der mich mit seinem rötlichen Haarwust stets an ein Löwenhaupt erinnerte. Die kurze Stumpfnase hatte einen auffälligen Stich ins Rötliche, denn „Vetter Lor", wie ihn die Dörfler anredeten, fröhnte in schwachen Augenblicken dem Schnapsgenuß. Auch hinkte er, denn er hatte einst ein Bein gebrochen. Das hatte auch der Schnaps verschuldet, und das war so zugegangen:

Eines Abends, nachdem er im Dienst Feierabend hatte, war er noch ins „Ried" gegangen, eine kleine Waldwiese, eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt gelegen, um an einem Baum einen dürren Ast abzusägen. Da Eckenlor sein Abendbrot, wie gewöhnlich, mit Alkohol angefeuchtet hatte, so stand er nicht ganz fest auf der Leiter und fiel von ihr herunter. Sein Weib war längst tot, und die unerwachsenen Kinder, die daran gewöhnt waren, allein ihr Lager aufzusuchen, hatten den Vater abends nicht vermißt. So lag dieser denn die lange, kalte Reifnacht hindurch mit gebrochenem Bein draußen, bis sich am andern Morgen Nachbarn, durch die Kinder veranlaßt, auf die Suche machten. Das für den Verunglückten nun kommende Schmerzenslager hatte jedoch auch, eine Zeitlang wenigstens, etwas Gutes für ihn im Gefolge. Er erzählte nämlich selbst, daß ihm in einer seiner schlaflosen Nächte der Heiland mit Petrus erschienen sei. Beide haben sich zu ihm an sein Bett gesetzt und ihm wegen seines Lasters, das doch sein Unglück verschuldete, Vorhalt gemacht. Da ging er in sich, wie der verlorene Sohn, und gelobte Besserung. Dann wuchs aber das Verlangen nach Alkohol wieder mächtig in ihm empor und er sann auf einen Ausweg, um seiner Begierde von neuem fröhnen zu können, ohne doch sein Gelöbnis zu brechen. Da kam ihm eine Erleuchtung: er hatte ja nur versprochen, keinen Schnaps mehr zu trinken. Nun trank er — Rum!

Neben seinem schmalen Einkommen als Dorfdiener hatte er noch allerlei Nebenerwerb durch Tagelohnen, Holzspalten, Versehen von Kutscherdiensten usw. So hatte er sich mit seiner Familie schlecht und recht ernährt, von den Dörflern wegen seiner grobkörnigen „Wahrheitsliebe" nicht wenig gefürchtet. Die rötliche Farbe seiner Löwenmähne

hatte sich allmählich auf seine Nase übertragen, während jene jetzt in einem mehr silberigen Glanze leuchtete.

Eckenlors Töchter hatten auswärts Dienste angenommen, sein Sohn, Eckenliches (= Elias), hatte sich ein Weib ins Haus geholt, und so lebte er mit diesen beiden und den Enkeln einträchtig im kleinen Haus in der Ecke, einem ruhigen Lebensabend entgegensehend.

Da brach wie eine Epidemie im Dorf die Amerikasucht aus, das Auswandern kam in Mode. „Drüben“ konnte man leichter Geld verdienen und mehr als hier. Bald hatten sich neunzehn europamüde Dorfbewohner zusammengefunden, die jenseits des großen Wassers ihr Glück versuchen wollten, Männer und Frauen, alte und junge, Bursche und Mädchen.

Zu denen, die den heimatlichen Staub von ihren Schuhen schütteln wollten, gehörte auch Eckenlors Sohn und dessen Familie. Dem alten Mann blieb nur die Wahl, sein Leben einsam in der Heimat zu beschließen oder die Reise übers Weltmeer mitzumachen. Er entschloß sich für letzteres. Das ganze Dorf war in Aufruhr.

Wie genau erinnere ich mich noch des Abschiednehmens! Auch Eckenlor, der bei uns viel aus und ein ging und bei uns auch der „tapfere Lorenz“ hieß wegen des großen Worts, das er gern führte, kam zum letzten Lebewohl. Das graue Löwenhaupt gesenkt, die Wangen naß von Tränen, die mächtige Stimme zitternd und gebrochen, stand er vor uns. Er sprach es selbst aus, was wir alle dachten: „Dies ist ein Abschied fürs Leben!“

Bei Tagesanbruch erwachte ich vom Gesang vieler Stimmen. Es waren die Auswanderer, die auf einem Leiterwagen zum Dorf hinaus fuhren, zur nächsten Bahnstation. Nie wieder hat mich das Lied „Ade, du mein lieb' Heimatland“ so sehr ergriffen wie in jener Nacht.

Nach Wochen kamen die ersten Briefe aus Amerika, jedesmal ein Ereignis fürs ganze Dorf. Alle Auswanderer hatten gute Stellen drüben gefunden, die jungen Mädchen sogar schon — Männer!

So verging etwa ein Jahr. Da verbreitete sich eine Nachricht im Dorf wie ein Lauffeuer: „Der alte Eckenlor ist tot!“ Es war wieder ein Brief „von drüben“ gekommen, darin stand: „Eckenlor hat's vor Heimweh nicht mehr hier ausgehalten und hat sich von einem Zug überfahren lassen.“

Ja, ein alter Baum verpflanzt sich nicht gut.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. An dem zweiten Herrenabend des hessischen Geschichtsvereins zu Kassel, der am 6. November stattfand, teilte der Vorsitzende Herr General Eisentraut mit, daß der auf der Jahresversammlung in Schlüchtern zum Ehrenmitglied ernannte Oberpräsident der Provinz Brandenburg Freiherr von Trott zu Solz auf das ihm von dem Vorstande des Vereins übersandte Diplom seinen Dank in sehr warmen Worten ausgesprochen habe. Das Schreiben Seiner Exzellenz, das Herr General Eisentraut vorlas, wurde von den Anwesenden mit großem Beifall aufgenommen. Den ersten Vortrag hielt Herr Lehrer Horwitz „über die Synagoge zu Kassel und ihren Erbauer“. Der Herr Redner wies in seinen eingehenden Ausführungen darauf hin, daß schon 1398 in Kassel eine Judenschule bestanden habe. Die jetzige Synagoge ist von dem am 5. Januar 1810 in Kassel geborenen Architekten Albrecht Rosengarten, dem Sohn eines Tabaksfabrikanten, erbaut und am 8. August 1839 feierlich unter Teilnahme der Geistlichkeit aller Konfessionen eingeweiht worden. Der Bau, zu dem die Gemeindemitglieder Beiträge in beliebiger Höhe spendeten, kostete 42 470 Taler. Auch von außerhalb liefen Gelder dazu ein, so von Amschel Rothschild 300 Louisd'or. Rosengarten ließ sich später als Architekt in Hamburg nieder. Wann er gestorben ist, konnte bis jetzt nicht ermittelt werden.*) Herr Major von Löwenstein legte sodann aus dem Nachlaß des Hofbaudirektors Ruhl den Entwurf zu einer Synagoge vor, welcher der kurfürstlichen Regierung 1834 eingereicht, aber nicht genehmigt worden war. Herr Kanzleirat Neuber teilte eine das hessische Militär betreffende Urkunde aus dem Jahre 1782 mit und besprach die Beteiligung der kurhessischen Truppen an dem Feldzug 1814/15 in Frankreich auf Grund urkundlichen Materials. Im weiteren Verlauf des Abends ergriff Herr Ingenieur Happel das Wort, um darauf hinzuweisen, daß in Hessen nur sehr wenige romanische Bauten zu finden seien, obwohl dieser Baustil, um nach Niedersachsen zu gelangen, wo er reichlich vorkomme, seinen Weg durch Hessen genommen haben müsse. Ein besonders bemerkenswertes Bauwerk im romanischen Stil sei die Burg Münzenberg bei Gießen. Bei der sich anschließenden Diskussion machte Herr Landesbauinspektor Röse auf eine

*) Nachträglich hat Herr Horwitz den Todestag Rosengartens noch festgestellt. Rosengarten starb am 10. August 1893 in Wiesbaden; seine Leiche wurde im Krematorium zu Hamburg verbrannt.

Anzahl romanischer Bauten in Hessen aufmerksam, hauptsächlich auf das Kloster Breitenau. Den Vortrag des Herrn Rechnungsrat **Woringer** über „**die Beseitigung der hessischen Hoheitszeichen während der westfälischen Herrschaft**“ geben wir nachfolgend wörtlich wieder:

„Bei einem Wechsel in der Regierung eines Landes ist es bekanntlich allgemein üblich, die als Hoheitszeichen an Gebäuden usw. angebrachten Wappen der früheren Regierung durch diejenigen der neuen zu ersetzen. So hatte auch die westfälische Regierung unterm 17. Juli 1808 die Abnahme der hessischen Wappen und deren Ersetzung durch westfälische angeordnet. Diesem Befehle scheint indessen nicht überall in vollem Maße nachgekommen worden zu sein. Denn im Jahre 1811 meldete der Generalinspekteur der hohen Polizei, Divisionsgeneral **Bongars**, daß sich an verschiedenen Orten, namentlich auf den Fahnen der Bürger- und Schützenkompagnien, noch Wappen der vormaligen Regierungen befänden. Der Präfekt des Fuldadepartements, **Reimann***), forderte deshalb unterm 22. Juli 1811 den Maire der Stadt Kassel, Freiherrn **von Canstein**, auf, die etwa in Kassel noch vorhandenen hessischen Wappen durch westfälische ersetzen zu lassen. Für den Fall, daß die Bürger- und Schützenkompagnien noch die alten Wappen in ihren Fahnen führten, sollten diese entfernt und die Fahnen zur Ersparung von Kosten statt mit dem westfälischen Abzeichen nur mit dem Namenszuge des Königs versehen werden.**)

Der Maire von Canstein richtete daraufhin sofort ein Schreiben†) an den Kommandeur der Kasseler Nationalgarde, den Palastpräfekten und Obersten **Treusch v. Buttlar**††), und ersuchte um Mitteilung, ob die alten Fahnen des einen Teil der Nationalgarde bildenden Schützenbataillons etwa noch das hessische Wappen trügen. Diese alten Fahnen sollten dem Vernehmen nach im Besitze der Schützen verblieben sein, nachdem ihnen neue Fahnen mit dem westfälischen Wappen verliehen worden waren. Außerdem wurden die vier Quartierkommissare der Stadt, nämlich der Stadtbaumeister Rudolph, der Stadtwachtmeister Vollmar, der Adjutant der Nationalgarde Diedrich und der städtische Exekutionskommissarius Schröder, zum mündlichen Berichte vorgeladen. Diese erschienen am folgenden Tage (27. Juli 1811) und erklärten, ihres Wissens befänden sich hessische Wappen nur auf den in der St. Martinskirche hängenden Trauerfahnen.*) Die Schützenfahnen, erklärten die Quartierkommissare, seien nicht mehr vorhanden, da sie alsbald nach der Besetzung Kassels durch die Franzosen im Jahre 1806 an den französischen General Barbot abgeliefert seien, der sie nach Frankreich geschickt habe. Es sollten aber die Bäcker und Schuhmacher noch Fahnen mit dem hessischen Löwen besitzen. Die vier Quartierkommissare erhielten darauf den Befehl, die ganze Stadt zu durchgehen und nach etwa noch vorhandenen hessischen Wappen zu suchen. Vom Erfolg sollten sie am nächsten Tage Anzeige machen. Zugleich wurde der Polizeikommissar Hünersdorff beauftragt, wegen der Fahnen der Bäcker und Schuhmacher Erkundigungen einzuziehen.

Die Quartierkommissare erschienen am nächsten Tage bereits um 9 Uhr morgens und berichteten über ihre Nachforschungen. Es ergibt sich daraus, daß die Beseitigung der hessischen Wappen und Namenszüge im Jahre 1808 in Kassel recht gründlich vorgenommen worden war. Denn die Quartierkommissare hatten nur folgende Wappen und Namenszüge noch vorgefunden:

1. die Wetterfahne auf dem Druselturme mit einem W,
2. die Wetterfahne auf der Garnisonskirche mit FL,
3. „ „ „ dem Schloßturme mit WL,
4. „ „ „ dem Zeughause mit CL,
5. am Posthause den Namenszug FL mit der Krone,
6. an der Durchfahrt des Packhofs an der Fulda im Schlußsteine einen kleinen Löwen und
7. über der Einfahrt des Gießhauses Armaturen mit dem Brustbilde des Landgrafen Karl.

Bezüglich der Fahnen der Zünfte berichtete der Polizeikommissarius Hünersdorff, daß sich bei keiner Zunft Fahnen mit dem hessischen Wappen vorgefunden hätten. Überhaupt befänden sich nur die Bäcker im Besitz einer Fahne, die früher bei festlichen Umzügen von den sog. Fahnenschwenkern benutzt worden sei. Diese Fahne bestehe aber aus

---

*) Reimann, früher preußischer Kriegs- und Domänenrat in Paderborn, wurde 1807 Präfekt des Werradepartements in Marburg, im Sommer 1808 Präfekt des Fuldadepartements in Kassel und im Januar 1812 Präfekt des Okerdepartements in Braunschweig.

**) Als Namenszug des Königs erscheinen auf den westfälischen Münzen die Buchstaben HN (Hieronymus Napoleon), während das Militär am Helme die Buchstaben JN (Jérôme Napoleon) trug.

†) Der Briefwechsel befindet sich im Kasseler Stadtarchiv.

††) Wilhelm Viktor Heinrich Otto Christian Treusch von Buttlar-Brandenfels, geb. 14. Juni 1762 zu Altenfeld, war 1806 Major im kurhessischen Regiment Kurprinz, wurde im Januar 1808 westfälischer Revueninspekteur, 1809 Oberst und Kommandeur der Nationalgarde, Palastpräfekt, im März 1813 Gesandter in Karlsruhe. Er trat 1813 in braunschweigische Dienste und starb am 2. März 1847 als Oberst und Kommandant von Wolfenbüttel. Er war verheiratet mit Henriette von Bosse, der früheren Braut Ernst Kochs, die dieser im „Prinz Rosa Stramin“ besang.

*) Diese Fahnen sind erst neuerdings bei der inneren Ausschmückung der Kirche entfernt worden.

rot und blau gestreiftem Taffet und zeige kein Wappen.

Über die Fahnen des Kasseler Schützenbataillons berichtete der Oberst v. Buttlar auf Grund von Meldungen des derzeitigen Kommandeurs der Schützen, Oberstleutnants der Nationalgarde Kümmel*), und des früheren Kommandeurs, Majors a. D. Spangenberg**), daß die Schützenfahnen am 6. November 1806 an den Marschall Mortier abgeliefert und von diesem nach Paris geschickt seien. Dort seien sie mit den Fahnen und Standarten der hessischen Truppen im Invalidenhotel ausgestellt, wovon sich v. Buttlar bei einem früheren Aufenthalte in Paris selbst überzeugt habe.

Der Maire v. Canstein berichtete nun auf Grund seiner Erkundigungen unterm 30. Juli 1811 an den Präfekten Reimann, daß sich außer den Trauerfahnen in der St. Martinskirche, über welche dem Konsistorium die Verfügung zustehe und die man als Zubehör der dortigen Fürstengräber wohl nicht entfernen könne, und außer den erwähnten Wetterfahnen ꝛc. sich hessische Wappen und Namenszüge in Kassel nicht mehr vorfänden. Er stellte anheim, ob die Wetterfahnen beseitigt werden sollten. Das scheint der Regierung aber doch nicht der Mühe wert gewesen zu sein, denn es ist auf Cansteins Bericht keine Antwort erfolgt.

Aus dem Berichte der Quartierkommissare geht übrigens hervor, daß man bei der Beseitigung der Wappen sehr vernünftig verfahren war. Man hatte dieselben, soweit sie Kunstwert besaßen, nicht völlig entfernt, sondern mit Holzkasten umkleidet. Dadurch sind uns außer anderen die schönen Wappen am Zeughaus und am Elisabether Hospital erhalten geblieben.

Die Fahnen des Kasseler Schützenbataillons werden wohl nicht mehr vorhanden sein. Am 30. März 1814 ließ nämlich der Marschall Serrurier zwischen 1500 und 1600 eroberte Fahnen, die im Pariser Invalidenhotel standen, im Hofe dieses Gebäudes verbrennen, damit sie nicht den Verbündeten in die Hände fielen. Dabei werden auch wohl die Fahnen der Kasseler Schützen ihr Ende gefunden haben."

* * *

Am 25. Oktober besichtigte eine stattliche Mitgliederzahl des hessischen Geschichtsvereins in Marburg die am 14. Oktober neu eröffnete Altertumssammlung in Gießen. Auf Einladung des Marburger Vorsitzenden hatten sich auch Vertreter der städtischen Körperschaften diesem Ausfluge angeschlossen. Es kam dem Vorstand des Marburger Vereins darauf an, seinen Mitgliedern und der Marburger Stadtverwaltung zu zeigen, was durch den freudigen Opfermut des Gießener Magistrats und der Mitglieder des dortigen Geschichtsvereins geleistet worden ist. Vom Konservator der Sammlung Herrn Hauptmann a. D. Kramer geleitet, wurden das Museumslokal selbst und die neue Aufstellung der Gegenstände besichtigt. Es ist das alte Schloß am Sand, welches zu Museumszwecken eingerichtet ist. Der Staat überließ es der Stadt und stellte auch die zu seinem ursprünglich beabsichtigten Abbruche bestimmt gewesene Summe von 9000 Mark zur Verfügung; 82 000 Mark gab die Stadt, und so konnte das Gebäude für seine neue Bestimmung innerlich und äußerlich würdig umgebaut und eingerichtet werden. — Die wichtigste Abteilung sind die prähistorischen, römischen, fränkischen Funde, welche das ganze obere Stockwerk füllen. Es sind hier meist Ausgrabungen aus Oberhessen aufgestellt; doch sind auch einige Schränke voll Gläser, sonstige römische Antiquitäten und aus Pfahlbauten stammende Stücke gleichfalls hier untergebracht, die insofern hier sehr instruktiv wirken, als sie ein wichtiges Vergleichsmaterial für die übrigen hier aufgestellten Stücke darbieten. Die übrigen Räume sind mit mittelalterlichen und der neueren Zeit angehörigen kunsthistorisch wichtigen oder lokalgeschichtlich interessanten Stücken angefüllt. Wir müssen es uns leider versagen, auf Einzelheiten näher einzugehen, können aber Gießen nur beglückwünschen, daß es eine solche wohlgeordnete, übersichtlich in zweckentsprechenden historischen Räumen aufgestellte Sammlung besitzt. — In der am 30. Oktober abgehaltenen ersten Wintersitzung des Marburger Geschichtsvereins besprach der Vorsitzende Dr. Könnecke zunächst die Gießener Altertumssammlung, denjenigen Mitgliedern, welche sie mit besichtigt hatten, zur Erinnerung, und denen, die sie noch nicht kannten, zur Aufforderung, sie kennen zu lernen. Daß dabei Vergleiche mit dem Zustande der Marburger Sammlung gezogen werden mußten, war unvermeidlich. Die Marburger Sammlung enthält statutenmäßig weder prähistorische noch römische Funde, auch keine hessischen Münzen. Aber an Umfang und Inhalt auf dem Gebiete der mittelalterlichen Altertümer und neueren Kunstgegenstände hessischen, namentlich oberhessischen Ursprungs ist sie bedeutend reicher als die Sammlung ihrer schwesterlichen Universitätsstadt, und es wäre nur zu wünschen, daß ihr endlich eine Aufstellung gegeben werden könnte, in welcher ihre Schätze zur Geltung kommen könnten und leicht jedermann zugänglich wären. — Der Hauptvortrag dieses Abends bestand in der Erklärung des von Drach und Könnecke herausgegebenen Prachtwerks über die Bildnisse Philipps des Groß-

---

*) Zimmermeister in Kassel.

**) Balthasar Spangenberg, Major im Regiment Prinz Karl, nach seiner Pensionierung Zuchthausinspektor in Kassel.

mütigen. Es konnte jedem der Anwesenden ein Exemplar dieses Buches vorgelegt werden, so daß sie den instruktiven Auseinandersetzungen und Erläuterungen, welche der Vorsitzende gab, leicht folgen konnten.

Hochschulnachricht. Einer Meldung aus Straßburg zufolge ist der Assistent an der medizinischen Klinik der dortigen Universität, Dr. Paul Morawitz, als Assistent an das v. Behringsche Institut in Marburg berufen worden.

Carl Preser. Am 9. November hielt der erste Vorsitzende der Kasseler Schriftstellervereinigung „Freie Feder“ Herr Max Müller einen öffentlichen Vortrag über den Dichter Carl Preser, dem das „Hessenland“ seit seinem Bestehen schon so manchen formvollendeten und zum Herzen sprechenden poetischen Beitrag verdankt. Im Rahmen des Lebensganges Presers, den wir gelegentlich seines 70. Geburtstages in Nr. 24 des Jahrgangs 1899 unserer Zeitschrift gebracht haben, gab der Vortragende eine Auswahl von Gedichten des Gefeierten, u. a. „Heimweh des Verbannten“, „Ich kenne ein Land, so reich und so schön“, Stellen aus dem „Arminslied“, sowie eine Szene aus dem geschichtlichen Drama „Die Sterner“. Einige Lieder Presers, die er selbst in Musik gesetzt hat, wurden von Fräulein Frederking, Tochter unseres besonders durch seine Dichtung „Der Born der Liebe“ bekannten hessischen Landsmannes Hugo Frederking, wiedergegeben. Reicher Beifall der Zuhörer lohnte die Vortragenden und mit ihnen auch den heimischen Dichter, der trotz seines Alters noch in Jugendfrische wirkt und schafft.

Kunstausstellung. Im Kunsthause zu Kassel ist seit einigen Tagen eine Ausstellung von Gemälden Kasseler Künstler eröffnet worden. Der Katalog weist 180 Nummern auf, doch sind wegen Platzmangels noch nicht alle Werke ausgestellt.

Todesfall. Am 12. November starb der Historienmaler Professor August Noack in Darmstadt. Daselbst am 27. September 1822 geboren, besuchte er von 1839—42 die Akademie in Düsseldorf und bildete sich sodann in München und Antwerpen, sowie in Frankreich und Italien weiter. 1855 wurde er zum Großherzoglichen Hofmaler und 1871 zum Professor an der technischen Hochschule in Darmstadt ernannt. Von seinen Werken sind zu nennen: Christus und die beiden Marien am Ostermorgen, Besuch Philipps des Großmütigen bei Luther, das Religionsgespräch in Marburg.

Rauschenberg. Zu dem in Nummer 20 unserer Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz des Herrn Sanitätsrats Dr. Schwarzkopf „Das Schloß zu Rauschenberg in Oberhessen“ sei nachträglich bemerkt, daß an der Erhaltung des Schlosses und der es umgebenden Anlagen der in Rauschenberg lebende Herr Eduard Bromm den größten Anteil hat. Von ihm ist auch eine verdienstvolle Geschichte der Stadt und Burg Rauschenberg herausgegeben worden, die aber nicht im Buchhandel erschienen ist. — Ein sehr stimmungsvoll gemaltes Bild von Hans Meyer „Sonntagmorgen in Rauschenberg“ befindet sich gegenwärtig auf der Kasseler Kunstausstellung.

Zur Geschichte eines Marburger Hauses. Es geht uns folgende Notiz zu: Das in den Mitteilungen „Aus der Studienzeit eines hessischen Edelmannes“, Nummer 20 des „Hessenland“, S. 282 erwähnte Haus des Professors Kahrell, in welchem Louis von Pappenheim in Marburg Wohnung fand, ist jetzt Nr. 13 der Ritterstraße. Um 1730 besaß es Professor van der Velde, dann General von Murmann, dann von Schreyvogel. Im Konkurs des von Schreyvogel erwarb es 1763 Professor Kahrell, dessen Erben es 1794 an Professor Tiedemann verkauften. 1817 ging es an Obergerichtsrat Scheffer über und von dessen Erben in gerichtlich freiwilligem Verkauf 1834 an Pfarrer Klöffler, dessen Erben es gegenwärtig noch gehört. Das „große Zimmer mit zwei Kammern“, das Louis von Pappenheim inne hatte, ist zweifellos das im dritten Stock gelegene, das 1853 Wilhelm Grimm sechs Wochen bewohnte, als bei einem Besuche des Obersten Wegner und dessen Frau, geb. von Schmerfeld, Wilhelm Grimms Frau erkrankte.

Hessische Bücherschau.

Verschwundene Wormser Bauten. Beiträge zur Baugeschichte und Topographie der Stadt. Von Dr. Eugen Kranzbühler. VIII, 217 Seiten. Worms (Verlag der N. Kräuterschen Buchhandlung) 1905. Geb. 15 Mk.

Dieses Buch bietet nicht nur den Bewohnern der alten Nibelungenstadt am Rhein, sondern auch weiteren Kreisen eine anziehende Lektüre. Es liefert schätzenswerte Beiträge zu den „Kunstdenkmälern im Großherzogtum Hessen“ (worüber wir in unserer Zeitschrift s. Z. berichtet), sowie zu Wagner-Schneider, Die vormaligen geistlichen Stifte im Großherzogtum Hessen. Besonders hervorzuheben sind die trefflichen Illustrationen (gegen 60), vornehmlich das neue Planmaterial. Der Anhang bringt vielfach neues Quellenmaterial, so auch zur Geschichte der Zerstörung von 1689. Der Preis des Buches ist im Verhältnis zum dargebotenen Stoffe als mäßig zu bezeichnen. Das treffliche Werk darf eines weiten Leserkreises sicher sein.

Gießen. Dr. A. R.

Zur Besprechung eingegangene Bücher und Schriften:

(Es können im allgemeinen nur solche Bücher besprochen werden, die Hessisches behandeln, oder deren Verfasser Hessen sind.)

Unter den langen Dächern. Neue Erzählungen vom Westerwald von Fritz Philippi. Mit Buchschmuck von K. Weckerling. Heilbronn (Verlag von Eugen Salzer) 1906. 3 M., geb. 4 M.

Weltkind, Gesänge des Lebens und der Liebe. Von Karl Engelhard, Straßburg i. E. (Verlag von Josef Singer) 1905.

Sommertag. Von Albrecht Dieterich. Leipzig (Verlag von B. G. Teubner) 1905. Geh. 1 M.

Dichter der Gegenwart im deutschen Schulhause. Charakteristiken nebst Proben von R. W. Enzio. Langensalza (Schulbuchhandlung von F. G. L. Greßler) 1905. Ladenpreis 1,60 M.

Welt und Seele. Gedichte von Karl Oppermann. Stuttgart (Verlag von Strecker & Schröder). Geh. 1,50 M., geb. 2,50 M.

Das zerbrochene Ringlein. Ein Schauspiel in 2 Aufzügen von Ewald Engelhardt. Kassel-Wehlheiden (Verlag von H. Regenbogen) 1905.

Deutsche Kulturgeschichte. Von Dr. Rudolf Eisler. Leipzig (Verlag von J. J. Weber) 1905. Preis 3 M.

Allgemeine Kulturgeschichte. Von Dr. Rudolf Eisler. 3. Auflage. Leipzig (Verlag von J. J. Weber) 1905. Preis 3,50 M.

Roman Werners Jugend und andere Erzählungen. Von Albert Geiger. Berlin (Karl Schnabel) 1905. Brosch. 3,50 M., geb. 5 Mark.

Katalog Nr. 67 des Antiquariats von Ferdinand Schöningh. Die Rheinlande, Hessen-Nassau, Großherzogtum Hessen. Osnabrück 1905.

An unsere verehrten Mitarbeiter. Anerbietungen zur Besprechung der eingegangenen Schriften sind uns erwünscht.

Personalien.

Verliehen: dem Gymnasialdirektor a. D. Geheimen Regierungsrat Dr. Duden zu Sonnenberg bei Wiesbaden, bisher in Hersfeld, der Rote Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife; dem Pfarrer emer. Wiesner in Marburg und dem Stadt-Bauinspektor Fabarius in Kassel, sowie dem Lehrer an der Kolonialschule Professor Dr. Feska in Witzenhausen der Rote Adlerorden 4. Klasse; dem Landkrankenhaus-Inspektor Schäfer zu Hanau der Rote Adlerorden 4. Klasse mit der Zahl 50; den Mittelschullehrern Voß und Schlitzberger, sowie dem Eisenbahngüterexpedienten a. D. Kleist in Kassel der Kronenorden 4. Kl.; dem Hegemeister Tim zu Forsthaus Wolfskopf bei Connefeld der Kronenorden 4. Klasse mit der Zahl 50.

Ernannt: Bildhauer Bernewitz zum ordentlichen Lehrer an der Königlichen Kunstakademie in Kassel; Pfarrer Israel zu Herschdorf zum Pfarrer in Oberrosphe; Pfarrer Schöner zu Bieber zum Pfarrer in Berkersheim; Hilfspfarrer Kleist zu Marburg zum Pfarrer in Halsdorf; Referendar Dr. v. Barbeleben in Kassel zum Gerichtsassessor; die Rechtskandidaten Krug, Graf Rantzau und Schwarzkopf in Kassel zu Referendaren; Sekretär Gries bei dem Amtsgericht in Friedewald zum Geheimen Registrator im Justizministerium in Berlin.

Versetzt: Pfarrer Spangenberg von Breitenbach a. H. nach Jesberg, Pfarrer Steinbock von Jesberg nach Bischhausen.

Bestätigt: Bürgermeister Salomon in Schlüchtern zum Bürgermeister in Niederlahnstein.

Entlassen: Referendar v. Baumbach aus dem Justizdienste behufs Übertritts zur allgemeinen Staatsverwaltung.

Verlobt: Assistenzarzt am Landkrankenhause zu Hersfeld Karl Andrée mit Fräulein Marie Claessen in Lispenhausen (Oktober).

Geboren: ein Sohn: Fabrikant Wilhelm Heckeroth und Frau Martha, geb. Schaub (Devant les Ponts bei Metz, 4. November); — eine Tochter: Domänenpächter Hermann Plaß und Frau Auguste, geb. Krause (Mönchehof bei Kassel, 30. Oktober); Professor Schaum und Frau Ella, geb. Winter (Marburg, 31. Oktober); Landmesser Krafft und Frau, geb. Kirchhoff (Marburg, 1. November); Landrat und Stiftshauptmann von Ditfurth und Frau Marie, geb. von Keudell (Gut Dankersen bei Rinteln, 3. November); Professor Dr. Richarz und Frau Tula, geb. Rühle (Marburg, 3. November); Rechtsanwalt Dr. Wedemeyer und Frau, geb. Rothfels (Kassel, 9. November).

Gestorben: Wirklicher Geheimer Rat D. Goldmann, früherer Präsident des Großherzoglichen Oberkonsistoriums, 84 Jahre alt (Darmstadt, 29. Oktober); Frau Friederike Amalie Schenkheld, geb. Graebe, Witwe des Steuerrats, 74 Jahre alt (Kassel, 1. November); Fabrikdirektor Joh. Heinrich Brandes, 66 Jahre alt (Kassel, 2. November); Frau Emilie von Wild, geb. Ihlée, Witwe des Geheimen Medizinalrats, 72 Jahre alt (Kassel, 2. November); Professor Dr. Konrad Keßler (Greifswald, 2. November); Privatmann Theodor Tegethof, 76 Jahre alt (Kassel, 2. November); Friedrich Reucker, Herausgeber des Kreisblattes, 74 Jahre alt (Homberg, 3. November); Amtsgerichtsrat a. D. Ludwig Amelung, 60 Jahre alt (Kassel, 4. November); Berthold Hassenpflug, 60 Jahre alt (Wien, 4. November); Geheimer Regierungs- und Schulrat a. D. Friedrich Sternkopf, 74 Jahre alt (Kassel, 6. November); Privatmann Louis Meyer, 52 Jahre alt (Kassel, 6. November); Kaufmann Oskar Keerl, 36 Jahre alt (Kassel, 7. November); Kreistierarzt a. D. Karl Braubau, 72 Jahre alt (Homberg, 7. November); Landkrankenhaus-Inspektor Konrad Schäfer, 69 Jahre alt (Hanau, 9. November); Frau Pauline Rübsam, geb. Bamberger, 75 Jahre alt (Fulda, 11. November); Kunstmaler August Noack, 83 Jahre alt (Darmstadt, 12. November); Frau Amtsgerichtsrat Minna Fulda, geb. Schraub, 72 Jahre alt (Kassel, 12. November); Rektor a. D. Warmholz, 91 Jahre alt (Eschwege, November); Frau Ida Fuchs, geb. Pauli, Witwe des Generalsuperintendenten D. Fuchs, 64 Jahre alt (Neukirchen, 13. November).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 23. XIX. Jahrgang. Kassel, 1. Dezember 1905.

Wunsch.

Könnt' ich zu dem keuschen Glück
Deines kleinen Lebens dringen!
Trüg' ich für ein kurzes Stück
Deine unbefleckten Schwingen!

Könnt' ich doch das weiße Kleid
Deiner Unschuld um mich legen, —
Weltentrückt und wehbefreit
Geh'n auf deinen reinen Wegen!

Möchte deiner Sonne Licht
Auch mein sündig Herz beschenken,
Daß vor deinem Angesicht
Meine Augen sich nicht senken! —

Meine Wünsche sind so viel; —
Weiß, wie meine Wunden bluten, —
Weiß, wie meines Schiffes Kiel
Wird umtost von wilden Fluten. —

Hilf mir steuern, Liebling mein,
Und die Sturmeswogen dämpfen,
Daß ich nicht so ganz allein
Muß mit Wind und Wetter kämpfen!

München. **Gustav Adolf Müller.**

Erwartung.

Erwartung, — die frohe, — wie leichtbeschwingt
Jubelnd den kommenden Tag sie besingt!
Frohleuchtend das Antlitz aufgereckt,
Die Hände dem Glück entgegengestreckt, —
Erwartend des Lebens Huldigung:
Streut Rosen! Ich bin ja so jung! So jung!

Erwartung, — du bange, — die Tag um Tag
Erharrte den goldenen Stundenschlag!
So wehvoll ihr fragendes Auge blickt,
Deß' Hoffnungsstrahl von Enttäuschung erstickt!
Auf tausendfaches leises „Vielleicht" — — —?
Ward immer Verneinung zur Antwort gereicht!

Du mir vertraute! Du bleibst mir treu!
Verlockst mich flüsternd immer aufs neu!
Nicht mehr wie in sonniger Rosenzeit
Mir zeigend der Erde Glückseligkeit, — —
Doch vieler Freuden süßes Gesicht
Enthüllst du, — aber gibst sie mir nicht!! —

Kassel. **Mary Holmquist.**

In die Ferne träum' ich hinaus . . .

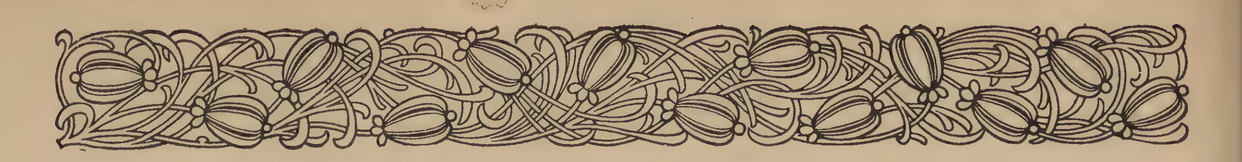
In die Ferne träum' ich hinaus,
In die blaue Ferne . . .
Ach! Ihr Wolken, wo zieht ihr hinaus,
Und ihr leuchtenden Sterne!

Gibt es ein Land, wo der Friede wohnt,
Und die Liebe, das Glück?
Gibt es ein Land, wo die Schönheit thront,
O gebt Antwort dem sehnenden Blick!

Wir sind Wolken, wir ziehen ins Weite hinaus,
Wir leuchten und wandern, wir Sterne!
Uns reißt auseinander der Winde Gebraus,
Uns verschlingt die endlose Ferne!

Stumm liegt das Haus und stumm die Welt,
Und stumm die Wolken und Sterne,
Kein Stern herab vom Himmel fällt . . .
Und ich träum' in die Ferne . . .

Gießen. **Josef Wenz.**



Aus den Lebenserinnerungen des Königl. westfälischen Direktors der Pulver- und Salpeterwerke.

Mitgeteilt von H. Blumenthal.

Frédéric Masson, dem wir so viele wertvolle Mitteilungen über den ersten Napoleon verdanken, daß seine übrigen verdienstvollen Forschungen darüber fast vergessen sind, hat jüngst ein Memoirenwerk der Öffentlichkeit übergeben, das zwar keine bedeutungsvollen neuen Aufschlüsse über die napoleonische Zeit bietet, durch seine lebensvolle Detailschilderung aber die schon vorhandenen zeitgenössischen Berichte aufs glücklichste ergänzt. Die „Souvenirs de Maurice Duviquet“, die bei Ollendorff in Paris erschienen sind, zeigen uns die Ereignisse der Jahre 1773—1814, wie sie sich in dem Kopfe eines klar denkenden Augenzeugen wiederspiegeln, und manches scharfe Schlaglicht fällt auf die Personen, die im Vordergrunde des Interesses standen. Duviquet war am 22. September 1773 in Clamecy als Sohn eines Postdirektors geboren, er hatte zuerst freiwillig Dienste im republikanischen Heere gegen die königstreuen Vendeer genommen, war in Gefangenschaft geraten und hatte schon den Strick am Halse gefühlt, mit dem der feindliche Führer alle Gefangenen bedachte. Dieser Gefahr entronnen, hatte er mancherlei Abenteuer bestanden, auf seinen Märschen als Angehöriger der grande armée viel Städte und Länder gesehen und war auch durch seinen einflußreichen Bruder mit den leitenden Männern seiner Zeit in Verbindung gekommen. Da ein Teil seiner Lebenserinnerungen dem Königreich Westfalen und dessen Residenzstadt Kassel gewidmet ist, geben wir in folgendem den Inhalt dieser Stellen in gedrängter Kürze wieder.

Die Frau Duviquets war eine Tante des Generals Allix, der seit 1807 die Artillerie Jérômes befehligte. Diesen verwandtschaftlichen Beziehungen verdankte Duviqet im Jahre 1811 seine Ernennung zum Generaldirektor der Pulver- und Salpeterwerke des Königreichs Westfalen mit einem Jahresgehalt von 15000 Franks. Trotzdem er von Pulver und Salpeter absolut nichts verstand und sein Versuch, sich von seinem Pariser Kollegen wenigstens über die Elemente dieser Wissenschaft und die Erfordernisse seines neuen Amtes unterrichten zu lassen, scheiterte, trat er doch wohlgemut seine Reise nach Kassel an, wo er am 23. Oktober 1811 eintraf.

„Kassel“, so erzählt er, „ist eine sehr niedliche Stadt von 22000 Einwohnern; seine Straßen sind breit, reinlich und gut gepflastert. Denkmäler sind nur wenige vorhanden. Die große St. Martinskirche hat nichts besonders Bemerkenswertes. Das alte Schloß, die ehemalige Residenz des Kurfürsten, war nach bedeutenden Ausbesserungen die Wohnung Jérômes geworden. ... Nach außen war es nicht besonders schön, seine innere Ausstattung aber war prächtig und kostbar.“ Kaum einen Monat nach seiner Ankunft, in der Nacht des 23. November, wird Duviquet plötzlich durch Feuerlärm geweckt. (Der Generaldirektor der westfälischen Pulverwerke schreibt „Fäer“ statt „Feuer“.) Das Schloß, in dessen Nähe er wohnte — er hatte im öffentlichen Badehaus ein Unterkommen gefunden — brennt, und in das Geschrei der Dienerschaft und der Schildwachen mischt sich der Ruf der Wächter vom Turm der St. Martinskirche. Den König hatte sein Kammerdiener in eine Decke gehüllt und in ein Nachbarhaus getragen, als schon die Flammen sein Schlafzimmer erreichten. Auch die Königin war durch die Dienerschaft gerettet worden. Man hatte, um die Kälte, die in dem Schlosse herrschte, zu bannen, überall Röhren gelegt und von einem Zentralpunkt aus geheizt. Eine dieser Röhren hatte den Fußboden im Salon des Oberhofmarschalls in Brand gesetzt, der durch Fenstervorhänge sich schnell verbreitete. Alles verlor den Kopf. Kommoden, Sessel, Spiegel flogen aus den Fenstern und bildeten am anderen Morgen einen wüsten Trümmerhaufen. Jérôme zog nach „Napoleonshöhe“. Um aber auch in der Hauptstadt eine Residenz zu haben, ließ man die Bewohner eines ganzen Häuserquartiers in der Bellevue ausziehen, brach Verbindungstüren, errichtete ein Gitter an jedem Ende der Straße, die dadurch zum Schloßhof sich wandelte, und stellte in wenigen Monaten einen des Königs würdigen Aufenthalt her.

Duviquet schildert dann die sattsam bekannten staatlichen Einrichtungen Westfalens und teilt mit aufrichtigem Bedauern mit, daß er nur deshalb nicht Ritter des neuen Ordens der westfälischen Krone geworden sei, weil an dem Tage, wo er ihn erhalten sollte, dem Geburtstag des Königs

im Jahre 1813, Jérôme kein Königreich und keinen Orden mehr hatte.

Nicht lange nach seiner Ankunft wurde der Großstallmeister des Königs, Graf Morio, den Duviquet von früher her kannte, von einem Hufschmied Lesage erschossen. Der Mörder hatte seine Tat aus Wut darüber begangen, daß er durch einen geschulten deutschen Hufschmied ersetzt worden war. Acht Tage hatte er, fast ohne etwas zu essen, seinem Opfer aufgelauert, endlich hatte er seine Tat vollführen können. Auf das Geschrei der Stallknechte eilt Jérôme herbei und findet seinen Freund sterbend. Der Mörder wird widerstandslos verhaftet und ins Kastell geführt. Am 1. Februar 1812 zum Tode verurteilt, wird er bald darauf enthauptet.

Duviquet, der eine gute Dosis Eitelkeit besitzt, und der offenbar eine hohe Genugtuung darüber empfindet, daß er mit hochmögenden Persönlichkeiten verwandt ist und dadurch zu vielen Hoffestlichkeiten kommt, widmet diesen Festlichkeiten eine genaue Beschreibung. Auf einem Maskenball beim Kriegsminister, den er mit General Allix besucht, neckt der König, der sich unerkannt glaubte, diesen General, wird aber tüchtig von ihm abgeführt. „Die Königin war leicht kenntlich, da sie etwas korpulent war, besonders an den Füßen, wo sie ein Fettpolster hatte, das sich über die Schuhe hinausdrängte."

Einige Tage nach der feierlichen Verteilung von Fahnen an die Garde an Stelle der beim Schloßbrand zerstörten, — eine Verteilung, die Jérôme in der Orangerie mit großer Feierlichkeit vornahm, da „die Deutschen solche Veranstaltungen voll Glanz und Größe lieben und sie der alte Kurfürst in dieser Hinsicht nicht verwöhnt hatte", — holte Duviquet seine Frau in Mainz ab und bezog das Haus Königsstraße 1167, in dem außer ihm der protestantische Pfarrer Habich wohnte. Das Ehepaar besuchte sehr oft das Theater und nahm ein Monatsabonnement auf eine Loge. Einen Teil der Schauspieler — die Herren Bourdais, Piereson, Dérubelles, Dugrand, Merville, und die Damen Delêtre, Dorisan, Aumer, Lacomme — hat Duviquet später in Paris wiedergesehen. Der Logennachbar des Ehepaares war der Exkönig von Schweden, der unter dem Namen eines Grafen von Gottorp in Kassel wohnte. Der ganze Hofstaat dieses gestürzten Monarchen bestand aus zwei Personen. Sein Jäger mußte sich stets an der Logentür halten. Der Graf von Gottorp war ein ständiger Theaterbesucher, der mit großem Interesse den Vorgängen auf der Bühne lauschte. Besonders ein Vaudeville, „Monsieur Guillaume", erweckte seinen Beifall. In diesem zur Zeit des Konsulats oft gegebenen Stück wurde Lamoignon de Malesherbes unter dem den Titel bildenden Namen auf die Bretter gebracht. Ein Couplet, das mit den Worten begann:

„Einen andern rauszuwerfen,
Maßt heut mancher leicht sich an"

hatte es dem entthronten Fürsten besonders angetan, und er summte es in den Pausen laut vor sich hin. Dagegen machte auf ihn die Oper „Raoul Blaubart", in der er vielleicht Anspielungen auf sein Geschick fand, einen merkbar verstimmenden Eindruck.

Nach einigen Wochen erhielt Duviquet eine Loge im zweiten Rang, von der aus er alle Vorgänge in der gegenüber liegenden kleinen königlichen Loge beobachten konnte. „Jérôme und die Königin fehlten selten bei einer Vorstellung. Die Königin war eine ausgezeichnete Fürstin. Sie liebte ihren Mann wie eine ehrsame Bürgerin, dieser erwiderte ihre Gefühle, was ihn nicht hinderte, mehr als eine Untreue zu begehen. In der Loge befanden sich stets zwei oder drei hohe Hofbeamte, die hinter dem Königspaar standen. Der Oberstpalastmarschall, Herr von Boucheporn, hatte den Majestäten den Theaterzettel zu übergeben. Er tat das nie aus freier Hand, legte ihn vielmehr auf seinen Hut und reichte ihn so dem fürstlichen Paar.

Die Königin hatte einen niedlichen kleinen Hund, den sie oft mitbrachte und den sie auf den Schoß nahm. Das kleine Tier, das neugierig war und sehen wollte, was im Saal vorging, stellte die Vorderfüße auf die Logenbrüstung und sah sich so aufmerksam und intelligent um, daß das Publikum sich sehr darüber amüsierte. Als nun eines Abends in einer übrigens ziemlich schlechten Oper, „Die beiden Eifersüchtigen", der Darsteller eines Gärtners von seinem Hund zu sprechen und dessen Gebell nachzuahmen hatte, mischte sich das Hündchen der Königin sofort ein und bellte, trotz aller Bemühungen des Königspaares, zur großen Belustigung des Publikums bis zur Beendigung der Szene wacker mit."

Duviquet aber weiß noch von anderen Zerstreuungen Jérômes zu berichten. Als dieser seinem Bruder in den russischen Feldzug folgen wollte, hatte eine ganz junge Dame, die Tochter des Kontrolleurs im Pagenhause, Alexander, sein Wohlgefallen erregt. Da es aber nicht angängig schien, daß die Dame als Fräulein sich dem Hofstaat des Königs anschlösse, ward ein Gatte für sie gesucht und sehr schnell in einem Ministerialbeamten namens Escalon gefunden. Als das neuvermählte Paar nach der Trauung aus der Kirche trat, setzte man den jungen Gatten in einen

Wagen, übergab ihm das Dekret, das ihn zum königlich westfälischen Feldpostdirektor in Warschau ernannte, und ließ ihn sofort die Reise nach seinem Amtssitz antreten. Die gute Gesellschaft verurteilte das Gebaren der Mutter der jungen Dame aufs schärfste, weil man wußte, daß sie mit Jérômes Plänen einverstanden gewesen war. Man bedauerte den Vater, hörte aber am nächsten Tage, daß er zum Generaleinnehmer ernannt sei. Das bewirkte eine Verminderung des Mitgefühls und eine Vergrößerung der Mißachtung. Die bisherigen Freunde des Hauses mieden dieses und der neue Generaleinnehmer hatte alle Muße, seine Taler allein zu zählen. Erst nach Jérômes Sturz erfuhr man die Unschuld des alten Alexander.

Der König kehrte sehr bald vom russischen Heere wieder heim. Er hatte sich mit seinem großen Bruder nicht vertragen können. Und um die Zeit totzuschlagen, besuchte er jetzt ständig das Theater, ließ Jagden und Feste veranstalten. Eins dieser letzteren erscheint Duviquet ganz besonders bemerkenswert. Es fand am Abend des 23. August in Schönfeld statt. Die große Allee war prächtig illuminiert und führte zu einer Bühne, auf der die Kasseler Künstler ein ländliches Fest darstellten. In diesem Festspiel ward Jérôme und seine Gemahlin als brave deutsche Landleute gefeiert. Von da schritt der Hof einen Abhang hinunter und zwar auf dem „Diamantenwege", der diesen Namen von den Tausenden kleiner Lichter trug, die den Pfad umgrenzten. Auf einem kleinen See stellten andere Künstler, die sich auf kleinen Booten befanden, einen Wasserkampf dar. Die Besiegten schwammen an das entgegengesetzte Ufer und fanden im Gebüsch trockene Kleidung. Daran schloß sich ein Ballett, das in einem aus Blumen und Blättern gebildeten, von einer Unzahl bunter Lichter erleuchteten Saal getanzt ward. Schließlich wurde ein prächtiges Souper eingenommen. Dann wurde das herbeigeströmte Publikum eingelassen, das die prächtige Illumination bewunderte. Als der Winter des Jahres 1812 mit ungewohnter Strenge einsetzte, — es waren 25—26 Grad, — und dem Vergnügen im Freien ein Ende machte, gab es Zerstreuungen anderer Art. Die Schlittenpartien des Hofes lockten stets zahlreiche Zuschauer an. Jeder Schlitten stellte ein Tier, einen Schwan, einen Hirsch, einen Löwen ꝛc., dar. Prächtig angeschirrt, boten diese Gefährte einen malerischen Anblick.

Es wimmelte in Kassel von dramatischen Autoren. Es gab deren am Hofe, unter dem Personal des Theaters und in der Stadt. Duviquet erwähnt besonders die Aufführung der „Rivalen", einer Oper, zu der ein Kammerherr des Königs, Laflêche, die Musik geschrieben hatte, und der „Vestalin". Zur Aufführung der letztgenannten Oper hatte Jérôme vier Schimmel aus seinem Marstall hergeliehen, die den Wagen des Licinius zogen. Einige zwanzig andere Pferde waren ebenfalls auf der Bühne, „zum großen Erstaunen der guten Deutschen, die nie etwas Ähnliches gesehen hatten." „König und Königin waren über den Erfolg ihrer Pferde, die ihre Rolle so gut spielten, hoch erfreut." Auch der Kabinettssekretär des Königs, Baron von Sorsum, ging unter die dramatischen Autoren. Mehrere Stücke von ihm wurden am Hoftheater aufgeführt, und nur der Zusammenbruch der ganzen westfälischen Herrlichkeit hinderte Duviquet selbst, sein Talent als Dichter verwerten zu können.

(Schluß folgt.)

Über die Entwickelung der Bierbrauerei in Hessen.

Von H. Keßler.

Das Alter der Bierbrauerei läßt sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen. Soviel ist indes sicher, daß das Bier zu den ältesten Genußmitteln im Haushalte der Menschen zählt und schon in altersgrauer Vorzeit weitere Verbreitung gefunden hat, als gemeiniglich angenommen wird. Die Sitte des Bierbrauens geht auf eine sehr frühe Kulturstufe zurück und wird teilweise sogar für älter als der Weingenuß erachtet. Von den alten Germanen berichten bereits Tacitus und Plinius, daß sie aus Gerste ein bierähnliches Getränk hergestellt hätten. Der Geschmack des Getränkes war im Gegensatz zum heutigen Bier ein süßer, da anfänglich bittere Zusätze wie Hopfen ꝛc. unbekannt waren. Die Beimischung von bitteren Bestandteilen gehört einer späteren Zeit an und wurde lediglich zu dem Zwecke vorgenommen, dem Getränk eine größere Haltbarkeit zu verleihen.

Seit Karls des Großen Zeiten hat der Hopfen unter den verschiedenen Bitterstoffen mehr und mehr den Vorzug behauptet und ist seitdem der Zusatz von Hopfen allgemein üblich geworden. Die Bierbrauerei ist ursprünglich ein Bestandteil des gewöhnlichen hauswirtschaftlichen Betriebs. Im 15. und 16. Jahrhundert hatte sich die Um=

wandlung des Brauereibetriebs in einen gewerblichen Betrieb vollzogen. Die Ausbildung hatte ihren Höhepunkt in Mittel- und Norddeutschland, außerdem in Holland und Belgien erreicht. Nach dem dreißigjährigen Krieg trat ein völliger Niedergang des Gewerbes in den genannten Gebieten ein und das Bier wurde durch Wein, Kaffee und andere Genußmittel verdrängt. Zu diesem Niedergange hatte nicht zuletzt die im Zusammenhange mit der Reformation erfolgte Aufhebung der Klöster beigetragen. Diese hatten vielfach auf ihren Gütern Musterbetriebe eingerichtet, welche für die Weiterbildung der Brauereitechnik von großer Bedeutung waren. Während in Norddeutschland das Brauwesen mehr und mehr niederging, blühte dasselbe in Süddeutschland, besonders in Bayern, dank der Wirtschaftspolitik der bayrischen Fürsten. In Bayern wurde im 16. Jahrhundert der Fundamentalgrundsatz der Brauerei, daß zur Bereitung des Bieres nur Wasser, Hopfen und Malz verwendet werden dürfe, zu einem Grundgesetz erhoben.

Die Bierbrauerei hat sich auch in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters vielfach noch im grundherrlichen Verband befunden, sie verdankte ja auch ihre technische Ausbildung in älteren Zeiten durchaus der Fronhofswirtschaft. Ein Brauhaus gehörte wohl in allen größeren Fronhöfen zu den regelmäßigen gewerblichen Attributen, wenn es auch zumeist nur bestimmt war, den Eigenbedarf der herrschaftlichen Wirtschaft und die zahlreichen Bierleistungen zu decken, welche diese an ihre Knechte und Arbeiter zu verabfolgen pflegte, und außerdem bei bestehendem Brauhausbanne, das Getränke den Grundholden und Vogteileuten der Herrschaft zu liefern. Mit der Erstarkung der Landeshoheit tritt immer häufiger eine Verleihung der Braugerechtigkeit an Lehnsleute und Grundherren überhaupt auf. Das Recht, ein Brauhaus zu errichten, ist dann wie das Recht auf die Schenke ein Bestandteil des grundherrschaftlichen Lehns.

Die Städte haben es sich vielfach vorbehalten, die Brauereiberechtigung, sofern sie gewerbsmäßig ausgeübt werden sollte, von Fall zu Fall besonders zu verleihen.

Die Fortschritte, welche die Bierbrauerei im Laufe der Zeit gemacht hat, indem einesteils der Hopfenzusatz allgemeiner wurde, andererseits das Bier stärker eingebraut wurde, um größere Haltbarkeit zu erlangen (Dickbier), bewirkte im Zusammenhange mit dem verfeinerten Geschmacke, daß auch die technische Anlage wesentlich verbessert und damit auch ein geschulter Betrieb notwendig wurde. Das Recht auf das Bierbrauen erhielt sich infolgedessen nunmehr bei jenen Häusern, welche mit entsprechenden technischen Anlagen versehen waren. Schon im Mittelalter hat sich die Brauerei im herrschaftlichen Großbetrieb wie im reinen technisch entwickelten Gewerbebetriebe große volkswirtschaftliche Bedeutung errungen. In einer Reihe von Hansastädten ist ein schwunghafter Export von deutschem Bier entwickelt und eine Anzahl anerkannter Biersorten hat sich auch im Inlande große Verbreitung zu verschaffen gewußt. So ist das Bremer Bier seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts, Münsterer Greet seit 1260, Zittauer Bier seit 1270, Lübecker Dickbier seit dem 14. Jahrhundert, später auch Braunschweiger Mumme, Görlitzer und Einbecker Bier berühmt geworden. Die süddeutschen Biere haben es bis gegen Ende des Mittelalters zu keiner großen Bedeutung gebracht, obgleich in Bayern die Herzöge und die Stifter sich ihre Brauereien immer angelegen sein ließen und auch in Wien die Bierbrauerei nicht unbedeutend war.

Einer regelrechten Zunftbildung waren im allgemeinen die Verhältnisse der Bierbrauerei nicht günstig. So in Frankfurt a. M., wo noch im Jahre 1492 eine Anzahl von fünf „Brauern" einem anderen Hauptberufe angehörten und eine eigene Brauerzunft nicht vor dem 18. Jahrhundert nachweisbar ist. Daneben entwickelten sich allerdings an vielen Orten auch reguläre Brauerzünfte, wo das Brauhandwerk in seiner selbständigen Ausbildung nicht durch herrschaftliche oder bürgerschaftliche Organisationsformen aufgehalten war.

Gehen wir nun jetzt zu Hessen über. Schon unter Abt Ratgar (gewählt 803, abgesetzt 817) bestand in Fulda eine Brauerei. In Hessen besaßen die meisten adligen Güter Bierbrauereigerechtigkeit, unter anderen das vormals von Uffelsche Gut Burguffeln, welches auch Brannteweins-Bann-Gerechtigkeit ausübte.

Die Einschränkung der natürlichen Freiheit, Bier zu feilem Kaufe zu brauen, gründet sich mehr nach Lennep (Abhandlungen von der Leihe zu Landsiedelrecht, Bd. I, S. 492) nur auf ein in der Landeshoheit liegendes Recht.

In der Reformationsordnung in Polizeisachen, welche Philipp der Großmütige 1526 erlassen hat, heißt es im 8. Abschnitt, S. 52, Band I der Sammlung der Landes-Ordnungen: „Auf den Dörfern in unseren Fürstentümern, Landen und Gebieten sollen ganz und gar keine Bierbrauer noch Handwerker sitzen und ihr Bier brauen und Handwerk betreiben, bei Verlust der zum Betriebe der Bierbrauerei bzw. des Handwerks gebrauchten Gerätschaften und Werkzeuge, sowie bei Zahlung einer Strafe von zehn Pfund Gelds."

Die Polizeiverordnung Landgraf Philipps des Großmütigen räumt den Städten des Fürstentums allein die Berechtigung ein, Bier zu brauen und damit die Dörfer des Amts zu versehen.

In den Städten wurde die Bierbrauerei zunftmäßig betrieben. In den älteren Zeiten des Zunftwesens zogen strenge Gesetze dem Halten von Arbeitspersonal eine Grenze. In den einzelnen Betrieben war es nur erlaubt, höchstens 3—4 Gesellen und immer nur einen Lehrling zur Zeit zu beschäftigen.

Nach der Polizeiverordnung Philipps des Großmütigen, wonach nur in den Städten Bier gebraut werden durfte, ist nicht überall verfahren worden, vgl. Acta, das Bierbrauen im Amte Gudensberg betreffend 1671—99, indem darnach dem Wirt „Zur neuen Herberge" und auch der Gemeinde Grifte, um ihre Edderbrüche reparieren zu können, das Bierbrauen gestattet worden ist.

Die Abgabe vom Bierbrauen war zuweilen auf die Häuser rediziert. Nach dem Gudensberger Saalbuch von 1579 muß jedes Haus zu Gudensberg 1 Heller Grundgeld, und ein Brauer und wer feilen Kauf hält, 7 Heller jährlich an Grundgeld erlegen.

Über das ehedem von der Stadt Kassel gelieferte Hofbier findet sich eine Nachricht im Kasseler Saalbuch von 1539 fol. 12. In der Kasseler Rentereirechnung von 1481 ist ein Verzeichnis der Hofbierpflichtigen zu Kassel enthalten. In allen Dörfern des Amts Zierenberg ist ehedem Bier gebraut. Im Jahre 1505 ließ Landgraf Wilhelm II. Spangenberger Bier nach Marburg und in demselben Jahre ½ Fuder für die Landgräfin Anna von demselben Bier (nebst 4 Tonnen des besten Branntweins) nach Rotenburg schicken. Es scheint, daß das Spangenberger Bier ehedem in gutem Ruf gewesen, wie dies auch bei dem Guxhagener Bier der Fall gewesen zu sein scheint. Im Jahre 1663 wurde eine Partie davon von der Rentkammer für den damaligen Landtag zu Kassel und im Jahre 1667 zu einem bevorstehenden fürstlichen Feste (gegen Bezahlung) eingefordert.

Ausländisches Bier war in der Regel verboten, es müßte denn sein, daß im Lande keins zu haben wäre, in welchem Falle es mit Bewilligung der Beamten auswärts geholt werden konnte. Wo es einzuführen erlaubt ist, müssen doppelte Abgaben erhoben werden.

Im Landtagsabschied vom 3. Februar 1553 im § 7 bestimmt Landgraf Philipp: „Die Brauer sollen ein gutes und gesundes wohl ausgekochtes Bier verfertigen, dessen auch eine hinlängliche Menge brauen. Die Polizei hat darauf zu sehen, daß untadelhaftes gutes Malz und kräftiger Hopfen zum Brauen gegeben werde." Diese Bestimmung ist in den Polizeiordnungen verschiedener hessischer Städte im 17. und 18. Jahrhundert getroffen.

Das Bier durfte nicht eher verzapft werden, als bis es von Polizei wegen geprüft war. Das bei der Prüfung schlecht befundene Bier wurde jedesmal unter die gewöhnliche Taxe heruntergesetzt, der Schuldige auch bestraft. Nach Befinden wurde das Bier auch wohl weggenommen und entweder an die Armenhäuser abgegeben, oder, wenn es der Gesundheit schädlich befunden wurde, zum Gebrauch für das Vieh zum Nutzen der Armenhäuser verkauft. Die fürstliche Resolution vom 20. Dezember 1655 § 3 bestimmt, daß, solange die Städte gutes Bier brauen, das Kessel- und andere Brauen auf den Dörfern und das Verführen des Bieres aus denselben an andere Orte verboten bleibt. Dörfer, welche nicht zwei Stunden oder weiter von einer Stadt entfernt sind (Bannmeile), sollen sich des Brauens zu feilem Kauf gänzlich enthalten, welches auch von dem auf Hochzeiten, Kindtaufen und Ehrengelagen erfordert werdendem Biere zu verstehen sei.

Den Landgrafen ist im Landtagsabschied vom 3. Februar 1553 und in der Polizeiordnung von 1622, Art. 7, § 1 das Recht vorbehalten, auch Dörfern, die innerhalb der Bannmeile einer Stadt liegen, das Privilegium, in ihrem Dorf Bier zum feilen Kaufe zu brauen, zu erteilen.

1553 erteilte Landgraf Philipp der Großmütige der Stadt Wanfried das Privilegium Wein und Bier zu verschenken.

Mit der Bierbrauereiberechtigung waren mehrere Gemeinden im Bezirke der Renterei II zu Kassel konzessioniert, z. B. Helsa, Dennhausen, Oberkaufungen und Eiterhagen.

Die Stadt Großalmerode hat die Bierschenkgerechtigkeit vermöge Privilegs vom 24. Februar 1775, wofür sie einen Zins von jährlich 3 Taler 8 Albus zahlte, verliehen erhalten.

Die Untertanen des Gerichts Petersberg waren früher gehalten, ihr benötigtes Bier vom Vorwerk Petersberg zu nehmen, dessen Pächter das Recht, Bier zu brauen, mitverpachtet war.

Landgraf Karl verwilligte dem Dorfe Gensungen 1690 eine Braugerechtigkeit. Nachdem aber die Stadt Felsberg dagegen eingekommen war, wurde die Gensungen erteilte Verwilligung zurückgezogen.

Landgraf Philipp der Großmütige hat 1526 dem Dorf Heringen aus besonderer Gnade bis auf weiteren Bescheid das Recht, Bier zu brauen, verliehen.

Die Landgrafen Heinrich II. und Otto erteilten 1362 der Stadt Lichtenau aus Gnaden, weil sie

zur Lösung des Amtes Gudensberg jährlich, während 18 Jahren, 70 Mark Silber zu geben versprochen, die Gerechtsame, daß aus den Gerichten Reichenbach und Lichtenau niemand Bier brauen und Bier schenken, auch sonst, mit Ausnahme eines Schmieds in Reichenbach, daselbst ein Gewerbe betreiben soll, als in der Stadt Lichtenau.

Aus Winkelmanns Beschreibung des Fürstentums Hessen und Herzfeld 1697 S. 286 will ich am Schluß noch folgendes mitteilen:

Bei der Stadt Rauschenberg entspringt aus einem Felsen ein sehr helles klares Wasser. Dieses wurde durch bleierne Röhren nach Rauschenberg geleitet, wo es zum Bierbrauen verwandt wurde. Dies Bier war sehr gesund und wurde seiner besonders guten Wirkung wegen an der fürstlichen Tafel zu Kassel getrunken. Das Grebensteiner Bier ist wegen der Brunnenkresse ein gesundes Bier und erzielt gleiche Wirkungen wie das Rauschenbergische. Auch in Marburg, Eschwege, Kassel, Melsungen und Guxhagen wurde nach Winkelmann ein gutes Bier gebraut. Curtius in seiner 1793 erschienenen Geschichte und Statistik von Hessen sagt Seite 385: „Durch den vermehrten Gebrauch des Weines und des schädlichen Branntweins hat das Bier an Menge und Güte sehr verloren."

Vom Kasseler Hoftheater.

Das Königliche Theater wurde nach Ablauf der Ferien am 3. September mit „Margarethe" von Gounod wieder eröffnet. Am folgenden Abend führte sich als Oberregisseur Herr Munkwitz, der an Stelle des mittlerweile ausgeschiedenen Herrn Delmar getreten ist, mit einer wohlabgetönten Aufführung des „Torquato Tasso", zur nachträglichen Feier des Geburtstags Goethes, sehr vorteilhaft ein.

Von Stücken, die zum ersten Male gegeben wurden, verdienen hauptsächlich drei Beachtung: „Elga", „Rosmersholm" und „Kriemhilds Rache". Hauptmann — Ibsen — Hebbel — drei von den Gewaltigen unter den Bühnendichtern, die zu Vergleichungen herausfordern, deren Ausführung eine besondere Abhandlung in Anspruch nehmen würde. Was nun diese drei Stücke betrifft, so steht Hebbel, obwohl er gleich Hauptmann in der „Elga" nur Nachdichter ist, am größten da.

„Elga" (nach der Erzählung „Das Kloster bei Sendomir" von Grillparzer), ist in der Anlage ein mißratenes Kind der Hauptmannschen grauen Muse, die hier in sehr veraltetem Gewand auftritt. Ein reisender Ritter findet des Nachts Unterkunft in einem Kloster und das Turmgemach, in das er von einem sich geheimnisvoll gebarenden Mönche geführt wird, bedrückt ihn durch seine Enge, das Lager, das man ihm anweist, erscheint ihm wie ein Sarg. Nachdem er sich zur Ruhe begeben, würde es nicht wunder nehmen, wenn ein Greis mit einer nachschleifenden Kette hereinschliche, um sich am Feuer zu wärmen, oder ein Geist, der durch ein Verbrechen in das Turmgemach gebannt ist, wie etwas ähnliches in dem dramatisierten „Majorat" von E. T. A. Hoffmann s. Z. auf den Bühnen ein so starkes Zugmittel abgab. Soweit verirrt aber der moderne Hauptmann sich nicht, er läßt den Ritter nur einige Akte hindurch die Geschichte des geheimnisvollen Mönchs träumen, von der er im wachen Zustand aber noch nicht das Geringste erfahren hat. Dies ist die große Schwäche des Stückes, denn es wird schwerlich jemand die ihm völlig unbekannten Erlebnisse eines andern im Traum an sich vorüberziehen sehen, und ferner haben die vorgeführten Figuren ganz und gar nichts von Traumgebilden an sich. Im Gegensatz dazu erinnere man sich, wie meisterlich Grillparzer es verstanden hat, in seinem „Der Traum ein Leben" die Traumgestalten als solche zu charakterisieren, so besonders den Mann vom Felsen, den stummen Kaleb und das alte Weib mit der Schale. Hauptmanns Traumgestalten unterscheiden sich durch Nichts vom frischen, derb auftretenden Leben, und selbst wenn die Regie sie aus Wolkenschleiern sich entwickeln ließe, man würde sie doch für richtige Menschen und für keine Schemen halten. Darin aber besteht eben die Kunst des Dichters, im Verlauf der Geschehnisse erst den Zuschauer vergessen zu lassen, daß es Traumbilder sind, die sein Interesse in Anspruch nehmen. Da der Ritter aus den Traumvorgängen völlig ausscheidet, fehlt jeder Zusammenhang mit ihm und dem eigentlichen Stück, so daß es besser gewesen wäre, den Stoff als Drama ohne das den Traum mit sich bringende Vorspiel, sowie ohne Nachspiel, das überhaupt gar nichts besagt, als daß der Traum zu Ende ist, zu gestalten, ein „Nokturnus", wie der Dichter es nennen zu müssen glaubte, um etwas Neues als Titel zu bieten, wäre es doch geblieben. Der Stoff, der in „Elga" behandelt wird, ist die Mär von dem betrogenen Ehegatten, der blutige Rache nimmt, daß sie diesmal polnisch zugestutzt ist, macht sie um nichts besser.

„Rosmersholm" von Ibsen ist eins jener Schauspiele, die beim Lesen eine größere Wirkung ausüben, als bei der Darstellung, denn eine zutreffende Verkörperung des Pfarrers Rosmer dürfte zu den Seltenheiten zählen. Was in dem Stück geschieht, oder vielmehr was vorher geschehen ist, ehe der Vorhang sich zum ersten Male hebt, kann allenthalben in der Welt passieren, Pfarrer Rosmer aber ist eine Gestalt, die nur da möglich ist, wo die gespenstigen weißen Pferde am hellen Tage zum Fenster hereinsehen. Pfarrer Rosmer kann nicht über den Steg gehen, von dem seine angeblich geisteskranke Frau sich in den Mühlbach gestürzt hat, aber er nimmt schließlich denselben Weg wie die selige Frau, vereint mit seiner Herzensfreundin Rebekka, die den Tod seiner Gattin auf dem Gewissen hat. Wie Pfarrer Rosmer aber zum Selbstmörder wird, das vollzieht sich auf eine sehr merkwürdige Art. Er fragt Rebekka, ob sie den Mut habe, um seinetwillen — „fröhlich — noch in dieser Nacht — denselben Weg zu gehen, — den Beate ging —". Dies meint er, sei der Beweis dafür, daß durch ihn ihre Seele geadelt sei — die Probe der Rechenaufgabe besteht im Selbstmord. Rebekka erklärt, sie habe den Mut und durch ihren Sturz in den Mühlbach wolle sie ihm den Glauben an seine Fähigkeit, die Menschen adeln zu können, wiedergeben. Da ruft er sehr richtig aus: „Aber das alles ist ja Wahnwitz!" und das traurige Ende würde ausgeblieben sein, wenn nicht gerade eins der weißen Pferde von Rosmersholm vorübergejagt wäre. Rebekka besteht nun darauf, ihm zu zeigen, daß sie den Mut hat, den Weg zu gehen,

den ihr Opfer vordem genommen, und Rosmer, dem sie lächelnd vorhält, daß er sich ja nicht auf den Steg hinauf getraue, will ihr zeigen, daß er jetzt es tue — und so — „nimmt sie die selige Frau zu sich", wie Frau Helseth, die Haushälterin, sagt, welche Zeugin von dem Sturz beider in den Mühlbach ist. Man hat geschrieben, in Rosmersholm feiere die große, entsagende, von den Schlacken der Sinnlichkeit befreite Liebe ihre schönsten Triumphe. — Dieser Triumph aber führt zum Doppelselbstmord und ihm voran geht die Tat Rebekkas, der Betrügerin, die durch falsche Vorspiegelungen die Frau Rosmers in den Tod getrieben hat, um ihre Stelle einzunehmen.

Von Hebbels „Nibelungen" waren die erste und die zweite Abteilung, „Der gehörnte Siegfried" und „Siegfrieds Tod" bereits früher zu verschiedenen Zeiten auf der Königlichen Bühne erschienen, ohne daß jedoch der Versuch gemacht worden wäre, auch „Kriemhilds Rache" ihnen anzuschließen, man mochte der Nibelungen Not, dieses Gemetzel im Großen, nicht geeignet für die Bühne halten. Nunmehr ist der Beweis dafür erbracht, daß man sich in dieser Annahme, falls sie maßgebend gewesen sein sollte, getäuscht hat. Das großartige Werk verliert durch die dritte Abteilung nichts an seiner Bühnenwirksamkett, gewinnt vielmehr erheblich durch das schreckensvolle Ende. Es mag hier unerörtert bleiben, ob es überhaupt zu rechtfertigen ist, das Heldenlied unseres Volkes zu dramatisieren, da es aber geschah und ein wahrer dramatischer Dichter sich des Stoffes bemächtigt hat, — die außer von Hebbel gemachten mehrfachen Versuche kommen nicht in Betracht —, so soll die Bühne sich diesen Gegenstand auch nutzbar machen, und wir können es unserer Theaterleitung nur Dank wissen, daß sie nunmehr das ganze Werk Hebbels einstudiert hat.

Gehen wir nun zu der Darstellung der drei vorgenannten Schauspiele über. Die Regie des Hauptmannschen Stückes „Elga" war in den Händen des Herrn Kothe. Es ist schon bemerkt worden, daß auch die größte Regiekunst es nicht zustande bringen würde, in der Art, wie Hauptmann hier gearbeitet hat, den Zuschauer in das Gebiet des Traumartigen, wie es z. B. in der Oper „Der polnische Jude" geschieht, zu versetzen. Die hiesige Einrichtung „Elgas" unterschied sich im Herkömmlichen durch nichts von anderen Stücken. Frau Kase in der Titelrolle gab, soweit es ihre Individualität zuließ, ein Bild der lebenssprühenden, liebesdurstigen, jugendlichen Sünderin, Starschensky, Herr Bohnée, verwandelte sich aus dem blindlings seiner Gättin vertrauenden allzugutherzigen Mann wirkungsvoll in den starren Rächer seiner Ehre. Herr Wolfram verlieh den in Elgas Schuld verstrickten Oginsky einen düstern Zug, der in gutem Einklang mit dem ihm drohenden Tode stand.

„Rosmersholm" und „Die Nibelungen" standen unter der Regie des Herrn Oberregisseurs Munkwitz. In dem Ibsenschen Schauspiel hätten wir die Ausstattung der Zimmer auf dem altehrwürdigen Rosmersholm etwas weniger neu gewünscht. Ein Haus, wo die Toten nicht von den Lebenden kommen können, dürfte auch in seinen Wohnräumen etwas davon zutage treten lassen. Frau Kothe-Haacke veranschaulichte als Rebekka West das freigewordene Weib des 19. Jahrhunderts mit all seinen Widersprüchen in guter Weise, während Herr Bohnée ein sehr sympathisches Bild des Pfarrers Rosmer gab. Der etwas eifernde, aber doch klarblickende Rektor Kroll wurde von Herrn Friedrich trefflich zur Geltung gebracht. Mit feiner Charakterisierung spielte Herr Stiewe den radikalen Mortensgard, Herr Jürgensen stellte den literarischen Landstreicher Brendel mit warmem Gefühl dar, ohne die nötigen skeptischen Zutaten vermissen zu lassen. Frau Jürgensen hätte in der kleinen Rolle der Frau Helseth etwas mehr auf die in Rosmersholm herrschende Stimmung bedacht nehmen können.

Die Einrichtung der Nibelungen verdient das größte Lob. Schon in dem Vorspiel wurde man durch das gut zu Gehör gebrachte Werfen des Steins hinter den Kulissen aufmerksam gemacht, daß die Inszenierung neu war. Von Akt zu Akt konnte man dies weiter verfolgen bis zur wirkungsvoll arrangierten Szene im Dom, womit der erste Abend schließt. „Kriemhilds Rache", die, wie bereits erwähnt, hier zum ersten Male zur Aufführung gelangte, bot weit größere Schwierigkeiten, als die vorhergehenden Abteilungen, da das Äußere und das Innere der Etzelburg in den letzten Akten vor Augen geführt werden. Die räumlichen Verhältnisse stehen dem Aufbau einer Feste, wie man sie als die Hofburg des weltgebietenden Hunnenkönigs sich ausmalt, vielleicht hindernd im Wege, der große Bankettsaal aber, in welchem auch der Kampf zwischen den Nibelungen und den Mannen Etzels stattfindet, hätte jedenfalls einen anderen Umfang haben müssen. Der vierte Akt befriedigte überhaupt die Erwartung nicht. Bei der Kürze des Aktes (die im Original dem Bankett vorhergehenden im Schloßhof spielenden Szenen desselben Aufzugs sind in der hiesigen Einrichtung dem dritten Akte zugeteilt) würde ein charakteristischer Einzug des Hunnenkönigs mit seinen Gästen am Platze gewesen sein, wie auch sonst ein größeres Gepränge. Diese Mängel aber treten gegen den gewaltigen Eindruck, den das Ganze ausübte, zurück. Bemerkt sei auch, daß gegen die Gestalten der Nibelungen-Recken das kleine Gezücht der Hunnen, das sich in schier unheimlichem Gewimmel durcheinander schob, drastisch abstach.

An der Wiedergabe der Rollen durch die Hauptdarsteller findet sich nichts zu erinnern. Frau Kothe-Haacke, Kriemhild, hatte an dem zweiten Nibelungen-Abend eine der anstrengendsten Aufgaben ihres Faches zu bewältigen. Schon am ersten Abend erzielte sie mit dem Gefühlsausbruch an der Leiche Siegfrieds im Dom eine erschütternde Wirkung, und in „Kriemhilds Rache" wußte sie die Königin, die nichts anderes sinnt und trachtet, als den Tod ihres ersten Gatten seinem Mörder zu vergelten, zu vollem Ausdruck zu bringen. Fräulein Berka, Brunhilde, zeigte in der großen Szene des ersten Aktes von „Siegfrieds Tod" ihre dramatische Befähigung für Heldinnen in sehr beachtenswerter Weise. Herr Bohnée gab dem Siegfried ein echt deutsches Heldengepräge, ohne dabei auf den Kothurn zu steigen. Dieser Siegfried freute sich selbst seiner Taten und war doch verschüchtert, als es galt, um Kriemhilde zu werben. Ganz besonders gut gelang Herrn Bohnée die Szene im Walde, wo die Todesboten bereits um sein Haupt kreisen, und er ahnungslos zum letzten Male seinem frohgemuten Sinn und seiner Lust an der ihn umgebenden Natur Worte verleiht. Der Hagen des Herrn Friedrich war eine charakteristisch angelegte und mit Sicherheit durchgeführte, Achtung gebietende Leistung. Sein mit Spott versetzter Ton erwies sich am zweiten Abend von besonderer Wirkung. Herr Jürgensen, Volker, brachte die Vision vom Nibelungen-Hort in „Kriemhilds Rache" zu ergreifendem Ausdruck. Die schwierige Rolle des Etzel war Herrn Stiewe übertragen worden, der sie mit gutem Geschick ausführte. Die Darsteller der übrigen zahlreichen Rollen gaben diese in einer der Dichtung entsprechenden Weise wieder.

Von Oskar Blumenthal wurden zum ersten Male die Lustspiele „Wenn wir altern" und „Der Schwur der Treue" gegeben. „Der Schwur der Treue", gegenwärtig eine wirkliche Novität, ist ein meist in glatten Reimen durchgeführtes Stück, das bei armer Erfindung die Zuhörer ziemlich kalt ließ, obwohl die Darstellung der Hauptrollen durch Frau Kase, Claudine, und die Herren Kothe, Veit, und Jürgensen, Jobst, eine in jeder Hinsicht gute war und Herr Oberregisseur Munkwitz es an einer geschmackvollen Ausstattung nicht hatte fehlen lassen.

In der Oper wurde zum ersten Male „Die Heirat wider Willen“ von Humperdinck aufgeführt. Dieses neueste Werk des durch „Hänsel und Gretel“ berühmt gewordenen Komponisten ist als komische Oper bezeichnet, erfüllt aber nicht ganz die Anforderungen, die man an eine solche stellt. Das nach einem Lustspiel des älteren Dumas von Humperdinck selbst verfaßte Libretto bringt zwei Liebespärchen auf die Bühne, von denen das eine, bürgerliche, Louise Mauclair und Emil Duval, lustiger Natur, das andere, adlige, Hedwig von Mérian und Robert von Montfort, sentimental veranlagt ist. So halten Scherz und Ernst sich ziemlich die Wagschale. Die musikalische Welt ist entzückt von den Feinheiten des Werkes und von der reizvollen Instrumentation. Nach der sorgfältigen Einstudierung der Oper durch Herrn Kapellmeister Dr. Beier kam sie mit all ihren Schönheiten zur vollen Geltung, und da Herr Regisseur Derichs auch für eine glänzende Inszenierung gesorgt hatte, so kann der Komponist, der zugegen war, mit dem Erfolg des Abends zufrieden sein. Frau Kallensee gab die Hedwig mit großer Feinheit und innigem Gefühl wieder, Herrn Liebeskind schien die Partie des Montfort mehrfach Schwierigkeiten zu verursachen, Frau Porst, Louise, und Herr Kase, Duval, vertraten mit gutem Gelingen gesanglich wie darstellerisch das komische Element der Oper, ebenso ergötzte Herr Bartram durch seinen jovialen Gouverneur der Bastille. Dem Herzog Philipp von Anjou, nachherigen König von Spanien, verlieh Herr Wuzél inmitten seiner glanzvollen und der Fröhlichkeit huldigenden Umgebung den erforderlichen schwermütigen Charakter.

Unter der musikalischen Leitung des Herrn Musikdirektor Dr. Zulauf und der Regie des Herrn Derichs kam wohlvorbereitet zum ersten Male Verdis „La Traviata“ zur Aufführung, worin Frau Kallensee, Violetta, vornehmlich Gelegenheit hatte, ihre vollendete Gesangskunst zur Geltung zu bringen. Einen tiefen Eindruck machte Herr Wuzél als Germont Vater. Herr Liebeskind zeigte sich bei der Wiedergabe der Partie des Alfred als gewandter Sänger. Während der im ganzen wohlgelungenen Aufführung fragte man sich, weshalb dieses melodiöse Werk nicht schon seit vierzig Jahren in das Repertoire des Hoftheaters aufgenommen worden ist, aus dem es nunmehr voraussichtlich nicht wieder verschwinden wird.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. In der Monatsversammlung des Hessischen Geschichtsvereins zu Kassel, die am 27. November stattfand, hielt Herr Bibliothekssekretär Wilhelm Jacobi einen Vortrag über „General Morio und seine Beziehungen zu Napoleon I. und dem Westfälischen Hofe“. Als Quellen, welche seinen biographischen Mitteilungen zugrunde liegen, führte der Herr Redner die nachstehenden an: Goecke: Das Königreich Westphalen; von Gilsa. Ein Lebensbild; Un roi qui s'amusait, par un Indiscret; Schloßberger: Briefwechsel der Königin Katharine mit (ihrem Vater) König von Würtemberg; Le Moniteur Universel; Le Moniteur Westphalien; Notice sur le Général du Génie Morio; Boedicker: Militärische Laufbahn; Selbstbiographie Martinet; Jérôme Napoleon, roi de Westph.; Boltenstern: Am Hof König Jérômes, sowie die Zivilstandsregister der Parochialkirche zur heiligen Elisabeth in Kassel aus den Jahren 1808—1812. Joseph Antoine Morio war am 16. Januar 1771 zu Chantelle le Chateau als Sohn ein Gutsbesitzers geboren, erhielt seinen ersten Unterricht von dem Geistlichen des Orts und ging dann nach Paris, um philosophische Studien zu betreiben. Nachdem er in der ersten Zeit der Revolution als Marinefreiwilliger eine Expedition in den griechischen Archipel und die syrischen Gewässer mitgemacht hatte, trat er in die polytechnische Schule zu Chalons ein, die er mit einem Patent als Artillerieoffizier verließ. Am 18. Brumaire kommandierte er in Paris eine Abteilung Artillerie und befand sich bald darauf unter dem Gefolge des ersten Konsuls. 1800 wurde er zum Oberst befördert und machte sich bei der Überführung der Geschütze über den großen St. Bernhard sehr verdient. Nachdem das Königreich Westfalen gegründet war, wurde Morio von Paris dorthin gesandt, um über Land und Leute zu berichten, und machte sehr optimistische Schilderungen. An Stelle von Lagrange übernahm er das Kriegsministerium, aber er genoß das Wohlwollen des Kaisers Napoleon nicht und mußte diese Würde bald wieder niederlegen. Bei König Jérôme stand er in hoher Gunst. Als er sich mit Adelaide Le Camus, der Schwester des Vertrauten Jérômes, verheiratete, erhielt er ein Geschenk von 400 000 Francs, und seine Gattin wurde Palastdame der Königin. Morio wurde vom König im Verlauf weniger Jahre zum General, Großstallmeister und Generaloberst ernannt. Auch im Staatsrat war er eine einflußreiche Persönlichkeit. Mit dem Orden der westfälischen Krone beliehen, fiel ihm das Stift Marienborn zu und er selbst wurde zum Grafen von Marienborn erhoben. Morio war ein liebenswürdiger und höflicher Mann, der für sich zu gewinnen wußte. Dies bezeugt der Kapitän Boedicker, nachmaliger General und Stadtkommandant von Kassel, den Morio in Spanien im Lazarett aufsuchte und durch seinen tröstlichen Zuspruch förmlich aufrichtete und dem Leben wiedergab. Trotzdem Morio auch als nachsichtig gegen seine Untergebenen bezeichnet wird, fiel er doch der Rache eines Hufschmieds Lesage zum Opfer, der ihn am 24. Dezember 1811 im Marstall des Bellevue-Schlosses zu Kassel erschoß, weil er sich zurückgesetzt fühlte. Lesage wurde auf dem kleinen Forst mit

dem Schwerte hingerichtet. — Als im Jahre 1891 der alte Militärtotenhof in Kassel beseitigt wurde, fanden sich im Sarge Morios außer Asche, Moder und einem Stückchen Schädel nur die hohen Stiefeln, in denen er bestattet war, der goldgestickte Kragen seiner Uniform, die langen roten Seidenstrümpfe, die seidene Halsbinde und Überreste von Ordensbändern. Der eingehende Vortrag, der lebhaft in die Zeit des Königreichs Westfalen versetzte, war ein neuer Beweis dafür, wie viel interessante Persönlichkeiten mit unserem engeren Vaterlande in Verbindung stehen, deren Lebensgeschichte festzustellen eine dankbare Aufgabe ist.

60. Geburtstag. Am 3. Dezember begeht die bekannte und beliebte Romandichterin Sophie Junghans ihren 60. Geburtstag. Sie ist in Kassel als Tochter des kurfürstlich hessischen Hofrats Junghans geboren und hauptsächlich durch den verewigten Karl Altmüller der Literatur zugeführt worden. Ihr erstes Buch, ein Bändchen Gedichte, erschien 1869 bei Friedrich Luckhardt in Kassel. Die Selbstbiographie der Dichterin, zur Aufnahme in die Fortsetzung der Striederschen Gelehrtengeschichte bestimmt, ist in unserer Zeitschrift Jahrgang 1899, S. 22 ff. erschienen. Sophie Junghans kann auf eine reiche und von Erfolg begleitete Tätigkeit zurückblicken, möge sie auch in Zukunft uns noch manche Gabe ihrer Erzählungskunst bieten.

Todesfall. Am 24. November starb zu Kassel der Direktor des Wilhelmsgymnasiums Professor Dr. Paul Vogt. Der Verstorbene bekleidete sein Amt seit 1898, vorher war er Gymnasialdirektor in Neuwied. Das Lehrerkollegium widmete ihm einen warmen Nachruf. Für das „Hessenland“ ist eine wissenschaftliche Arbeit von Interesse, die er 1902 veröffentlichte. Sie ist betitelt „Kleine Beiträge zur Geschichte der Chatten“.

Spende. Die „Vereinigung der Hessen-Kasseler zu Berlin“ beschloß in ihrer letzten sehr stark besuchten Sitzung einstimmig, dem neugegründeten Verein für Erforschung und Pflege der hessischen Mundarten einen Beitrag von zwanzig Mark zu überweisen. Das „Wurstessen“ wird am 20. Januar im „Heidelberger“, das Winterfest am 3. März im „Russischen Hofe“ stattfinden.

Hessische Bücherschau.

Bock, Alfred. Der Kuppelhof. Roman. 8°. 227 S. Berlin (Verlag von Egon Fleischel & Ko.) 1906. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—

Der neueste Roman unseres Heimatdichters Alfred Bock ist wie sein „Flurschütz“ wieder ein Dorfroman und spielt in einem abgelegenen Dorfe im Vogelsberg. Nur fehlt diesmal die straffe, dramatisch zugespitzte Handlung und der Naturalismus. Wenn wir diesen letzteren Faktor auch ganz gern vermissen, so missen wir die Frische und Ursprünglichkeit der Handlung, die seine früheren Schöpfungen uns so anziehend macht, nur ungern. Bei allen Vorzügen Bockscher Heimatkunst können wir bei diesem neuesten Werk den Eindruck nicht los werden, als ob uns der Dichter das alles schon einmal viel lebendiger und schöner gesagt hätte. Wie den Bauern, so haftet auch der Handlung des Romans etwas Apathisches oder Phlegmatisches an und man hat das Gefühl, als ob dem Dichter selbst die rechte Stimmung oder die innere Anteilnahme an diesen merkwürdigen Charakteren gefehlt hätte. Wohl ist er öfters bemüht, einen frischeren Zug in den Gang der Erzählung zu bringen, wie z. B. in der Schilderung des Kriegerfestes oder in der komischen Figur des Kalmucken, aber „man merkt die Absicht“ . . .

Äußerlich erinnert die Handlung etwas an Holzamers „Peter Nockler“. Bei beiden wird die Liebe eines kreuzbraven Schneidergesellen zu einem hessischen Bauernmädchen geschildert, nur mit dem Unterschied, daß es bei Holzamer ein armes, bei Bock ein reiches Bauernmädchen ist. Naturgemäß sind denn auch die Schwierigkeiten, auf die der Bocksche Romanheld stößt, viel größer wie bei Holzamer. Denn des Dotzheimers Mariann, um die der Schneidergeselle Fried wirbt, ist das reichste Mädchen im Dorf und zugleich einziges Kind. So wird durch den unbeugsamen Sinn des Vaters, der seine Tochter nur einem wohlhabenden Bauern verheiraten will, und durch Intrigen das Band — äußerlich wenigstens — zerrissen. Marianne wird gezwungen, den ihr unsympathischen Matz Allendörfer zu heiraten. Wie vorauszusehen, wird die kinderlose Ehe sehr unglücklich. Marianne leidet unsäglich. Da hört sie eines Tages, daß Fried, ihr alter Geliebter, wieder im Dorf ist, um Abschied von ihr und seiner Mutter zu nehmen. Es findet ein Wiedersehen statt, aber Marianne kann sich trotz ihrer innigen Liebe zu Fried nicht entschließen, mit ihm auf und davon zu gehen, obwohl sie nach dem Tode ihres Vaters nichts mehr an die Heimat bindet.

Es mag sein, daß die schwerfällige Natur des oberhessischen Bauern keinen andern Schluß zuläßt, aber befriedigen kann er nicht. Im übrigen beruht auch hier wieder die Stärke des Dichters in der naturgetreuen Färbung des Lokalkolorits und der kräftigen Zeichnung der Charaktere. Der alte Dotzheimer sowohl wie die beiden Allendörfer, die Mariann, der Fried, der Kalmuck, der Hannpeter usw. sind Menschen von Fleisch und Blut, wenn sie auch sonst recht sonderbare Käuze sind.

Vielleicht ist der kulturhistorische Wert des Romans bedeutender noch als der literarhistorische. Wertvoll ist die Leistung jedenfalls, wenn sie auch keinen Fortschritt aufweist, ja nicht einmal an die früheren Schöpfungen Bocks (mit Ausnahme vielleicht des „Bodo Sickenberg“) heranreicht. Wilhelm Schoof.

Herbert, M. Ohne Steuer. Roman. Köln (Verlag von J. P. Bachem). Geh. M. 3.–, geb. M. 4,25.

Frauenleben, — Frauenseelen verschiedener Veranlagung in lebenswahrer Schilderung treten uns in dem Roman

der bewährten Verfasserin entgegen. Die fromme Aristokratin, die im äußern Glanz, in der äußerlichen Betätigung und Macht von Kirche, Adel und Gesellschaft Genüge findet, ohne je die innerlichen Gesetze von Religion und wahrer Vornehmheit zu erkennen, neben der im Grunde edel, nur allzu widerstandslos veranlagten Baronin Tekla, die von Alltagssorgen und Gatten-Egoismus zur gehetzten Sklavin herabgedrückt ward. — Besonders liebevoll, gerecht und eindringlich sind jedoch die beiden Hauptgestalten geschildert. Gräfin Maria, die Weibliche, Gütige, die feinsinnig und warmherzig versöhnende Sonnenstrahlen in die kühlen, die irrenden, die verkümmerten Herzen um sie her bringt. Menschlich nah berührt sie uns vielleicht erst ganz, als sie, durch eigenen Herzenskummer erschüttert, den nackten Wirklichkeiten des Lebens näher tritt, denen sie erst durch allzu wolkenlose Lebensverhältnisse entrückt war. Denn die Güte, der jede Betätigung gestattet ist, wirkt nicht so hinreißend, wie die, deren Qual es ist, dem drängenden Hülfsbedürfnis durch äußere Umstände nicht Erfüllung verleihen zu können. Doch kommt Maria zur Erkenntnis der Kämpfe des Alltags in ihrer ganzen Schwere. Folgende Sätze legen Zeugnis ab von der ernsten Güte, der Menschenkenntnis der Verfasserin.

„Es gibt eine Kunst, die nicht aufgezählt wird, wenn von den großen Schöpfungen der Malerei, der Poesie, der Musik geredet wird, und die doch mehr wert ist, als sie alle. Ich meine die Kunst des Lebens, die darin besteht, mit Armut, Widerwärtigkeit, Krankheit, Elend und Verlassenheit geduldig und beharrlich zu kämpfen, — jene Kunst die den Glauben, die Liebe und den Fleiß nicht aufgibt, die in den Seelen von Greisen und Greisinnen, von überarbeiteten Familienvätern und Müttern wohnt, — die Kunst der still durchwachten Nächte, die Kunst des heitern Lächelns um der andern willen, die Kunst der Klagelosigkeit, der Entsagung und der Tapferkeit ohne Lorbeeren."

Der edlen Frau Maria steht in Frau Eva Huskins der interessante Typus des „neuen Weibes" gegenüber, hier bis zur Konsequenz der „Unweiblichkeit" verkörpert. „Unweiblich" insofern, als das wildschlagende, verlangende Frauenherz in seinem glückshungrigen Sehnen doch bar der wahren Liebe, der Güte, der Mutterliebe ist. Scharfer Verstand, hochentwickelte Geistesgaben, leidenschaftliches Naturell ersetzen nicht warmes Empfinden, Opferfreudigkeit. So geht die suchende und enttäuschte, stolze und gedemütigte Seele zugrunde. Das Steuer fehlt. Die „Frau der alten Schule" steht siegreich da, die sich aber weder zur selbstsüchtig-kühlen Gesellschaftspuppe mit engbegrenztem Horizont, noch zur demütig zum Manne aufblickenden, sich aufreibenden Hauswirtschaftssklavin erniedrigen soll.

Das ernst gemeinte, warm gefühlte Buch kann nur empfohlen werden. M. Ho.

Herbstlese. Stimmungen und Bilder von **Otto Kindt.** gr. 8°. 116 S. Leipzig (Verlag von Georg Wigand) 1905.

Die vorliegenden Gedichte sind das Erstlingswerk eines Gießener Dichters. Formvollendete, fein gestimmte Poesien, die von unzweifelhafter Begabung zeugen. In bunter Mannigfaltigkeit und Strophenform wechseln innig empfundene Liebeslieder mit eigenartigen Naturstimmungen und sonstigen Bildern ab. Die Liebeslieder gehören zu den schönsten der Sammlung und zeugen von einem reichen Gemütsleben. So z. B. folgendes:

„Was Du mir bist, Geliebte, frage nicht!
Du bist mein Glanz und meines Schaffens Segen,
Du bist ein hehres, mildes Strahlenlicht,
Das schützend steht ob meinen Erdenwegen.
Was ich erstrebt, mein Träumen und mein Tun,
Das flutet alles nun in Dir zusammen.
Und alles, was ich je verloren, — nun
Soll's aufersteh'n in unsers Herdes Flammen."

Vornehme, abgeklärte Gesinnung und glänzende Diktion zeichnen die meisten der Gedichte aus. Auch die Form ist fast durchweg tadellos. Minderwertige sind nur wenige darunter. Alles in allem eine ausgereifte, sehr empfehlenswerte Gabe eines neuen hessischen Dichters, dem wir auch weiterhin auf seinem Wege reiches Schaffen wünschen.

Wilhelm Schoof.

Engelhard, Karl. Weltkind. Gesänge des Lebens und der Liebe. Straßburg (Verlag von Josef Singer).

Ein Buch, das vom Leser tiefes Versenken des Geistes und Empfindens fordert zum innigen Verständnis der meist philosophisch-pantheistischen, stark empfundenen Gedichte. Schwungvolle, leidenschaftlich bewegte Sprache findet der Dichter zum Ausdruck seiner den Weltgeist suchenden Seele. Erschütternd gewaltig wirkt besonders die Dichtung „Der sterbende Goethe" im ersten Teile der Sammlung. Auch zarte Empfindungen finden poetisch-feine Form, die nur in einzelnen Bildern etwas schwülstig wird. Im ganzen erscheint mir das Buch geeignet, durch den starken Einschlag von Philosophie in das poetische Gewebe auch reifen Männern die Bekanntschaft mit diesen Gedichten reizvoll zu gestalten. M. Ho.

Oppermann, Karl. Welt und Seele. Gedichte. Stuttgart (Strecker & Schröder).

Heidepoesie! Stimmungsbilder in meist düsterer, schwemutsvoller Beleuchtung. Prägnant sind in einzelnen kleinen Gedichten ernste, todvertraute Gedanken wiedergegeben, scharfumrissene Heidebilder in dunklen Tönen gezeichnet. Weniger gut gelang dem Verfasser der Ausdruck heißeren Empfindens in einigen Liebesliedern. M. Ho.

Huffschmidt, Fritz, Kantor in Zierenberg. **Versuch einer Geschichte des oberen Warmetales,** insbesondere der Stadt Zierenberg, der Dörfer Dörnberg, Ehlen, Burghasungen, des ehemaligen Klosters Hasungen, der Kolonien Friedrichsaue und Friedrichsstein, der Rittergüter Bodenhausen, Ödinghausen, Laar, Hohenborn und Sieberhausen. 8°. XII, 275 S. Mit 1 Karte und mehreren Abb. Wolfhagen (W. Borner) 1905.

Der Verfasser nennt sein Buch, dessen ungeberdig langer Titel ein Inhaltsverzeichnis fast völlig ersetzt, einen „Versuch, der weder einen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, noch auf die Anerkennung einer literarischen Leistung erhebt". Nach diesem Zugeständnis darf die Kritik nicht den Maßstab bei der Beurteilung des Buches anlegen, den man sonst bei derartigen Veröffentlichungen anzulegen pflegt. Mit anerkennenswertem Fleiße und Sammeleifer hat der Verfasser alles zusammengetragen, was ihm für die Geschichte des Warmetales und besonders der Stadt Zierenberg wissenswert erschien, nur ist er dabei unverkennbar oft über das Ziel hinausgeschossen. Der ganze erste Teil „Geschichte der Ortschaften und ihrer Bewohner" ist in der Anlage, Einteilung und Ausführung wenig gelungen und hätte recht gut fortbleiben, bzw. in die folgenden Teile verarbeitet werden können. Nicht unerwähnt darf bleiben,

daß der Verfasser sich darin mehrfach ohne Glück auf das gefährliche Gebiet der Erklärung alter Namen gewagt hat. Seite 69 heißt es: „Der Name Hedewigessen erinnert an Heddewiese und bedeutet jedenfalls soviel als Hessenwiese." Dieser Irrtum konnte leicht vermieden werden, zumal der Verfasser schon auf der nächsten Seite die alte volle Namensform Hathewigeshusun bringt. Auch hinter die Vermutung, daß Horkenhausen (Seite 71) von „hork. d. i. Götterhügel, herkommen soll, machen wir ein großes Fragezeichen. Von der Übersetzung und Erklärung der Inschrift an der Zierenberger Kirche hätte sich der Verfasser lieber ganz fernhalten sollen. Wenn er die Worte „Tyrenberk kerk" möglicherweise „auf die ganze Stadt als Feste, als ‚Kerker', wie man früher ummauerte Orte auch zu bezeichnen beliebte", beziehen will und dazu die Anmerkung macht: „Die festen Städte erschienen den an Freiheit gewöhnten Hessen wie Gefängnisse und Kerker, ja sogar wie Gräber", so weiß man nicht recht, was man zu einer solchen Interpretation sagen soll. Steht das Wort kerk übrigens wirklich in der Inschrift? Wir wollen es durchaus nicht bezweifeln, sondern nur bemerken, daß es bei Winkelmann und Rommel, die die Inschrift auch abgedruckt haben, fehlt. Das 12. Kapitel ist „Die Reformationszeit" überschrieben, handelt aber nur von der Einführung der Verbesserungspunkte, die fast ein Jahrhundert nach dem ersten Auftreten Luthers erfolgten. Besser gelungen ist die eigentliche Geschichte der Stadt Zierenberg, die den Hauptteil des Buches ausmacht und mancherlei Neues und Interessantes bietet. In dem Abschnitt „Bürgerliches Leben" schildert der Verfasser Sitten und Gebräuche der Zierenberger, gibt ein Verzeichnis mundartlicher Ausdrücke und Redensarten, erwähnt Beispiele von Volksmedizin und Krankheitsbeschwörungen u. dgl. mehr. Besondere Anerkennung verdient die interessante Geschichte der noch jetzt in Zierenberg bestehenden alten Bruderschaften der Leutzewärter und Rohrbacher, die ihren Namen nach ausgegangenen Orten der Umgegend tragen und in ihrem Wesen manche Reste alten Volkstums sich bewahrt haben.

Auf die Darstellung der inneren Geschichte der Stadt und ihrer Bewohner folgt die politische Geschichte, die infolge mangelnder Quellen ziemlich lückenhaft ist. Den Schluß des Buches bildet eine fleißige Zusammenstellung geschichtlicher Nachrichten über die Wüstungen und die im Titel genannten Dörfer und Höfe der Umgegend, wobei natürlich das ehemalige Kloster Hasungen besonders ausführlich berücksichtigt ist. Sehr erwünscht sind die beigegebenen Abbildungen, besonders der Hasunger Turm im Jahre 1876 und der eigenhändige Entwurf des Landgrafen Moritz zu einem Schloßbau auf dem Hasunger Berge, sowie eine Karte mit Einzeichnung der ausgegangenen Ortschaften.

Ph. L.

Rauch, Dr. Christian. Führer durch Fritzlar. Mit einem statistischen Anhang von Karl Joseph Böschen. 8°. 26 S. 10 Abbild. Fritzlar (Magn. Ehrhardt) 1905.

Das vorliegende Büchlein ist weniger ein eigentlicher Führer als eine feinsinnige kurze Beschreibung der Bau- und Kunstdenkmäler der alten Bonifatiusstadt vom Standpunkte des Kunsthistorikers, wobei natürlich die altehrwürdige St. Petristiftskirche hauptsächlich berücksichtigt ist. Die übrigens vortrefflichen Abbildungen sind nach moderner Manier in der Form von Ansichtspostkarten beigegeben. Ein Plan der Stadt fehlt leider, auch sind die „statistischen" Angaben etwas knapp gehalten. Trotzdem kann die Schrift jedem Besucher Fritzlars, der einiges Kunstinteresse mitbringt, warm empfohlen werden.

Ph. L.

Personalien.

Verliehen: dem Pfarrer a. D. Ruß zu Niederrodenbach der Rote Adlerorden 4. Klasse; dem Eisenbahnassistenten a. D. Franz und dem Telegraphensekretär a. D. Gärtig zu Kassel, sowie dem Eisenbahnwerkmeister Harnisch und dem Hofbäckermeister Simmer zu Fulda der Kronenorden 4. Klasse; dem Lehrer Kohlenbusch zu Hanau der Adler der Inhaber des Hausordens von Hohenzollern mit der Zahl 50.

den Oberförstern Dr. May in Rengshausen, Rumpel in Rotenburg und Schmidt in Steinau der Titel „Forstmeister" mit dem Rang der Räte 4. Klasse.

Ernannt: die Amtsrichter Hahn in Hünfeld und Pitel in Homberg zu Amtsgerichtsräten; Pfarrer Römheld zu Schlierbach zum Pfarrer in Rüdigheim; Pfarrer extr. Rausch zum Pfarrer in Heisebeck; Bergreferendar Eduard Siebert zu Kassel zum Bergassessor

Versetzt: Pfarrer extr. Schäfer von Altenhaßlau nach Schlierbach; Oberförster Teske von Wanfried nach Ludwigsberg (Reg.-Bez. Posen).

Verlobt: Bergassessor Eduard Siebert mit Fräulein Heidi Mejer, Tochter der Pastors prim. Mejer zu Zellerfeld i. H. (Kassel, November).

Geboren: ein Sohn: Professor Straub und Frau Dagny, geb. Lie (Marburg, 21. November); Bürgermeister Hankeln und Frau (Wächtersbach, 21. November); Oberlehrer Dr. Walter Schultz und Frau Adi, geb. Helm (Kassel, 28 November); — eine Tochter: Fabrikant C. Keerl jr. und Frau Marie, geb. Schumacher (Kassel, 16. November); Dr. Hartmann und Frau Käthe, geb. Breithaupt (Kassel, 18. November); Landmesser Bernhardt und Frau (Rotenburg, 20. November); Dr. Karl Becker und Frau Luise, geb. Gran (Marburg, 21. November).

Gestorben: Adolf Meyer, 60 Jahre alt (Newyork, 31. Oktober); Frl. Luise Brauneck (Wetzlar, 14. November); Königlicher Forstmeister Karl Storck (Magdeburgerforth, 14. November); Rentner Sandel Joseph Werthauer, 77 Jahre alt (Kassel, 16. November); verw. Frau Forstmeister Kayser, 85 Jahre alt (Wächtersbach, 16. November); Frau Justizamtmann Sophie Möller, geb. Stephan, 80 Jahre alt (Treysa, 16. November); Frl. Emmy Kleinhans, 69 Jahre alt (Kassel, 16. November); Frau Justizrat Krug, geb. Blumhof, 69 Jahre alt (Marburg, 17. November); Kanzleisekretär a. D. Heinrich Sackfofsky, 74 Jahre alt (Kassel-Wehlheiden, 18. November); Landes-Rentmeister Christian Feisel, 46 Jahre alt (Kirchhain, 19. November); Frau Konrektor Marie Ruhl, geb. Bechtold, 71 Jahre alt (Gelnhausen, 22. November); Frau Elise Iffert, geb. Barchfeld (Kassel, 23. November); Gymnasialdirektor Professor Dr. Paul Eduard Vogt, 54 Jahre alt (Kassel, 24. November); Kaufmann Ludwig Seyb, 59 Jahre alt (Kassel, 26. November).

☛ Dem heutigen Heft ist eine Vorausanzeige einer neuen Novelle von Franz Treller: **Athene parthenos** (Verlag von Friedr. Scheel, Kassel) beigelegt, welche den Lesern des „Hessenland" zu einem Vorzugspreis angeboten wird.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 24. XIX. Jahrgang. Kassel, 20. Dezember 1905.

Weihnachten.

Es klingen und singen die Glocken
Das heilige Weihnachtsfest ein,
Und weit in den Landen frohlocken
Sie jauchzend beim festlichen Schein.

Es glänzen die schimmernden Kerzen,
Und Freude fühlt jegliche Brust,
Erwartungsvoll klopfen die Herzen,
Die Augen erstrahlen vor Lust.

Es trippeln die zierlichen Füße,
Das huschet bald ein und bald aus,
Voll Jubel erschallen die Grüße
So selig von Haus zu Haus.

O Weihnacht, du Fest aller Feste,
So strahlend von Liebe und Glück,
Du gibst uns vom Schönsten das Beste,
Du zauberst die Kindheit zurück.

Bremerhaven. **M. Müller-Raetz.**

Freude.

Draußen ist es kalt und trübe,
Doch ich will nicht traurig sein,
Denn mir schickt ins Herz die Liebe
Ihren Gruß wie Sonnenschein!

Und Gedanken sind wie Blüten
Rosenrot darin erwacht —,
Mag sie mir nur Gott behüten,
Daß kein Frost sie welken macht!

Remscheid. **Auguste Wiederhold.**

Sonnen-Anbeten.

O Sonne, die durch den Äther geht
Die Wege ewiger Wonnen,
Dir bring' ich mein jubelndes Dankgebet,
Dir, aller Seligkeit Bronnen.

Du rührtest mich an, da ich schlummernd lag,
Ein Nichts, in dem Nichts noch verborgen,
Und da erschien mir mein leuchtender Tag,
Mein erster glückseliger Morgen.

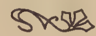
Du riefst mich aus meiner Mutter Schoß
Zu deinem befreienden Lichte,
Du rangst mich vom Baume des Lebens los
Zu werden vor deinem Gesichte.

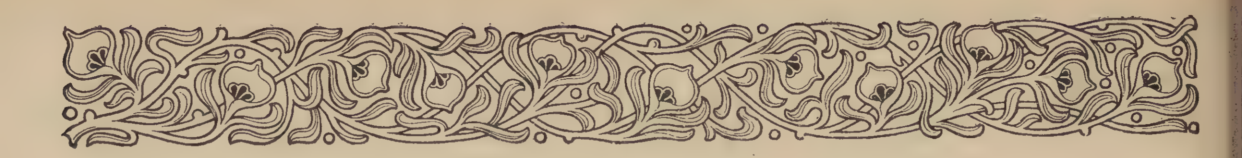
Du lehrtest mich, daß ich mein Antlitz erhob,
Nach deinem Gange zu schauen,
Und daß ich ob deinem hellglänzenden Lob
Verlernte das irdische Grauen.

Du gabst mir das Feuer der Lieb' in die Brust,
Vor dem alle Kleinen erblassen,
Die ungebändigte Lebenslust,
Das glühende, stolze Umfassen.

Du wirst mich hüllen in deine Glut,
Wenn meine Tage sich neigen,
Dann geb' ich im Tod dir mein flammendes Blut,
Es war ja dein eigenstes Eigen.

Regensburg. **M. Herbert.**





Die Erhebung der Kasseler Bevölkerung im Jahre 1813.

Von Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf.

„Frisch auf mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!"

Diese unvergessenen Worte Theodor Körners haben einst auch in unserer engeren Heimat einen brausenden Widerhall gefunden, und ein Unrecht gegen unseren hessischen Volksstamm wie gegen unsere Vaterstadt Kassel würde es sein, wenn wir gerade in diesen Tagen nicht der gewaltigen Erhebung Kurhessens in den Zeiten der Freiheitskriege gedenken wollten.

Auf die Kunde von der entscheidenden Niederlage des Kaisers Napoleon in den Gefilden von Leipzig war auch in Kassel im Monat November des Jahres 1813 ein gewaltiger Sturm vaterländischer Begeisterung und Kampfeslust losgebrochen, welcher die Spuren der erduldeten Schmach und Knechtschaft so rasch als möglich zu beseitigen suchte. Mit Jubel vernahm das Volk den Namen „Hessen" aufs neue, mit welchem der heimgekehrte Fürst sein Volk wieder begrüßte, und die zündende Aufforderung des Kriegsherrn, zum Kampfe für die Freiheit jetzt mit Leib und Leben, mit Hab und Gut einzutreten, fand besonders in der zu ihrem alten Herrscherhause zurückgekehrten Bürgerschaft der Residenzstadt Kassel eine begeisterte Aufnahme.

Zwar war die hessische Jugend unseres Landes in den Eisgefilden Rußlands wie auf den spanischen Schlachtfeldern verblutet und in den Tod gesunken, die Zeughäuser wie die Staatskassen waren geleert und der Wohlstand des Landes war auf lange Zeit durch die unerschwingliche Last der Abgaben und Steuern vernichtet. Nie aber hat die Stadt Kassel eine größere Begeisterung an den Tag gelegt, nie größere Opfer gebracht und nie so herrlich und preisenswert dagestanden als in den Tagen, in welchen der Sturm der Freiheitskriege auch die Kasseler Straßen durchbrauste und in allen Schichten der Kasseler Bevölkerung eine opferfreudige Hingabe an die Sache des Vaterlandes hervorrief. Jünglinge, kaum dem Knabenalter entwachsen, Familienväter, Gelehrte, Leute jeden Alters, jeden Standes, jeden Berufes eilten in heiligem Eifer nach dem Königsplatze, um sich hier in dem Rotenburger Palais, dem jetzigen Standesamt, in die Reihen der zu bildenden freiwilligen Jägerkorps aufnehmen zu lassen und um baldmöglichst an dem heiligen Kampfe teilnehmen zu können. Die Unterschiede des Standes waren geschwunden und der dem althessischen Adel entstammende Patriziersohn aus der Oberstadt schämte sich nicht, neben dem Sohne des Tagelöhners aus der Unterstadt in Reih und Glied zu treten und mit diesem gemeinsam zum Wohle des Vaterlandes treue Waffenbrüderschaft zu halten. Wer es konnte, bekleidete sich selbst, und derjenige, welcher hierzu zu arm war, erhielt Waffen und Kleidung von solchen, welche Alter und Krankheit von der Erfüllung der ehrenvollen Wehrpflicht ferngehalten hatte.

Unablässig strömten die Einwohner Kassels damals herbei, um freiwillig dem Staate zu Hilfe zu kommen und seine leeren Kassen zu füllen. Einer Zusendung der Steuerzettel seitens der Behörden bedurfte man in diesen Tagen nicht, da jeder auch ohne Mahnung seiner Pflichten gegen das Vaterland eingedenk war und gern und freudig den doppelten oder dreifachen Betrag seiner bisherigen Steuer zahlte. Mancher Beamte opferte sein Gehalt und darbte für das Vaterland, andere gaben Waffen, ihre Silbergeschirre, ja sogar den gesparten Notpfennig. Kinder schütteten ihre Sparbüchsen aus und spendeten die ihnen von ihren Paten gemachten Patengeschenke. Auch die Kasseler Frauen und Mädchen blieben nicht zurück; sie nähten Hemden, strickten Strümpfe für die Freiwilligen, zupften Scharpie, ja viele opferten ihren goldenen Schmuck, ihr Geschmeide, welches sie von ihren Vorfahren ererbt und jahrelang als Heiligtümer in ihrer Familie aufbewahrt hatten. In den Herzen unserer Bürgerschaft hatte die reinste Vaterlandsliebe noch nie so mächtig emporgelodert, und einzig in der Geschichte, wenn auch nur Wenigen bekannt und fast nirgends erwähnt, steht die Erhebung der Kasseler Bevölkerung im Jahre 1813. Die lange mit Füßen getretene Hassia war aufs neue erstanden und mit frohem Jubel sah die Bevölkerung unseres Landes den Tag der erhofften Freiheit auch über den hessischen Bergen wieder flammend emporsteigen.

An der Spitze dieser nationalen Bewegung standen in regem Eifer und rastloser Tätigkeit die fürstlichen Frauen unseres Kurhauses, die Kurfürstin, die Gemahlin Wilhelms I., und

deren Schwiegertochter, die Kurprinzessin Auguste, die Schwester Friedrich Wilhelms III. von Preußen, sowie deren beide noch jugendliche Töchter Marie und Karoline. (Erstere vermählte sich später mit dem Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen, letztere blieb unvermählt und starb zu Kassel am 28. November 1854.) Diese vier Damen hatten einen warmen Aufruf an die patriotischen Gefühle der hessischen Frauen und Mädchen erlassen und diese aufgefordert, hinter den Preußinnen nicht zurückzustehen und gleich diesen alles für das Vaterland und seine ausziehenden Kämpfer zu opfern und hinzugeben. Der Aufruf lautete wörtlich folgendermaßen:

„Mit Freuden ergreift die Blüte der Nation die Waffen, um sich würdig zu zeigen des wieder erworbenen hessischen Namens und durch ruhmvolle Taten die Bande unauslöslich zu knüpfen, die sie an ihren erhabenen Herrscher und dessen Haus so heilig fesseln! Um die Gesinnung treuer Anhänglichkeit an das geliebte Vaterland zu betätigen, hat ein Verein von Frauen sich gebildet, an dessen Spitze die Kurfürstin, die Kurprinzessin und sämtliche Prinzessinnen des Königlichen Hauses stehen.

Der Zweck dieses Vereins ist, jeden wohlgesinnten hessischen Patrioten, insbesondere Mütter und Töchter, aufzufordern, Beiträge zur Equipierung hilfsbedürftiger unbemittelter Freiwilliger zu geben.

Diese Beiträge können in Geld, Geldeswert von allen Gattungen, Montierungstuch, Leinen, Strümpfen, Schuhen usw. bestehen. Man bittet, diese für die Vaterlandsverteidiger bestimmten Gaben im Rotenburger Palais gleich unten vom Eingange, in der ersten Stube rechter Hand, abzugeben und zwar vormittags von 9—12 und mittags von 4—6 Uhr.

Die Direktion dieses Frauenvereins ist dem Kammerherrn von Bardeleben übertragen, welcher mit anderen gewissenhaften Männern den Empfang der milden Gaben registrieren, quittieren und den Ertrag redlich austeilen wird.

Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß ein jeder mit Freuden sein Scherflein auf dem Altare des Vaterlandes darbringen wird und daß die hessischen Frauen in den Beweisen ihrer Vaterlandsliebe den Preußinnen nicht nachstehen werden.

Karoline, Kurfürstin von Hessen.
Auguste, Kurprinzessin von Hessen.
Karoline, Prinzessin von Hessen.
Marie, Prinzessin von Hessen."

Daß aber die hessischen Frauen und besonders die Kasseler Frauen und Mädchen auf diesen Aufruf hin hinter den Preußinnen an Aufopferung und Vaterlandsliebe nicht zurückgestanden haben, daß die Gaben opferwilliger Hingabe für das Vaterland bei uns nicht minder reichlich geflossen sind wie in den preußischen Provinzen und daß die oben gegebene Schilderung der damaligen patriotischen Bewegung nach keiner Richtung hin übertrieben war, dafür will ich aus mir zufällig zur Verfügung gestellten Beilagen der „Kasseler Zeitung" sowie Privatmitteilungen einen offenkundigen Beweis geben. Diese vergilbten Blätter geben uns von der gewaltigen Erhebung der damaligen Zeit getreue Kunde und müssen uns für das alte Kassel und die ihrem Fürsten und ihrem Vaterlande so treu ergebene Stadt mit bewundernder Hochachtung erfüllen. Selbstverständlich kann mit Rücksicht auf den Raum hier nur der kleinste Teil der dargebrachten Spenden und zwar auszugsweise wiedergegeben werden und zumeist von solchen, die auch jetzt noch ein besonderes Interesse beanspruchen.

Es gingen Geldbeträge bis zu 100 Talern und Kleidungsgegenstände ein von Oberappellationsrat von Goeddaeus, Hofprediger Ernst, Baron Heinrich von Gilsa, Oberst von Wackenitz, Baron Christian von Berlepsch, Tabaksfabrikant Zülch, Hofposamentier Zahn, Hofrat Völkel, Hof- und Schlüsseldame von Dachenhausen, Goldfabrikant Descoudres, Weinhändler Fehrenberg, Hofrat Harnier, Oberappellationsrat von Schmerfeld, Hofschreinermeister Siebrecht, Gastwirt Heinrich, Frau Galerie-Inspektor Robert, Dr. Klinkerfues, Friedensrichter Beß in Nentershausen, den Damen der von Riedeselschen Familie, Generalleutnant von Dörnberg im Großbritannischen Dienst, Kammerassessor Fulda, Hof- und Kriegsbanquier Samson Goldschmidt, Major Kellermann, Konditor Moeli. Zwei „hoffnungsvolle Knaben mit gutem Herzen", Ernst und Georg von Cochenhausen, hatten aus ihrer Sparbüchse, Ernst 1 Taler 17 Albus, Georg 1 Taler, die Söhne des Oberkammerrats von Meyer, Karl und Sigismund, jeder 1 Friedrichsd'or gestiftet. Pfarrer Ruppersberg in Kassel sandte 11 Taler und dessen elf Kinder aus ihren Sparbüchsen ebenfalls 11 Taler, die sämtlichen Meister der Metzgergilde 100 Taler.

An größeren Beträgen sind zu verzeichnen: „Von einem ungenannten wohlwollenden Gönner des Vereins und kraftvollen Beförderer der Vaterlandsverteidigung" 1200 Taler, von einem andern hochedeln ungenannten Beförderer des Vereins 1000 Taler, ferner ein goldener Haarkamm, eine Partie Binden, Kompressen und Scharpie.

Ihre hochfürstliche Durchlaucht die Frau Landgräfin Friedrich zu Hessen*) spendete 1000 Gulden und deren durchlauchtigste Prinzessinnen Töchter Louise, Marie und Auguste jede 300 Gulden. Seine hochfürstliche Durchlaucht Kurfürst Wilhelm I. selbst aber sandte 1000 Stück Friedrichsd'or.

Pfarrer von Gehren in Felsberg hatte in seiner Gemeinde 61 Taler gesammelt, Pfarrer Biscamp in Obergeis 20 Taler, Pfarrer Hüpeden in den Gemeinden Lohra und Gleichen 52 Taler, Pfarrer Klöffler im Kirchspiel Großenritte 45 Taler, Pfarrer Rommel in Oberkaufungen 95 Taler und 30 Ellen Leinen, Pfarrer Bach in Jesberg 82 Taler.

Eine ungenannte Hessin, dermalen in Heiligenstadt, sandte mit einem Schreiben, „welches das Gepräge der feurigsten Anhänglichkeit an das zwar nicht mehr von ihr bewohnte, aber innigst verehrte Vaterland darbietet“, 10 Friedrichsd'or in Gold, zwei goldene Ringe und eine goldene Halskette, sowie eine Teekanne, eine Milchkanne und zwei Salzfässer von Silber.

Wertsachen von Gold und Silber entäußerten sich zum Wohle des Vaterlandes ferner: Herr und Frau Oberkammerrat von Meyer, Frau Hofrat Völkel, Professor Klingender, Kriegsrat von Wille, Frau Grosheim, Gattin des Musikdirektors und Komponisten, dessen Söhnchen Karl auch seine silberne Uhr hergab, Frau Hofmarschall von Schenk zu Schweinsberg, Frau Minister von Wittorf, Frau Oberkammerrätin von Heppe, Kolloborator Matthias, Hofgartengehilfe Schindtler, Frau Generalin von Dallwigk, Frau Pfarrer Bernhardi in Dörnberg. Herr von M. sandte eine goldene Krönungsmedaille Napoleons (10 Napoleonsd'or an Wert), eine Offizierswitwe, ihre Tochter und deren Kinder einen goldenen Ring mit Edelsteinen.

Fräulein Charlotte von Lehsten**) zu Tessendorf in Niederschlesien sandte einen wertvollen Brillantring. Die edle Geberin, die mit ihrem Vater in Grebenstein gelebt hatte, sagte in ihrem Schreiben: „Leider zu entfernt, um meinem innigst geliebten Vaterlande mit Produkten meiner Handarbeit nützlich zu sein, opfere ich mit Freuden das einzige von Wert, was ich besitze, und schätze mich glücklich, hierdurch die mir von der zartesten Kindheit an eingeflößte treue Ergebenheit an meinen rechtmäßigen Fürsten und das mir so teuere Vaterland an den Tag zu legen.“

„Durch die tätigste Einleitung von Ihrer hochfürstlichen Durchlaucht, der regierenden Frau Herzogin von Anhalt-Bernburg*), geb. Prinzessin aus dem kurfürstlichen regierenden Hause, und durch die Unterstützung mehrerer echter deutscher Frauen aus dem anhalt-bernburg'schen Landen sind“, wie es wörtlich heißt, „für unsere kurhessischen Freiwilligen bereits (15. Dezember 1813) eingesammelt: 1164 wollene Leibbinden, 1663 wollene Strümpfe, 806 Paar wollene Handschuhe, welcher beträchtliche Beitrag in besonderer Hinsicht auf Erhaltung der Gesundheit der freiwilligen Jäger dankbar anerkannt wird.“

Tuch, Leinen, fertige Hemden, Socken ꝛc. gingen ferner ein u. a. von der Ehefrau des Bedienten Richter, der Witwe des Kaufmanns Konrad Nagel, dem Kaufmann Kleppert, dem Bierbrauer Echternach, Frau Weinhändler Fehrenberg, Frau Posamentier Hartmann, Frau Schmiedemeister Kraft, sowie von deren Mann 100 Stück Hufeisen.

Waffen usw. lieferten: Jagdjunker Baron von Schwärtzell zu Willinghausen (auch hat derselbe dem gelernten Jägerbataillon zwei völlig armierte und montierte Jäger gestellt), General von Gohr, Prinz von Hessen-Philippsthal, Chirurgus Altmüller, Posamentier Falkenberg (50 Garnituren für Tschakos), Bürstenfabrikanten Gebr. Ahrends und Pfarrer Bach in Jesberg. Kaufmann Philippsohn in Kassel stiftete 126 Freßbeutel für Pferde, ein Ungenannter 360 Bajonettscheiden ꝛc.

Zur Equipierung von freiwilligen Jägern hatten sich erboten: Rat Diede (2 Jäger zu Fuß), Oberjägermeister von Witzleben (1 zu Pferd mit Pferd), Kleidermacher Schell (2 zu Fuß), Sattlermeister Braun (1 zu Pferd mit Pferd), Superintendent Rommel (1 zu Pferd mit Pferd), Pfarrer Ruppersberg (1 zu Fuß mit Armatur), Kaufmann Rocholl (1 zu Fuß), Bierbrauer Peilert (34 Taler zur Ausrüstung eines Jägers zu Fuß), Generaladjutant Oberst von Dallwigk (1 Reitpferd), Gastwirt Werner „Zum Kurfürsten“ (1 Jäger zu Fuß), Postmeister Nebelthau (desgl.), Postmeister Freudenstein in Dissen (4 Friedrichsd'or und 3 Taler zur Equipierung eines Jägers zu Fuß, auch stellte

*) Polyxene, geb. Gräfin von Nassau-Usingen. Prinzessin Louise war die spätere Gräfin van der Decken, Prinzessin Marie die nachherige Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz, Prinzessin Auguste die Herzogin von Cambridge.

**) Schwester des bei König Jérôme in Gunst gestandenen Pagen von Lehsten, dessen Erinnerungen von Boltenstern herausgegeben worden sind. S. „Hessenland“, lfd. Jahrg. S. 207.

*) Die Herzogin von Bernburg war eine Tochter des Kurfürsten Wilhelm I., die später geisteskrank in Wabern und Hanau lebte. Vgl. „Die gewaltsame Entführung der Herzogin Marie Friederike von Anhalt-Bernburg“. „Hessenland“, 1888, S. 177 ff.

derselbe ein Pferd), Kaufmann Georg Hütteroth stellte 2 Jäger völlig equipiert und beritten, Schreinermeister Engel equipierte einen Jäger zu Fuß.

Ihre eigenen Söhne stellten und rüsteten aus als freiwillige Jäger zu Pferd: Pfarrer Bernhardi in Dörnberg, Forstsekretär Kehr, Bertholdus Schade und Wirt Bettenhausen in Wolfsanger, Metropolitan Schantz u. a. Kaufmann Wenderoth in Kassel equipierte seinen Paten als reitenden Jäger.

An freiwillige Jäger zu Fuß: Kaufmann Nagell, Pfarrer Bach in Jesberg, Pfarrer Sallmann in Süß (einen Sohn bei den Jägern zu Fuß, einen zweiten bei dem freiwilligen Mineurkorps), Regierungssekretär Weppler, Forstsekretär Kehr (s. auch oben).

Postmeister und Garnisonapotheker Gumpert in Eschwege gab einen Arzneikasten mit Inhalt im Wert von 42 Talern an das Regiment Prinz Solms ab.

Massenhaft war auch der Andrang der Kasseler Jugend zur Einstellung in das freiwillige Jägerkorps, das in der Stärke eines Bataillons Fußjäger und eines reitenden Jägerkorps zu 4 Eskadrons hier errichtet wurde. Der Formation und Ausrüstung dieser freiwilligen Truppenteile stellten sich die größten Schwierigkeiten entgegen, die aber der patriotische Eifer des Kurfürsten und des Volkes so rasch zu überwinden vermochte, daß von allen kleinen Kontingenten die kurhessischen Truppenteile zuerst auf dem Kampfplatze erschienen. Die Taten und Kriegserlebnisse derselben werden einer besonderen Schilderung vorbehalten.

Wenn natürlich auch die Namen sämtlicher freiwilliger Jäger zu Pferd und zu Fuß hier an dieser Stelle nicht wiedergegeben werden können, so mögen doch aus dem „Verzeichnis derjenigen jungen Leute, die sich zu dem freiwilligen hessischen Jägerkorps gemeldet haben", die nachfolgenden genannt werden, die sich meist im Alter zwischen 16 und 19 Jahren befanden: v. Trott, stud. jur., aus Marburg, Hermann Koch, stud. jur., später Staatsrat, aus Kassel, Ludwig Hassenpflug, stud. jur., später Minister, aus Hanau, Kehr aus Wolfsanger, Gerold aus Melsungen, Heinrich, Forstkandidat, später Gastwirt „Zum König von Preußen", aus Kassel, Lenoir, Handschuhmacher, v. Münchhausen, Schüler, Mangold, stud. jur., Seelig, Matzko, sämtlich aus Kassel, v. Löwenstein, Forstakademiker, aus Bremersberg, Meier Feldstein, Schneider, aus Kassel, Schotten aus Melsungen, war früher Jurist, M. v. Baumbach, Tribunalsassessor, W. v. Baumbach aus Nentershausen, George Poppe, G. Engelhardt, W. Eubell aus Kassel, Ehrenfeld, Jäger, aus Homberg, Schellhase, Stud. der Forstwissenschaft, aus Kassel, Rommel, Stud. der Theologie, aus Kassel, v. Gehren, Gymnasiast, Sohn des Pfarrers von Gehren, aus Kopenhagen, Dedolph, Stud., aus Hofgeismar, Scheffer, Stud., aus Marburg, Klinkerfues, aus Kassel, Murhard, Stud., aus Singlis, Mannel, Stud., aus Allendorf, Mosenthal, Kapell-Musiker, und Pinhas aus Kassel, Abée, Apotheker, aus Wolfhagen, Piderit aus Allendorf, Sallmann, Stud., aus Süß, Adam, Stud., aus Hasserode, Kuchenbecker, stud. jur, aus Frankenberg, Waitz von Eschen, Stud., aus Kassel, Rhein, Stud., aus Hanau.

Herrlich hatte sich die vaterländische Gesinnung des kurhessischen Volkes in diesen Zeiten bewährt und noch lange Zeit klang, vielen offenkundigen Mißständen zum Trotze, dieselbe in den Herzen der Kurhessen wider. 25 Jahre waren seit jenen sturmbewegten Zeiten verflossen, als am 16. Dezember 1838 die noch lebenden freiwilligen Jäger, zum Teil schon ergraut und gealtert, in Kassel zusammentraten, um an dem Tage, an welchem vor 25 Jahren Kurfürst Wilhelm I. die freiwilligen Jägerkorps errichtet hatte, ein freudiges Erinnerungsfest in treuer Kameradschaft zu begehen. Nach einem in der Martinskirche abgehaltenen Gottesdienste begaben sich die eingetroffenen Festteilnehmer nach Wilhelmshöhe, wo man auf Befehl des Kurprinzen den schönen Saal auf der Esplanade wohldurchwärmt zum Versammlungsorte bestimmt hatte. Um 1½ Uhr wurde vor dem Gasthause Appell geblasen und die Freiwilligen traten wie vor 25 Jahren in Reihe und Glied, ja selbst eine Marketenterin erschien vor der Front der Kompagnie, mit welcher sie 1814 in Lothringen gewesen war, und stürmisch wurde dieselbe wieder begrüßt. Dann wurde „Rechts um!" kommandiert und in den mit den Beständen des Zeughauses reich dekorierten Festsaal marschiert, in dem jetzt 307 Veteranen an langen Tafeln Platz nahmen. Der Festredner Staatsrat Koch ersuchte den alten Stabstrompeter Simon seiner Eskadron, der in voller Uniform erschienen war, auf der Brust den Orden vom eisernen Helm, mit derselben Trompete, mit welcher er im Feldzuge so manchmal zum Angriffe geblasen hatte, auch jetzt beim Mahle die Signale zu geben. Zu schnell eilten den alten Kriegern die Stunden dahin und mit Wehmut schied man von dem Feste, das die alten Waffengefährten wieder, wenn auch nur für kurze Zeit, zusammengeführt hatte.

Und abermals waren 25 Jahre in das Land gegangen, die althessische Eiche war durch die unseligen Verfassungswirren bereits stark unterwühlt und hierdurch das Verhältnis zwischen dem Regenten und seinen Untertanen getrübt worden, als am 18. Oktober 1863 Fürst und Volk die Erinnerung an die große Zeit gemeinsam begingen. Nie hat die Oktobersonne eine glücklichere Stadt, einen zufriedeneren Fürsten, eine frohere Menge beschienen als an diesem Tage, der uns allen unvergeßlich bleiben wird. Die milde und freundliche Gesinnung des Landesherrn, der die Veteranen reich beschenkte, machte einen tiefen Eindruck und die Sehnsucht nach der Fortdauer eines so schönen Verhältnisses war eine ungeteilte.

Der 75. Jahrestag der Leipziger Schlacht ging leider still und klanglos vorüber und nur eine kleine und stille Gemeinde gedachte mit Dankbarkeit der Taten der Väter. Die Zeit war eine andere geworden. Wie aber wird man am 18. Oktober 1913 den Jahrestag der Völkerschlacht begehen? Wer wird sich alsdann zur Centennarfeier rüsten? Hoffentlich wird sich dann zeigen, daß das Feuer vaterländischer Begeisterung, das einst unsern Vätern den Sieg und die Freiheit gebracht hat, in den deutschen Kindern noch nicht erloschen ist.

Aus den Lebenserinnerungen des Königl. westfälischen Direktors der Pulver- und Salpeterwerke.

Mitgeteilt von H. Blumenthal.

(Schluß.)

Der Zusammenbruch der französischen Fremdherrschaft kündigte sich auf mancherlei Weise an. Die Erzählung von seltsamen Vorkommnissen und Geschichten erregte das Volk. Der Türmer der St. Martinskirche erzählte, ihm sei, als er die Mitternachtsstunde ausgerufen habe, ein weißgekleidetes Kind erschienen, das ihm zugerufen habe: „Zähle lieber dreizehn als zwölf.“ Als in der nächsten Nacht sich dieselbe Erscheinung zeigte, habe er nach dem Grunde dieses Befehls gefragt, aber keine Antwort erhalten. Dagegen habe das Kind sich umgedreht und ihm seinen Rücken gezeigt, der aus Blut und Feuer bestand. Wie ein Glaubensartikel habe es bei den Hessen festgestanden, daß daraus folge, in vierzehn Tagen werde die Stadt in Blut und Feuer untergehen. Ein Landwirt im Hannoverschen sah nachts durch die Wände seiner Mühle hindurch Kassel brennen. Er machte sich auf die Wanderschaft dahin und erfuhr von einem ihm Begegnenden, erst in dreizehn Tagen werde sich das Gesicht erfüllen. Darauf löste sich der Wanderer, der die Auskunft erteilt, in Dunst und Nebel auf. Trotz der Absurdität solcher Erzählungen machten sie doch großen Eindruck im Volke. Duviquet wundert sich über die Anhänglichkeit der Hessen an ihren früheren Fürsten. Er meint, sie hätten es unter Jérôme hundertmal besser als unter dem entthronten Fürstenhaus, besonders als unter dem letzten Landgrafen.

Aber auch ernstere Anzeichen als Weissagungen und Visionen deuteten auf den bevorstehenden Sturm. Ein Beamter des auswärtigen Amtes, Medelsheim*), äußerte sich in einer großen Gesellschaft über die verschlechterten Beziehungen zu fremden Mächten und ward deshalb entlassen. Französische Kaufleute und Handwerker verließen die Stadt, um nach Frankreich zurückzukehren, der Generalpolizeidirektor ließ sich bei Duviquet erkundigen, wie viel Pulver er vorrätig habe und ob die Magazine sicher seien. Dieser aber hegte keine Furcht. Sein Vertrauen auf den napoleonischen Stern war unbegrenzt.

Vom Verlauf des Krieges in Rußland erfuhr man nichts. Die Zeitungen bemühten sich, die Lage der Dinge zu verschleiern. Nach dem Fall Moskaus war ein Tedeum gesungen worden, ebenso nach den Schlachten von Lützen und Bautzen. Seitdem hatte über den Fortgang des Krieges wenig verlautet. Der General Allix hielt sogar die Zeit für angemessen, sich wieder zu verheiraten. Am 2. Juni 1813 fand die Hochzeit mit Marie Helene, Tochter des hessischen Generals von Hadhel (wie D. schreibt) statt. Der Erzbischof und später der protestantische Geistliche segneten die Ehe ein, deren anfängliches Glück später ins Gegenteil umge-

*) Dieser Medelsheim hieß eigentlich Cerfberr und war aus Straßburg vor der drohenden Aushebung als junger Mann nach der Türkei entflohen, wo er zum Islam übertrat und es bis zum Obersten brachte. Er heiratete eine Türkin. Als er aber nach der Trauung den Schleier der Neuvermählten hob und diese zum erstenmal sah, erschrak er über den Anblick dermaßen, daß er bei nächster sich bietender Gelegenheit floh. In Kassel ward er Übersetzer für orientalische Sprachen im Ministerium des Auswärtigen. Nach seiner Entlassung führte er ein Abenteurerleben im Orient und endete durch Selbstmord.

schlagen zu sein scheint. Auch im Theater nahmen die Vorstellungen ihren ungestörten Fortgang. Man gab mit großer Pracht die Oper „Joseph". Ein Rad am Triumphwagen des Titelhelden brach und der Sänger Dérubattes ward schwer verletzt. Die Vorstellung mußte abgebrochen werden. Am 15. Juli ging ein Wolkenbruch in der Umgegend Kassels nieder und verursachte viel Schaden. Die Fulda trat über die Ufer. Unter solchen Umständen gestaltete sich die Feier des Geburtstages des Kaisers Napoleon sehr traurig. Ende Juli ward der General von Hammerstein verhaftet, weil sein Bruder das westfälische Husarenregiment, an dessen Spitze er als Oberst stand, dem Feinde zugeführt hatte, und weil man annahm, daß der General Kenntnis von dem Vorhaben seines Bruders gehabt habe. Zwei andere Brüder, die in Staatsstellungen waren, wurden einfach aus dem Dienste entlassen. All das gab zu denken.

Schon seit dem 24. Februar hatten die Behörden in der Stille die Verteidigung Kassels vorbereitet und vor dem Kölnischen Tor ein militärisches Lager aufgeschlagen, das am 22. März bezogen ward. Jérôme hielt unauffällig, um die Bevölkerung nicht zu beunruhigen, unter den verschiedensten Vorwänden Truppenbesichtigungen ab; an die Nordgrenze wurden auf die Nachricht, daß die Russen die Elbe überschritten hätten, Verstärkungen entsandt, der General Allix erhielt seine Ernennung zum Stadtkommandanten an Stelle des in den Ruhestand tretenden Generals Helding und mit möglichster Heimlichkeit ward gerüstet. Am Osterfest kam die Alarmnachricht, der Oberst Mauvillon, der in Heiligenstadt kommandierte, ziehe sich auf Kassel zurück, und der Feind sei ihm auf den Fersen. In Wahrheit hatten sich nur einige preußische Parteigänger der verteidigungslosen Stadt Mühlhausen bemächtigt, was durch die Fama so stark übertrieben wurde, daß viele furchtsame Franzosen Kassel in Eile verließen. Nichtsdestoweniger wirkte das Erscheinen des Feindes vor den Toren Kassels außerordentlich überraschend. Am 26. September, als Duviquet früh morgens in seinem Pulvermagazin beschäftigt war, hörte er Kanonendonner. Er hielt das für eine Artillerieübung, obwohl solche vor 9 Uhr morgens nicht beginnen durften, da die Königin sich die Störung ihrer Morgenruhe verbeten hatte. Da eilten die Frauen der Magazinarbeiter mit dem Rufe herbei: „Die Russen! Die Russen!" Duviquet stürzte auf die Straße und fand den General Allix, der seit einigen Wochen erkrankt das Bett gehütet hatte, hoch zu Roß, um — soeben zum General en chef ernannt — an der Spitze der Truppen gegen den Feind zu marschieren. In der Wohnung des Generals war alles in fieberhafter Eile mit Einpacken beschäftigt. D. eilte nach Hause, weckte seine noch schlafende Familie, packte einige Sachen zusammen, übergab Haus und Habe der Obhut seiner Köchin und ihrer Schwester und bestieg mit den Seinen den Reisewagen, um sich auf die Flucht zu begeben. Um ½11 Uhr morgens machte man sich auf den Weg nach Frankfurt, aber auf dem Königsplatz, wo viele Flüchtige zusammentrafen, wurde mitgeteilt, daß diese Route unsicher sei. In der Tat wurde eine Modedame, die Frau des königlichen Leibarztes Garnier, auf der Flucht nach Frankfurt von Kosaken aufgegriffen, ausgeplündert und vom Führer der Patrouille zwei Tage zurückgehalten. Man beschloß daher, nach Holland zu entweichen. Es war eine außerordentlich lange Wagenreihe, die sich auf der Landstraße fortbewegte. Unter anderen waren unter den Flüchtlingen: Der Justizminister Siméon, der Minister des Innern Graf von Wolfradt, der Intendant des Schatzes Dupleix, der Generalinspektor Ducrot, die Gräfin de la Ville-sur-Illon, die Frau des Generals Chabert und viele andere. Wie überraschend das Erscheinen des Feindes den Behörden gekommen war, beweist ein kleiner Vorfall, den D. erwähnt. Eine Meile von Kassel kam ein kleiner Herr in weißen seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen querfeldein auf den Wagenzug zugelaufen und bat um Aufnahme in eins der Gefährte. Er war ein Mitglied der französischen Gesandtschaft in Kassel, der beim Erwachen erstaunt wahrgenommen hatte, daß das gesamte Gesandtschaftspersonal unter Mitnahme aller verfügbaren Wagen entflohen war. Da er fürchtete, gefangen genommen und gezwungen zu werden, wichtige politische Geheimnisse zu verraten, hatte er sich zu Fuß auf den Weg gemacht und wurde von einem Landsmann, der noch einen Platz zur Verfügung hatte, aufgenommen. Der Zug der Flüchtigen machte zwischen 2 und 3 Uhr in Lichtenau Halt. Das war sehr nötig, da die Reisegesellschaft Hunger verspürte. Niemand hatte sich die Zeit genommen, vor der Abreise zu frühstücken. In Lichtenau wollte sich D. von dem Vorhandensein seines hinten auf den Wagen geschnallten Koffers überzeugen, der unter anderen Kostbarkeiten seine ihm so lieb gewordene goldgestickte Uniform barg. Der Koffer war noch da, aber zwei Bauern hatten sich daran zu tun gemacht. D. verjagte sie mit groben Worten, täuschte sich aber nicht in der Voraussicht, daß damit die Sache nicht erledigt sein würde. In Paderborn, wo man um 8 Uhr abends eintraf und Nachtquartier nahm, — die Bürger standen mit Fackeln in den Haustüren und zeigten mehr bestürzte als befriedigte

Mienen, — entdeckte D., daß der Koffer fehlte. Der unter den Flüchtlingen befindliche Generalpolizeidirektor General von Bongars sandte zwar sofort zwei Gendarmen nach Lichtenau, um Nachforschungen anzustellen, sie kehrten aber, ohne etwas ermittelt zu haben, zurück. Ein Befehl, den der Generalpolizeidirektor dem Bürgermeister von Lichtenau zugehen ließ, hatte zwar den Erfolg, daß das Gemeindeoberhaupt berichtete, der Koffer sei gefunden und bei ihm abgeliefert; aber die darob den Direktor der Pulver- und Salpeterwerke ergreifende Freude war verfrüht, — der Koffer war da, aber der Inhalt war verschwunden. Von Paderborn ging's nach Münster und so schnell wie möglich der Heimat zu. Unterwegs erlebten die Reisenden manch kleines Abenteuer. So fanden sie in einem Dorfe zwischen Paderborn und Münster in einem Wirtshause fröhlich zechende Mönche und einen Kammerjäger, dessen ganzer Anzug, als Zeichen seiner Kunstfertigkeit, mit großen toten Ratten garniert war. Die Damen waren entsetzt, der Rattenfänger war aber erst zum Fortgehen zu bewegen, als man ihm ein Päckchen seines Rattenvertilgungsmittels abgekauft hatte. Über Düsseldorf, Köln und Bonn gelangte man am 7. Oktober nach Koblenz, dem einstweiligen Reiseziel, wo Jérôme zwei Tage vorher eingetroffen war. Dieser war durch das Erscheinen der Russen nicht weniger überrascht worden, wie seine Untertanen. Er hatte noch am Abend vor der Flucht eine Jagd auf den folgenden Tag 4 Uhr morgens angesetzt. Als er aber sich zu diesem Vergnügen begeben wollte, war ein Gendarm aus einem benachbarten Städtchen angelangt, der die dringende Gefahr meldete. Statt zur Jagd hatte der überraschte König sich in aller Eile auf die Flucht begeben müssen.

Was sich inzwischen in Kassel ereignete, schildert Duviquet nach den in Koblenz erhaltenen Mitteilungen folgendermaßen: Das Erste, was General Allix tat, war, die Stadt in Verteidigungszustand zu setzen. Die Fuldabrücke ward verbarrikadiert, die Generale Zandt und Bastineller mit dem Befehl am Kölnischen Tore betraut. Die Truppen dieser Generale erwiesen sich aber als sehr unzuverlässig. Sie gingen mit den im Feldlager vor dem Kölnischen Tor befindlichen Soldaten sofort zum Feinde über. Dem General Allix blieben nur etwa hundert Mann, die „Jérôme-Napoléon-Husaren", französische Gardisten, die Napoleon seinem Bruder verehrt hatte. Mit dieser „Armee" hielt Allix Tschernyschew drei Tage in Schach. Dann ging er eine ehrenvolle Kapitulation ein, die ihm und seinen Soldaten freien Abzug mit Waffen und Gepäck sicherte. Bei der Einnahme der Stadt erklärte der russische General das Königreich Westfalen für aufgelöst und setzte eine Regierungskommission ein. Kein russischer Soldat durfte ohne besondere Erlaubnis die Stadt betreten. Tschernyschew bemächtigte sich der von den Flüchtigen zurückgelassenen öffentlichen Kassen, und da niemals Rechenschaft über den Verbleib der Gelder abgelegt wurde, hatten alle möglichen Leute Gelegenheit, sich zu bereichern. Die Kasse der Duviquet unterstehenden Verwaltung — alles dieses, wie nochmals erwähnt sei, nach D.'s Angaben — wurde von dem Kassierer, einem Deutschen, mitgenommen, der sich ins Großherzogtum Frankfurt begab und nicht wieder auftauchte. Sie hatte 30 000 Franks enthalten, wovon etwa 1000 Taler D. selbst gehörten. Der Pöbel plünderte einige Staats- und Privatgebäude. D. selbst büßte dabei nur einige Kleider, etwas Leinenzeug und sonstige minderwerte Gegenstände ein, da die Köchin inzwischen alles Wertvolle in Sicherheit gebracht hatte. Der russische General gab sich nicht mit Kleinigkeiten ab. Er plünderte im Großen. Er ließ an die Stelle jedes Gegenstandes, den er aus dem Schlosse mitnahm, einen Zettel legen, der die Worte trug: „Genommen vom General Tschernyschew". Drei Tage nach seinem Einzug in Kassel verließ Tschernyschew Kassel wieder, da er die Sicherheit seiner Truppen durch das Heranrücken einer französischen Division bedroht glaubte. Am 7. Oktober kehrte General Allix als Lieutenant du Roi mit weitgehenden Vollmachten nach Kassel zurück, am 9. verließ Jérôme Koblenz, um in Marburg die weitere Entwickelung der Dinge abzuwarten. Auch Duviquet eilte nach Kassel. Alltäglich begab er sich zum „Königsleutnant", der augenblicklich mächtiger war als der König und vor dem jeder zitterte, und diente ihm als Geheimsekretär. Die vom russischen General eingesetzte Regierungskommission ward aufgelöst, ihre Mitglieder wurden verhaftet und ins Kastell geführt. Die an den Ereignissen des 1., 2. und 3. Oktober vornehmlich Beteiligten wurden verfolgt. Die Neider und Feinde, die Allix im königlichen Hoflager hatte, veranlaßten Jérôme, den „Königsleutnant" anzuweisen, an den beiden hervorragendsten Mitgliedern der aufgelösten Regierungskommission ein Exempel zu statuieren. Einer dieser beiden war der angesehene und reiche Graf Hardenberg. Man wollte dem General Allix das Odium eines solchen strengen Vorgehens aufbürden. Dieser aber durchschaute die Machenschaften, weigerte sich, dem Ansinnen Folge zu leisten, und schrieb dem König einen so groben Brief, daß Duviquet ihn entsetzt ins Feuer warf und den widerstrebenden General mit vieler

Mühe zur Abfassung eines neuen, in geziemenderem Tone gehaltenen Schriftstückes bewog. Der Graf Hardenberg, der Prinz von Hessen-Philippstal, der Rat Schulte wurden verbannt. Am 17. Oktober zog Jérôme wieder in seine Hauptstadt ein, die zu Ehren des Tages illuminierte, und hielt eine Truppen-Revue ab. Allix legte seine Stellvertreterschaft nieder und wurde zum Grafen von Freudental ernannt. Das Gut dieses Namens, im Werte von 50000—80000 Franks, hatte er bereits ein Jahr zuvor vom König geschenkt erhalten.

Vom 21. bis 25. Oktober mehrten sich die beunruhigenden Nachrichten. Man fing wiederum an, zu packen. D. übergab eine große Kiste mit Wäsche, seiner großen Uniform — in Lichtenau war glücklicherweise nur die kleine abhanden gekommen — und Haushaltungsgegenständen einem der Unterdirektoren der Pulverfabrik, Dr. Leschen, der sie ihm durch einen Herrn Lang zwei Jahre später in Paris wieder zustellen ließ. Daß einige kostbare Dinge sich als fehlend erwiesen, setzt D. auf Rechnung Fremder, die die Kiste widerrechtlich erbrochen hatten. Man fühlte allgemein, daß es diesesmal ein Abschied auf Nimmerwiederkehr sei. D. verkaufte sein Mobiliar an einen Trödler, lohnte seine Dienstboten ab und verließ in aller Eile am 26. Oktober Kassel. Die Fahrt ging über Warburg, Paderborn, Lippstadt, Hamm und endete einstweilen am 1. November in Köln. Die vertrauliche Mitteilung, die ein Reisegefährte auf jeder Station dem Postmeister machte, D. sei ein Onkel des mächtigen Generals Allix, trug zur Beschleunigung der Sache nicht wenig bei. Mit höheren Beamten des Königreichs Westfalen, einem Priester und einer etwas zweifelhaften Dame ward dann die Flucht fortgesetzt. Die Lebensfreude scheint aber den Flüchtlingen nicht ausgegangen zu sein, sie nahmen in allen Städten, wo es nur irgend anging, die Sehenswürdigkeiten in Augenschein und besuchten in Lille das Theater. Mit der Ankunft D.'s in Frankreich erlischt für uns das Interesse an seinen ferneren Schicksalen. Nach dem Zusammenbruch der napoleonischen Herrlichkeit zog er sich in seine Geburtsstadt Clamecy zurück, wo er fortan als einfacher Bürger lebte und am 6. Juli 1849 starb. Außer den Erinnerungen an die Zeit 1773/1814 hat er noch ein Memoirenwerk hinterlassen, das aber, da es nur Vorgänge in seiner Vaterstadt schildert, kein öffentliches Interesse beanspruchen kann und deshalb wohl kaum im Druck erscheinen wird.

Im Grafenschlosse Beatenstein.

(Ballade.)

Im Grafenschlosse Beatenstein,
Da wohnt ein Glück so rosig, so rein,
In Freude und Liebe geborgen.
Es ist, als walte ein segnender Stern
Hier über den Seelen von Schloßfrau und Herrn
So frei von Stürmen und Sorgen.

Es geht durch die Hallen ein Liederklang,
Und Schloßfrau und Schloßherr lauschen dem Sang
Drei lockiger, lieblicher Knaben.
Der Vater wirft lächelnd das Haupt zurück;
Gott schenke dereinst euch ein gleiches Glück
Und reiche geistige Gaben.

Im Grafenschlosse Beatenstein,
Da ziehen drei junge Herren ein,
Die fern der Heimat gewesen;
Der Schloßfrau jubelt das Herz in der Brust,
Dem Schloßherrn aber sind Stolz und Lust
Im strahlenden Blicke zu lesen.

Da wendet sich jählings des Schicksals Lauf,
Es reitet das Unglück zum Schloß hinauf,
Und der Tod führt Roß und Reiter;
Es wölbt sich am Himmel ein blutiges Rot,
Drin schwingt seine Sense der Tod, — der Tod
Und reitet dann weiter — weiter.

Im Grafenschlosse Beatenstein
Da schließen drei Särge drei Herren ein
Und Ströme blutiger Tränen.
Wer kann sie verstehn, die Schmerzenslast,
Die Schloßherrn und Schloßfrau jetzt erfaßt,
Verstehen ihr Grämen und Sehnen!

Im Grafenschlosse Beatenstein
Ist's Nacht geworden. Kein Sonnenschein
Fällt dort in die Herzen nieder.
Rings flüstert der Wald von Leid und Pein,
Denn im Grafenschlosse Beatenstein
Wohnt nimmer die Freude wieder.

Carl Preser.

Aus Heimat und Fremde.

Graf Karl August von Schaumburg †. Seine Durchlaucht Prinz Philipp von Hanau, Graf von Schaumburg zu Oberurff, der jüngste Sohn des letzten Kurfürsten, wurde kürzlich mit seiner Familie von einem furchtbaren Unglück betroffen. Der Prinz, dessen friedliches und glückliches Heim im Schlosse zu Oberurff bei Verwandten, Freunden und Bekannten sprichwörtlich war, hatte drei Söhne, von denen ihm bereits zwei durch einen jähen Tod entrissen wurden, während

nun der dritte, Graf Karl August von Schaumburg, am 2. dss. Mts. ebenfalls vom Tode ereilt wurde. Der junge Graf, der eine Tochter des Obervorstehers v. Trott zu Solz zur Gemahlin hatte, wollte der Fällung einer Eiche im Walde bei seinem Schloß Lehrbach in Oberhessen beiwohnen und wurde dabei von einem niederstürzenden Äste so schwer verletzt, daß er besinnungslos zusammenbrach und nach einigen Tagen qualvoller Schmerzen sein junges Leben im blühendsten Mannesalter aushauchte. Der Beisetzung in Oberurff wohnte am Mittwoch, den 6. d. Mts., eine überaus zahlreiche Trauer-Versammlung von nah und fern bei, für die der Schmerz von Vater, Mutter und Gattin herzzerreißend war. Prinz Philipp von Hanau, der vielen unserer Leser noch als schmucker kurhessischer Garde du Corps-Leutnant bekannt ist, war der Lieblingssohn seines Vaters und ist der letzte Anwärter der Hanauschen Fideikommiß-Herrschaft Horschowitz mit Jinez in Böhmen.

Hessische Geschichtsvereine. Am 29. November hielt der Fuldaer Geschichtsverein seine Generalversammlung ab. Nach dem vom Vorsitzenden, Herrn Oberbürgermeister Dr. Antoni, erstatteten Bericht über das abgelaufene Vereinsjahr beträgt die Mitgliederzahl 88. Der bisherige Vorstand wurde durch Zuruf wiedergewählt. Als Vereinsgabe wird den Mitgliedern die Festschrift zum Bonifatiusjubiläum zugehen. Herr Hauptlehrer Vonderau berichtete im weiteren Verlauf der Sitzung über die im Jahr 1905 vorgenommenen Ausgrabungen, deren hauptsächlichsten Ergebnisse zur Ansicht vorlagen.

Der am 4. Dezember vom Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel abgehaltene Herrenabend wurde mit einem Vortrag des Oberlehrers Grebe eröffnet, der aus den Aufzeichnungen des vormaligen Konsistorialrates Johann Georg Rausch Mitteilungen machte. J. G. Rausch war Feldprediger unter dem Landgrafen Karl gewesen und hatte in dessen Armee die Feldzüge von 1688, 1689 und 1691 mitgemacht. Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf hielt sodann über die nationale Bewegung in Kurhessen nach Zusammenbruch der französischen Fremdherrschaft einen Vortrag, den wir in der heutigen Nummer zum Abdruck bringen. Zum Schluß machte der Vorsitzende, Herr General Eisentraut, über die Ausgrabungen in der Nähe von Metze einige interessante Mitteilungen.

Über die Sitzung des Geschichtsvereins in Marburg am 13. Dezember wird ausführlicher Bericht noch folgen.

Verein für hessische Volkskunde und Mundartenforschung. Die erste Monatsversammlung des neu gegründeten Vereins für hessische Mundartenforschung fand am 7. Dezember statt. Der Vorsitzende Herr Oberbibliothekar Dr. Brunner machte die Mitteilung, daß der Vorstand beschlossen habe, die ins Auge gefaßten Ziele weiter zu stecken und die Volkskunde im allgemeinen in den Tätigkeitsbereich des Vereins aufzunehmen. Der darauf vorgelegte Entwurf der Satzungen wurde mit unwesentlichen Änderungen einstimmig angenommen. Herr Oberlehrer Dr. Fuckel hielt alsdann einen Vortrag über den trojanischen Krieg des Herbort von Fritzlar und das Alsfelder Passionsspiel, die ältesten Werke der hessischen Literatur, in denen sich schon die hessische Mundart nachweisen läßt. Daran knüpfte sich ein interessanter Meinungsaustausch über dialektische Eigentümlichkeiten seitens der Anwesenden. Im zweiten Teil des Abends kamen mundartliche Dichtungen durch die Herren Dr. Brunner, Kranz und Heidelbach zur Vorlesung.

Hochschulnachrichten. Professor Dr. A. Brauer, Privatdozent für Zoologie an der Universität Marburg, ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität Berlin ernannt worden unter gleichzeitiger Übertragung der Direktion des Zoologischen Museums. — Professor Dr. A. Kißner, Direktor des romanischen Seminars in Marburg, wird laut Meldung der Hochsch.-Korr. mit Ablauf des Wintersemesters 1905/06 von seinem Lehramt zurücktreten. — Professor Dr. Hermann Oncken, Privatdozent an der Berliner Universität, ist als Nachfolger Wilhelm Onckens auf den Lehrstuhl für neuere Geschichte an die Universität in Gießen berufen worden.

Todesfall. Am 13. Dezember verschied in Kassel der ehemalige Königliche Opernsänger Max Zottmayr im 72. Lebensjahre. Er war aus München gebürtig und hatte seine Bühnenlaufbahn als Heldentenor mit viel Glück begonnen, da er über eine bedeutende Stimme und eine sehr stattliche Persönlichkeit verfügte. Ihn als „Masaniello“ in dem kleidsamen Fischerkostüm oder als „Rienzi“ zu Pferde zu sehen, war ein Anblick, an dem man seine Freude hatte. Zottmayr wurde 1868 an das Königliche Theater in Kassel engagiert, wo er, in voller künstlerischer Kraft stehend, sich des größten Beifalls zu erfreuen hatte. Er war ein Sänger von unfehlbarer Sicherheit und außerordentlicher Ausdauer, ohne die oft vorhandenen Künstlerlaunen zu besitzen, so daß, als er 1890 in Pension trat, ihn der Intendant Freiherr von und zu Gilsa mit Recht den „Grundpfeiler und Eckstein des Opernrepertoires“ nennen konnte. In Kassel völlig ein-

gebürgert verlebte Zottmayr hier auch seine Ruhetage in glücklichen Verhältnissen bis ihm der Tod 1903 seine Gattin, früher eine gefeierte Altistin am Kasseler Theater, nahm. Nicht lange danach erlitt er einen Schlaganfall, von dem er sich nicht wieder erholen sollte. Nicht allein seines Künstlertums, auch seiner nobeln Gesinnung wegen stand der Verewigte allgemein in hohem Ansehen.

Hessische Bücherschau.

Die Bildnisse Philipps des Großmütigen. Festschrift zur Feier seines 400. Geburtstags (13. November 1904). Bearbeitet von Alhard von Drach und Gustav Könnecke. Herausgegeben von der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck mit Unterstützung des Bezirksverbands des Regierungsbezirks Kassel. Groß-Folio. IV, 104 S. mit 150 Abbildungen im Texte, Titelbild und 25 Tafeln. Marburg i. H. (N. G. Elwert) 1905. In künstlerischem, grünen Leinenbande mit „Die Bildnisse Philipps des Großmütigen", großem hessischen Wappen des 16. Jahrhunderts und der Jubeljahrzahl „1904" in Golddruck. Preis Mark 20.—

Bereits sind Jahr und Tag seit der Vierhundertjahrfeier der Geburt unseres größten Landgrafen dahingegangen und volle sieben Monate lang liegt diese innerlich bedeutendste und äußerlich größte und schönste Festschrift, die leider wegen Überfülle des Materiales und gewaltiger Schwierigkeiten der Reproduktionen um etwa fünf Monate nach dem 13. November 1904, gegen Ostern 1905, erst erschienen ist, im Buchhandel vor, ohne daß sie die verdienteste Beachtung überall im Hessenlande und sonst bis jetzt gefunden hätte. Die Kritik hat sich bis jetzt noch vielfach ausgeschwiegen, obwohl wirklich nur eine Stimme allerhöchsten Lobes darüber laut werden kann. Das liegt aber auch an der eigentümlichen Schwierigkeit des Stoffes und der ganz *neuen, musterhaften Behandlung* all der schwierigen Fragen durch die beiden Herausgeber, welche ein energisches Sichvertiefen des Rezensenten zu einer irgendwie selbständigen Kritik unbedingt verlangen. Doch wollen wir die herannahende Weihnachtszeit nicht vorübergehen lassen, ohne ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß hier ein Prachtwerk allerersten Ranges in hessischer Heimat-Kunst und -Forschung vorliegt, das neben allen hessischen Büchereien, groß und klein, auch auf den Geschenktisch eines jeden irgend bemittelten Hessen für Weihnachten 1905 gehört. Denn ganz abgesehen davon, daß es die Krone der recht zahlreichen Festschriften über Landgraf Philipp äußerlich und innerlich darbietet, wäre bei der Fülle des in glänzender Wiedergabe Gebotenen für einen Preis von nur 20 Mark dies Werk nimmer möglich gewesen ohne die namhafte Unterstützung der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck und die gleichfalls hohe Beihilfe des Casseler Bezirks-Verbandes. Nur der Munifizenz beider Stellen ist es zu danken, daß ein solches Prachtwerk ersten Ranges, welches schon im Herbeischaffen des Materials ungeheure Auslagen verursachte, für 20 Mark geboten wird.

Näheres darüber zu bringen, verbietet heute der Raum, zumal ja der Prospekt, welcher der Nr. 12 des laufenden Jahrgangs beilag, den Inhalt ebenso angab wie Proben der Bilder lieferte, doch war es nicht möglich, von den 26 schönen Kunstblättern in größtem Format einen tieferen Begriff der trefflichen Reproduktionen, die dem Elwertschen Verlag wieder zur Ehre gereichen, zu geben, die eine Größenwiedergabe von 48×35 cm nötig gemacht haben.

Eigentlich besitzen wir vom alten Landgraf Philipp nur das drei Jahre nach seinem Tode (1570), freilich nach treuestem Gedächtnis und sicher nach vielen Skizzen nach dem Leben gemalte Ölbild des Hofmalers Müller, welches sich jetzt noch im Rathause der Stadt Cassel aufbewahrt befindet (siehe unsere Wiedergabe im „Hessenland" 1904, Nr. 21/22), auf das alle Darstellungen, die ihn nach der Gefangenschaft wiedergeben, mehr oder weniger zurückgehen oder auf andere, ihm ähnliche Originale. Dagegen ist das Bild Tizians, welches Rembrandt noch kopierte, aus der Gefangenschaft selbst, im Original Tizians und der Kopie des berühmten Niederländers leider verloren gegangen, so daß wir nur aus schwachen Nachbildungen uns den Typus undeutlich vorstellen können und auch dies erst nach den scharfsinnigen Forschungen der vorliegenden „Bildnisse".

Aus den Münz-Serien mit Landgraf Philipps Porträt, die zum ersten Male auf zwei großen Tafelblättern nebeneinander kritisch verwertet sind, gelang es, nicht weniger als 30 Typen beizuschaffen, ohne bei der Kleinheit des Dargestellten für den Landgraf Philipp in seinen Mannesjahren einen Einheitstyp herausschälen zu können. Und für den jungen Landgraf Philipp muß an Stelle der vielen Original-Aufnahmen von Lukas Cranach das fliegende Blatt und in erster Linie der Holzschnitt von Drechsel treten, während sowohl der „große" Brosamer (1534) mit Federn rings um den Hut, als auch der sog. „kleine" Brosamer (1534) als schon abgeleitete Blätter zu gelten haben, von denen ein breiter Strom gleichzeitiger oder späterer Landgraf Philipp-Bilder sich herleiten. Doch wollen wir heute nicht die in 22 Kapiteln ausgeführte Untersuchung über alle einschläglichen Fragen ausschreibend wiederholen, die ja *den Leser zum Nach- und Mitforschen* nach Absicht der Herren Herausgeber veranlassen sollen, sondern nur feststellen, daß alles, was nach Lage der Überlieferung für die Rekonstruktion des Bildes unseres größten Landgrafen geschehen konnte, hier in breitester Grundlage uns geboten wird, in einer technischen Wiedergabe a l l e r Quellenbilder, die bisher in der Literatur ihresgleichen sucht. Freilich wird auch manche Hypothese noch Widerspruch erregen, wie die Anfechtung von Luthers Ausspruch über die „Kleinheit" unseres Landgrafen auf Grund des in der kaiserlichen Waffensammlung zu Wien noch vorhandenen Originalpanzers Landgraf Philipps und seiner Maße, denen auch der betreffende Beitrag in der gleichfalls reich ausgestatteten Darmstädter Festschrift ebenfalls Folge gegeben hatte. Ich selbst war im Anfang der 90er Jahre in Wien zufällig zugegen, als gerade dieser Prachtharnisch von der bisherigen Aufstellung im Belvedere nach dem neuen kaiserlichen Kunstmuseum auf dem Ring überführt wurde und habe mich überzeugt, daß er für mich viel zu eng in der Brust und in den Beinen viel zu kurz war: also wirklich für einen unter mittelgroßen Mann berechnet gewesen ist, wenn man besonders noch in Berechnung zieht, daß darunter sicher noch Unterkleider angelegt worden sind und bei Turnieren jeder gerne größer und möglichst stattlich erscheinen wollte. Ferner hat sich das Titelblatt m. M. nach um Tafel XXVI, die unfindbar ist, verzählt, weil sie gerade mit dem „Titelbild" selbst identisch ist. — Gar nichts wollen solche Ausstellungen, die noch der Diskussion allseits bedürfen, besagen gegenüber der Unmasse

neuen Stoffes, der endlich der Frage, wie sah Landgraf Philipp, von dem wir ganz sich widersprechende Bilder haben, eigentlich aus, energisch zu Leibe geht. Die Krone der Abbildungen aber wird mancher in Tafel XI erblicken, welche den renovierten Gedenkstein in der Klosterkirche zu Haina mit der ganzen Figur des Landgrafen, aus 1542 nach Ph. Soldan, getreu in den Farben wiedergibt.

Freuen wir uns des herrlichen Prachtwerkes, welches wissenschaftlich für die Iconographie überhaupt ganz neue Bahnen weist, und wer es irgend erschwingen kann, übersehe nicht bei einem Geschenk für Weihnachten oder sonst die von Könnecke und von Drach uns geschenkten, herrlichen „Bildnisse Philippi Magnanimi".

Bronnzell bei Fulda, 13. November 1905.

Dr. phil. F. Seeling.

Festgabe zum Bonifatius-Jubiläum 1905. I. Beiträge zur Geschichte der Grabeskirche des hl. Bonifatius in Fulda. Von Dr Gregor Richter, Dompräbendat und Professor am Priesterseminar. Mit 1 Lichtdrucktafel und 6 Abbildungen. — II. Die Codices Bonifatiani in der Landesbibliothek zu Fulda. Von Dr. Carl Scherer, Bibliothekar der Landesbibliothek. Mit 3 Lichtdrucktafeln und 5 Abbildungen. 4°. 6, LXXVI und IV, 37 S. Fulda (Druck und Verlag der Fuldaer Aktiendruckerei) 1905. Preis Mark 3.—

Allzuleicht gehen Festschriften zugleich mit dem Feste selbst vorüber, auch wenn dieses noch so schön war, und teilen das Schicksal der Tagesliteratur. Doch verdient vorliegende Festgabe von D. Dr. Richter und Dr. Scherer aus inneren Gründen vor diesem Geschick bewahrt zu bleiben, da zwei für Fulda, die alte Kulturstätte des Christentums unter den Hessen, sehr wichtige, ja vielleicht die zwei wichtigsten Fragen lichtvoll behandelt und mit ganz neuen Ergebnissen der Forschung vermehrt wurden. Denn während noch die neueren Schriftsteller gegenüber Schlereth u. A., die noch fünf, ja sieben verschiedene völlige Umbauten des Fulder Domes annehmen, mit drei wesentlich verschiedenen Bauperioden dieser Hauptkirche rechnen vor 1700, wo Fürstabt von Schleifraß die heutige Gestalt ihr verlieh, weist Professor Richter an der Hand eines ungeheueren Materials nach, daß wohl mehrere größere Neubauten als Reparaturen, meist nach Brandunglücken, stattfanden, daß aber im großen und ganzen jedesmal die alte Form der Grabeskirche des hl Bonifatius wiederhergestellt worden ist, die also im ganzen Mittelalter sich gleich blieb und auch noch im 16. und 17. Jahrhundert fortbestand, bis erst anfangs des 18. Jahrhunderts die Bauleidenschaft und übermäßige Verehrung für den neuen Baustil unter Zerstörung der alten Formen den heutigen Dom errichtete.

Mit staunenswerter Belesenheit bringt Professor Richter dem Leser alle Belegstellen der Quellen seit der ältesten Zeit bei und ermöglicht es so, sich selbst ein Urteil in all diesen sehr schwierigen Fragen zu bilden. Einen wahren Rattenkönig von Mißverständnissen aller Art galt es dabei zu entwirren, und mancher Irrtum, selbst in den Quellen, wurde richtig gestellt. Das wenige, was von Abbildungen des alten Domes auf uns gekommen ist, wird im Bilde gegeben, aber nirgends läßt sich ein Anklang an den sog. gotischen Baustil nachweisen, der doch bei einem Neubau 1286 bzw. spätestens 1398, nach den großen Brandunglücken, hätte zur Anwendung kommen müssen. Auch über das Innere der alten Kirche mit ihren vielen Altären erfahren wir viel Neueres und haben auf Seite LXVIII und LXIX einen Rekonstruktionsversuch der ehemaligen Stiftskirche im Grundriß vor uns, im nebengestellten Vergleich mit dem Grundriß des jetzigen Domes.

Anhangsweise erhalten wir dann noch eine interessante Schilderung über die jährliche Feier des Bonifatiusfestes in der Stiftskirche zu Fulda um 1615, die einer Aufzeichnung von Michael Drisch aus einer jetzt in Marburg befindlichen Handschrift entstammt, und ein Blatt in Lichtdruck aus dem Cod. lat. 10517 der Bibliothèque Nationale zu Paris, das mit schönen Randmalereien aus dem XV. Jahrhundert Texte zu Prozessionsgesängen enthält, wie sie einst in der Stiftskirche erklangen. Denn diese Handschrift ist erst 1796 der Fulder Bibliothek entfremdet worden durch einen General Dumuy, den die Kriege der französischen Revolutionszeit damals nach Fulda geführt hatten. —

Hat der Dom zu Fulda für das ganze kirchliche Deutschland seine Bedeutung in erster Linie aus der Grabesstätte des heiligen Bonifatius herzuleiten, so verdankt die Landesbibliothek zu Fulda, nachdem sie der dreißigjährige Krieg ihrer alten Handschriftenschätze beraubt hat, ihren Ruhm bis heute den drei Büchern eben dieses Heiligen, welche bei der Neugründung im Jahre 1771 der Bischof und Fürstabt Heinrich VIII. (von Bibra) aus dem Domschatz seiner Büchersammlung geschenkt hat und die bis zur Stunde einen Strom von Besuchern dorthin leiten.

Über diese Codices Bonifatiani ist seit Brower und Schannat sehr viel Neues hier und da erforscht worden, ohne daß eine wissenschaftliche Zusammenfassung der Resultate bisher erfolgt wäre. Dies geschah zuerst anfangs dieses Jahres in einem Vortrag des Fulder Geschichtsvereins durch den derzeitigen Bibliothekar Dr. Carl Scherer, dessen Ergebnisse in ergänzter Form die zweite Hälfte der Festschrift ausmachen, geschmückt durch 3 treffliche Lichtdrucktafeln und 5 Abbildungen im Texte, die zumeist den Einbänden zugehören. Am wertvollsten in jeder Beziehung ist der „Victor-Codex", d. h. eine (Tatiansche) Evangelienharmonie nebst Briefen, wie sie Victor von Capua im 6. Jahrhundert hat zusammenstellen lassen. Hierbei soll nun Bonifatius selbst Randglossen eigenhändig am Jakobus-Brief angebracht haben, was jedoch nicht beweisen werden kann. Schon E. Ranke, der als Professor der Theologie zu Marburg verstorbene, jüngere Bruder des berühmten Historikers, hat neben dem wortgetreuen, kritischen Abdruck mehrere Abhandlungen dieser für die Überlieferung der Itala sehr wertvollen Handschrift gewidmet, Professor Traube in München hat die Schreiberhände wissenschaftlich untersucht und alle diese und andere Forschungen faßt Dr. Scherer zu einem klaren Bilde zusammen. Noch Bedeutenderes leistete er aber im Festlegen der von Cadmug (so ist nämlich zu lesen, keineswegs, wie bisher, „ego Widrug scripsi" am Schluß) geschriebenen vier Evangelien, vor denen sich jedesmal ein Evangelist gemalt befindet, die sich nur durch die vier Namen allein von einander unterscheiden. Ob dies Buch im Besitze des Bonifatius sich befunden hat, wie die Tradition in Fulda will, kann möglich sein, keinesfalls aber hat der Heilige es selbst geschrieben.

Am meisten Interesse aber bringt jeder Besucher der Landesbibliothek zu Fulda stets dem durchhauenen Buch entgegen, über das Dr. C. Scherer unter der Überschrift der „Ragyndrudis-Codex" ebenso eingehend handelt als interessant über die Frage, ob er beim Tode des Heiligen zugegen gewesen ist, wo er ihn als unwillkürlichen Abwehrschutz seinem Haupte auflegte, und ferner endlich 'mal Genaueres darüber, was sein vielgestaltiger Inhalt eigentlich alles bringt, wobei natürlich die gewöhnliche Tradition von einer Bibel fallen gelassen werden muß.

Doch es hieße die lesenswerten Ausführungen des Herrn Verfassers ausschreiben, wollte man hier mehr bringen.

Wer also für fuldische „Bauten und Bücher" Interesse hat — und deren gibt es viele in Hessen und sonst in den deutschen Landschaften —, greife zu dieser schönen Festgabe von Richter und Scherer; jedermann wird reiche Belehrung und interessante Unterhaltung daraus schöpfen.

Bronnzell bei Fulda, Ende November 1905.

Dr. phil. F. Seeling.

Gerland, Otto. Kunst- und kulturgeschichtliche Aufsätze über Hildesheim. 8°. 68 S. 32 Abb. Hildesheim (August Lax) 1905.

Der Verfasser, den wir als Landsmann zu den Unseren zählen dürfen, hat hier die Vielseitigkeit seines Wissens und Könnens in ein glänzendes Licht gestellt. Er hat es unternommen, in gedrängter Form eine Reihe von Kunst- und Altertumsdenkmälern Hildesheims dem Leser in Wort und Bild präzise vorzuführen. Eine Abhandlung, „Warum wurde der Bischoffitz von Elze nach Hildesheim verlegt" fällt allerdings inhaltlich aus dem Rahmen der sonstigen Ausführungen heraus. „Die alte Westfront von St. Andreas zu H." läßt uns eine echt niedersächsische Bauweise des zehnten Jahrhunderts sehen, von der man nur bedauern kann, daß sie noch im Jahre 1883 verbaut werden konnte, da sie wohl als eines der ältesten Bauwerke Niedersachsens schon im kunsthistorischen Interesse mehr Pietät verdient hätte. „Der Kreuzgang im St. Michaelskloster zu H." erscheint als ein poetisches Bauwerk, in dessen Beschreibung uns Gerland als feinsinniger Kunst- und Formenkenner entgegentritt. Es umweht uns angesichts der Zeilen und Bilder ein Hauch des vollendeten mittelalterlichen Schönheitsfinnes, der in Konstruktion und Dekoration den Geist seiner Zeit wahr zum Ausdruck gebracht hat. Auch „die Kirche zum heiligen Kreuz" ist noch ein romanisches Altertum, das in längeren Ausführungen beschrieben wird. Leider hat auch hier ein barocker Stildespotismus seine „Schönheiten" angebracht und dem Romanismus die Formen entarteter Renaissance zugeteilt. Aber das Bauwerk ist in seiner Ehrwürdigkeit weniger berührt, es spottet in seinem Ernste über diese Faschingsdekorationen und zeigt im Innern edle Ruhe. Höchst beachtenswert sind auch die „Werke der Kleinkunst", die diese Kirche birgt. Den Schluß des sehr interessantes Buches bilden zwei Abhandlungen über Hildesheimer Heraldik. Das Buch ist in seiner durchaus würdigen Ausstattung nur zu empfehlen und bildet zweifellos eine sachgemäße Ergänzung zur Kunstgeschichte der alten, ehrwürdigen Stadt Hildesheim.

Happel.

Athene Parthenos. Novelle von Franz Treller. Kassel (Verlag von Friedr. Scheel) 1906. Brosch. M. 1.50, geb. M. 2.25.

Am 29 September 1687 flog bei der Beschießung der Akropolis in Athen durch die Venetianer das weltberühmte Parthenon in die Luft und barg an 300 Menschen unter seinen Trümmern. Daß die höchst bedauerliche Zerstörung dieses erhabenen Kunstwerkes durch die venetianische Artillerie, nicht aber durch die deutschen Hilfsvölker, zu denen auch die Hessen gehörten, vollzogen wurde, ist allen gegenteiligen Behauptungen zum Trotz durch die Geschichte festgestellt und wird auch in der vorliegenden Novelle unseres landsmännischen Dichters auf Grund aktenmäßiger Quellen eingehend nachgewiesen. Franz Treller hat es verstanden, jene altklassische Stätte mit meisterhaftem, farbensattem Pinsel wieder vor uns zu entwerfen und mitten in dieser welthistorischen Szenerie durch einige scharf charakterisierte Personen fesselnde Erlebnisse sich abspielen zu lassen. Ein anmutiges Liebesidyll ist überaus geschickt in den Gang der Handlung hineingewoben, und mit atemloser Spannung verfolgen wir den Verlauf des kühnen, wenn auch ergebnislosen nächtlichen Sturmes auf die Akropolis, bei dem nicht zuletzt die Hessen regen Anteil hatten. Das hübsch und vornehm ausgestattete Werk kann namentlich auch als Geschenk für die Jugend empfohlen werden, die mit Freuden vernehmen wird, daß auch auf dem ihr zumeist wohlbekannten klassischen Boden unsere braven hessischen Soldaten einst — mutig wie immer — gestritten haben.

Heidelbach.

Hessischer Kalender für 1906. 12 Original-Lithographien von H. Meyer. Kassel (Verlag von E. Hühn). Preis M. 2.25

Der nunmehr zum dritten Male erscheinende Hessische Kalender mit den prächtig ausgeführten Ansichten von Städten und Landschaften aus unserer Heimat ist bereits zu einer Gabe geworden, die wir nicht mehr entbehren möchten. In dem neuen Jahrgang hat der Künstler sich nicht allein auf das Landschaftliche beschränkt, er hat sowohl auf dem Umschlag wie auf einigen der Monatsblätter durch ansprechende Gestalten in oberhessischer Tracht seinen Bildern einen neuen Reiz verliehen. Ein jedes dieser anheimelnden Blätter, von dem herrlich sich erhebenden Marburger Schloß bis zum majestätischen Dom zu Fulda, bildet einen künstlerischen Wandschmuck, der in keiner hessischen Familie fehlen sollte.

B.

Was mir die Sonne erzählte und anderes von Josephine Gräfin zu Leiningen-Westerburg, geb. von Spruner. Kassel (Ferd. Keßlersche Buchhandlung, Hans Kempf) 1905.

Die liebenswürdige Dichterin hat mit diesem Büchlein von neuem in sehr ansprechender Weise eine Reihe kleiner lebenswahrer Schilderungen gegeben, die für ein jedes Alter lehrreiche Unterhaltung bieten. Die Sonne scheint über Gerechte und Ungerechte und weiß von den letzteren wohl das meiste zu erzählen, hier aber berichtet sie mehr von den Gerechten, und wir wandeln im Lichte. Die schon vielfach bekundete Lebensweisheit der Verfasserin tritt in dem Anhang „Gereimtes, vielleicht auch Ungereimtes" in einer Anzahl treffender Sprüche zutage. Die Ausstattung des Büchleins ist eine elegante.

B.

Hoßfeld, Karl. Jugend und Liebe. Zierrat von H. Vogeler-Worpswede. Berlin-Leipzig (Curt Wiegand) 1905.

Das 100 Seiten starke Buch enthält, dem Titel entsprechend, jugendliche Liebesgedichte, die trotz ihrer großen Anzahl nicht ermüdend wirken, da sie nicht auf einen Ton gestimmt sind. Der Verfasser ist öfter bemüht, volkstümlich zu singen, und spricht auch gerade da, wo er sich am einfachsten gibt, am besten an. Am wenigsten gelingt es ihm, die Verzweiflung der Liebe zum Ausdruck zu bringen, bei dieser Gelegenheit, wie in der „Vision", glaubt man einen Andern vor sich zu haben. Mehrfach findet Karl Hoßfeld Gefallen daran, sich ein wenig frivol zu geben, schließlich aber ist es eine harmlose Frivolität und er macht sich über sich selbst lustig. Zwei Worte sind mir unangenehm aufgefallen: „Morpheus" und „Dalles". Morpheus klingt ja sehr schön, aber in einem frischen Liebeslied etwas antik, den Dalles aber auch in Jugend und Liebe zu bringen, geht nicht an. Wer jung ist und liebt, darf überhaupt nicht den Dalles haben. Auch der

Reim auf „Späßchen" (S. 29) ist ein gewagtes Wort. Diese Ausstellungen sind in Anbetracht, daß es sich um Liebesgedichte handelt, sehr geringfügig, denn wie selten trifft man solche, die auch nur einiges Interesse abgewinnen, wogegen man in dem vorliegenden Band auf allen paar Seiten ein Lied findet, das man nochmals lesen kann. W. B.

Nocturnes von Elsa v. Löbbecke. Kassel (Ferd. Keßlersche Buchhandlung Hans Kempf). M. 0,60.

Die junge Kasseler Dichterin verrät in diesem Werkchen, daß sie in der „Sprache des Unaussprechlichen" innerlich Geschautes zu sagen weiß. Es ist ganz selbstverständlich, und sollte darum eigentlich in einer Kritik keinen Platz haben, daß in einem Versbuche die Gedichte nach ihrem Wert ungleich sind. Aber ich meine, wenn man auf 30 Seiten so viel feines Empfinden, so viele Zeichen eines Ich zu entdecken vermag, dann kann man mit Fug und Recht der Dichterin Glück wünschen. Eine Probe möge meine Worte bekräftigen:

Ich lieb' deiner Augen leuchtendes Licht
In deinem mageren Kindergesicht.
Es liegt ein Hunger in deinem Blick
Nach einem kommenden hohen Geschick.

Und gehst du später ins Leben hinaus,
So löschen sie dir das Leuchten aus,
Mir aber tut es so wohl zu seh'n
Die Sterne vor ihrem Untergeh'n.

Ich halte das Büchlein für ein schönes Geschenk, weil es innere Werte schaffen hilft. Und jetzt ist ja Weihnachtszeit. Valentin Traudt.

Koppen, Louise. Heitere Bilder aus dem Bodenstedter Pfarrhause. 3. Auflage. Berlin (Trowitzsch & Sohn) 1905. Brosch. M. 2.40, geb. M. 3.—.

Wir haben bereits im vorigen Jahre diese Skizzen auf das wärmste empfehlen können, durch die nunmehr schon nötig gewordene dritte Auflage wird das günstige Urteil bestätigt. Es ist etwas Herzerfrischendes in der ganzen Art und Weise, wie die Verfasserin erzählt, ungekünstelt, ungesucht und dabei humorvoll durch und durch. Das Bodenstedter Pfarrhaus wird ein jeder lieb gewinnen für immer, der es nur einmal betreten hat. B.

Pompecki, Bruno. Weichselrauschen. Lieder eines Westpreußen. Stuttgart (W. Kohlhammer) 1905. Brosch. M. 2,50, geb. M. 3,—.

Die den Manen Robert Reinicks aus Danzig gewidmeten Gedichte sind, obwohl sie ihren Namen der Weichsel entlehnt haben, teilweise für uns Hessen von besonderem Interesse, will es mich doch bedünken, als ob die Lust zum eigenen Singen bei Bruno Pompecki erst an den Ufern der Lahn so recht erwacht wäre. Mag dies nun auch Täuschung sein, denn die Lieder aus der in Marburg verlebten fröhlichen Studentenzeit kommen erst gegen Ende der Sammlung, so klingen diese doch besonders frisch und ansprechend. Einige derselben, „Marburg", „Maikneipe", „Couleurbummel" und „Thilde" sind im „Hessenland" 1904 und im laufenden Jahrgang zuerst erschienen. Das lustige Singen und Speerschwingen ist aber nicht von Dauer, zumeist enthält das Buch ernste und ergreifende Gedichte, die uns das Innenleben des jugendlichen Sängers in überzeugender Weise enthüllen und die Wirkung, die seine eigenartige Heimat am schneeig-weißen Ostseestrande auf ihn ausübt, stimmungsvoll veranschaulichen. W. B.

Philippi, Fritz. Unter den langen Dächern. Neue Erzählungen vom Westerwald. Mit Buchschmuck von K. Weckerling. 8⁰. 248 S. Heilbronn (Eugen Salzer) 1906. M. 3.–, geb. M. 4.–.

Fritz Philippi ist jetzt in der deutschen Literatur kein Unbekannter mehr. Seine Domäne, der Westerwald und seine Pfarrer, wie auch seine Bewohner, hat ihn bekannt gemacht. Sein vorliegendes Buch, eine Sammlung von Erzählungen, fügt sich den vorher erschienen Werken würdig an. Philippi hat eine eigenartige Schreib- und Erzählungsweise. Er erinnert mich beinahe an Hermann Oeser, wenn er auch nicht dessen Tiefe hat. Der Heide gilt sein Lied — sie erzählt ihm mehr, wie sonst den Menschen. Die Heimat liebt er und die Menschen, die sie bewohnen, ihnen, denen, die im gewöhnlichen Gleise laufen, und denen, die was Besonderes an sich haben, setzt er ein Denkmal. Dabei ein köstlicher Humor, der schlicht und ungesucht ist, dafür aber umso drastischer wirkt. Wie köstlich z. B. die Erzählung „der Wäller-Kranz", die Zusammenkunft der Westerwälder Pfarrer mitten in Sturm und Wind oder „die politische Pfarrerwahl". Jedes ist für sich eine kleine Perle. Hingewiesen sei auch noch auf das viele Volkskundliche, sowie die dialektischen Wörter, die sich hier und da finden. Alexander Burger.

Grebe, E. R. Geschichte der hessischen Renitenz. Kassel (Verlag von E. Vietor) 1905. Geh. M. 3.—.

Das 328 Seiten starke Buch ist erst seit einigen Tagen erschienen, sodaß eine Beurteilung noch nicht erfolgen konnte. Aus der Vorrede ist zu entnehmen, daß es sich eigentlich um eine Gesamtdarstellung der kirchlichen Entwickelung in Kurhessen von 1830 bis 1875 handelt, als deren Höhepunkt die „Renitenz" angesehen wird. Eine Geschichte der letzteren war bis jetzt noch nicht geschrieben worden, obwohl die Entstehung und Verbreitung dieser eigenartigen Bewegung ein interessantes Thema bildet. Wenn der Herr Verfasser aber sagt, daß während der vielhundertjährigen Geschichte des Landes kein Ereignis einen so tiefen Riß in unserem Volksleben bewirkt habe, wie die Renitenz, von der wohl kaum eine gebildete Familie in Hessen unberührt geblieben sei, so geht er in dieser Annahme doch zu weit. W. B.

Für Muße-Stunden. Allerlei aus Welt und Leben. Auswahl von Aufsätzen und Erzählungen aus den Unterhaltungsbeilagen der Kölnischen Volkszeitung. 6. Jahrgang. Köln (Verlag von Bachem).

Wir erwähnen das geschmackvoll ausgestattete Buch, dessen Inhalt selbst mit Hessen in keiner Beziehung steht, nur deshalb, weil unsere hochgeschätzte Mitarbeiterin M. Herbert mit zwei Beiträgen darin vertreten ist. Die genannte hessische Dichterin, die schon seit Jahren sich in Regensburg einen Wirkungskreis geschaffen hat, schildert die großen Männer dieser ihr vertraut gewordenen Stadt, sowie „Palmsonntag und Karwoche in Bayern" mit ihren bemerkenswerten Eigentümlichkeiten. B.

Traudt, Valentin. Lehrer Korn. Eine Mondbürgergeschichte. W.-Jena (Thüringer Verlagsanstalt). Geb. M. 3,—, brosch. M. 2,50.

Wir machen die Leser auf dieses neueste Buch unseres geschätzten Mitarbeiters, das soeben erschienen ist, aufmerksam. Eine Besprechung wird in der nächsten Nummer nachfolgen.

Bennecke, W. Das Kasseler Hoftheater von 1814 bis zur neueren Zeit. Beiträge zur Bühnengeschichte. Kassel (Verlag von Carl Vietor) 1906.

Da diese Schrift erst kurz vor Ausgabe der vorliegenden Nummer unserer Zeitschrift herausgekommen ist, so kann vorläufig nur deren Inhalt angegeben werden: Einleitung. — 1814—1821. — Die Glanzperiode unter Kurfürst Wilhelm II. — Die Bethmannsche Truppe. — Feiges weitere Direktion. — Das Hoftheater unter General-Intendant von Heeringen. — Abschied des General-Intendanten von Heeringen. — Das Königliche Theater unter Intendant von Carlshausen. — Das Königliche Theater unter Freiherrn von und zu Gilsa. — Das Buch enthält als Schmuck die Porträts der drei Intendanten des Kasseler Hoftheaters Josias von Heeringen, Albert von Carlshausen und Adolf Freiherr von und zu Gilsa. Den zahlreichen Lesern unseres Blattes, welche dem Kasseler Theater ein lebhaftes Interesse entgegenbringen, dürfte es als eine zeitgemäße Darbietung erscheinen.

„Hessische Fürsten und Fürstinnen" von Jeannette Bramer. Kassel (Verlag der Hofbuchhandlung von Carl Vietor).

Eleg. geb. M. 2.50, gut brosch. M. 2.—.

So wie im vorigen Jahre wollen wir auch im gegenwärtigen das Buch als Weinachtsgabe anempfehlen, das in neuester Zeit eine gute Empfehlung durch Felix Dahn erfahren hat. In der „Täglichen Rundschau" bespricht er eingehend die Vorzüge des der Jugend gewidmeten kleinen Werkes, dem er durch seine, des Dichters und Historikers, Fürsprache gern den Weg in weitere Kreise bahnen möchte.

Hessische Zeitschriftenschau.

Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 50, Lief. 4 u. 5; Bd. 51, Lief. 1.
Hottinger, J. H., Theologe, bespr. von E. Chr. Achelis.
Hummel, Joh. Kaspar, Maschinenfabrikant, bespr. von F. M. Feldhaus.
Henschel, Karl Anton, Oberbergrat und Begründer der Kasseler Maschinenfabrik, bespr. von F. M. Feldhaus.
Hofmann, Aug. Wilh. v., Chemiker, bespr. von B. Lepsius.
Ihlee, Joh. Jakob, Theaterleiter und Dichter, bespr. von E. Mentzel.
Kaupert, Jak. Gust. K., Bildhauer, bespr. von H. Weizsäcker.
— Joh. Aug. K., Topograph u. Kartograph, bespr. von Vikt. Hantzsch.

Allgemeine Zeitung (München) Nr. 105.
Wilhelm Hans: *Achim v. Arnim und die Brüder Grimm.* (Besprechung von R. Steigs gleichnamigem Buche.)

Alte und neue Welt (Einsiedeln, 39. Jahrg. Heft 20—21).
M. H., M. Herbert. (Eine biographisch-literarische Skizze der Dichterin enthaltend.)

Beiträge zur hessischen Kirchengeschichte, II. Bd. 3. Heft (Darmstadt 1905).
Fr. R. Kissinger: Zur Geschichte der separaten geistlichen Witwenkasse in Darmstadt.
L. Meyer u. R. Schäfer: Die Schrautenbachische Stiftung zu Friedberg.
Fritz Herrmann: Mainzer Palliums-Gesandtschaften und ihre Rechnungen.
Fritz Herrmann: Eine hessische Kirchengeschichte aus katholischer Feder.

Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog (hrsg. von Ant. Bettelheim), VIII. Bd. (Berlin 1905).
Nasse, Otto, Prof. der Medizin, bespr. von Pagel.
Hochapfel, Reinhard, Maler, bespr. von Ph. Losch.
Klingelhöfer, Fritz, Maler, bespr. von Ph. Losch.
Merkel, Walther, Maler, bespr. von Ph. Losch.
Schmidt, Otto, Generalleutnant, bespr. von Lorenzen.
Neumann, Emil, Landschaftsmaler, bespr. von Ph. Losch.
Möhl, Heinrich, Meteorologe und Geologe, bespr. von Ph. Losch.
Saul, Daniel, Journalist und Dichter, bespr. von Ph. Losch.
Klingelhöffer, Otto, Regierungsrat, bespr. von Ph. Losch.
Hartwig, Otto, Bibliotheksdirektor, bespr. von K. Gerhard.

Blätter für Münzfreunde, 40. Jahrg. (1905), Nr. 6—10.
H. B.: Denar von Hofgeismar.
Theodor Meyer: Drei seltene hessische Münzen des 15. Jahrhunderts.

Deutsche Revue, 36. Jahrg. (August 1905).
Gabriel Monod: Briefe von Malvida von Meysenbug an ihre Mutter. Hamburg 1850—52.

Die weite Welt, 24. Jahrg. Nr. 40 ff.
Alfred Bock: Der Kuppelhof. Roman (in Hessen spielend).

Fuldaer Geschichtsblätter, 4. Jahrg. (1905), Nr. 6—10.
Amrhein: Das fuldische Probsteikloster Holzkirchen.
Bruder: Vom Bonifatiusjubiläum 1755.
Jos. Grau: Drei Neuhöfer Amtsvögte aus der Familie Rang.
A. Papst: Der alte „Bramforst" und die Hünfelder Stadtwaldung „Praforst".
—, Die Bürgermeisterwahl in Hünfeld im 17. und 18. Jahrhundert.
—, Das Bürgerrecht in Hünfeld.
G. R.: Über die Fuldaer Porzellanfabrik.
G. Richter: Der Fuldaer Rechtsgelehrte Eugen Thomas († 1813).
—, Die Säkularisation des Kollegiatstifts Rasdorf.

German American Annals (Philadelphia). Neue Folge. Bd. III, Nr. 10 (Oktober 1905).
Frankfurt and Cassel in Goethe's time. (Nach einem ungedruckten Briefe an Joh. Wilh. L. Gleim.)

Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. IV (1905), Heft 1.
W. Hoffmann: Heidentum, Katholizismus und Protestantismus in unserer rheinhessischen Landbevölkerung.
Albert Ostheide: Zwei Kleinigkeiten zum Martinsfest.
Karl Helm: Die Heimat der Indogermanen und Germanen.
Ferner: Mitteilungen, Bücherschau, Neue Bücher.

Illustrierte Frauenzeitung (Lipperheide, 1905, Heft 13).
Henriette Keller-Jordan. (Zum 70. Geburtstag.)

Kasseler Allgemeine Zeitung 1905, Nr. 202, 204, 206, 207.
Paul Heidelbach: Kassel vor 200 Jahren. 1905, Nr. 228
Paul Heidelbach: Steinhöfer.

Kasseler Tageblatt und Anzeiger 1905, Nr. 268 und 270.
Paul Heidelbach: Wann sind die Kaskaden entstanden?

Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, Neue Folge, XIII. Bd. (Gießen, 1905).
H. Dragendorff: Der Wert der Gefäßfunde für die provinziale Archäologie.
A. Hepding: Die Kirche zu Großen-Linden und ihr Portal.
Rudolf Schäfer: Das herrschaftliche Gericht zu Höchst an der Nidder.
F. Schrod: Die Gründung der Deutschordenskomturei Sachsenhausen.
R. A. Fritzsche: Über Gelegenheitsgedichte.
Ferner: Kleinere Mitteilungen, Museumsbericht, Chronik des Vereins.

Monatsblätter für deutsche Literatur, 9. Jahrg. Nr. 2.
R. W. Enzio: Wilhelm Holzamer.
—, Karl Ernst Knodt. (Würdigung des Lyrikers)

Neues Wiener Journal, Nr. 4153.
Max Foges: Moderne Erzähler. („Zwei Seelen“ von Wilhelm Speck.)

Quartalblätter des Historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen. Neue Folge. III. Bd. (Jahrg. 1904) Nr. 13—16.
Ed. Anthes: Gustav Nick † (nebst einer Bibliographie seiner Veröffentlichungen).
E. Neeb: Aus dem alten Mainz.
Aug. Roeschen: Das Wappen der Stadt Laubach in Hessen.
Wilhelm Fabricius: Die Gemarkungsgrenze von Neubamberg in Rheinhessen.
Ed. Anthes: Die Befestigung und die Ansiedelung auf dem Stutz bei Kailbach im Odenwald.
Ferner: Vereinsnachrichten, historische und archäologische Mitteilungen, Fundberichte, Literarisches zc.

Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Nr. 83 (Halle, 1904).
E. Egelhaaf: Landgraf Philipp der Großmütige.
W. Diehl: Martin Butzers Bedeutung für das kirchliche Leben in Hessen.

Touristische Mitteilungen aus beiden Hessen, 13. Jahrg. (1905), Nr. 10—13.
E. B.: Vom Dünsberg. Der Burgwald. Wanderung nach Laasphe.
J. Flach: Streifzüge durch das hessische Hinterland (Forts.).
E. Happel: Die fränkische Landwehr.
Paul Heidelbach: Altes über den Meißner.
Lge.: Aus der guten alten Zeit der Stadt Melsungen.
Wilhelm Lange: Mattium.
Ferner: Kleinere Beiträge, Mitteilungen aus den Vereinsgebieten usw.

Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten, VI. Jahrgaug, Heft 5.
Wilhelm Schoof: Beiträge zur Kenntnis der Schwälmer Mundart. I. Die Verbalflexion der Schwälmer Mundart.
Daniel Saul: Sprachproben aus Balhorn (Niederhessen).

Zentralblatt für Bibliothekswesen, XXII. Jahrg. (Juli 1905), Heft 7.
Georg Steinhausen: Der Neubau der Murhardschen Bibliothek der Stadt Kassel.

Detmold, November 1905.

Dr. Wilhelm Schoof.

Personalien.

Verliehen: dem Kreisarzt Dr. Heising in Borken der Charakter als Medizinalrat.

Ernannt: Amtsrichter Pitel in Homberg zum Amtsgerichtsrat; die Rechtsanwälte Peyser und Röver in Eschwege zu Notaren; Referendar Behring zum Gerichtsassessor; Pfarrer extr. Humburg zum Pfarrer in Heisebeck; Pfarrer Gerlach zu Besse zum Pfarrer in Niederdünzebach; Pfarrer Wissemann in Spielberg zum Pfarrer in Bieber; Pfarrer extr. Schäfer in Altenhaßlau zum Pfarrer in Schlierbach; Pfarrer extr. Rausch zum Pfarrer in Lingelbach; der frühere Assistenzarzt an dem Landkrankenhause zu Hanau Dr. med. Kranepuhl zum zweiten chirurgischen Arzt des Landkrankenhauses zu Kassel; der Regierungsbaumeister Jacob zu Eschwege zum Landesbauinspektor daselbst.

Geboren: ein Sohn: Dr. Schoenewald und Frau Rosy, geb. Gotthelft (Bad Nauheim, 3. Dezember); Landmesser Ungemach und Frau (Marburg, 7 Dezember); — eine Tochter: Gerichtsassessor Dr. Fritze und Frau Martha, geb. Pfeiffer (Berlin, 6. Dezember); Landmesser Gerhard Eimermacher und Frau Maria, geb. Veltmann (Kassel, 10. Dezember); Dr. Mangler und Frau Else, geb. Heck (Marburg, 12. Dezember); Fritz Esser und Frau, geb. von Fédotoff (Kassel, 16. Dezember).

Gestorben: Vermessungsrevisor Max Krause aus Kassel (Wiesbaden, 28. November); Lehrer August Stock, 59 Jahre alt (Fulda, 29. November); Eisenbahnbetriebssekretär Gerhard Hagius, 59 Jahre alt (Kassel, 4. Dezember); Bürgermeister Limmeroth (Baumbach, 6. Dezember); Pfarrer a. D. Georg Wilhelm Schimmelpfeng (Kassel, 7. Dezember); Fürstlich Thurn- und Taxisscher Geheimer Archivrat Dr. Cornelius Will (aus Fulda), 72 Jahre alt (Regensburg, Dezember); Privatdozent Dr. Viktor Willmann, 44 Jahre alt (Marburg, 9. Dezember); Frau Mathilde Schuchardt, 72 Jahre alt (Marburg, 12. Dezember); Stationsvorsteher Wilh. Friedr. Otto (Offenbach, Dezember); Fabrikant Adolph Rocholl (Jersey City, N.-J., 13. Dezember); Königlicher Opernsänger a. D. Max Zottmayr, 72 Jahre alt (Kassel, 13. Dezember); Oberstleutnant z. D. Moritz Liebe, 64 Jahre alt (Kassel, 14. Dezember); Stationsassistent I. Kl. a. D. Louis Freckmann (Kassel, 17. Dezember).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.

